This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L Soc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Erste und zweite Vereinsschrift für 1903.

Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann.
Ein Zeit- und Lebensbild.

Mit dem Bildnis Leopold Kaufmanns in Lichtdruck.

Köln, 1903.
Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). Festschrift z. Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewid. v. d. Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt M. 3,60. (Für Vereinsmitgl. u. Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. Festschrift zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlg. Preis: brochirt M. 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten u. Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Festschrift zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt M. 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—23. Band, 1880—1902, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausgegeben von Dr. H. Grauert. I. Band, 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900). 114 S. M. 2,—. 2. u. 3. Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—. II. Band. 1. Heft: Dr. Rob. Reichenberger, Wolfgang von Salm, Bischof von Passau. 84 S. M. 1,50. 2. u. 3. Heft: Dr. Franz Fastlinger, Die wirthschaftliche Bedeutung der Bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger. 182 S. M. 3,40.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 u. 108 Seiten groß 8°. Preis: je M. 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage, Band I., II., III, IV, Heft 1—6 (1900—1903).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1.—15. Band. 8°. Fulda 1888—1902. 16. Band, Heft 1.—2. 1903. Druck u. Commissions-Verlag d. Fuldaer Act.-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. v. der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte d. Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses u. Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustr. Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901.

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstr. 35—43, zu adressieren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die **Teilnehmer** nur den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die sämtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon** und das **Concilium Tridentinum**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Dritteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**

" der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Leopold Kaufmann

Oberbürgermeister von [illegible]

— 1821 — [illegible] —

Ein Zeit- und Lebensbild

Dr. Franz Kaufmann.

Mit dem [illegible] Leopold [illegible]

Köln 1903.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. [illegible]

Leopold Kaufmann

Oberbürgermeister von Bonn.

(1821—1898.)

Ein Zeit- und Lebensbild

von

Dr. Franz Kaufmann.

Mit dem Bildnis Leopold Kaufmanns in Lichtdruck.

Köln 1903.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

LSoc 1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY

Treat fund

Unsere raschlebende Zeit hält nur außerordentliche, auffallende Persönlichkeiten in der Erinnerung fest. Und doch, auch ein schlichteres Menschenleben ist des Andenkens wert, wenn es die Erlebnisse und das Empfinden vieler Zeitgenossen widerspiegelt. Um so mehr wird dies Leben merkwürdig, wenn es sich durch eigentümliche Fügungen und Ereignisse aus seiner Umgebung hervorhebt. Hier möchte wohl beides der Fall sein. Der Lebensweg, den die Vorsehung Leopold Kaufmann gehen ließ, zeigt manche besondere Wendungen und läßt doch zugleich die große Straße erkennen, auf der zahlreiche Bewohner der schönen Rheinlande im vergangenen Jahrhundert gewandert sind.

Für die Arbeit lag ein reiches Material vor. Zunächst mehr als 4000 Briefe und Briefentwürfe, teils von der Hand Kaufmanns, teils von seinen Angehörigen, Freunden und Bekannten. Eine seit der Verheiratung geführte Hauschronik Kaufmanns enthält vorzüglich Angaben über Familienereignisse und Reiseerlebnisse. Dazu kommen Aufzeichnungen von Reden, Vorträgen und Notizen aus verschiedenen Wissensgebieten. Neben diesen ungedruckten Quellen standen die von Kaufmann erstatteten Verwaltungsberichte der Stadt Bonn, sowie seine Veröffentlichungen in Zeitschriften und in Buchform zur Verfügung. Auch ist die von seinem ältesten Sohne herausgegebene Geschichte der Familien Kaufmann und von Pelzer hier zu nennen. Endlich wurden zeitgenössische Biographien und Memoiren, Gesamtdarstellungen des geistigen Strebens und Ringens im 19. Jahrhundert, sowie Tagesblätter, Zeitschriften und Parlamentsberichte ausgiebig zu Rate gezogen.

Bonn, im April 1903.

Dr. Franz Kaufmann.

Inhalts=Verzeichnis.

Seite

1. Kapitel. **Die Kindheit 1821—1833** 1-19

Die Heimatstadt Bonn. Die Familien Kaufmann und von Pelzer. Das Familienhaus. Aus kurfürstlicher und französischer Zeit. Peter Joseph Boosfeld. Vater und Mutter. Kindererinnerungen. Hausfreunde: Professor Joseph Ignaz Ritter; der Vetter Ernst von Schiller. Religiöse Anschauungen in damaliger Zeit. Ernst Förster und Berthold Auerbach. Der Pate Graf Leopold von Schlaberndorf.

2. Kapitel. **Gymnasial- und Universitätszeit 1833—1843** . 19-44

Das Bonner Gymnasium und seine Lehrer. Ludwig Schopen. Das Abiturienten=Examen. Verkehr mit der Familie des Galerie=Direktors Müller. Erste Wanderung nach Ahrweiler. Das Leben in der dortigen „Künstlerherberge". Die Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs Clemens August im Jahre 1837 und die verschiedene Beurteilung des „Kölner Ereignisses" in Bonn und Ahrweiler. Die Bonner Universität 1840. Studentische Freunde. Andrae=Roman. Der studentische Gesangverein. Die akademischen Lehrer. Gesangunterricht bei Johanna Mathieux. Die musikalischen Veranstaltungen der Frau Mathieux. Der Maikäferbund 1840. Gottfried Kinkel. Zur Beurteilung Johanna Kinkels. Ende der Universitätszeit.

3. Kapitel. **Beschäftigung Kaufmanns bei den Gerichten zu Koblenz. Uebertritt zur Regierung 1843—1848** . . 44-62

Das einjährige Dienstjahr. Das Auskultator=Examen. Berichte über Bonner Musikverhältnisse. Briefe der Düsseldorfer Maler aus Italien. Religiöse Stimmung Kaufmanns. Das Beethovenfest in Bonn 1845. Franz Liszt. Die Gründung der Bonner Concordia. Politische Briefe. Der Tod der Mutter 1847. Beratung mit von Schlaberndorf wegen des Uebertritts zur Regierung. Prüfung zum Regierungs=Referendar. Die Märztage des Jahres 1848 in Koblenz und Bonn.

Seite

4. Kapitel. **Tätigkeit Kaufmanns als Regierungsbeamter 1848—1851. Amtsantritt in Bonn** 62-88

Das Jahr 1848. Stimmung der Bevölkerung am Rhein. Kaufmann mit der Verwaltung der Bürgermeisterei Unkel beauftragt. Der Reichsverweser auf der Reise zum Kölner Dombaufest 1848. Amtliche Tätigkeit in Unkel. Sängerfeste für die deutsche Flotte. Neuwahlen für die Kammern 1849. Abschied von Unkel. Wieder in Koblenz 1849. Oberregierungsrat Franz Halm. Koblenzer Geselligkeit. Kinkels letzte Tage in Bonn. Kaufmann kommissarischer Landrat in Zell 1850. Die Mosel und ihre Bewohner. Neue und alte Freunde, Pfarrer Printz und Dr. Schauenburg. Die Stelle des Bonner Oberbürgermeisters wird frei. Bemühungen der Bonner Freunde. Verhinderung einer demokratischen Versammlung auf der Marienburg. Wahl Kaufmanns in Bonn. Die Mobilmachung des Jahres 1850. Antrittsrede Kaufmanns in Bonn 1851. — Verlobung und Verheiratung 1855.

5. Kapitel. **Aus der amtlichen Tätigkeit Kaufmanns als Bonner Oberbürgermeister** 88-116

Magistratsverfassung in Bonn. Ihre Abschaffung 1856. Beigeordnete und Stadtrat. Bevölkerungszunahme und Steuerverhältnisse. Die Anlage des Rheinwerftes und der Kanalisation. Armenwesen, Irrenanstalt, Spitäler. Die Schulen. Waisenkinder, Handwerker und Gesellen. Professor Dieringer und der Gesellenvater Kolping. Der Bonner Kirchhof. Das projektierte Denkmal für Friedrich Wilhelm III. Der Prinz von Preußen. Kaiser Friedrich als Student in Bonn. Der Bau des Landgerichtes. Der Kampf um den „alten Zoll".

6. Kapitel. **Die Konfliktszeit der 60er Jahre. Das Kriegsjahr 1866. Das Universitätsjubiläum 1868** 116-136

Präsentation Kaufmanns für das Herrenhaus 1861. Erste Session März 1861. Krönungsfeier in Königsberg. Der Verfassungs-Konflikt im Jahre 1862. Kaufmann unter den 17 „Verfassungstreuen" des Herrenhauses. Die fortschrittliche Opposition in Bonn. Untersagung eines Fackelzuges für Professor von Sybel. Das Kölner Abgeordnetenfest und der Zwischenfall bei der Einweihung des Arndt-Denkmales in Bonn 1865. Das Kriegsjahr 1866. Das Universitätsjubiläum 1868.

7. Kapitel. **Künstlerische, wissenschaftliche und musikalische Bestrebungen während der Bonner Dienstjahre** 136-153

Anfänge der Dürersammlung. Vereinigung Bonner Kunstfreunde. Förderung des Kupferstechers Joseph Keller. Das Bonner „Freundeskränzchen". Anstellung eines städtischen Musikdirektors. Der Beethoven-Verein. Wilhelm Joseph von Wasielewski. Beethoveniana. Bau der Beethoven-Halle. Der hundertste Geburtstag Beethovens. Die großen Musikfeste zu Ehren Beethovens 1871 und Schumanns 1873.

Seite

8. Kapitel. **Das Vatikanische Konzil und der Krieg von 1870/71** 153-177

Die religiösen Wirren vor dem Vatikanischen Konzil. Die Stellung Dieringers. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit im Juli 1870. Befürchtungen am Rhein beim Ausbruch des Krieges. Der Königswinterer Protest gegen den Beschluß des Konzils und seine Folgen, besonders für Dieringer. Die Tätigkeit Kaufmanns während des Krieges. Das Friedensfest am 22. März 1871. Die Entstehung des Altkatholicismus in Bonn. Die Brüder Reinkens und Karl Simrock. Die Bonner Kirchhofskapelle wird von den Altkatholiken benutzt. Die letzten Jahre Dieringers.

9. Kapitel. **Die Regierung verweigert der Wiederwahl Kaufmanns die Bestätigung 1875** 177-196

Einstimmige Wiederwahl 1874. Stimmung in Bonn. Die amtliche Vernehmung Kaufmanns durch den Kölner Regierungs-Präsidenten. Gegner und Freunde. Das Urteil des Geheimrats Professor Dr. Schaaffhausen zu Gunsten Kaufmanns. Verzögerung der Entscheidung. Die Bestätigung wird versagt, 8. Mai 1875. „An meine Mitbüger." Beurteilung des „Falles Kaufmann". Die Interpellation Windthorst. „Tätig und duldsam sein." Die Ansprache an den Erzbischof Paulus Melchers, 4. August 1875. Briefwechsel mit Windthorst.

10. Kapitel. **Die ersten parlamentarischen Jahre Kaufmanns. Höhepunkt des Kulturkampfes 1876—1881** 196-220

Aufstellung Kaufmanns als Kandidat für das preußische Abgeordneten-Haus (Herbst 1876) in den Wahlkreisen Neuwied-Altenkirchen und M. Gladbach. Wahlreisen. Die Gründung der Görresgesellschaft 1876; von Hertling und Professor Simar. Der Borromäusverein. In Berlin 1877. Antrag Kaufmann-von Schorlemer wegen Vorlegung einer Landgemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz und Westfalen. Von Sybel über die Nichtbestätigung Kaufmanns. Die Antwort Windthorsts. Eindrücke des parlamentarischen Lebens. Die Interpellation Marpingen betreffend, 16. Januar 1878. Kaufmann tritt für die königlichen Kunstsammlungen in Berlin und für die Düsseldorfer Akademie ein. Freunde in der Fraktion. Tätigkeit in Kommissionen. Die ersten Friedensgesetze 1880/81. Reise nach Italien 1881. Römische Tage.

11. Kapitel. **Die Anbahnung des kirchenpolitischen Friedens in Preußen 1882—1888** 220-247

Das zweite Friedensgesetz 1882. Die Bonner Generalversammlung der Katholiken Deutschlands 1881. Das Jahr 1883 und das dritte kirchenpolitische Gesetz. Stillstand 1884. Die Monographie über Albrecht Dürer 1881 und 1887. Dr. August Straeter. Zehn Vorträge von Philipp Veit. Ein Lebensbild Karl Müllers. Die „Bilder aus dem Rheinland" 1884. Neue kirchenpolitische Vorlage 1886. Die Entscheidung im Jahre

Seite

1887. Die Haltung des Centrums. Bismarck verurteilt den Kulturkampf. Tod der beiden Kaiser Wilhelm und Friedrich. Die erste Eröffnung der Kammern durch Kaiser Wilhelm II. am 27. Juni 1888. Kaufmann legt sein Mandat nieder, seine Gründe.

12. Kapitel. Lebensabend und Tod 247-255

Die Wiederherstellung der Bonner Münsterkirche. Aufenthalt in Rom im Frühjahr 1892. Schwere Verluste. Geistige Frische und Beschäftigung mit Kunst und Literatur. Die erste Mahnung an den Tod 1896. Letzte Krankheit und Tod, 27. Februar 1898.

Erstes Kapitel.

Die Kindheit. 1821–1833.

Die Heimatstadt Bonn. — Die Familien Kaufmann und von Pelzer. — Das Familienhaus. — Aus kurfürstlicher und französischer Zeit. — Peter Joseph Boosfeld. — Vater und Mutter. — Kindererinnerungen. — Hausfreunde: Professor Joseph Jgnaz Ritter; der Vetter Ernst von Schiller. — Religiöse Anschauungen in damaliger Zeit. — Ernst Förster und Berthold Auerbach. — Der Pate Graf Leopold von Schlabernborf.

An den gesegneten Ufern des Rheines, wo der mächtige Strom das einengende Felsental verläßt, liegt die alte, von den Römern gegründete Stadt Bonn. Dem von Köln zu Schiff ankommenden Reisenden erscheint sie wie die Wächterin am Tor des gepriesenen rheinischen Paradieses, als dessen Mittelpunkt mit seinen edlen und mannigfaltigen Formen das Siebengebirge aus dem Schoße der Erde emporsteigt [1]). Von einer früheren Bastion der Bonner Festungswerke, dem „alten Zoll", blickt das Auge mit Entzücken auf diese Hügel, die Karl Simrock „die Bonner Alpen" genannt, und die Wilhelm von Schadow nicht mit Unrecht mit den verwandten Formen des Albanergebirges verglichen hat. Wie ein See breitet sich der Rhein zu Füßen der sieben Berge aus, belebt durch zahlreiche Schiffe und Kähne. Die Ufer sind geschmückt durch freundliche Ortschaften, die sich in der üppigen Pracht der Obstbäume fast verbergen. Altertümliche Kirchtürme schauen daraus hervor, von denen am Sonntag der melodische Klang der Glocken durch das Rheintal ertönt.

Wer die Stadt Bonn selbst überschauen will, der steige zum stillen Kreuzberg hinan. Da breitet sich vor ihm die liebliche Bonna aus, in Gärten gebettet, inmitten das mächtige, fünftürmige Münster und das alte kurfürstliche Schloß. Jenseits des Rheines erhebt sich ernst der

[1]) Simrock, Das malerische und romantische Rheinland. 4. Aufl. Bonn 1865, S. 342.

einzigartige Bau der Doppelkirche von Schwarz-Rheindorf, und in der Ferne mahnt von einem Bergkegel die frühere Abtei Siegburg an den großen Erzbischof Anno, dessen Gebeine jetzt die Pfarrkirche zu Siegburg in kostbarem Schreine hütet. Zur Linken dehnt sich die fruchtbare Rheinebene aus; wie ein silbernes Band durchwindet der Strom die saatenreichen Fluren, am fernen Horizont steigt, als Wahrzeichen des Landes, der majestätische Bau des Kölner Domes gegen Himmel.

Wenn der Besucher Bonns sich die Stadt selbst anschaut, nimmt es ihn wunder, daß von dem hohen Alter des Ortes eigentlich nur mehr das ehrwürdige Münster zeugt. Schwere Belagerungen, besonders die vom Jahre 1689, haben alle anderen Erinnerungen aus alter Zeit fast spurlos hinweggerafft. Als Zeugen einer zweiten Blüteperiode, die sich an die Verlegung der kurfürstlichen Residenz von Köln nach Bonn anknüpft, bewahrt die Stadt die vornehmen und umfangreichen Gebäulichkeiten der ehemaligen kurfürstlichen Residenz, die jetzt der Universität als Heimstätte dienen, und im nahen Poppelsdorf das anmutige Lustschloß Clemensruhe.

Im Jahre 1794 rückten die Franzosen heran. Der letzte Kurfürst Max Franz verließ am 2. Oktober 1794 die Stadt „mit tränenden Augen und segnender Hand", nachdem er zehn Jahre in Bonn geweilt hatte. Für die Stadt kamen harte Zeiten; erst unter der neuen preußischen Herrschaft fing sie an, sich von den schweren Schlägen zu erholen. In ruhiger, aber steigender Entwickelung hat sie sich jetzt wieder zu einer ansehnlichen und reichen Stadt emporgearbeitet.

In dieser Stadt wurde Leopold Ernst Kaufmann am 13. März 1821 als der Jüngste von sieben Geschwistern geboren. Die Vorfahren seiner Eltern hatten in der Stadt Bonn und im Kurstaat Köln angesehene Aemter bekleidet, und die Familie war mit der Geschichte und den Geschicken der Stadt innig verwachsen. Kaufmann hat selbst einmal gemeint, ein Wort Springers über die Familie Dahlmann[1]) „ließe sich mutatis mutandis auch auf seine Familie anwenden": „Des Rechtes kundig, in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten erfahren und mit der Führung derselben regelmäßig betraut, Doktoren der Rechte, Senatoren, Bürgermeister sind sie in ihrer ganzen Sippe gewesen, soweit unsere Kunde von ihnen reicht . . . Stark und zähe hingen sie, wie nur reichsstädtische Patrizier, an der engeren Heimat . . ., sie können nicht anders, als in unmittelbarem Dienste ihrer Mitbürger wirken."

Das über Bonn durch die Franzosen hereinbrechende schwere Schicksal hat auch die Familie Kaufmann hart getroffen. Aemter und Stellungen gingen verloren und auch der alte Wohlstand hatte gelitten.

---

[1]) Springer, Friedrich Christoph Dahlmann, Leipzig, Hirzel 1870, Bd. 1, S. 3.

Die Mutter Kaufmanns, eine geborene Maria Josephine, Maximiliane von Pelzer, hatte in jenen Tagen frühzeitig den Tod ihres Vaters beklagen müssen. Es war der kurkölnische Geheimrat Johann Tillmann von Pelzer, der am 9. Oktober 1794 mit anderen kurfürstlichen Beamten nach Arnsberg in Westfalen übergesiedelt war, wohin das kurkölnische Ober-Appellationsgericht, dessen Mitglied er war, wegen der Kriegsnot verlegt wurde. Dort ist er in der Fremde gestorben. Die Briefe, welche Pelzer aus Arnsberg an die Seinen in Bonn schrieb, sind veröffentlicht [1]) worden. Man sieht daraus, wie ein tüchtiger, verständiger Mann gerade aus den Kreisen, welche durch die Bewegung am meisten berührt wurden, die Ereignisse jener Jahre mit Wünschen, Sorgen, Entwürfen und Hoffnungen von Tag zu Tag begleitet hat. Mit ganzer Seele hingen diese kurkölnischen Beamten an ihrem geistlichen Fürsten und an der rheinischen Heimat, und lebhaft äußert Pelzer seine Sehnsucht nach der Rückkehr an den Rhein, zu den an seinen Ufern wohnenden Geliebten. Der letzte Brief an seine Frau ist vom 14. März 1798. Er schließt mit den Worten: „Wann? Wann werde ich einmal wieder mit Dir reden und Dir erzählen, wie oft ich an Dich gedacht und nach unserer alten Lage geseufzet habe?“ Auf diese Frage gab es keine Antwort mehr. Von der Hand der Witwe ist die Nachschrift beigefügt: „Am 21. März nachts zwölf Uhr starb dieser liebe Mann an einem Schlag, mit allen Sakramenten versehen, im 60. Jahre seines Alters. Er betrübte mich nur einmal, nämlich durch seinen Tod. Dies war der letzte Brief, den ich mit tausend Tränen benetzte.“

In der Familie wurden diese Briefe als ein teures Andenken gehütet und die Enkel lauschten gespannt den Erzählungen der Mutter und Großmutter, durch welche der Bericht des Großvaters den aufhorchenden Zuhörern erklärt und ergänzt wurde.

Auch die Frau des Geheimrat von Pelzer, die Großmutter Leopold Kaufmanns, war eine Bonner Beamtentochter. Ihr Vater war der Platzmajor Freybütter, der „wegen freisinniger, allzu liberaler Grundsätze“, wie sich die Familientradition ausdrückte, zu den Servitenpatres auf den Kreuzberg bei Bonn verbannt worden war, wo er am 6. August 1772 starb. Für die Enkel bewahrte darum der Kreuzberg einen ganz besonderen, geheimnisvollen Reiz. Die Leiche des Urgroßvaters, so hörten sie erzählen, war dort im Totenkeller der Kirche in voller Uniform bei den Mönchen beigesetzt worden.

---

[1]) Hermann Hüffer, Rheinisch-Westphälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. Briefe des kurköln. Geh.-Raths Johann Tillmann von Pelzer aus den Jahren 1795—1798, mit Erläuterungen. Bonn 1873, Cohen. (Erschien auch im 26. Heft der Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 1873.)

Aus dem Besitze der Familie von Pelzer stammte auch das Haus, in dem Kaufmann seine Jugend verlebte. Das stattliche Gebäude „zum güldenen Kopf" lag am Remigiusplatz, der jetzt Römerplatz genannt wird, weil dort die von Kanonikus Pick der Stadt geschenkte Ara Ubiorum eine Zeitlang Aufstellung gefunden hatte. Erst vor einigen Jahren ist das Haus in der allgemeinen Umwälzung, die Bonn durch Neubauten erfahren hat, verschwunden.

Das Haus, an welches sich so manche ernste und frohe Erinnerung knüpfte, war geräumig. Es besaß einen schönen Saal, 19 Zimmer, 5 Kammern und viele Gelasse für die Haushaltung. Der Saal, dessen Fenster nach der 1806 abgebrochenen Remigiuskirche schauten, hatte einen schönen Kamin aus schwarzem Marmor; japanisches Porzellan und kunstvoll geschnitzte Rokokostühle dienten ihm zur Zierde. Sechs Szenen aus der Oper „Ariadne auf Naxos", vom Hofmaler Marteleux, bedeckten die Wände. Die Kriegszeiten haben den „güldenen Kopf" manchen Schmuckes beraubt. Französisches Kriegsvolk hat einmal ein halbes Jahr lang dort in Quartier gelegen. Auch zwang die Geldnot, zur Bezahlung der hohen Kriegskontributionen manches kostbare Stück Silberzeug still zu verkaufen.

Aber auch vom alten Kurstaat, von glänzenden Festen, dem lebhaften Verkehr der Fürsten und der Beamten konnte das Haus erzählen. Es hatte damals glückliche Tage gesehen. Besonders war dort die Musik gepflegt worden. Eine Schwester des Geheimrat von Pelzer war mit dem Hofkammerrat Johann Gottfried von Mastiaux verheiratet gewesen, der im Bonner Musikleben eine beachtenswerte Rolle spielte [1]). Seine Tochter Amalie, eine geistvolle und originelle Persönlichkeit, die spätere Frau von Grub, hat noch den Unterricht Beethovens genossen.

Als Zeugnis der lebhaften Beschäftigung der Familie mit der schönen Literatur bewahrte man eine wohl ausgestattete Bibliothek deutscher und französischer Klassiker. Zahlreiche Freunde, wie der Staatsrat Fischenich, Boosfeld u. a., verkehrten damals in dem gastlichen Kreis.

Die französische Zeit hat all das jäh zerstört und auseinandergetrieben. Nur wenige Beamten blieben in Bonn. Darunter war Peter Joseph Boosfeld, der im Hause seines Freundes Tillmann von

---

[1]) In Thayers Leben Beethovens, 2. Aufl., bearb. u. ergänzt von Hermann Deiters, Berlin, Weber, 1901, S. 89 u. 90, finden sich darüber nähere Angaben. Mastiaux gab große musikalische Feste, korrespondierte mit vielen Musikern, darunter auch mit Joseph Haydn, und besaß eine ungewöhnliche Menge von Musikalien und Musikinstrumenten; vgl. auch Leopold Kaufmann, Bilder aus dem Rheinland, Köln 1884, Bachem: „Die Pflege der Musik an dem Hofe der letzten Kölnischen Kurfürsten", S. 221.

Pelzer wohnte. Unter der kurfürstlichen Herrschaft war Boosfeld ein Günstling des allmächtigen Ministers von Belderbusch gewesen. In den Stürmen der Revolution schützte sein Einfluß die ihm befreundete Familie, in der er nach dem frühen Tode seines Freundes von Pelzer Vaterstelle vertrat. Die Franzosen machten ihn zum Maire von Bonn, er aber zog sich bald von dieser Stellung zurück. Aber schon 1804 wurde Napoleon bei seiner Anwesenheit in Bonn auf ihn aufmerksam und ernannte ihn zum Unterpräfekt des Arrondissement Bonn. Auch die neue preußische Regierung gewann später den geschickten, tüchtigen Mann; er wurde Präsident des in Bonn errichteten Tribunals erster Instanz. Am 28. Mai 1819 erlag er einem Schlagfluß.

Hermann Hüffer hat die ausgebreitete Bildung Boosfelds, besonders seine Belesenheit in der deutschen und französischen Literatur, hervorgehoben und seine Briefe zu den besten gerechnet, die damals in den Rheinlanden geschrieben wurden [1]). Durch ihn wurde unter der französischen Herrschaft das Haus am Römerplatz von neuem ein Sammelplatz für die Gesellschaft. Die Präfekten Alexander Lameth [2]) und Adrian Lezay-Marnesia wurden dort bewirtet. In den Briefen Lezay-Marnesias an den Freiherrn von Gudenau [3]) nennt der Präfekt den Vater Leopold Kaufmanns, der die einzige Tochter Pelzers geheiratet hatte und als Maire in Meckenheim bei Bonn tätig war, „einen Mann von anerkannter Fähigkeit, dessen Rechtlichkeit allgemein geschätzt werde", und er bittet aus der Ferne den Freiherrn von Gudenau: „de dire mille choses obligeantes pour moi à Monsieur Kaufmann".

Auf die Geistesrichtung des Pelzerschen Hauses, besonders auf die Mutter Kaufmanns, hat Boosfeld großen Einfluß gehabt. Ueber seine religiösen Ansichten gewährt sein Briefwechsel mit den Münsterschen Freunden, dem Geheimrat von Druffel und anderen, einen Einblick. Man findet da ein Zusammenstoßen verschiedener religiöser Anschauungen, eines entschiedenen Katholizismus, wie er dem Münsterschen Kreis jener Tage eigen war, und einer Stimmung, die für Bonn charakteristisch ist, ein zwar eifrig strebendes religiöses Gefühl, das aber nicht zur vollen Klarheit und Bestimmtheit gelangen konnte. Die ungünstige Einwirkung Rousseaus läßt sich bei Boosfeld deutlich nachweisen. Er hatte nämlich

---

[1]) Vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 13 u. 14, 1863, S. 18: „P. J. Boosfeld und die Stadt Bonn unter französischer Herrschaft."

[2]) In den im „Bonner Archiv", 1889/90 Jahrgang I, abgedruckten „Zwei Bonner Chroniken" heißt es: „1805 15 Juny Ankunft von Lameth, 17 Juny Dejeuner bei Mad. Pelzer."

[3]) Vgl. den Aufsatz Hermann Hüffers über den Präfekten Lezay-Marnesia. Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein, 1895, Heft 61, S. 45 u. 54.

die Gewohnheit, seine Bücher mit handschriftlichen Bemerkungen zu versehen; man bemerkt in seinem Exemplar von Rousseaus Werken die Anstrengungen und Bedrängnisse eines Geistes und Herzens, die bei aufrichtiger Ehrfurcht und Liebe für die christlichen Wahrheiten doch des Zweifels sich niemals ganz entschlagen konnten.

Seine Erziehungsgrundsätze waren streng, Herzensreinheit, Milde und Gütigkeit bildeten das erstrebte Ziel seiner Bemühungen. Er selbst leitete sehr vorsichtig die Einführung der einzigen Tochter seines Freundes in deutsche und französische Literatur, weckte die Liebe zur Musik und erfreute sich, lange bevor Arnim und Brentano des Knaben Wunderhorn herausgaben, mit dem jungen Mädchen am Gesang rheinischer Volkslieder.

Der Vater Leopold Kaufmanns, Franz Wilhelm August Nepomuk gehörte einer alten, seit Ende des 15. Jahrhunderts in Bonn nachweisbaren Familie an [1]). Er war der Sohn des Hofkammerrats Mathias Joseph Kaufmann, der neben anderen Aemtern auch im Jahre 1776 die Wahl als Schöffenbürgermeister angenommen hatte, ein Amt, das auch schon sein Vater Peter Joseph Kaufmann bekleidet hatte.

Als Bürgermeister sprach Mathias Joseph Kaufmann bei der Feier der Errichtung der Universität (am 20. November 1786) dem Kurfürsten Max Franz den Dank der Bürgerschaft aus und wurde ihm die Stellung eines „Amtmanns" der Universität übertragen. Max Franz schätzte den tüchtigen Beamten, nahm öfters seinen Rat in Anspruch und zeigte sich wiederholt durch Geschenke dankbar. Ein wertvoller, chinesischer Schrank, der vom Kurfürsten stammt, ist noch im Besitz der Familie.

Nach dem Zusammenbruch des Kurstaates wurde Mathias Joseph Kaufmann zum Mitglied der neu errichteten Munizipalität in Bonn ernannt, legte die Stelle aber bald nieder und verweigerte die Annahme des Gehaltes. Als am 24. September 1799 der französische Gouvernements-Kommissar Lakanal, um der Gärung in den unterdrückten Provinzen zu begegnen, das berüchtigte Aufruhr- oder Geiselgesetz vom 24. Messidor VII (12. Juni 1798) verkündigen ließ, wurde auch Kaufmann unter den Verdächtigen genannt und entzog sich mit Boosfeld und anderen der Verhaftung durch die Flucht. Spätere Anträge der französischen Regierung um Uebernahme eines Amtes lehnte er ab, auch die Stelle als Maire wies er zurück. Er starb am 19. Oktober 1811.

Seine Frau, die Großmutter Leopold Kaufmanns, war eine geborene Rubens. Sie entstammte einer alten, rheinischen Beamtenfamilie,

[1]) Vergl. Dr. Paul Kaufmann, Zur Geschichte der Familien Kaufmann und von Pelzer. Beiträge zur rhein. Kulturgeschichte. Bonn, Hanstein 1897 Ich benutzte dies Werk vielfach. Vergleiche auch desselben Verfassers Beiträge zur Geschichte rheinischer Familien, 6. u. 7. Jahrg. der „Rheinischen Geschichtsblätter".

die sich der Herkunft von dem großen Maler Peter Paul Rubens rühmte. Sie war eine ernste Frau, die den Tod ihres Lieblingssohnes, des Vaters Leopold Kaufmanns, nie verschmerzen konnte. Oft hörten die Enkel während der Nacht ihre Klagerufe um den früh verlorenen Sohn. Sie zog sich später auf ein Landgut in Endenich zurück, wo sie 1839 starb. Je älter sie wurde, um so mehr erregte sie die Scheu der Kinder. Sie wußte vortrefflich aus den vergangenen Zeiten zu erzählen, dann leuchteten ihre dunklen, stechenden Augen, sie erhob sich und begleitete ihre Erzählungen durch lebhafte Bewegungen.

Den Vater hat Leopold Kaufmann früh verloren. Franz Kaufmann war am 24. Juli 1787 geboren, besuchte als Jurist die Universität Würzburg, an der auch schon sein Vater studiert hatte. 1808 ging er zur Vollendung seiner Studien an die von den Franzosen neu errichtete Rechtsschule in Koblenz. Dann trat er in französische Dienste, ein Entschluß, dem sich sein Vater nicht widersetzte, da eine nahe Aenderung der politischen Verhältnisse nicht vorauszusehen war. 1809 übernahm Kaufmann die Verwaltung der Bürgermeisterei Antweiler an der Ahr, ein halbes Jahr später die Stelle des Maire von Adendorf, mit dem Wohnsitz in Meckenheim.

Alexander Kaufmann erzählt in den Familienerinnerungen [1]: „Man prophezeite ihm allgemein eine Carrière, als er einmal die freundliche Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte. Als derselbe vor dem russischen Feldzuge Bonn passierte, erwarteten ihn an der Höhe die berittenen Maires der Gegend. An der Höhe angekommen, bemerkte der Kaiser, man möge seiner Pferde wegen bei der Einfahrt in die Stadt keine Trommel rühren. Unser Vater, der ein trefflicher Reiter war, sprengte im Nu mit dieser Meldung an das Stadttor und befand sich ebenso rasch wieder vor dem kaiserlichen Wagen, um Rapport abzustatten. Napoleon war ihm darauf sehr artig und soll sich in freundlicher Weise über die Gewandtheit und Schönheit des jungen Maire von Adendorf ausgesprochen haben."

Am 12. April 1809 hatte sich Franz Kaufmann mit Josephine von Pelzer verehelicht. Aus der Ehe stammten 7 Kinder. Die erste Tochter, Julie, vermählte sich 1827 mit Johann Hermann Hüffer, Geh. Regierungsrat und Oberbürgermeister von Münster in Westfalen. Die Verbindung mit dieser Familie hatte schon länger bestanden, Boosfeld hatte sie vermittelt. Er hatte im Frühling des Jahres 1800, unzufrieden mit den neuen Bonner Verhältnissen, ein halbes Jahr in Münster zugebracht und bei Hüffers gewohnt. Die Einsegnung des Ehebundes zwischen Hüffer

---

[1] Vgl. Zur Geschichte der Familien Kaufmann und von Pelzer S. 24.

und Julie Kaufmann vollzog ein naher Freund des Kaufmannschen Hauses, der Professor der Kirchengeschichte in Bonn, Joseph Ignaz Ritter. Außer Julie waren noch zwei Töchter, Auguste und Karoline, vorhanden, von den vier Söhnen starben zwei im jugendlichen Alter, die anderen sind der bekannte Dichter Franz Alexander Kaufmann, der spätere Löwensteinsche Archivrat in Wertheim, und Leopold.

Nach dem Sturz der französischen Herrschaft hatte sich Franz Kaufmann nach Bonn begeben. Es scheint, als ob die neue politische Wendung ihm nicht zugesagt habe. Deshalb lehnte er auch die Uebernahme in den preußischen Staatsdienst ab und zog es vor, sich in industrielle Unternehmungen einzulassen, wozu er bei seinem genialen Wesen aber durchaus nicht der Mann war. Er pflegte deshalb auch bald viel mehr geistige Interessen und trat mit manchen der neu nach Bonn kommenden bedeutenden Persönlichkeiten in Verbindung. Darunter waren auch die Weimarschen Literaturfreunde Ridel und Einsiedel, welche nach Errichtung der Universität in Bonn einige Zeit lebten. Kaufmann dachte in seinen letzten Lebensjahren daran, sich um den Lehrstuhl für französisches Recht zu bewerben, ein Plan, den der Kurator der Universität, von Rehfues, unterstützte. Doch ehe dieser Gedanke zur Ausführung kam, begann er zu kränkeln und starb, kaum 36 Jahre alt, am 8. September 1823.

Schriftstellerische und dichterische Tätigkeit waren ihm nicht fremd geblieben. Die Ungunst der Verhältnisse, der jähe Wechsel der politischen Ereignisse, das Unbehagen in einem ihm nicht zusagenden Beruf haben Franz Kaufmann nicht zu seiner vollen Entwickelung kommen lassen. Schloß er sich auch nicht gleich dem neuen preußischen Regime an, so hat er doch seine deutsche Gesinnung nie verleugnet und sie auch unter der französischen Herrschaft bewahrt, wie denn überhaupt unter den Bewohnern der alten Residenzstadt Bonn nach dem unparteiischen Urteil Rehfues' „nie die ersten Ideen, welche die französische Revolution in den Umlauf brachte, einen bedeutenden Anhang fanden. Bei weitem die Mehrzahl blieb dem treu, was altes Recht und die Dankbarkeit von Jahrhunderten geheiligt hatte" [1]).

Daß Franz Kaufmann, wie manche seiner Landsleute, sich anfangs der neuen preußischen Herrschaft gegenüber zurückhaltend verhielt, lag nicht zum wenigsten in der Persönlichkeit Napoleons, die nicht verfehlt hatte, auf viele Gemüter einen fast magischen Eindruck auszuüben. Leopold Kaufmann hat bei seinen lokal-historischen Forschungen für diese Tatsache mannigfache Bestätigung gefunden. Beispielsweise hörte er von seinem Freunde Karl Simrock, daß in dessen Elternhaus zu damaliger

[1]) Vergleiche die Schrift Rehfues' von 1814 zu Gunsten der Wahl Bonns als Sitz der Rheinischen Hochschule.

Zeit nur französisch gesprochen wurde, daß der Vater Simrocks ein begeisterter Bewunderer Napoleons gewesen sei [1]. Freilich muß bemerkt werden, daß seit 1809 in den Rheinlanden die Stimmung gegen die Franzosen ungünstig wurde, weil die Tätigkeit der französischen Regierung eigentlich nur in dem Bemühen bestand, die Steuern einzutreiben, die Konskribierten zusammen zu bringen und durch peinlichste Handhabung der Polizei allen Unruhen vorzubeugen.

Das war die bunte Welt der Erinnerungen, von der die Kindheit Leopold Kaufmanns erfüllt war. Vor dem empfänglichen Blicke des Kindes standen Bilder der Vergangenheit, sonnig und traut, das Scheiden einer versinkenden Welt, die viel des Schönen und Edlen besessen hatte; aber auch düstere und schauerliche Scenen, Untergang und Zerstörung, ein blutiges Ringen und Kämpfen. Tröstlich zog das Morgenleuchten einer neuen Zeit hinauf, es weissagte eine bessere Zukunft.

Die Kindheit, die Kaufmann in seiner Heimat verlebte, war eine glückliche. Die Liebe und Erziehung des Vaters hat er zwar entbehren müssen — Leopold zählte etwas mehr als zwei Jahre, als man den allzufrüh verstorbenen Vater zur letzten Ruhe geleitete —; was ihm dadurch gefehlt hat, suchte die Mutter nach Möglichkeit zu ersetzen. Sie war eine zartbesaitete, milde und gemütvolle Frau. Sorgen und Mühen blieben ihr, die früh mit ihren Kindern allein dastand, nicht erspart. Sie hat sich dabei ein heiteres, freundliches Wesen bewahrt. Sie meinte selbst einmal, daß dies eine glückliche Mitgift der Rheinländer sei, „die bis ins Alter fröhlich bleiben".

Freunde und Verwandte standen ihr in der Erziehung der Kinder zur Seite, so der spätere Justizrat Jakob Lamberz, ein Jugendfreund ihres Mannes, „ein treuer, zuverlässiger Berater, der uns nie im Stich gelassen". Auch ist zu nennen Professor Joseph Ignaz Ritter, der von 1823 bis 1830 im Kaufmannschen Hause auf dem Römerplatz wohnte. Nur mit großer Trauer sah man ihn als Dompropst nach Breslau scheiden. Kaufmanns Mutter schrieb damals an ihre Tochter Julie Hüffer: „Ritter will weg, Du kannst dir gar nicht denken, wie mir das schwer fällt, er ist doch unser treuester Freund." So oft Ritter später an den Rhein kam, stieg er bei den Freunden ab. Der Dogmatiker Heinrich Klee, der 1829 nach Bonn kam, zog nach dem Weggang Ritters in dessen Wohnung. Es wurde lebhaft bedauert, als er 1839 nach München übersiedelte. Namentlich die beiden Söhne des Hauses hatten sich an den bedeutenden Mann angeschlossen, der sich viel mit ihnen beschäftigte und dem sie manche Anregung verdankten.

---

[1]) Nach einer Erzählung Simrocks vom 10. Mai 1874.

Die Wohnung auf dem Römerplatz gewährte den Kindern rechten Raum für ihre heiteren Spiele; im Hof stand ein breitästiger Kastanienbaum, aus dessen Zweigen die munteren Knaben die Gärten der Nachbarschaft beobachten konnten. Auch ein altertümliches, mit Bildern ausgeschmücktes Gartenhaus und ein Kelterhaus, das im alten Bonn in jeder größeren Familie als unentbehrlich galt, erregten das Interesse der Kinder. Ihr Lieblingsplatz war aber das sogenannte „Stüvchen“, ein kleines Zimmer neben der Küche, wo eine treue Seele hauste, die wie ein Glied der Familie betrachtet wurde. Der Geheimrat von Pelzer hatte als Gespielin für seine einzige Tochter ein Bonner Bürgermädchen angenommen, Elisabeth Reimann, die durch drei Generationen in der Familie verblieb und eine Dienstzeit von 63 Jahren erreichte. Die Mutter von Pelzer hatte ihr vor ihrem Tode im Testament eine Rente ausgesetzt und hinzugefügt: „Ich hoffe und wünsche, daß meine Tochter und Lischen zusammen bleiben; dies wäre für beide nützlich, doch müssen sie dies untereinander ausmachen. Lebt glücklich, bis ich euch im Himmel wiedersehe.“ Elisabeth Reimann blieb bei ihrer Jugendgespielin in Diensten und später bis 1855 bei deren Kindern. Die letzten Lebensjahre war die treue Magd Ehrengast im Hause Leopold Kaufmanns. Von den Enkeln und den Urenkeln ihres ersten Herrn zu Grabe getragen, wurde ihre Leiche auf dem Bonner Friedhof in der Gruft ihrer Jugendgespielin beigesetzt.

In dem „Stüvchen“ fanden die Kinder stets ein freundliches Wort und hörten mancherlei aus den alten Zeiten. Hier wurden die Wünsche beraten, die man dem „heiligen Mann“, dem St. Nikolaus vortragen wollte, denn eine Bescherung und der Christbaum zu Weihnachten waren im alten Bonn eine unbekannte Sitte, die sich erst in späteren Jahren einbürgerte. Ein ortskundiger Verwandter der Jungfer Reimann machte hier die Kinder in umständlichen Erzählungen mit dem geheimnisvollen Bonner Geisterspuk bekannt; er erzählte dann die jetzt längst vergessenen Geschichten, vom Malztier, vom Jesuit ohne Kopf, von dem feurigen Geist des Ministers von Belderbusch, der im Siebengebirge ruhelos umherirrt. Wenn dann die Kinder halb zaghaft, halb ungläubig Zweifel gegen diese Berichte äußerten, bestärkte der Meister Ritterrath seine Erzählung durch das stereotype Wort: „Ja, Kinder, es spukt mehr als ihr denkt — Katzen sind Hexen.“ Ein Enkel des Meisters Ritterrath, der früh verwaiste Jakob Letellier, war der ständige Gespiele Kaufmanns. Von Ernsthausen hat in seinen Erinnerungen [1]) von dem

[1]) Von Ernsthausen, Erinnerungen eines preußischen Beamten. Leipzig und Bielefeld Velhagen und Klasing. 1894. S. 85 u. flgde.

musikalisch fein gebildeten jungen Manne, den er in Koblenz kennen lernte, eine warmgehaltene Schilderung entworfen.

Der Römerplatz vor dem elterlichen Hause bot manches Anziehende für das Kindergemüt. Dort saß bei jedem Wetter die „isere Grieth“ und handelte mit Dingen, die für Kinder von Bedeutung sind, mit Zuckerbrot, Aepfeln und Nüssen. Dort wurde zu Ostern ein Jahrmarkt gehalten, der von der ganzen Stadt besucht wurde. Die größte Freude der Kinder war es dann, nach alter Sitte mit Ostereiern zu „kippen“.

Unter der Schuljugend — Leopold besuchte zuerst die Volksschule — gab es wie überall in kleineren Orten verschiedene Parteien. Kaufmann schloß sich der jugendlichen Schar an, die den Römerplatz zum Standquartier hatten; mit ihnen rivalisierten die Jungen, die um den Münsterplatz wohnten.

Kaufmann erzählte gern von seinen Erlebnissen in der Volksschule, der er stets seine Vorliebe und in späterer amtlicher Tätigkeit seine besondere Sorge angedeihen ließ. Er hielt für Söhne aus besseren Familien den Besuch der Volksschule schon deshalb für zweckmäßig, damit sie von Jugend auf lernten, sich mit den Bedürfnissen und Anschauungen anderer Kreise vertraut zu machen. Seine Söhne mußten später alle, bevor sie das Gymnasium besuchten, die erste Klasse der Volksschule besucht haben. Auch wünschte er, daß seine Kinder in der Volksschule durch den Verkehr mit den Schulkameraden das Sprechen des Volksdialektes, des sogenannten Plattdeutschen, lernen möchten.

Unter den Lehrern war namentlich einer, Laufenberg mit Namen, der es verstand, die Schüler an sich zu ziehen und auf sie einzuwirken. Er war der Verfasser eines „Leitfadens über die preußische Geschichte“. Das bot des öfteren Anlaß, im „Stüvchen“ die antipreußischen Gesinnungen der Jungfer Lis und ihrer Verwandten, die noch immer zu Oesterreich hielten und verächtlich von den „hungerigen Preußen“ sprachen, zu bekämpfen.

In dem niederen Handwerkerstande und bei den anderen kleinen Gewerbetreibenden, die alle von dem reichen kurfürstlichen Hofe gelebt hatten, erhielt sich nämlich noch lange die Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus, dem der letzte Kurfürst angehört hatte. Konditoren, Juweliere, Tapezierer, Anstreicher und andere Handwerker hatten gern in Wien ihre hohe Schule gesucht, und viele persönliche Beziehungen bestanden zwischen Bonn und der Kaiserstadt, die auch Beethoven in früher Jugend seiner Heimat entführte[1]. Auch die persönlichen

---

[1]) Vgl. L. Kaufmann, Bilder aus dem Rheinland. Köln, Bachem. 1884. Napoleons letzte Anwesenheit in Bonn am 6. November 1811. S. 201.

Sympathieen für den letzten Kurfürsten waren noch lange in Bonn lebhaft. Max Franz ist ein liebenswürdiger, gewissenhafter Regent gewesen, der tüchtige Beamte auswählte und für die geistige und materielle Hebung der Residenz viel getan hatte.

Von den Familien aus der kurfürstlichen Zeit hörte Kaufmann als Kind vielfach noch erzählen. In den großen Umwälzungen waren die meisten derselben verschwunden. Unter den wenigen in Bonn zurückgebliebenen, welche die böse Zeit glücklich überwunden hatten, waren mit Kaufmanns besonders befreundet die Familien Lamberz und Oppenhoff. Nach alter Sitte nannte man sich untereinander nicht anders als Vetter und Base. Die schönen Weingüter dieser Freunde in Kessenich und Endenich gewährten den Kindern die Freuden der Weinlese und der nicht minder heiteren Kirmeßfestlichkeiten, bei denen sich stets eine große Gesellschaft zusammenfand. Aus dem Jahre 1833 liegt eine Schilderung der Mutter vor, die über eine Weinlese bei Lennés handelt. Der spätere Generaldirektor der königlichen Gärten in Potsdam, Peter Joseph Lenné, entstammte dieser Familie Die Lese wurde in Honnef gehalten, wo die Freunde ein Weingut besaßen. Die Mutter war mit allen Kindern dort gewesen. „Wie die Lese anfing, wurden die Glocken zum Aufbruch geläutet, eine Fahne ging voran; nun folgte ein Kind als Bacchus gekleidet, dann paarweise die Winzer und Winzerinnen, alle mit Reblaub geziert, 120 an der Zahl. Musik machte den Beschluß. So zogen sie jeden Morgen bei dem schönsten Wetter aus. 600 Ohm Wein wurden gelesen.“ Auch auf dem Rolandseck, wo Kaufmanns ein Weingut besaßen, wurden fröhliche Winzerfeste gefeiert.

Die Mutter beschäftigte sich selbst viel mit der Erziehung der Kinder. Sie besaß eine schöne Stimme und die Pflege guter Musik im Hause war ihr ein Herzensbedürfnis. Sie verstand es, Sinn und Liebe dafür auch bei ihren Kindern zu wecken. Auch durch gute Lektüre und gemütvolle Erzählungen wußte sie besonders an den langen Winterabenden die Kinder zu fesseln. Alexander Kaufmann hat in den schon erwähnten „Familienerinnerungen nach den Erzählungen meiner Mutter“ solche Schilderungen aufgezeichnet, die ein anmutiges Bild des traulichen Familienlebens im Elternhaus bieten.

Ein besonderer Freund der Kinder, der stets mit Jubel empfangen wurde, war der Vetter Ernst von Schiller[1]). Er hatte eine Verwandte der Kaufmannschen Familie, die Witwe Magdalena von Mastiaux, geborene Pfingsten, geheiratet. Schiller, der zweite Sohn des Dichters (geb. am 11. Juli 1796 in Jena), war damals als Landgerichtsassessor

---

[1]) Vergl. Dr. K. Schmidt, Schillers Sohn Ernst. Paderborn, Schöningh, 1893.

in Köln beschäftigt, wohin er später als Appellationsgerichtsrat dauernd zurückkehrte († 29. Mai 1841).

Als kulturhistorisches Kuriosum, das auch aus anderen rheinischen Familien berichtet wird, erzählt Alexander Kaufmann, die Base von Schiller habe bei ihrer Vermählung mit Mastiaux, obgleich ihr Vater durchaus nichts gegen die Heirat einzuwenden gehabt habe, doch mit Eigensinn darauf bestanden, daß ihr Bräutigam sie entführen müsse. „Die Tante Grub leitete denn auch wirklich eine anständige Entführung ein; die bald wieder heimkehrende Tochter bat ihren Vater mit einem Kniefall um Verzeihung und war nun bereit, an den Traualtar zu gehen. Wäre mir diese Geschichte nicht durch mehrere Zeugen hinlänglich beglaubigt worden, so würde ich es kaum gewagt haben, sie von einer so nüchtern angelegten Frau, wie unsere Base von Schiller gewesen ist, zu erzählen."

In der Nähe von Bonn, jenseits des Rheines, in Vilich, besaß die Familie Pfingsten ein Landgut, auf dem Schiller und seine Frau oft weilten, um dann auch zu den Bonner Verwandten zu kommen. In Bonn war es auch, wo die Gattin des Dichters, Charlotte, bei einem Besuche ihres Sohnes von dem berühmten Augenarzt von Walther operiert wurde. Sie starb am 9. Juli 1826 an einem Nervenschlag und ihr Sohn ordnete ihre Beerdigung auf dem Bonner Friedhof an, wo auch er jetzt an der Seite der geliebten Mutter ruht. „Sein letzter Wunsch war ein Grab neben dem Grabe seiner Mutter," sagt die Inschrift des Denkmals.

Schiller, der ein großer Kinderfreund war und dem selbst das Vaterglück versagt blieb, war mit seinem lebhaften Temperament ein wahrer Spielkamerad für die Kaufmannschen Kinder. Von ihm erhielten sie mancherlei Spielsachen, darunter ein Puppentheater, das die Kinder sehr ergötzte. In seinem gastlichen Hause in Köln verbrachten die Knaben öfters ihre Ferien. So berichtet die Mutter Kaufmann an ihre Tochter Julie, daß Leopold Ostern 1836 zur Belohnung für sein gutes Zeugnis nach Köln zu Schillers dürfe, „und zwar mit dem Dampfboot, womit er noch nie fuhr". Alexander ging bei dieser Gelegenheit zu seinem Paten Alexander Hasenclever in Köln. Hasenclever, ein geborener Moskauer, jedoch der bekannten rheinischen Familie in Remscheid angehörig, hatte den Vater Kaufmanns in Koblenz kennen gelernt, wo die beiden Juristen die Rechtsschule besuchten. Hasenclever, später als Redner eine Zierde des Appellhofs in Köln, ein feiner Kunst- und Literaturkenner, blieb auch nach dem Tode seines Jugendfreundes der Familie treu ergeben und gehörte mit zu den nächsten Freunden.

Eine hervorragende Erscheinung war die Tochter der „Bas Schiller" aus erster Ehe, Therese von Mastiaux, die den Bonner Vettern als das Ideal edelster Weiblichkeit erschien. „War Therese mit dem Dichter

auch nicht blutsverwandt, so erschien sie doch als die echte Erbenkelin seines Herzens, seiner Kultur und Gesinnung, und was sie von ihm geerbt, was sie von ihrem Liebling Chamisso und anderen aufgenommen hatte, das war sie" [1]. Auch ihr Stiefvater Ernst von Schiller hing mit großer, beinahe leidenschaftlicher Zärtlichkeit an Therese, deren frühen Tod er nicht überwinden konnte.

Nach dem Tode Schillers blieb die Freundschaft mit seiner Gattin unverändert bestehen, öfters begleiteten die Schwestern Kaufmanns die Base auf ihren weiten Reisen, wo sie allerorts als Frau von Schiller mit Auszeichnung behandelt wurde.

Ein anderer trauter Ort für die Kinder war das aus der Pelzerschen Familie ererbte Landgut in Mondorf an der Mündung der Sieg, das in späteren Jahren der beliebte Sammelplatz des rheinischen Dichterkreises wurde, der sich um Gottfried Kinkel scharte. Es stammte von einem Verwandten der Pelzerschen Familie, dem Hofkammerdirektor Bernhard Joseph von Hallberg, der in Mondorf 1736 ein Wohn- und Kelterhaus erbauen ließ. Mondorf war von jeher der Familie teuer und Geheimrat von Pelzer erkundigt sich wiederholt von Arnsberg aus nach „dem geliebten Mondorf und seiner stillen Bucht". Die Lage des Ortes bietet eigene landschaftliche Vorzüge. Hier ist Flachland, fruchtbare Aecker und Weidengebüsch. „Unterhalb Bonn fängt Holland an" soll der alte Arndt gesagt haben. Den Hauptreiz aber, namentlich für die Kinder, gewährte die anmutige Bucht der Sieg. Hier fanden die Knaben bei den wackeren Schiffern ihre Lehrmeister im Fischen, Schwimmen und Kahnfahren. Unvergeßlich war ihnen der Tod eines der braven Männer, der bei Ausübung des Fährdienstes ertrank.

Unter den Erinnerungen der Kindheit hielt Leopold Kaufmann einige Ereignisse in seinem Gedächtnis fest, darunter zählte der Tod des bekannten Theologieprofessors Hermes. Der Knabe sah den Toten am 20. Mai 1831 in seiner Wohnung auf dem Belderberg auf dem Paradebette liegen. In der Familie selbst befanden sich mehrere Geistliche und Nonnen. Zu den frühesten Eindrücken Kaufmanns gehörten die Besuche bei dem alten „Ohm Peter", einem früheren Cisterzienser, der nach Aufhebung der bergischen Abtei Altenberg in Bonn im Geburtshause Beethovens lebte und dort, 84jährig, im Jahre 1828 starb. Die Ehrfurcht vor der Geistlichkeit war überhaupt in Bonn herkömmlich, obwohl in den letzten Zeiten der kurfürstlichen Herrschaft im Klerus und bei der Ordensgeistlichkeit der Geist der Verweltlichung sich stark bemerkbar gemacht hatte. Die freisinnige Richtung der letzten Kurfürsten, die in der Bonner Univer-

---

[1]) Hoffmeister, Schillers Leben, Stuttgart 1842, Bd 5, S. 349.

sität ihre eigentümliche Ausprägung fand, hatte die Bewohner der Stadt, besonders die mit dem Hof in Verbindung stehenden Kreise, ungünstig beeinflußt. Die Religion — und so war es auch in der Kaufmannschen Familie — wurde als Herzenssache betrachtet, während die dogmatische Grundlage mehr zurücktrat. Bei der Erziehung galt als das Ideal: gute, edle Menschlichkeit, der Religion war dabei nur die Stellung eines ererbten Hilfsmittels zugebilligt. Doch wurden die religiösen Uebungen in Ehren gehalten und als herkömmliche kirchliche Gebräuche geübt. Auch die Kaufmannschen Kinder nahmen an den Veranstaltungen der in Bonn sehr beliebten Kevelaerer Bruderschaft teil, an dem Besuch des „heiligen Grabes" am Karfreitag, und an den Prozessionen auf den Kreuzberg. Die noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts übliche Gewohnheit, daß die Pilger des Kreuzberges sich am Karfreitag mit schweren Kreuzen beluden und eine Tracht anlegten, die auch das Gesicht mit Ausnahme der Augen verbarg, hat Kaufmann nicht mehr selbst gesehen, wohl aber die Schilderungen von Augenzeugen darüber gehört.

Eine feindselige Stellung gegen die Religion galt als ganz ausgeschlossen. Man war mit der Kirche, mit ihren Dienern und Gebräuchen durch die Jahrhunderte so sehr verwachsen, daß man der geistigen Entfremdung, die durch die freisinnige und josephinistische Richtung unter den letzten Kurfürsten Einzug gehalten hatte, mit dem Herzen doch nicht angehörte. Die neuen Geschicke des Landes unter der preußischen Herrschaft haben gegenüber dieser Unklarheit Wandel geschaffen.

Es war darum natürlich, daß in der Jugend Kaufmanns im Elternhause unter den Freunden und Bekannten die verschiedensten religiösen Richtungen vertreten waren. Das Band der geistigen Verbindung war ja in erster Linie nicht die Religion, sondern das Interesse an anderen Dingen, an Musik, Literatur und Bildung überhaupt. Kaufmann hat dadurch manches entbehrt, aber auch wieder vieles gelernt, was sein späteres Leben zierte, auch nachdem bei ihm der Sinn für kirchliches Leben sich vertieft hatte. Den Geist der Duldsamkeit hat ihm sein Elternhaus mitgegeben, die Kunst mit Menschen zu verkehren, die religiös und politisch auf entgegengesetztem Standpunkt stehen, die Weisheit tolerant zu sein, ohne indifferent zu werden.

Neues geistiges Leben weckte in der zu Anfang des 19. Jahrhunderts tief gesunkenen Stadt Bonn die unter der preußischen Herrschaft wieder begründete Universität, der die gebildeten Bewohner der Stadt freundlich gegenüber standen. Ohne Zweifel hat sie ein Bindeglied gebildet, um die anfangs zurückhaltenden Rheinländer dem neuen Landesherrn näher zu bringen. Unter den Freunden, die dadurch für das Kaufmannsche Haus gewonnen wurden, sind außer den schon erwähnten Pro-

fessoren Ritter und Klee zunächst der Kurator der Universität, Philipp Joseph von Rehfues, zu nennen, mit dessen Söhnen die Brüder Alexander und Leopold Kaufmann viel verkehrten. Rehfues begünstigte namentlich Alexander, der in späteren Jahren in dankbarer Erinnerung das Lebensbild dieses sehr verschieden beurteilten Mannes geschrieben hat[1]). Freundschaftliche Beziehungen wurden auch mit der Familie des Astronomen von Münchow unterhalten. Der Mineraloge Sack wohnte eine Zeitlang im Römer. Auch Professor Lersch und Ernst Moritz Arndt, dessen Söhne mit Alexander und Leopold Kaufmann die Schule besuchten, traten der Familie näher.

Als im Jahre 1824 die Bonner Universitätsaula ausgemalt wurde, kam der Maler und spätere Münchener Professor Ernst Förster häufig in das gastliche Haus. Er gedenkt in seinen Jugenderinnerungen[2]) der Stunden, die er in diesem Kreise verlebte, und beschreibt „einen sonnenhellen Freudentag", eine mit den Töchtern des Kaufmannschen Hauses unternommene Kahnfahrt nach Königswinter. „Wer in damaliger Zeit sein Zelt aufgeschlagen hat am Rhein, wird daselbst in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft eine Weise des Umgangs herrschend gefunden haben, die in ihrer Unbefangenheit und Leichtlebigkeit der Geselligkeit unvergleichliche Reize gewährte." Seine Anhänglichkeit blieb unverändert. In den 30er Jahren schreibt die Mutter Kaufmann an ihre Tochter Julie: „Ernst Förster war hier, er kam so herzlich zu mir, wie ein lang abwesender Sohn zu seiner Mutter, so daß ich ganz gerührt war."

Auch der Dichter Berthold Auerbach verkehrte in den Jahren 1840/41 häufig in der Familie. Er sang abends mit den Kindern Volkslieder und machte sie mit den Alemannischen Gedichten Hebels bekannt. Während des Bonner Aufenthaltes starb sein Vater. Kaufmann erzählte oft von dem tiefen Schmerz, der Auerbach ergriffen und den er durch lange Wanderungen im Siebengebirge zu stillen suchte. Damals entstand auf die Anregung der Mutter Kaufmanns hin der Plan, das Andenken an den Vater und die Heimat zu verewigen, was Auerbach später in den Schwarzwälder Dorfgeschichten zur Ausführung brachte.

Ein neues Element der Bonner Gesellschaft waren die Offiziere des 7. Ulanen-Regimentes, das in Bonn Garnison nahm. Kaufmann erinnerte sich noch der großen Aufregung in der Stadt, die durch die Abberufung des Regimentes nach der belgischen Grenze am 15. November 1832 verursacht wurde. Das Einrücken der Franzosen in Belgien hatte

---

[1]) Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. 18. Jahrgang. Berlin, 1881. S. 186 u. flg.

[2]) Ernst Förster, Aus der Jugendzeit. Berlin, Speemann, 1887.

diese Maßregel veranlaßt und man fürchtete am Rhein wieder neue Kriegsunruhen. Doch schon am 21. Januar 1833 kehrte zur allgemeinen Beruhigung das Regiment zurück.

Eine nahe und andauernde Beziehung zu altpreußischen Kreisen vermittelte der Pate Leopold Kaufmanns. Ein Offizier eines schlesischen Ulanen-Regimentes, Leopold Graf von Schlaberndorf aus Gröben in der Mark Brandenburg[1]), war während der Freiheitskriege schwer verwundet in dem Kaufmannschen Hause aufgenommen und gepflegt worden. Hieraus hatte sich zwischen dem Kranken und der Familie ein enges Freundschaftsverhältnis gebildet.

Beim Tode Franz Kaufmanns schrieb Schlaberndorf am 8. Januar 1824 von Gröben an die Witwe: „Verehrte Freundin! Ich würde anstehn, Ihren Brief, der mich so tief und schmerzlich erschüttert hat, sogleich zu beantworten, wenn ich nicht Ihre fromme Ergebung in die Fügung der allein weisen Vorsehung kännte. Ich weiß, wie lieb Ihnen der Schmerz um den edlen seligen Freund ist, daß Sie keinen anderen Trost von mir wollen, als ihn das innige Mitgefühl gibt. Diesen gebe ich Ihnen mit treuem Herzen, höheren und besseren Trost aber verleihe Ihnen der allgütige Gott in Ihrem Gebete zu ihm, dem Allgütigen, und in dem Anblick der schönen und guten Kinder Ihres seligen Gemahls. Mir aber mögen Sie, verehrte Frau, meinen schweren Verlust dadurch erleichtern, daß Sie mich immer als den Freund des Seligen, Ihrer und seiner Kinder ansehen.

„Daß ich dies aber bin, wissen Sie! Darf ich Sie wohl erinnern, wie wohlwollend im Anfang unserer Freundschaft der Selige, wie treu und zutrauensvoll in der Fortdauer er gegen mich gesinnt war? Ja, ich darf mich freuen, ihn ganz verstanden, sein reiches Herz an Liebe, die Wahrheit seines Charakters, seinen Abscheu vor der Weltscheinheiligkeit und so viel Hohes und Herrliches in ihm nach Kräften geschätzt zu haben! In ihm beweine ich den Verlust eines Freundes, an dem ich mit der Lust der Jugend und dem Ernst des Mannes treu gehangen.

„Möchte der liebe Gott Sie in dieser schweren Zeit recht gesund erhalten haben! Die Pflichten sind jetzt so groß, die Erziehung der Kinder verlangt so rüstige Kräfte! Oft habe ich mich mit meinem seligen Freunde über diesen Gegenstand unterhalten; gewiß, es würde mir große Freude machen, wenn Sie mich zuweilen von dem guten Erfolge Ihrer mütterlichen Mühe unterrichten und mir gestatten wollten, Ihnen

---

[1]) Ein anziehendes Bild Schlaberndorfs, den Lauterkeit des Charakters, Reinheit der Sitten und geistvoller Humor auszeichneten, entwirft Theodor Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Teil IV. S. 379 ff.

meine Freude darüber sagen zu dürfen. Wie glücklich wird es mich machen, Sie und all die lieben Kinder wiederzusehen!

„Mein kleiner Pate versteht meinen herzlichen Gruß wohl noch nicht, aber die anderen wissen viel von mir zu erzählen. Möge das Andenken an ihren Vater, der jetzt selig auf sie herabsieht, ihnen ein zweites Gewissen sein! Möge den Knaben seine Rechtschaffenheit, den Mädchen sein liebevolles Wesen ein sicheres Erbe sein! Lassen Sie mich mit diesen erhebenden Gedanken von Ihnen Abschied nehmen und nur noch bitten, daß Sie mich allzeit als Ihren und Ihrer Kinder treuereblichen Freund betrachten mögen."

Daß diese Versicherungen Schlaberndorfs aufrichtig empfunden waren, erfuhr die Mutter Kaufmanns bald darauf. Schlaberndorf stellte nämlich in einem Briefe an die Witwe seines Freundes die förmliche Bitte, ihm, der kinderlos war, die Erziehung des Patenkindes gänzlich zu überlassen. Als die Mutter Kaufmanns ausweichend antwortete, erschien der Graf 1826 persönlich in Bonn. Josephine Kaufmann berichtet darüber an ihre Tochter Julie: „Wie herzlich und freundlich er sich gegen mich benommen hat, kann ich Dir gar nicht beschreiben; er wollte den Leopold gleich mit sich nehmen . . . Leopold gleich von mir zu geben, ohne alle Vorbereitung, griff mich sehr an, so daß ich nicht ganz meine Empfindung verbergen konnte. Da stand er von dem Vorsatz, ihn gleich mit sich zu nehmen, ab, und es ist auf zwei Jahre aufgeschoben, wo entweder er selbst oder seine Schwester ihn abholt; er betrachtet ihn ganz als sein eigen; auch wenn der Junge bei ihm wäre, müsse er ihn Vater nennen."

Als aber die zwei Jahre vorüber waren, konnte sich die Mutter doch nicht entschließen, den kleinen Leopold wegzugeben. Sie schrieb deshalb einen ausführlichen Brief an den Grafen. Dieser schickte darauf, um noch einen letzten Versuch zu machen, im Jahre 1828 seine Frau [1]) nach Bonn. Die Mutter Kaufmanns schrieb darüber nach Münster: „Frau von Schlaberndorf erzählte, daß ihr Mann es gar nicht vergessen könne, daß ich ihm den Jungen nicht geben wolle. Doch reut es mich nicht, denn der Kleine trägt zu meinem Lebensglück sehr viel bei, indem er stets heiter und fröhlich ist."

Die Ablehnung seiner Anträge scheint den Grafen empfindlich berührt zu haben. Es finden sich keine Briefe mehr von ihm vor. Erst aus Anlaß des Todes der Mutter fand sein Patenkind wieder Gelegenheit, ihm näher zu treten.

---

[1]) Gräfin Emilie von Schlaberndorf, geborene von Ryssel, war katholisch und eine Freundin von Luise Hensel. Vgl. Binder, Luise Hensel. Freiburg, Herder, 1885. S. 356 u. f.

Zweites Kapitel.

Gymnasial- und Universitätszeit 1833—1843.

Das Bonner Gymnasium und seine Lehrer. — Ludwig Schopen. — Das Abiturienten-Examen. — Verkehr mit der Familie des Galerie-Direktors Müller. — Erste Wanderung nach Ahrweiler. — Das Leben in der dortigen „Künstlerherberge". — Die Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs Clemens August im Jahre 1837 und die verschiedene Beurteilung des „Kölner Ereignisses" in Bonn und Ahrweiler — Die Bonner Universität 1840. — Studentische Freunde. — Andrae-Roman. — Der studentische Gesangverein. — Die akademischen Lehrer. — Gesangunterricht bei Johanna Mathieux. — Die musikalischen Veranstaltungen der Frau Mathieux. — Der Maikäferbund 1840. — Gottfried Kinkel. — Zur Beurteilung Johanna Kinkels. Ende der Universitätszeit.

Am Pfingsttage des Jahres 1833 hatte der kleine Leu, so wurde Leopold gewöhnlich von Freunden und Verwandten genannt, seine erste heilige Kommunion gehalten. Die Mutter berichtete darüber nach Münster: „Leu ist wirklich recht ergriffen gewesen von dem, was er beginnen sollte. Die ganze Feier war sehr erhebend — ist es doch mein letztes Kind, das die heilige Handlung beging, ich war ganz erschüttert."

Im Herbst desselben Jahres vertraute ihn die Mutter der Obsorge des Bonner Gymnasiums an, dem Alexander schon als Schüler angehörte [1]).

Unter der preußischen Herrschaft war die Anstalt der Leitung des aus Würzburg stammenden Nikolaus Joseph Biedermann unterstellt worden. Biedermann war in seiner Wirksamkeit vielfach durch Krankheit und andere Schicksalsschläge behindert. Seine Leistungen waren nicht hervorragend; im Unterricht fehlte die Lebendigkeit, doch wußte er „durch seine Humanität und kollegialische Freundlichkeit in dem Lehrerkollegium ein solches harmonisches Zusammenwirken, eine solche seltene Einigkeit und wechselvolles Wohlwollen zu vermitteln, daß das erfolgreiche Wirken der Schule schon hierdurch gesichert war".

Auch das wichtige Fach des Religionslehrers, das durch den von Professor Hermes empfohlenen, aus Gronau in Westfalen stammenden Dr. Elshoff vertreten wurde, scheint nicht die seiner Bedeutung ent-

---

[1]) Joseph Buschmann hat in den Jahresberichten des Bonner Gymnasiums (1891, 1893, 1894) die Entwicklung dieser Anstalt in ihren verschiedenen Perioden geschildert.

sprechende Persönlichkeit gefunden zu haben. Das Urteil Buschmanns, daß erst mit Wilhelm Reinkens' bedeutender Person ein wärmerer Ton in den Unterricht kam, wird von Kaufmann bestätigt, der bei seinem Religionslehrer besonders die notwendige Lebendigkeit und Herzlichkeit vermißte. Uebrigens besaß Elshoff eine gute wissenschaftliche Bildung; eine von ihm verfaßte biblische Geschichte und ein Handbuch der Kirchengeschichte, dem er den Titel „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Religions- und Kirchengeschichte" gab, waren in der Hand seiner Schüler.

Unter den älteren Lehrern waren manche, die weniger durch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit, als durch pflichttreues Wirken die Achtung der Schüler gewannen. Es seien nur genannt der „alte" Kanne, dessen 50-jähriges Lehrerjubiläum 1843 glänzend gefeiert wurde, der Vater Johanna Kinkels, Mockel, Kneisel u. a.

Doch besaß die Anstalt einige Lehrkräfte, die durch wissenschaftliche Fähigkeit, pädagogische Talente und durch ihre bedeutende Persönlichkeit sich auszeichneten. Ihnen verdankt das Bonner Gymnasium der damaligen Zeit seinen Ruf. Das Urteil Gottfried Kinkels, der als Schüler und Lehrer der Anstalt angehörte, wird von einem Kenner der Verhältnisse als zutreffend bezeichnet. „Das Bonner Gymnasium galt als eines der besten in der Rheinprovinz und verdiente wohl auch seinen Ruf." [1] Kinkel macht bei dieser Gelegenheit (Gartenlaube 1873) darauf aufmerksam, daß im allgemeinen die Gymnasien an Universitätsstädten nicht ohne Gefährdung sind, „weil die Schüler sich frühzeitig an die Studenten hängen und die hohle Form des burschikosen Wesens nachahmen. Dadurch verfällt die Zucht, und ohne diese tritt Verfaulung ein". Er hat es als ein Hauptverdienst eines der tüchtigsten Lehrer der Anstalt, des späteren Direktors des Bonner Gymnasiums, Schopen, bezeichnet, daß dieser Gefahr kräftig und wirksam begegnet wurde.

Ludwig Schopen aus Düsseldorf, dessen wissenschaftliche Bedeutung auf dem Gebiete der klassischen Sprache liegt, gehörte der Anstalt seit 1820 an. Er hat auch die Dankbarkeit und Hochschätzung Kaufmanns in besonderer Weise gewonnen. Neben seiner Gymnasialtätigkeit wirkte Schopen auch an der Bonner Universität, 1840 wurde er der Hochschule als Extraordinarius angegliedert und 1844 zum Ordinarius ernannt. Wie sehr Schopen es verstand, seine Gymnasialschüler für altphilologische Studien zu begeistern, beweist unter anderem, daß Kaufmann, der sich als Student der juristischen Fakultät anschloß, bei seinem Lehrer Schopen zweimal ein Privatkolleg hörte, im Wintersemester 1840 über Juvenals Satiren, im Sommersemester 1841 über Römische Altertümer. Nach dem Tode Schopens war Kaufmann in besonderer Weise für die

[1]) Buschmann a. a. O.

Errichtung eines schönen Grabmonumentes auf dem Bonner Kirchhof tätig. In seinem Hause, unter seinen Augen hat der Kreuznacher Bildhauer Robert Cauer die ausdrucksvollen, geistreichen Züge Schopens in Marmor gemeißelt.

Schopen stand ein anderer Lehrer zur Seite, der besonders den Homer und die anderen griechischen Klassiker anregend im Unterricht zu behandeln wußte. Es war der spätere langjährige Koblenzer Provinzialschulrat Karl Wilhelm Lucas, der 1830 als Oberlehrer in das Bonner Gymnasium eintrat und bis 1841, in welchem Jahre er als Direktor nach Emmerich berufen wurde, mit dazu beitrug, der Anstalt ihre besondere Bedeutung zu verleihen. Er trat auch der Familie Kaufmanns freundschaftlich näher.

„Die Zeit, in welcher diese beiden, auch durch das Band der Freundschaft vereinten Männer die alten Sprachen in den beiden oberen Klassen lehrten, wird man als die Blütezeit des altsprachlichen Unterrichts am Bonner Gymnasium bezeichnen dürfen“ [1]).

Allerdings hatten diese Lehrer für ihre Fächer auch mehr Stunden des Unterrichts zur Verfügung als heutzutage. Die Prima hatte wöchentlich 8 Stunden Latein, die anderen Klassen gar 10 Stunden. Griechisch wurde in allen Klassen, mit Ausnahme von Sexta und Quinta, in 6 Stunden wöchentlich unterrichtet.

Auch der Unterricht in der Mathematik lag in bewährten Händen. Ließem gehörte zu den Zierden der Anstalt. Die übrigen Fächer erfreuten sich nicht gleicher Pflege. Der Unterricht in der Geschichte, der zum Beispiel in der deutschen Geschichte nur bis zum dreißigjährigen Kriege vordrang, war nicht vollauf genügend. Besonders aber das Deutsche wurde ungebührlich vernachlässigt. Nur in Sexta und Quinta waren dafür 4 Stunden angesetzt, alle anderen Klassen mußten mit 2 Stunden wöchentlich vorlieb nehmen. In den Oberklassen war von einem planmäßigen Eindringen in die Literaturgeschichte keine Rede, auch die Wahl und Ausarbeitung der deutschen Aufsätze ließ nach dem Urteil Buschmanns viel zu wünschen übrig.

Es liegt die Kritik des Provinzialschulrates Korten über das Abiturienten-Examen des Jahres 1840 vor. Kaufmann gehörte mit zu den damaligen Abiturienten. Diese „haben sich eine Kenntnis der allgemeinsten Einteilung der deutschen Literaturgeschichte angeeignet, auch wissen sie die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller namhaft zu machen. Eine speziellere Kenntnis auch der neueren Literatur haben sich dieselben bis jetzt nicht erworben. Eine größere Stelle aus Klopstocks Messiade

[1]) Buschmann a. a. O. III, S. 27.

haben die meisten auswendig gelernt. Der Abiturient K. hatte mehrere angemessene Schriften von Klopstock, Herder, Goethe und Schiller gelesen. Die übrigen haben sich in ihrer Lektüre deutscher Schriften auf die in der Klasse vorgenommenen Lesestücke beschränkt" [1]). Dies Urteil, fügt Buschmann hinzu, läßt sich ohne wesentliche Aenderungen verallgemeinern.

Die naheliegende Vermutung, daß der in dem Bericht hervorgehobene Abiturient K. Leopold Kaufmann sei, wird durch die Prüfungsakten bestätigt. Auch im Französischen wird er in ähnlicher Weise rühmend ausgezeichnet durch die Bemerkung: „Mit Ausnahme des Kaufmann fehlte jedoch allen die richtige französische Aussprache" [2]).

Die Briefe der Mutter an ihre Tochter Julie berichten häufig über die Fortschritte Leopolds, die mit Reisen nach Ahrweiler zu Müllers, nach Köln zu Hasenklevers und zu Schillers, auch durch Wanderungen an den Rhein und die Mosel belohnt wurden. „Leu", so heißt es einmal, „hat ganz den lebhaften Verstand seines Vaters. Herr Lucas sagte mir, daß er in der ganzen Klasse keinen gehabt habe mit so hellem Verstand." Die lebhafte Art ihres Sohnes, die sich oft bis zur Heftigkeit steigerte, wußte die kluge und milde Mutter erfolgreich zu bekämpfen. „Dieser Junge in einer zu strengen Erziehung wäre vielleicht ein böser Mensch geworden," erzählt sie ihrer Tochter und berichtet erfreut, daß er jetzt so ruhig und gefügig sei, ohne deshalb seine Munterkeit verloren zu haben.

Unter den Schülern des Gymnasiums herrschte ein freundschaftliches Zusammenleben, die kleinen Auswüchse des jugendlichen Uebermutes, von denen Kinkel in seinen Erinnerungen an die Gymnasialzeit Erwähnung tut, sind leicht zu verzeihen. So erzählt er von dem feierlichen Akt, durch den die Neuankommenden in die Sekunda aufgenommen wurden. Jeder einzelne wurde nämlich mit Gewalt auf einen hohen Schrank gesetzt. „Es war unverbrüchlicher Grundsatz, daß jeder neu eintretende Untersekundaner einmal oben auf diesem Schrank sitzen müsse." Es entspann sich dann mitunter ein regelrechter Kampf unter den Schülern; trotz allen Sträubens entging keiner diesem Schicksal.

Auch an anderen heiteren Erlebnissen in der Schule fehlte es nicht. Unter den Lehrern waren einige rechte Originale, die in der Erinnerung ihrer Schüler durch ihre Sonderbarkeiten fortlebten. Da war der Geistliche Ludolph Domine, ein Hannoveraner, — „nicht recht ernst und zu sehr gesellschaftlichen Freuden ergeben" [3]) —. Das Wesen dieses Mannes

---

[1]) Buschmann, Geschichte des Bonner Gymnasiums. III. S. 38.

[2]) Der Freundlichkeit des Geheimrats Dr. Buschmann in Koblenz verdanke ich die Einsicht in die Prüfungsakten. — [3]) Buschmann a. a. O.

hatte, wie ihn Kinkel schildert, eine gewisse träge Feierlichkeit; diese legte er auch dann nicht ab, wenn er einem unfolgsamen Schüler mit dem Haselstecken Hiebe versetzte, deren stets drei waren, nicht mehr, nicht weniger. Sein Gesicht war vollmondartig und stets von weißem Gewölk des Puders umzogen, aus ihm schauten zwei kluge Augen. „Er huldigte der josephinischen Richtung, war also strenger Monarchist und gab in der Weltgeschichte stets den Päpsten Unrecht.“ Sonntags ging Domine auf die Jagd, nachdem er in Kessenich die hl. Messe gelesen. Auch predigte er mitunter und gefiel sich dann in der Nachahmung des Abraham a Sancta Clara. Seine freien religiösen Ansichten werden auch von Kaufmann erwähnt, der aber sonst seines Lehrers dankbar gedachte.

Kaufmann gehörte nämlich zu den Lieblingen Domines, der ihm bei der Festfeier der Entlassung der Abiturienten am 12. September 1840 die deutsche Abschiedsrede übertragen hatte. Domine hatte als Thema eine Rede auf den neuen König Friedrich Wilhelm IV. aufgegeben, die Kaufmann pflichtschuldig ausarbeitete und die von Domine als ganz vortrefflich befunden wurde. Und doch wurde sie nicht gehalten. Schopen hatte von der Sache erfahren und fand das Thema für einen jungen Primaner gar nicht passend, da es naturgemäß zu einem Programm für den neuen König werden mußte, der seine Regierung erst begann. Er ließ Kaufmann zu sich kommen, machte ihm seine Bedenken klar und schlug vor, den Abiturientenaufsatz „Ueber die Aeußerungen wahrer Vaterlandsliebe“ als Rede umzuarbeiten. Kaufmann machte unter Berufung auf Domine zwar Schwierigkeiten, aber Schopen erklärte, er übernehme die Verantwortung. Als der Tag kam und Kaufmann nach einem ermunternden Händedruck Domines seine Ansprache begann, soll sein Lehrer in ein unbeschreibliches Erstaunen geraten sein, düstere Falten durchzogen sein rundes Gesicht, die sich aber immer mehr glätteten, je mehr die Worte des jugendlichen Redners Beifall fanden.

Der Verkehr der Lehrer mit den Schülern beschränkte sich nicht nur auf die Schulräume. Kinkel berichtet: „In Begleitung mehrerer Klassenlehrer ging es hinaus ins Rheinland, aufs Siebengebirge, in das schöne Waldtal von Heisterbach oder durch die vordere Eifel in das felsendüstere Tal der Ahr. Hier schlossen sich im Wandern die innigsten Schulfreundschaften, und auch die Lehrer, die an diesen Tagen vertraulich mit uns plauderten, umfaßten wir mit doppelter Herzlichkeit.“

Von besonderer Bedeutung für die Jugendzeit Kaufmanns ist der Verkehr mit einer verwandten Familie, bei der er häufig während der Gymnasialzeit einen Teil der Ferien verbrachte, wo er treue Freunde gewann und Anregungen bekam, die er sein Leben lang dankbar weiter pflegte.

„Es war im Herbst des Jahres 1834,“ so erzählt er selbst[1]), „als ich mit einem guten Zeugnisse die Sexta des Gymnasiums absolviert hatte und glücklich nach Hause eilte. Dort wurde ich durch die Nachricht überrascht, daß der Vetter Hubert aus Darmstadt angekommen sei. Ich fand den freundlichen Herrn, den einzigen noch lebenden Blutsverwandten meiner Mutter, bei Tische; er las mein Zeugnis, und da es ihm gefiel, so fragte er, ob meine Mutter mir erlauben wolle, ihn zur Weinlese nach Ahrweiler zu begleiten. So war ich denn glücklich am Ziele meiner Wünsche angelangt.“ Vom Kreuzberg aus, der bei jedem Bonner eine Fülle von Erinnerungen weckt, hatte der Knabe nämlich oft mit Sehnsucht nach den dunkelblauen Bergen ausgeschaut, die im Westen den Horizont begrenzen. Von den älteren Jungen hatte er dann vernommen, daß hinter diesen Bergen das Ahrtal liege.

Der freundliche Vetter war der Galeriedirektor Dr. Franz Hubert Müller. Er war am 27. Juli 1784 in Bonn geboren. Sein Vater, der kurkölnische Ober-Appellationsgerichts-Assessor Müller, war, wie der Geheimrat von Pelzer, in Arnsberg fern von den Seinen gestorben. Früh auf sich selbst angewiesen, widmete sich Franz Hubert Müller der Malerei, wurde 1807 zum Hofmaler des Fürsten von Waldeck, 1817 zum Direktor der großherzoglichen Galerie in Darmstadt ernannt. Seine Werke „Die Katharinenkirche zu Oppenheim“ und „Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale“ erwarben ihm einen geachteten Namen unter den Kunstschriftstellern. Er starb bereits am 5. April 1835. Die Mutter Kaufmanns schrieb damals an ihre Tochter Julie: „Wie mich dieser Fall angegriffen hat, kann ich Dir gar nicht genug beschreiben. Der Mann war mir beynahe wie ein Bruder.“

Mit dem freundlichen Vetter trat der Quintaner seine Reise an. Als Müller am Poppelsdorfer Weiher den Kleinen fragte, ob er auch schon Schlittschuh gelaufen habe, erzählte ihm dieser mit Entsetzen das furchtbare Ereignis des letzten Winters, dem er beigewohnt hatte. Vier Knaben brachen durch das Eis, nur drei waren durch die beiden protestantischen Theologen Gottfried Kinkel und Paul Zeller gerettet worden. Auf dem Wege bis Ahrweiler wußte der Vetter dem Knaben ganz vortrefflich aus alten Zeiten zu erzählen. Schon zog der Abend heran, als sie sich Ahrweiler näherten.

Unzählige Male sind die Bonner Verwandten hinabgezogen in das Ahrtal zu der guten Bas Müller, die nach dem Tode des Galeriedirektors mit ihren Töchtern von Darmstadt ganz nach Ahrweiler übersiedelte, wo sie mit dem Vetter, dem Vikar Fechemer, ein geräu-

[1]) Bilder aus dem Rheinland. Jugenderinnerungen an Ahrweiler. S. 101.

miges Haus bewohnte. Alexander Kaufmann hat diese frohen Wanderfahrten poetisch besungen:

„Und als wir stiegen ins Tal der Ahr,
In wallenden Mänteln, mit wehendem Haar,
Die Stirne brennend, die Wange heiß,
Die Hüte besteckt mit Blütenreis,
Daß wild wie der Jugend wilde Gedanken
Wogten und wankten die bunten Ranken,
Und als wir dann von den Felsen her
Jauchzend sprangen ins Blütenmeer
Ueber Gras und Kraut, über Stock und Stein
In die singende, klingende Welt hinein:
Wofür mag wohl die tollen Knaben
Der greise Winzer gehalten haben?"

Das Haus, in welchem Kaufmann so viele traute Stunden verlebte, lag ganz nahe bei dem Niederhutstore. Es war ein altertümliches, großes Gelaß, zahlreiche Oelbilder aus dem Nachlasse des Vetters, manch schönes altes Stück Möbel gaben dem Ganzen ein eigenes Gepräge, und wenn das gedämpfte Licht durch die Butzenscheiben in die niedrigen Stuben fiel, glaubte man sich in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Die Frau Direktor übte eine ausgedehnte Gastfreundschaft, über die auch der gute Vikar Fechemer, der einen Teil des Hauses bewohnte, seine freundliche Hand hielt. Müller hatte vier Söhne hinterlassen, von denen sich drei in Düsseldorf der Kunst widmeten [1]). Wenn die Herbstferien begannen, kamen die Maler nach Bonn, und in ihrer Begleitung ging es dann nach Ahrweiler. Da erschien der ernste, fromme Deger, der heitere, lebensfrohe Ittenbach, Maaßen, Schall u. a. Kaufmann wußte sich noch lebhaft zu erinnern, mit welcher Spannung eines Tages der geliebte Meister der Künstlerschar — Direktor Wilhelm von Schadow — in Ahrweiler erwartet wurde und wie die Maler ihn mit Ehrfurcht behandelt hätten.

Für den Gymnasiasten hatte es einen besonderen Reiz, daß die älteren Künstler ihn ganz in ihren Kreis aufnahmen. Bei einer Weinlese war es einmal, wo Leopold Kaufmann mit seiner schönen Stimme das Lied Uhlands anstimmte „Ich bin vom Berg der Hirtenknab". „Als die untergehende Sonne die Berge mit rosigem Scheine beleuchtete, mußte ich nolens volens Modell stehen und die Komposition des

---

1) Vergl. die Literatur über den Düsseldorfer Malerkreis: L. Kaufmann, Bilder aus dem Rheinland. Köln. S. 105 ff. Franz Kaufmann, Andreas Müller. Frankfurt, 1896. Heinrich Finke, Karl Müller. Köln, 1896. Heinrich Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach. Köln, 1898. Leider fehlt uns noch immer ein Lebensbild von Ernst Deger. Ueber ihn Friedrich Schaarschmidt, Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst, insbesondere im 19. Jahrh. Düsseldorf, 1902. S. 144.

Knaben vom Berge zur Anschauung bringen.“ Zu seiner Verwunderung hörte er, daß die Maler, als sie ihn richtig gestellt hatten, bei der Farbe von Tönen sprachen, sie fanden den „roten Ton“ wunderschön, mit dem die untergehende Sonne den improvisierten Knaben vom Berge beleuchtete. Das erste Bild, das Andreas Müller in Düsseldorf ausstellte, war „der Knab vom Berge“. Es wurde vom Düsseldorfer Kunstverein angekauft und der Maler erhielt, nach Ausweis einer brieflichen Nachricht, dafür den ansehnlichen Betrag von 280 Talern. Als Karl Müller 1837 sein erstes Oelbild vollendet hatte, wurde auch dieses durch den Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft. Im Garten „des heiligen Petrus zu Walporzheim“ wurde ein fröhliches Fest gefeiert — nicht das einzige, das die Künstler und ihre Freunde dort verlebten. Bei solchen Stunden rheinischen Frohsinns ließ Alexander Kaufmann seine Gedichte erklingen; da ist auch ein Lied entstanden, das unvergessen an der Ahr fortlebt:

Beim heiligen Petrus zu Walporzheim
Am rauschenden Bette der Ahr,
Da schenkt man nicht Bier, nicht Honigseim,
Da schenkt man Wein so klar.

Beim heiligen Petrus von Walporzheim
Da steht Sankt Peter und lacht,
Der hat die Schlüssel zum Paradies
Und hält so fröhliche Wacht.

Unter den Künstlern zeichnete sich Konstantin Müller durch sein heiteres und fröhliches Wesen aus, an ihn schloß sich darum der Bonner Vetter besonders an; gemeinsam durchstreiften sie die schöne Umgebung Ahrweilers und übten den Fischfang, eine Liebhaberei, die Kaufmann bis in sein spätestes Alter pflegte. Was er aber Konstantin besonders hoch anrechnete, war der Zutritt, den dieser dem wißbegierigen Gymnasiasten zu seinem Künstlerstübchen gestattete. Dort übte Konstantin die mühevolle und beschwerliche Arbeit des Kupferstechens. Stundenlang konnte da der bewegliche Junge geduldig und aufmerksam sitzen und der Arbeit des Vetters zusehen. Ein Bild machte auf ihn einen besonderen Eindruck. Müller arbeitete an einer Kopie der Dürerschen Nemesis. Die flammenden Augen, der Nimbus um das Haupt der Figur, die auf einem Löwen thront, Schwert und Wage in den Händen, erfüllten ihn schon damals mit Bewunderung vor dem großen Meister, dessen Werke und Leben er nach vielen Jahren selbst so genau kennen lernen sollte.

Die schönen und genußreichen Stunden, die er in Ahrweiler verlebte, hat Kaufmann nicht vergessen. In seinen „Erinnerungen an Ahrweiler“ hat er davon in seiner liebenswürdigen Art erzählt und uns

die Ausflüge in die Umgegend, die Weinlese, das Schützenfest in Ahrweiler anziehend beschrieben. So schildert er einen fröhlichen Tag im Mai: „Herab führte der Weg durch waldige Schluchten zu dem romantischen Heckenbrünnchen, jenseits Walporzheim. Unter dem Schatten dichter Bäume entspringt hier dem Schoße der Berge eine Quelle, die hell glänzend wie Krystall, der kunstvollen Fassung eines Hundskopfes entströmt. Der Wein, den man mitgebracht hatte, wurde ins kühle Brunnenwasser eingestellt; man brauchte sich nur zu bücken, um den edlen Waldmeister zu pflücken, der den feurigen Wein mit der Poesie des Frühlings erfüllen sollte. Die Damen breiteten Tücher auf den Rasen aus, und bald lagerte in bunten Gruppen die Gesellschaft in der Runde um die kühle Quelle. Die Maler zogen ihre Liederbücher hervor, und schöner vierstimmiger Gesang wetteiferte mit dem lustigen Gezwitscher der Waldvögel, die zahlreich in dem dichten Buschwerk ihre Nester gebaut hatten. Das waren schöne Stunden, die hier unter Gesang, Spiel und Becherklang nur zu rasch verflogen; in den Herzen aller aber, die hier des Lebens Lust und Freude gekostet haben, werden sie noch lange Zeit wiederklingen“ [1]). Ebenso anziehend sind auch die Erzählungen über den Vetter Görges, ein Ahrweiler Stadtoriginal, dessen beste „Stücks“ Kaufmann in den Erinnerungen mitteilt.

Bei diesen Ausflügen lernte Kaufmann auch einen Freund der Müllerschen Familie, den Pastor Bartholomäus Fey in Bodendorf, kennen. Sein Pfarrort lag zu Füßen der Landskrone. Als Erbe der alten Herren von Landskron hatte Minister Karl vom Stein zu Nutzen des Bodendorfer Pastors, und „um die Herren von Landskron jetzt und künftig in frommem Andenken zu erhalten“, für das Kapellchen auf dem Berge eine reichlich fundierte Messe gestiftet. Stein hielt viel auf den tüchtigen Pfarrer und beehrte ihn oft mit seinem Besuch. Von Fey rühmt der alte Arndt: „In seinem friedlichen, gastlichen Hause habe ich oft des besten Ahrweins getrunken und dort über Land, Volk und Art und Sitte des Volkes manch liebe Kunde gelernt“ [2]). Ein lebendiges Bild der eindrucksvollen Persönlichkeit des Bodendorfer Pfarrers hat Kaufmann viele Jahrzehnte später in seinen Erinnerungen an Ahrweiler gezeichnet.

In die Gymnasialzeit Kaufmanns fällt ein Ereignis, das nicht nur in den Rheinlanden, sondern über die Grenzen Deutschlands hinaus eine außergewöhnliche Aufregung hervorbrachte. Es war die Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs Clemens August am 20. No-

[1]) Bilder aus dem Rheinland. S. 133.

[2]) E. M. Arndt, Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn, Weber 1844. S. 205.

vember 1837. Schon lange hatte es in den Gemütern gegärt, und besonders in Bonn hatte man sich heftig für und wider die Maßregeln des neuen Erzbischofs ausgesprochen. Bei Kaufmanns stand man mehr auf seiten derjenigen, die das Vorgehen des Erzbischofs, namentlich gegen die Hermesianer, nicht völlig billigten, was wohl nicht zum wenigsten dem Umgang mit hermesianisch gesinnten Geistlichen zuzuschreiben war, unter die auch Ritter zählte. So schrieb die Mutter an ihre Tochter Julie (13. April 1837): „Ritter kommt doch nicht, er schrieb an Vogelgesang, die Hermesgeschichte sey ihm zu unangenehm, denn er würde hier nichts anderes hören, als von dieser. Unser Erzbischof macht so viel Verwirrung im Lande, wie noch nie war, Du kannst Dir keinen Begriff davon machen von der Aufregung unter den Katholiken. Jeder Vernünftige bedauert, daß Spiegel nicht mehr lebt, und daß gerade dafür Droste an seine Stelle kam." Und als das „Ereignis" eintrat, berichtet sie in seltsamer Verkennung der Verhältnisse: „Was die Stimmung wegen des Erzbischofs betrifft, so ist die Mehrzahl mehr gegen ihn als für ihn. Ich glaube wohl, daß seine groben Manieren am meisten schuld daran sind. Denn weil sein Vorgänger so sehr fein war, ist der Abstand zu groß. Auch ist man der Meinung, daß er den Adel zu sehr bevorzuge und auch selbst sehr stolz sey, davon hat man manchen Beweis. Auch unser guter Pastor Iven war in Ungnade gefallen." (4. Dezember 1837.)

Als Kaufmann Ostern 1838 nach Ahrweiler wanderte, wurde dort eifrig über das Kölner Ereignis und seine Folgen gesprochen. Kaufmann wußte den Vettern sehr anschaulich zu schildern, wie in Bonn die größte Aufregung herrsche. Ein Pfarrer der Stadt, Goerres an St. Remigius, habe sich offen geweigert, den widerrechtlich eingesetzten Bistumsverweser Hüsgen anzuerkennen. Er schilderte dann die erregten Auftritte, die dieser Weigerung folgten. Goerres legte sein Amt nieder; sein erster Kaplan weigerte sich, die Verwaltung der Pfarre zu übernehmen; als der zweite Kaplan sich dazu entschloß, wurde er in der Sakristei während des Katechisierens und am Nachmittag bei der Predigt geschmäht, man nannte ihn einen Judas, einen Verräter [1]).

Die Düsseldorfer Maler standen im Gegensatz zu den Bonner Verwandten entschieden auf der Seite des Erzbischofs, wie denn überhaupt der Einfluß des strenggläubigen Konvertiten von Schadow ihre religiösen Anschauungen sehr beeinflußte. Sie gaben gleich dem Bonner Vetter die notwendigen Aufklärungen und rühmten ihm vor allem das

---

[1]) Dieselben Schilderungen finden sich auch in der Chronik des Justizrates Lamberz (Bonner Archiv, 3. Jahrg. 1891/92 S. 56).

herrliche Buch, das unter dem Titel „Athanasius“ damals die Freunde der Kirche begeisterte.

Bei diesen Erörterungen über die Zeitfragen ging es oft sehr lebhaft zu, ja, es drohte mitunter unter den jungen Leuten heller Streit auszubrechen. Dann ist der alte Vetter Fechemer, vor dessen Ansehen sich alles beugte, zwischen die Streitenden getreten. „Sanftmut lehrt das Christentum“, waren seine häufig wiederholten Worte, durch die er die erregten Wogen glättete.

Als Kaufmann damals in das Künstlerstübchen Konstantins trat, fand er diesen damit beschäftigt, nach einer fein ausgeführten Bleistiftzeichnung das Porträt eines Gelehrten in Kupfer zu stechen. Es war das Bild des Verfassers des „Athanasius“, Joseph von Goerres’, das Edward von Steinle gezeichnet hatte (1837). Es ist einer der besten Stiche Konstantins, leider viel zu wenig bekannt. Jüngst hat Georg Kaufmann in seiner Politischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert (Berlin, Bondi, 1900, S. 80) das merkwürdige Blatt reproduzieren lassen. Bald darauf wurde einem der Düsseldorfer Freunde, Ittenbach, die Ehre, das Bild des Bekennerbischofs Clemens August in Minden malen zu dürfen [1]. Auch dieses Porträt wurde von Konstantin Müller in Kupfer gestochen (1839) und ist ohne Zweifel das künstlerisch vollendetste Bild des Erzbischofs.

Bald darauf wurde es stiller in dem belebten Ahrweiler. Die Künstler traten ihre Wanderschaft nach Italien an. Es galt der Vorbereitung ihres großen Werkes, der Ausmalung der Apollinariskirche zu Remagen, mit der sie 1844 begannen. Im September 1837 traten Deger und Andreas Müller die Reise an, im Herbst 1839 folgten Karl Müller und Ittenbach. In Begleitung des hochverehrten Meisters Schadow und seiner Familie langten sie Ende Dezember in Rom an.

Beim Scheiden hatten die Maler nicht versäumt, den Bonner Verwandten ein Erinnerungszeichen zu hinterlassen. Es berichtet darüber die Mutter: „Unser Leu ist von Karl Müller gezeichnet worden, er gleicht sehr gut, und nach dem Urteil des Doktor Wolff [2]) soll der Kopf ganz vortrefflich gezeichnet sein.“ Die sorgsam ausgeführte Bleistiftzeichnung (1838) ist noch im Besitz der Familie. Sie zeigt die freundlichen Züge des jugendlichen Bonner Vetters in sehr sympathischer Darstellung. Alexander Kaufmann wurde in ähnlicher Weise von Andreas Müller porträtiert und auch die Töchter des Kaufmannschen Hauses mit duftigen Aquarellblättern für das Stammbuch beschenkt.

---

[1]) Vergl. die eingehende Schilderung Finkes in der Schrift über Ittenbach, S. 12.

[2]) Wolff war Hausarzt und Freund der Familie. Er besaß selbst eine schöne Sammlung von Kupferstichen und Radierungen.

Das Jahr 1840 brachte für Leopold Kaufmann den Uebergang in das Studentenleben. Nach dem Abiturientenexamen schrieb die Mutter in ihrer Herzensfreude ausführlich an ihre Tochter Julie: „Von allen Seiten empfange ich noch immer Glückwünsche über Leu's Examen. Der fremde Schulrat, der hierherkam, um zu prüfen, hat sich sehr lobend über ihn ausgedrückt. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich das freut. Auch der Direktor sagte mir selbst viel Schmeichelhaftes über die Erziehung meiner Kinder, indem meine beiden Söhne sich auch durch anständiges und sittliches Benehmen ausgezeichnet hätten. So ist doch wenigstens mein guter Wille, sie zu rechtschaffenen Menschen zu bilden, in etwa belohnt."

Doch war die Mutter nicht ohne Sorge für die Zukunft: „Es fängt jetzt für mich die schlimmste Zeit an, nämlich die Studentenjahre Leu's; nicht alle sind so solide wie Alexander. Leu ist ungemein lebhaft, und daher für alle äußeren Eindrücke empfänglich, auch wird er sehr gesucht, teils wegen seines angenehmen Wesens und wegen seines Singens, doch ich hoffe mit des Himmels Beystand, daß er gut bleibt."

Am 16. November 1840 wurde Kaufmann durch den Rektor Magnificus Ernst Moritz Arndt als Studiosus Juris an der Bonner Universität immatrikuliert. Arndt war in diesem Jahre, nachdem er 1820 vom Lehramt entfernt worden war, der gefeierte Held. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. hatte sein hochherziger Sohn diese Censur aufgehoben, und am 20. Juli 1840 hatte man Arndt durch ein Festessen der Universität gefeiert, abends brachte ihm die Studentenschaft einen großartigen Fackelzug dar.

Ueber das *studentische Leben* in Bonn zur damaligen Zeit liegt eine ganze Reihe von eingehenden Schilderungen vor[1]), die fast alle übereinstimmend ein günstiges Bild entwerfen. Die oft etwas rohen Formen, die das Treiben der Studenten an anderen Orten annahm, traten in Bonn weniger hervor; es herrschte eine ideale Auffassung, ohne daß man deshalb der jugendlichen Heiterkeit und dem Burschenleben abhold gewesen wäre. In etwa mag sich diese Erscheinung dadurch erklären, daß die in Bonn neu gegründete Universität von Anfang an der Sammelplatz der Söhne aus vornehmen Häusern wurde. Bonn wurde Fürstenschule. Kaufmann erzählte gern von manchen dieser fürstlichen Studenten.

---

[1]) Man vergleiche z. B. Ernst von Coburg, Aus meinem Leben. Berlin, Hertz, 1887, 1. Bd. S. 59 u. f. Willibald Beyschlag, Aus meinem Leben. 2. Aufl. Halle 1896. von Ernsthausen, Erinnerungen eines preußischen Beamten. Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing, 1894. S. 32 u. f. Andrae-Roman, Aus längst vergangenen Tagen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1899. S. 103 u. f. Karl Schorn, Lebenserinnerungen. Bonn, Hanstein. 1898 1. Bd. S. 53 u. f.

Er rühmte den angenehmen Eindruck, den die beiden Coburger Prinzen Albert und Ernst gemacht haben. Sie kamen 1837 nach Bonn und gewannen durch ihr liebenswürdiges Wesen aller Herzen; das galt besonders von Prinz Albert, dem späteren Prinzgemahl der Königin Victoria von England. Ernst von Coburg hat die Bonner Zeit in seinen Erinnerungen mit warmen Farben dargestellt.

Ueber seine Studentenzeit hat Leopold Kaufmann eine kurze Notiz niedergeschrieben. „Mein Universitäts-Leben war hauptsächlich dem Studium der Jurisprudenz und der Pflege der Musik gewidmet. Das eigentlich studentische Leben war am meisten in den Korps zu finden, die aber für mich verschlossen bleiben mußten. Mit vieler Mühe erhielt ich von meiner sehr guten, aber äußerst ängstlichen Mutter die Erlaubnis, bei dem Korps der Rhenanen den Fechtboden zu belegen. In der ersten Zeit bemühte sich der damalige Senior, spätere Sanitätsrat Dr. Erlenmayer, mir die Anfangsgründe der Fechtkunst beizubringen. Als er sich aber überzeugt hatte, daß ich nicht in das Korps eintreten würde, ließ sein Interesse sehr nach."

Mit einigen Studenten aus der Burschenschaft Fridericia, der spätern Alemannia, hat Kaufmann eifrig die Musik gepflegt. Er hat unter ihnen einen treuen Freund gewonnen. Es ist der bekannte konservative Politiker Andrae-Roman. Auch der spätere Schwager Andraes, Flügge, und Justus Wilhelm Lyra wurden Sangesgenossen Kaufmanns. Lyra komponierte mit mehr als gewöhnlichem Talent. Er schuf die Melodien zu den bekannten Studentenliedern: „Der Mai ist gekommen" und „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald". Er starb als Pastor in Gehrden bei Hannover 1882. Doch hören wir Andrae selbst: „Mit Lyra stiftete ich den Studentengesangverein, von dem sich die Korps natürlich ausschlossen, weil zwei Burschenschaftler an der Spitze standen, der aber trotzdem schnell bis auf einige sechzig Mitglieder heranwuchs und Bedeutendes leistete. Sehr bald fand sich auch ein vortreffliches Quartett zusammen, zu dem außer mir drei Katholiken gehörten, geübte Sänger, mit vorzüglichen Stimmen, mit denen es eine Lust zu singen war. Ich lernte sie zuerst kennen als Gäste auf unserer Sommerkneipe (es war das sogenannte „Schänzchen", wo die Alemannen noch jetzt ihre studentischen Versammlungen halten). Hoch oben war sie am Ufer des Rheines gelegen. Wir saßen mit Windlichtern an einem herrlichen Sommerabend im Garten. Der Silberglanz des Mondes umflutete uns so hell, daß wir die Lichter, außer in den Lauben, gar nicht bedurft hätten, kaum das Leuchten der glänzendsten Sterne hatte sich bemerkbar gemacht. Deutlich sahen wir tief unter uns auf dem blitzenden Strom die Schiffe mit ihren bunten Laternen vorüberziehen. Nur leises Plätschern

erinnerte daran, daß der gewaltige Rhein sich dort bewegte. Uns war gegen Mitternacht auch so feierlich zu Mute geworden, daß die Lieder verstummten und die Unterhaltung nur flüsternd geführt wurde. Da stimmten in der tiefen Stille Leo Kaufmann, der spätere Oberbürgermeister von Bonn, und Klein, später römisch-katholischer Geistlicher[1]), das Mendelssohnsche Duett an: »Ich stand gelehnet an den Mast«. — Nun, in den Jahren und in solcher Lage ist man leicht hingerissen, hier lag aber ein wirklicher Grund zur Begeisterung vor. Es war eine der schönsten Nächte, die ich erlebte, und die Geburtsstunde eines Quartetts, das vielen große Freude bereitet hat. Bis zum Morgengrauen wurde gesungen und dann folgte, um die angebrochene Nacht auszufüllen, ein Spaziergang nach Godesberg, um in dessen Ruine die Sonne aufgehen zu sehen. . . . Das Quartett war fest verbunden, und das Band hielt bis zur letzten Stunde in Bonn."

Eine ganz besondere Ehre hatte das Studenten-Quartett durch einen Besuch, den es bei Liszt machte, der damals auf der Insel Nonnenwerth weilte. Schon 1840 und 1841 hatte Liszt in Bonn zum Besten des Beethoven-Denkmals Konzerte gegeben. Am 31. Oktober 1841 war ihm zu Ehren ein großes Essen von 200 Personen veranstaltet worden, nachdem am Morgen die Wahl des Modells für das Denkmal stattgefunden hatte. Als das Quartett in Nonnenwerth erschien, empfing Liszt die Sänger mit ausgesuchter Artigkeit, er stellte ihnen seine Begleiterin, die Gräfin d'Agoult, eine geborene Bethmann-Hollweg, vor: „mon coeur!" sagte er, indem er auf die Dame hinwies. Er versprach beim Abschied den jungen Leuten, daß er nächstens in Bonn vor ihnen spielen werde.

Dieses Versprechen wurde erfüllt und es liegt ein origineller Bericht über dieses Konzert vor, den die Mutter Kaufmanns an ihre Tochter Julie schrieb und der für das oft sonderbare Wesen des Künstlers charakteristisch ist: „Wir hatten den 18. eine interessante Liedertafel; es waren nämlich anwesend Saphir und Liszt, der den jungen Leuten versprochen hatte, ihnen vorzuspielen, was er auch tat; indes benahm er sich wie ein Narr; nachdem er gespielt hatte, sprang er auf und lief zum Zimmer hinaus mit dem Ausruf, nie mehr in Bonn zu spielen. Es hatten sich viele zu nahe an ihn gedrängt, und die Frau B. stellte sich mit zwei kleinen Kindern ganz dicht hinter ihn und sagte so laut, daß er es hören konnte, sie möchten auf seine Finger sehen, dies sei der große Liszt. Er äußerte, daß er nicht gewohnt sei, vor Kindern zu spielen, die man ihm beinahe auf die Finger geworfen hätte. Den

[1]) Diese Angabe ist irrtümlich. Klein wurde Philologe und starb (31. März 1874) als Gymnasialdirektor in Bonn.

armen Breidenstein[1]) behandelte er gar grob, der stand immer wie verklärt vor ihm; da sagte er zu ihm, er sei der erste Affe gewesen, der ihn angegrinst hätte. Seine Gräfin war auch zugegen."

Was die eigentlichen Fachstudien betrifft, so waren die Studenten der damaligen Zeit im Besuch der Vorlesungen recht fleißig. Die sorgsam ausgearbeiteten Kollegienhefte Kaufmanns liefern auch einen Beweis dafür. Für sein Fachstudium bot Bonn damals allerdings reiche Anregung. Die juristische Fakultät hatte eine ganze Reihe tüchtiger Lehrer, die sich zum Teil auch persönlich des Studenten annahmen.

Unter diesen ist zuerst zu nennen der Pandektist Eduard Böcking aus Trarbach an der Mosel, nicht nur auf dem Gebiete der Jurisprudenz, sondern auch in anderen Wissenszweigen gründlich unterrichtet und durch scharfe Kritik ausgezeichnet. Er lud Kaufmann öfters zu gemeinsamen Spaziergängen ein, die zur Besprechung schwieriger Fragen, besonders aus dem Kriminalrecht, benutzt wurden. Damals lernte Kaufmann einen anderen Lehrer kennen und schätzen, mit dem ihn später treue Freundschaft verbinden sollte. Es war Ferdinand Walter aus Wetzlar. Mit stürmischer Begeisterung hatte Walter in einem donischen Kosackenregiment an den Befreiungskriegen teilgenommen. Er trat später in der preußischen Nationalversammlung 1848 als Abgeordneter mit gleicher Entschiedenheit für die Krone ein. Walter, der Staats- und Kirchenrecht vortrug, besaß einen klaren, formvollendeten Vortrag. Er war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und verstand es, mit maßvoller Weisheit und diplomatischer Geschicklichkeit die Sache seines Glaubens zu vertreten.

In dem Hause seines Lehrers, des Professors und späteren Staatsministers von Bethmann-Hollweg, hatte Kaufmann durch seine musikalischen Fähigkeiten Eingang gefunden. Am 13. November 1841 schrieb die Mutter: „Bethmann-Hollweg hat mir Leu sehr gelobt hinsichtlich seines Gesanges, und was mir noch lieber war, über seinen Fleiß in den Pandekten." Bethmann-Hollweg war ein Mann, bei dem ernste Frömmigkeit mit fröhlichem Genießen, Reichtum im Besitze und Wissen mit Einfachheit und Anspruchlosigkeit sich vereinigten. Er nahm in Bonn eine hervorragende Stellung ein. Als der Bischof Johannes von Geissel bei der Uebernahme der Administration des Erzbistums Köln auch die Entfernung Rehfues' aus seinem Amte zur Bedingung gemacht hatte[2]), wurde der Posten des Kurators 1842 Bethmann-Hollweg übertragen. Auf seinem Schlosse Rheineck, dessen Kapelle die Meisterhand Steinles

[1]) Professor der Musik an der Bonner Universität.

[2]) Vergl. Baudri, Der Erzbischof von Köln, Johannes Kardinal von Geissel. Köln, Bachem. 1881. S. 49 ff.

ausgemalt hat[1]), weilte Kaufmann mitunter in Begleitung Andraes, der bei Hollweg Hausfreund war.

Auch bei den Professoren Clemens Theodor Perthes, mit dem er später auf charitativem Gebiete gemeinsame Ziele verfolgte, Deiters, der in der spätern amtlichen Tätigkeit für Kaufmann ein erfahrener Berater und Mitarbeiter wurde, Karl Sell und dem mit der Familie Kaufmann befreundeten Benjamin Mendelssohn hörte Kaufmann juristische Vorlesungen. Endlich gehörten der später bekannte Pandektist Windscheid und Kinkel zu seinen Lehrern.

Als 1842 einer von den „Göttinger Sieben", Professor Dahlmann, in Bonn wieder angestellt wurde, unterließ es Kaufmann nicht, in seinem letzten Semester bei dem berühmten Manne „Englische Geschichte" zu belegen. Seine Mutter schreibt darüber: „Leu ist immer in der größten Begeisterung über die Vorlesungen von Dahlmann, gewöhnlich fänden sich an 300 Zuhörer ein und jeder kehre befriedigt von da zurück."

Neben den juristischen Vorlesungen bemühte sich Kaufmann, seine Kenntnis in den fremden Sprachen zu erweitern. Zweimal in der Woche las er abends mit seinem Freunde Letellier Französisch und lernte mit seinem Bruder Alexander eifrig Englisch. Unter seinen Vorlesungen finden wir ein Kolleg bei Professor Lassen „Ueber Walter Scotts Lady of the lake".

Einen tiefgreifenden Einfluß nicht bloß auf Leopold Kaufmann, sondern auch auf seinen Bruder und auf weite gebildete Kreise in Bonn gewann gerade damals, als Kaufmann sein Universitätsstudium begann, eine geistig bedeutende Persönlichkeit. In einem Briefe vom 31. April 1839, in dem sich Kaufmann bei Karl Müller zu einem Musikfest in Düsseldorf ankündigte, schreibt er zum ersten Male darüber:

„Du kannst dir nicht denken, was ich mir eine Freude von der großartigen Aufführung des Messias verspreche. Ebensosehr freue ich mich, den genialen Mendelssohn, den ich bloß aus seinen Liedern kenne, in seiner Wirksamkeit als Musik-Direktor kennen zu lernen. Ueberhaupt lebe ich jetzt sehr für die Musik, was ich hauptsächlich dem vortrefflichen Unterricht meiner Lehrerin verdanke. Lehrerin? wirst du erstaunt fragen, doch wohl nicht Auguste Haskarl? Nein, diese nicht, sondern eine echte Künstlerin, Frau Mathieux aus Köln. Du hast vielleicht von ihrer Ehegeschichte schon gehört. Sie ist jetzt seit einem Vierteljahr aus Berlin hier angekommen, wo sie sich gänzlich ausgebildet

---

[1]) Vergl. die sehr lesenswerte Korrespondenz Bethmanns mit Steinle in Edward v. Steinles Briefwechsel. Freiburg, Herder. 1897. 1. Band, S. 347 ff.

hat. Sie komponiert auch sehr originelle und schöne Lieder, deren ich mehrere unter ihrer Leitung singe. Zwar muß ich mich bedeutend mit Uebungen, Tonleitern und Solfeggis plagen, doch tue ich dies alles sehr gern, da ich den großen Nutzen dieser Uebungen sehr gut einsehe."

Johanna Mockel[1]), die Tochter des Bonner Gymnasiallehrers Mockel, hatte sich in ihrem 22. Jahre mit dem Kölner Buchhändler Mathieux verheiratet, aber schon bald kam es zu Zerwürfnissen. Die Eheleute paßten nicht zusammen, und eines Tages erschien Johanna bei ihren Eltern in der Josephstraße und erklärte, nicht mehr zu ihrem Gatten zurückkehren zu wollen. Da Vereinigungsversuche sich als aussichtslos erwiesen, kam es zu förmlicher Ehescheidung, und Johanna begab sich 1836—1839 nach Berlin, wo sie in den für Literatur und Musik begeisterten Kreisen, besonders bei Bettina von Arnim, geborene Brentano, Aufnahme fand. Schon in Bonn hatte sich Franz Ries, der Schüler Beethovens, mit Johanna beschäftigt, in Berlin bildete sie sich zu einer tüchtigen Pianistin aus. Als sie 1839 nach Bonn zurückkehrte, scharten sich gleich die Musikfreunde um sie.

Unter ihrer Leitung entstanden in Bonn zwei musikalische Vereinigungen; an beiden nahm Leopold Kaufmann eifrig Anteil. Am 30. März 1840 schreibt er an seine Schwester Julie: „In musikalischer Hinsicht bin ich jetzt sehr beschäftigt als Mitglied eines Kränzchens, das unter der Direktion der Frau Mathieux bloß klassische Musik aufführt. Der Geheimrat Nasse, Mendelssohn, Norden, Hollweg und Naumann sind die Hauptunternehmer[2]). Vergangenen Freitag waren wir zuerst bei Nasses. Die Gesellschaft bestand aus ungefähr 12 Damen und 8 Herren, alle mit guten Stimmen und Lust zur Sache versehen. Wir sangen dort eine Litanei von Durante, ganz prächtige Musik und sehr gut aufgeführt, da alle Stimmen vorher eingeübt waren. Von besonderer Wirkung war eine Stelle, wo die weiblichen Stimmen die Jungfrau Maria im größten pianissimo anrufen und der Baß und Tenor fortissimo einfallen ora pro nobis. Es weht durchweg ein echt frommer und italienischer Geist durch diese alte Musik. Nicht weniger schön war ein Hymnus von Clari, worin Bertha Forstheim ganz vorzüglich einige Solis vortrug. Auch sie ist eine Schülerin von Frau Mathieux. Jetzt üben wir den 42. Psalm von Mendelssohn und werden nächsten Freitag das Finale aus Iphigenie in Tauris singen. Herr Klein, ein ka-

---

[1]). Die reichhaltige Literatur über Johanna und ihren zweiten Gatten Kinkel hat Dr. Joesten in seinen Kulturbildern aus dem Rheinland — Bonn, Georgi, 1902, S. 72 f., S. 118 f., S. 136 f. — fleißig zusammengestellt. Vgl. auch von demselben Verfasser: „Litterarisches Leben am Rhein", S. 70. Leipzig 1899, F. W. Grunow.

[2]) Alle fünf waren Professoren an der Universität.

tholischer Theologe aus Köln [1]), der eine prächtige Tenorstimme hat, wird den Thoas, Bertha Forstheim die Iphigenie, Peretti den Pylades und ich den Orest singen. Ich freue mich sehr darauf; denn es ist doch eine gar herrliche Musik."

Noch manche andere Briefe erzählen von den musikalischen Freuden in diesem Vereine. In Mendelssohns Haus hatte Kaufmann die Ehre, dem gefeierten Komponisten Felix Mendelssohn näher zu treten, der den jugendlichen Sänger selbst auf dem Klavier begleitete. „Die Musik grünt und blüht," schreibt er ein ander Mal (1841, 3. März), „und wir führen recht schöne Sachen auf; in der nächsten Woche bei Mendelssohn den Samson." Klein sang die Partie des Samson, Frl. Forstheim die Delila, und Kaufmann den Manroah. In einem anderen Hause in Bonn, das ein Mittelpunkt geistiger Interessen war, bei Frau Mertens-Schaaffhausen, der bekannten Freundin der Annette von Droste, hatte Kaufmann zu den Musikaufführungen schon als Primaner Zutritt gefunden. Er bewahrte der hochgebildeten, geistreichen Herrin dieses Hauses ein dankbares Andenken.

Die zweite Veranstaltung musikalischer Werke, die von Frau Mathieux ausging, erwähnt Kaufmann in demselben Briefe: „Bei der Frau Mathieux ist jetzt alle Sonntag 14 Tage eine Gesellschaft, in der wir erst singen und musizieren und dann etwas aufführen. Die Sachen werden ordentlich einstudiert und wir haben kleine Schauspiele gegeben." Das bescheidene Haus des Gymnasiallehrers Mockel in der Josephstraße, wo diese musikalischen Uebungen stattfanden, sollte für Bonn den Ausgangspunkt einer nicht unwichtigen literarischen Bewegung werden, in die auch der Bruder Leopolds mit hineingezogen wurde. Unter denen, die den Proben beiwohnten, stellte sich regelmäßig der damalige Privatdozent der Theologie, Gottfried Kinkel, ein, der Sohn des evangelischen Predigers im nahen Oberkassel, am Fuße des Siebengebirges. Die Art, wie Johanna es verstand, Geist und Leben in die Musik zu legen, zog ihn an. Man kam zu dem Entschluß, neben der Musik auch Literatur zu treiben, und begann mit der Lesung von Dramen an bestimmten Abenden. Die Seele des ganzen Unternehmens war Johanna, und unter ihrer Patenschaft entstand am Tage Peter und Paul im Jahre 1840 das literarische Kränzchen, das den scherzhaften Namen „Der Maikäferbund" annahm.

Eines der ersten Mitglieder war Alexander Kaufmann, der ebenso der Poesie zugetan war, wie sein Bruder Leopold der Musik. Ein Vetter aus Münster, der spätere Landgerichtsrat und langjährige Landtagsabgeordnete Alfred Hüffer aus Paderborn, der als Student in Bonn bei der Großmutter wohnte, teilte die Liebhaberei Alexanders. Die Briefe

---

[1]) Wurde, wie S. 32 bemerkt, später Philologe.

der Großmutter berichten darüber nach Münster und spenden Beifall: „Es ist recht gut," heißt es da, „daß die jungen Leute sich mit solchen Dingen beschäftigen." Allerdings glaubte die Mutter damals noch (1839), daß Alexander ebenso wie Alfred die Poesie „nur als Nebensache betrachteten". Alfred Hüffer gab in späteren Jahren unter einem Decknamen ein Bändchen geistlicher Lieder heraus[1]). Seine großen Verdienste um die Werke Friedrich Wilhelm Webers hat Dr. Julius Schwering in dem Lebensbild Webers hervorgehoben[2]). Bei Alexander sollte aber die Poesie bald mehr als bloße Nebensache werden. Die regsame Arbeit im Maikäferbund, wo alle Mitglieder für jede Sitzung ihre Beiträge zu liefern hatten, nahm ihn sehr in Anspruch und die besorgte Mutter sah mit einigem Unbehagen, wie Alexander durch die „Poeterei" sehr von seinen juristischen Studien abgehalten wurde.

Es war damals die Zeit romantischen Schwärmens; noch zogen nicht die düsteren Wolken der politischen Kämpfe herauf, die später in diesen Kreis hereinbrachen und ihn auseinandertrieben. Mit ganzer Seele gab man sich dem Traume der Poesie hin. All dies Leben mit seiner Begeisterung für die Kunst, für die rheinische Heimat, ihre Sage und Geschichte hatte besonders eine Person erweckt: Johanna Mathieux, die erst nach schweren Kämpfen Kinkels Gattin werden sollte.

Eines Tages hatte die ganze Gesellschaft — es war am 4. September 1840 — einen Ausflug nach Mondorf gemacht. Es war ein Lieblingsplatz des Musikanten- und Poetenvölkchens. Professor Laurenz Lersch, auch Mitglied des Kreises, hat in einem jetzt vergessenen Liederbuch „Erinnerung an Bonn", 1848, nicht weniger als vier poetische Schilderungen dieses traulichen Ortes aufgenommen; sie sind von Ernst Moritz Arndt, Alexander Kaufmann, Johanna Kinkel und Lersch. Am Abend fuhr man in Kähnen singend und jubelnd nach Bonn zurück, da wankt der Nachen, den Kinkels starke Hand regiert; ein Augenblick — und er und Johanna sind in den Fluten. Mit dem Aufwand all seiner Kraft umfaßt Kinkel Johanna, während die Rechte siegreich die Wogen teilt. Fast will er ermatten, die beiden drohen zu sinken, da faßt er die letzte Kraft zusammen und erreicht mit Johanna das rettende Ufer. In einem seiner schönsten Gedichte hat Kinkel diesen Augenblick geschildert. Den Teilnehmern an dieser Fahrt blieb jene Stunde unauslöschlich in der Erinnerung. Die Geschicke Kinkels und Johannas aber hatten sich an jenem Tage entschieden.

---

[1]) „Aus dem Kirchenjahr", von A. Hermann. Münster 1890, Aschendorff.

[2]) Dr. Julius Schwering, Friedrich Wilhelm Weber. Paderborn, F. Schöningh, 1900. Siehe die Angaben im Personenregister, wo Hüffer 19mal bemerkt ist.

Zum großen Mißfallen vieler löste Kinkel eine bis dahin bestehende Verlobung auf. Sein Verkehr mit Johanna erregte den Unwillen seiner geistlichen Vorgesetzten, auch im Maikäferbund war man verstimmt. Leo Hasse, ein Konabiturient Leopold Kaufmanns, dessen Vater Professor der protestantischen Theologie in Bonn war, trat aus. Kinkel sang ihm das Lied „Der Welt Trotz“ nach. Der Austritt Alexander Kaufmanns erfolgte um dieselbe Zeit, aber aus anderen Gründen, weil nämlich seine Zeit und Kraft durch den Maikäferbund zu sehr den eigentlichen Berufsstudien entzogen wurde. An ihn richtete Kinkel das schöne Gedicht „Einem Verlorenen“. Doch trat, wie wir vernehmen werden, Alexander später wieder dem Bunde bei. 1843 wurden im Hause des Pastors Wichelhaus Kinkel und Johanna, die vorher zur protestantischen Kirche übergetreten war, verbunden.

Ein Ereignis im „Maikäferbund“ hat Leopold Kaufmann lebhaft beschäftigt, obgleich er selbst nicht Mitglied des Dichterbundes war. Aber alle, die zum Kinkelkreis gehörten, nahmen daran den wärmsten Anteil. Fehlte es der Vereinigung auch nicht an begabten Poeten, derjenige, der doch mehr als die Uebrigen von der Muse der Dichtkunst beschenkt war, ist Gottfried Kinkel. Sein Werk „Otto der Schütz“ ist die reifste Frucht des Maikäferbundes, zugleich ein treuer Spiegel, aus dem das Streben und Empfinden jener Zeit hervorblickt.

Für das erste Stiftungsfest des Bundes war das Thema „Otto der Schütz“ als Preisaufgabe gestellt worden. Eifrig hatten die Mitglieder daran gearbeitet. Kaufmann erzählte gern von der Spannung, die damals bei den Freunden geherrscht habe. Einzelne Eingeweihte hatten schon Proben von Kinkels Schöpfung gehört. In der stillen Bucht zu Mondorf, fernab von allem Lärm, hatte Kinkel Vers an Vers geschmiedet. An manchem Frühlingsnachmittag war Andreas Simons, der Pflegesohn Mockels, der spätere Professor der Kunstgeschichte in Darmstadt, der einzig Ueberlebende aus dem Bonner Kinkelkreis, gekommen, um die Söhne des Kaufmannschen Hauses abzuholen. Kinkel stand dann schon am Rheinufer, man sprang in den Kahn und es ging mit schnellem Ruderschlag nach Mondorf. In der Bucht zog man die Ruder ein, Kinkel nahm sein Schreibzeug zur Hand, während die Studenten sich am Ufer mit Spiel und Gesang erfreuten. Ging es nachher nach Bonn zurück, dann trug Kinkel mit hoher Begeisterung den jungen Freunden den neuen Absatz vor, der im stillen Frieden der Bucht gereift war.

Wir besitzen noch die Schilderung dieses Stiftungsfestes (29. Juni 1841), wo zum ersten Male vor einer größeren Gesellschaft „Otto der Schütz“ vorgelesen wurde. Als Ehrenmitglied wurde damals Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes, aufgenommen, auch waren August

Daniel Binzer, der Dichter des Burschenschaftsliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", und seine Frau zugegen. Die männlichen Mitglieder des Bundes hatten sich um 10 Uhr im Poppelsdorfer Schloß, in Kinkels Wohnung versammelt und zogen dann in die mit Blumen und Guirlanden bekränzte Wohnung Johannas in der Josephstraße. Dort wurde das Fest eröffnet durch eine Rede Kinkels über die Tendenz, die Geschichte und den Bestand des Vereines. Dann erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in welcher die Preisaufgabe zur Verlesung kommen sollte. Man sang dann das von Alexander Kaufmann gedichtete und von Johanna komponierte „Maikäfer-Nationallied": „Maikäfer flieg". Am Nachmittag las zuerst Johanna das von ihr verfaßte Liederspiel „Otto der Schütz" in einem Aufzug vor. Sie hat es später auch komponiert, und bei den ersten Aufführungen sang Kaufmann die Titelrolle. Das Lied Ottos „Ich bin ein Knappe wohlgemut" hatte Johanna für seine Stimme gesetzt und es gehörte zu seinen Lieblingsgesängen. Dann las als zweiter Kinkel seine Arbeit vor.

Strodtmann in seiner Kinkelbiographie[1]) hat in überschwenglicher Weise den Eindruck geschildert, den Kinkels Werk hervorbrachte, „wie die Zuhörer an den Lippen des Vorlesers hingen unter dem Eindruck, daß seit dem Mittelalter die deutsche Literatur nicht eine erzählende Dichtung besäße, die sich an Lieblichkeit und Frische mit diesem Epos messen dürfte, das Kinkel im Rausch seiner neuen Liebe in kurzer Zeit vollendet hatte. Die reinste und bezaubernste Sinnlichkeit der Natur, an der es unserer Poesie so sehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verse hervor und die Verherrlichung einer edlen Minne verbreitete ihren rosigen Schein über die lauschenden Jünglinge und Jungfrauen." Nicht endenwollender Beifall brach gegen Ende aus, und der Dichter empfing den Lorbeerkranz aus der Hand Johannas.

Urteilen wir auch jetzt etwas nüchterner über die Schöpfungen jener romantischen Zeit, so wird „Otto der Schütz" seinen Wert und sein Ansehen doch bewahren. Schlicht und einfach ist die Entwickelung der Fabel, zart in ihrer Durchführung. Begebenheiten, Charaktere und namentlich die Naturscenen sind glücklich und maßvoll dargestellt. In der Literaturgeschichte wird dies Werk, das 1901 in 80. Auflage erschien, seine Stelle bewahren. Es war der erste und geglückte Versuch einer episch-lyrischen Dichtung. Oskar von Redwitz, Otto Roquette, Joseph Viktor v. Scheffel und viele andere wandeln in den Bahnen, die Kinkel als der Pfadfinder zuerst betreten hatte.

---

[1]) Ad. Strodtmann, Gottfried Kinkel, Wahrheit ohne Dichtung. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1850. S. 258.

Für Kaufmann hatte das Leben in dem Kinkelschen Kreise eine Fülle von Anregung und schöner Erinnerungen gebracht und eine große Zahl geistig bedeutender Menschen hatte er da kennen gelernt. Hat er auch im späteren Leben über manche Dinge anders gedacht wie als junger, unerfahrener Mann, so stimmte er doch dem Urteil Beyschlags zu, der in seinen oben erwähnten Erinnerungen die Bonner Studentenzeit „als die schönsten Feierstunden seines Lebens“ bezeichnet. Professor W. Beyschlag gehörte mit zu den eifrigsten Mitgliedern des Maikäferbundes. Noch am 5. Februar 1897 schrieb Leopold Kaufmann über das genannte Buch: „Du findest darin eine recht ruhige und objektive Beurteilung des Maikäferbundes.“ Auch Jakob Burckhardt aus Basel, der 1841 nach Bonn kam, trat dem Bunde bei. Er war geistig zweifellos das hervorragendste Mitglied des Maikäferbundes. Alexander Kaufmann hat die Verbindung mit dem später als Kunsthistoriker so berühmt gewordenen Manne auch im ferneren Leben aufrecht gehalten. Wer immer damals am grünen Rhein schriftstellerte oder dichtete, trat mehr oder weniger mit Kinkel und seinen Freunden in Verbindung. Von den Rheinländern sei namentlich Wolfgang Müller von Königswinter genannt, der in seinen „Sommertagen am Siebengebirge“ [1]) diese schöne Zeit verewigt hat.

Auch manchen Gast aus dem weitern deutschen Vaterlande sah man kommen. Es waren Männer darunter, deren Namen damals noch nicht berühmt waren, die aber später unter den Besten genannt wurden. So erinnerte Kaufmann sich aus dem Jahre 1843 des Besuches von Emanuel Geibel. Die schöne und klangvolle Stimme des Dichters, der, von Johanna begleitet, seine Lieder vortrug, fand bei den Musikfreunden großen Beifall. Auch sah er in Kinkels Haus die auffallende Persönlichkeit Ferdinand Freiligraths. Dieser hatte sich die Sympathie der Bonner ganz besonders erworben durch ein Gedicht, das 1840 erschien. In der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember 1839 war der Bogen der Ruine Rolandseck zusammengestürzt. In schwungvollen Versen wandte sich Freiligrath damals an die Rheinländer:

„Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine auf und nieder
Ein Knappe Rolands, eil' ich durch das Land;
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand
Ruf ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!“

Ihm ist der Wiederaufbau der Ruine in erster Linie zu verdanken.

Von der harmlosen Heiterkeit der jungen Schar wußte Kaufmann manchen Zug zu erzählen. Als einmal die Gesellschaft wieder von Mondorf heimkehrte und gegen Mitternacht durch die stillen Straßen zog, ließ

[1]) Kreuznach 1867, XIV, S. 152.

plötzlich Kinkel mit voller Kraft die Töne eines Nachtwächterhornes erschallen, das er heimlich mitgebracht hatte. Alsbald öffneten sich die Fenster und ängstlich schauten die guten Bonner Bürger aus, wo es denn brenne. Auch die Hüter der Nacht eilten herbei, sie haben aber nicht erfahren, daß der scheinbar so ernst dahergehende Professor, der das Horn sorgfältig unter seinem Mantel verbarg, der mutwillige Hornist gewesen war.

Nach rheinischer Sitte war besonders die Fastnachtszeit der Fröhlichkeit gewidmet. Sie wurde zu lustigen Veranstaltungen benutzt. Johanna Kinkel, die eine feine humoristische Ader hatte, verfaßte eine Reihe von Lokalpossen, zum Teil im bönnischen Dialekt, mit Gesang. Bei der ersten Aufführung der am meisten gepriesenen Posse „Das Malztier oder die Stadtbönnischen Gespenster“ sang Leopold Kaufmann die Hauptpartie.

So waren die Studentenjahre Kaufmanns reich an Gewinn und Anregung. Tüchtige Lehrer auf der Universität, treue Freunde unter seinen Altersgenossen, der Umgang mit poetischen und musikkundigen Männern und Frauen, das traute Haus seiner feingebildeten Eltern, alles wirkte zusammen — es ist eine „köstliche Zeit“ gewesen.

Wenn wir die nicht kleine Reihe von bedeutenden Personen überblicken, die damals auf Kaufmann Einfluß gewannen, so hat wohl niemand mehr und so andauernd sein Interesse gefesselt, „als seine gründliche und begeisternde Meisterin in der Musik“, Johanna Kinkel. Nach den verschiedenen Urteilen, die jetzt ziemlich zahlreich über diese merkwürdige Frau vorliegen — und diese Urteile gehen sehr auseinander — nach der Schilderung, die Kaufmann in seinen Gesprächen häufig von ihr machte, läßt sie sich folgendermaßen charakterisieren:

Was zunächst ihr Aeußeres angeht, so war Johanna keine Persönlichkeit, die durch ihre Schönheit anzog. Vielmehr zeigen ihre Züge etwas Herbes, der männliche, energische Geist verleugnet sich nicht in ihrem Antlitz. Bilder von Johanna Kinkel sind äußerst selten. Joesten hat in seinen Kulturbildern [1]) ein Porträt veröffentlicht, das ihm die Tochter Johannas, Frau von Asten in Barmen, zur Verfügung stellte. Es ist eine Photographie nach dem von A. Graß angefertigten Marmormedaillon, das auf einer Sandsteinsäule über dem Grabe Johannas in Woking bei London angebracht ist. Aus den stark gewölbten Stirnknochen tritt ein großes, offenes Auge heraus, das von dichten Brauen überschattet wird; eine ziemlich lange, regelmäßige Nase, hervortretende Backenknochen, ein etwas breiter Mund, um den Energie, aber auch ein Lächeln des Humors lagern, geben dem Gesicht etwas individuell stark Ausgeprägtes.

[1]) A. a. O. S. 88.

In ihrem Geiste herrschten der Verstand und eine ungewöhnliche Willenskraft vor. Sie hat die anderen geführt, und auch Gottfried Kinkel, der liebenswürdige, schwärmerische Idealist, den sie an Klarheit und Energie übertraf, stand unter ihrem Einfluß. Durch vielseitige Bildung war ihr Geist geschult, namentlich hat sie ihre ungewöhnliche Anlage für Musik zu hoher Vollendung entwickelt. Was sie überhaupt angriff, trieb sie mit zielbewußter Leidenschaft; sie verstand es, auch andere an sich und ihre Ideen zu fesseln, wie sie unsympathische Menschen ebenso heftig von sich abstoßen konnte. Darum hat sie hingebende, schwärmerische Freunde und ebenso entschiedene, oft herbe und harte Gegner gefunden. Auch ihr bester Freund wird bei aller Bewunderung für sie und ihre Talente bedauern müssen, daß eine notwendige und besonders für das weibliche Gemüt unersetzliche Eigenschaft ihr völlig mangelte: sie hat eine tiefere religiöse Erziehung nie genossen[1]), ja, sie wurde schließlich Freidenkerin. Das war es auch, was zwischen ihr und Deutschlands größter Dichterin, Annette von Droste, mit der Johanna bei der öftern Anwesenheit Annettens in Bonn in Berührung kam, eine innigere geistige Annäherung nicht zustande brachte[2]).

Ihr unglückliches Schicksal, die herben Enttäuschungen ihres Lebens, endlich auch ihr Tod, über dem wohl für immer der Schleier des Dunkels liegen wird, haben auch die Gegner Johannas zu einer mildern Beurteilung stimmen müssen. Kaufmann hat der weit verbreiteten Ansicht, ihr Tod — am 15. November 1859 in London — sei kein natürlicher gewesen, stets lebhaft und entschieden widersprochen[3]) und sich auch in spätern Jahren mit Kinkel darüber ausgesprochen, wie er denn überhaupt die in der Jugendzeit geknüpfte Freundschaft zu Kinkel, dem Herrn „Gevatter", wie sie sich in den Briefen gegenseitig anreden,

---

[1]) Die Mitteilungen der Tochter Johanna Kinkels in Fleischers Deutscher Revue, Oktober 1902 über „Johanna Kinkels Glaubensbekenntnis", sind nur geeignet, dies Urteil zu bestätigen.

[2]) Vergl. zum Beispiel: Wilh. Kreiten, Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Paderborn, Schöningh, 1900. S. 139 und 460.

[3]) Vergleiche auch für die Ansicht Kaufmanns Malvida von Meysenbug, Der Lebensabend einer Idealistin. Berlin 1898, Schuster und Löffler. Julie Hüffer, geb. Kaufmann, hatte Johanna kurz vor deren Tode in London besucht. Johanna schilderte damals die Qualen, die sie durch Herzkrämpfe zu erleiden hätte, wobei sie zu ersticken drohe. Es fiel damals Julie Hüffer auf, wie gefährlich die Einrichtung der Fenster in dem Gemach Johannas war. Es waren nämlich Schiebefenster, wie man sie häufig in England findet. War das Fenster herabgezogen, so blieb nur mehr die niedrige Brüstung, bei der ein Hinauslehnen gefährlich war. Die Möglichkeit, daß Johanna in einem ihrer Erstickungsanfälle Luft schöpfen wollte und so hinabstürzte, nahm Kaufmann nach allem, was er über den Tod Johannas erfahren konnte, als Gewißheit an.

bis zuletzt treu bewahrte. Die „Gevatterschaft" beruhte darauf, daß Kaufmann der Pate des zweiten Kindes aus der Verbindung Kinkels mit Johanna war. Sein Patenkind, das auch den Namen Johanna trug, war am 11. August 1845 in Poppelsdorf geboren; es starb bereits am 30. Januar 1863 in London.

Kaufmann hatte in der Mitte der 70er Jahre die Absicht, das Leben seiner Lehrerin zu schreiben. Die Verbindung mit Kinkel war in jener Zeit wieder recht rege geworden, indem dessen Tochter Adelheid im Jahre 1870 als Frau von Asten nach Barmen gekommen war. Kinkel hatte das Kaufmann mitgeteilt und mit Freude sah dieser häufig die Tochter des Freundes in seinem Hause. Bei den öfteren Besuchen in Bonn hatte Frau von Asten durch ihr prächtiges Klavierspiel bei den musikalischen Veranstaltungen im Kaufmannschen Hause und durch ihre heitere Unterhaltung das Andenken an ihre Mutter wieder lebhaft geweckt. Mit Kinkel selbst beriet Kaufmann mündlich und schriftlich über den Plan.

Am 16. Juli 1875 schrieb Kaufmann an Kinkel: „In hohem Grade erfreulich war mir die freundliche Art, mit der Sie meinen Gedanken aufnahmen, das Andenken an Johanna Kinkel und deren Verdienst um die Musik wieder in das Gedächtnis der Zeitgenossen zurückzurufen und neu zu beleben. Sie selbst können dies nicht wohl unternehmen, mir ist jetzt Muße dazu genugsam geboten und dürfte die aufrichtige Dankbarkeit und hohe Verehrung, die ich noch immer für meine Lehrerin und Freundin im Herzen trage, es mir vielleicht möglich machen, die Feder, die ich bisher nur auf dem Gebiete ernster, öffentlicher Angelegenheiten geführt habe, auch einmal einem menschlich und künstlerisch bedeutsamen Stoffe zuzuwenden."

Kinkel bemühte sich eifrig, das notwendige Material zu sammeln; er klagt am 20. September 1875, daß es so schwierig sei, die zerstreuten Briefe und Schriftstücke Johannas zu finden.

Die Erinnerung an alles, was sich auf Johannas Aufenthalt in Bonn bezog, ist lange für Kinkel höchst schmerzlich gewesen. Als Kaufmann am 14. September 1869 bei einem Besuch Kinkel in Zürich nicht antraf und durch seine Wohnung geführt wurde, schrieb er in seine Chronik: „Keine Bonner Erinnerung, nur ein Porträt seines Vaters. Von Johanna sah ich keine Spur . . . nicht ohne Wehmut ging ich weg." Als Kinkel am 30. September 1875 zahlreiche Papiere, die sich auf Johanna bezogen, an Kaufmann absandte, schrieb er: „Die Sache hat mich angegriffen. Ich bin von Gemüt aus erschüttert, wie diese alte Welt wieder aufstieg, die so voll Schmerz und so voll Poesie war. Aber

das wird überwunden werden und heut wie am Anfang freue ich mich herzlich, daß Sie diese Arbeit übernehmen."

Leider ist Kaufmann, durch Beschäftigungen anderer Art abgehalten, nicht zur Ausführung seines Planes gekommen.

Das Ende der Universitätszeit nahte heran. Manche Stunde hatte Kaufmann seinen Freunden, besonders der geliebten Musik geopfert, aber das ernste Studium hat er darüber nicht vergessen. Was nicht zu seinem Berufe gehörte, ist ihm zeitlebens nur Nebensache geblieben. Ein Beweis dafür war der Abschluß dieser Zeit. Schon im Juni 1843 hatte er sich nach Köln gewandt, um zu erfahren, wann er zur ersten Prüfung zugelassen werden könne. Als er erfuhr, daß erst im Oktober Termin sein würde, wandte er sich nach Koblenz und hatte die Hoffnung, dort eher anzukommen. Das hat sich freilich nicht erfüllt. Als er am 2. November sein Auskultatorexamen ablegte, bekam er das Prädikat „sehr gut".

Drittes Kapitel.

Beschäftigung Kaufmanns bei den Gerichten zu Koblenz. — Uebertritt zur Regierung. 1843—1848.

Das einjährige Dienstjahr. — Das Auskultator xamen. — Berichte über Bonner Musikverhältnisse. — Briefe der Düsseldorfer Maler aus Italien. — Religiöse Stimmung Kaufmanns. — Das Beethovenfest in Bonn 1845. — Franz Liszt. — Die Gründung der Bonner Concordia. — Politische Briefe. — Der Tod der Mutter 1847. — Beratung mit von Schlaberndorf wegen des Uebertritts zur Regierung. — Prüfung zum Regierungs-Referendar. — Die Märztage des Jahres 1848 in Koblenz und Bonn

Als Kaufmann sein Auskultatorexamen ablegte, stand er schon als Einjährig-Freiwilliger bei der 3. Kompagnie des 29. Infanterie-Regimentes in Koblenz. Am 1. Oktober 1843 war er beim Militär eingestellt worden. „Du kannst denken," schrieb ihm die Mutter Tags darauf, „wie unangenehm mich dein Eintritt ins Militärleben berührte. Hätte ich mir nicht mit so vielen Hoffnungen geschmeichelt, so würde ich es viel leichter ertragen haben." Es scheint, als ob Mutter und Sohn geglaubt hätten, daß Kaufmann wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht Soldat werden könne.

So hatte sich denn auch Kaufmann bei der Reise nach Koblenz augenscheinlich gar nicht auf ein längeres Bleiben eingerichtet. Deshalb

beeilte sich die Mutter, das Notwendigste einzupacken. Die beiden Freunde Letellier und der Jurist Greiß, der spätere Landgerichtsrat und Abgeordnete in Köln, brachten die Sachen nach Koblenz. Als die Mutter die Nachricht nach Münster an ihre Tochter berichtete, bemerkte sie im Hinblick auf ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen: „Der Junge ist mir gerade wie gestohlen, ich vermisse ihn so ungern, er weiß mich so recht aufzumuntern."

Kaufmann fand sich aber bald in der neuen Stellung zurecht, und auch die Mutter schrieb ihm kurz nachher: „Auch ich habe mich in das Unvermeidliche geschickt. Daß ich dich recht vermisse, kann ich nicht leugnen, es ist nun so öde und stille im Hause, kaum zum aushalten." Alexander, der inzwischen Erzieher des jungen Fürsten von Loewenstein-Wertheim geworden, weilte mit seinem Zögling auf dessen Gütern in Böhmen. Die Tochter Lina befand sich gerade auf Besuch bei der Base Müller in Ahrweiler, so daß die Mutter allein mit ihrer Tochter Auguste war. Am Ende des Briefes bemerkt sie launig im Hinblick auf die schlechte Schrift: „Du siehst an meinem Schreiben, daß ich keinen mehr hab', der mir die Federn schneidet."

Auch im Kreis der Freunde und Bekannten rief die Nachricht, „daß Leu bei den Soldaten sei," Ueberraschung hervor. Andreas Simons schrieb im Namen des Kinkelschen Kreises: „Wie hast du nur so von hier durchbrennen können, ohne einem Menschen Addio zu sagen!" (6. Oktober 1843.) Auch die Mutter erzählt von dieser Wahrnehmung: „Dein Schicksal geht aber niemanden so stark zu Herzen wie dem Kobes Kuhl in Mondorf, ein Mal über das andere Mal sagte er mir: »Et deet mer doch ärg leed, dat der ärme Leu bei de Preuße muß.«" Im Hause arbeitete die treue Lis auf das fleißigste für den Soldaten und sorgte für warme Sachen für den kommenden Winter.

Die Mutter machte sich auch Sorgen wegen der Gefahren, die in der Freiheit ihrem Sohne drohen könnten. Als er ihr geschrieben hatte, daß er im Soldatenkleid ganz verändert aussehe, meinte sie: „Ich glaube wohl, daß dein soldatischer Anzug dich etwas unkenntlich macht, wenn nur dein Inneres mir später nicht unkenntlich wird. Das Soldatenleben hat manchen braven Jungen verdorben. Du kennst ja meine unüberwindliche Angst in dieser Hinsicht. Wenn du mir nicht früher Proben deiner echten Moralität gegeben hättest, so wüßte ich oft gar nicht vor Furcht zu bleiben; doch deshalb beruhige ich mich schnell wieder." (16. Oktober 1843.)

Daß das Examen in die Dienstzeit hineinfiel, diente auch nicht dazu, die Sorge der Mutter zu erleichtern. Sie erzählt, daß die alte Lis am Tage der Prüfung in aller Frühe zum Münster gegangen sei,

die Messe gehört und „dann für den lieben Leu ein Kerzchen aufgesteckt habe".

Man war deshalb in Bonn recht glücklich, als am 3. November 1843 von Koblenz ein langer Brief einlief, der „Leopold Kaufmann, Königlicher Auskultator" unterschrieben war.

„Das Examen habe ich gestern Abend glücklich gemacht und, ohne zu renommieren, nicht ohne einigen Ruhm davon getragen zu haben. Ich wurde mit einem Herrn von Clotzinski zusammen examiniert. Anfangs fing die Sache etwas feierlich an; wir saßen an einem großen, grünen Tisch, und da wir erst um 4 Uhr anfingen, so erschienen denn bald 4 Wachslichter, welche die Feierlichkeit sehr erhöhten. Landgerichtsrat Bachem[1]) eröffnete die Sache; anfangs waren wir beide Examinanden etwas befangen, doch wurde die Sache späterhin sehr gemütlich. Durch einen glücklichen Zufall wurde ich dann auch gerade nach solchen Sachen gefragt, mit denen ich mich speziell beschäftigt hatte, so namentlich im Kriminalrecht, wo ich einen Vortrag hielt, der einige Minuten dauerte; er betraf die Frage über das Recht des Staates, zu strafen, ein Thema, das ich ja schon häufig gegen Deine eingewurzelten Vorurteile zu entwickeln mich bestrebte. Gegen 7 Uhr hatten wir geendet und der Staatsprokurator von Runkel sagte mir dann, da es den Examinatoren untersagt ist, den direkten Erfolg zu verkünden, ich könne mit Gemütsruhe mich dem Exerzieren widmen." Der Abend wurde mit den Freunden Longard, Focke und von der Mark heiter verbracht.

Das Militärleben sagte Kaufmann zu; der Dienst war nicht allzu anstrengend, morgens von 8—1/2 11 Uhr Exerzieren und nachmittags von 3—5 Uhr theoretischer Unterricht. Unter den Offizieren waren Männer mit grauen Köpfen, die ihre Sache sehr gewissenhaft nahmen; die 14 Freiwilligen wurden von dem liebenswürdigen und humanen Leutnant von Czarnowski instruiert. „Der Leutnant", heißt es am 22. Oktober 1843, „hat einen großen Saal gemietet, in welchem wir von ihm allein eingeübt werden. Er setzt nun seine Ehre darein, uns gehörig zu instruieren . . . Oft stehen wir eine Viertelstunde, ohne einen Blick wenden zu dürfen und harren dann mit Sehnsucht auf das Kommando »Rührt euch!«."

Die Kurzsichtigkeit Kaufmanns ließ ihn einige kleine Abenteuer erleben, über die er selbst scherzend berichtet: „So habe ich neulich vor zwei Freiwilligen ganz ehrerbietig Honneurs gemacht in der Meinung, es seien Offiziere. Ich bemühe mich überhaupt, in der Hinsicht eher zu viel als zu wenig zu tun, und habe gestern Abend zum großen Ergötzen

[1]) Der spätere Oberbürgermeister von Köln.

meiner Kameraden vor einem Postboten Front gemacht, in der Meinung, es sei mein Major."

Nachdem die ersten Wochen des ungewohnten militärischen Dienstes glücklich überstanden waren, fand Kaufmann Zeit, sich einigen Familien in Koblenz vorzustellen. Er erwähnt den Doktor Bermann, einen Verwandten der Familie Wolff in Bonn, seinen frühern Lehrer, den Provinzialschulrat Lucas, den Regierungsrat Focke, mit dessen Sohn er befreundet war, besonders aber die Familie des Justizrats Longard. Die beiden Söhne des Justizrates waren treue Freunde Kaufmanns. Der ältere, Sebastian, war in Bonn Mitglied des Maikäferbundes gewesen und hatte 1843 ein Bändchen Gedichte, „Altrheinische Märlein und Liedlein", herausgegeben. Er starb als Landgerichtsrat in Aachen und gehörte mit Kaufmann in spätern Jahren der Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses an. Auch ein zweiter Sohn, Jean Claude, der als Verwaltungsgerichtsdirektor a. D. in Sigmaringen starb (4. März 1901), hielt treu fest an der Freundschaft aus der Koblenzer Zeit.

Erfreut erzählt Kaufmann im Anfang Dezember der Mutter, sein Dienst sei so angenehm, daß er sich jetzt wieder eifrig „dem süßeren Dienst der geliebten Frau Musika ergebe", auch hoffe er bald am Landgericht seine Tätigkeit beginnen zu können.

Ueber alles, was in Bonn vorfiel, berichteten die Schwestern in ausführlichen Briefen, „um dir den Weggang von Bonn leichter zu machen". Die Nachrichten über den Kinkelschen Kreis und über die Musik nahmen meist die erste Stelle ein. So heißt es in einem Briefe vom 3. Dezember 1843, bei Kinkels werde der Josua eingeübt, und bei Hollweg und Mendelssohn sei Kaufmann bei den letzten Abenden sehr ungern vermißt worden.

Zum Weihnachtsfest erschien Kaufmann in der Uniform in Bonn. Die Verwandten und Freunde wetteiferten, ihm Freude zu machen. In einem heitern Briefe (vom 14. Januar 1844) neckt ihn die Mutter: „Der vorige Neujahrsball bringt noch immer Nachklänge von zwei Leuten, die dir nicht unbekannt sind, es sind Kaufmanns Leu und Goldfuß' Anna, die sich die Huldigungen des Leu recht gefallen ließ. Die Aeugelchen hätten ihr wie Sterne gefunkelt." Es handelte sich um die gefeierteste Schönheit im Kinkel-Kreis, Anna Goldfuß, deren Vater, Professor Goldfuß, die Rosenburg am Fuße des Venusberges bei Bonn besaß. Beyschlag[1]) berichtet ausführlich darüber.

Daß der heitere Sinn bei den Bonner Freunden nicht ausgestorben war, bezeugt ein Schreiben, das bald nachher Andreas Simons an seinen

[1]) A. a. O. S. 189, 198 ff.

Freund Kaufmann richtete. Er stellt, wie er selbst sagt, „den verrückten Antrag“, zu Fastnacht auf dem Koblenzer Theater aufzutreten, und bittet den Freund, mit Direktor Anschütz zu verhandeln. Am liebsten trete er auf als Comthur, oder Masetto, oder Osmin. „Von meiner Mutter habe ich eine schriftliche Erlaubnis zu ein- oder zweimaligem Auftreten, so daß in dieser Beziehung keine Unannehmlichkeiten zu fürchten sind.“ Ob es wirklich zu der Ausführung des Planes kam, ist nicht bekannt.

Am 22. Januar 1844 dankte Kaufmann der Mutter für den vorher erwähnten Brief und berichtet, daß er gleich nach seiner Rückkehr zum Vice-Unteroffizier ernannt worden sei. „Jetzt muß ich das Kommandieren lernen. Es geht recht gut und ist zugleich bequem. Der Hauptmann ist mir noch artiger wie früher, jedoch gibt es auch Unangenehmes.“ Der Winter war nämlich außerordentlich hart, sein Gesicht war ganz vor Kälte aufgesprungen und „bot einen lieblichen Anblick“. Auch beim Landgericht war der Auskultator jetzt zugelassen. Besonders ergötzte ihn der Verkehr mit den Bauern der Umgegend, „oft werde ich gar nicht klug aus ihren Erzählungen, doch gehen sie alle zufrieden fort, da sie immer auf ihre Frage: »Nu, wat sein mer schuldig?« die Antwort »nichts« erhalten.“

Durch die Mutter, die Geschwister und Freunde wurde er auch weiterhin über Bonn und seine Verhältnisse aufs genaueste unterrichtet. Die Reisen der Schwestern mit der Frau von Schiller nach Paris, später nach Breslau zu Professer Ritter werden ausführlich erzählt. Andreas Simons teilte regelmäßig das Programm der musikalischen Aufführungen des Kinkelschen Gesangvereins mit, an denen sich Kaufmann auch von Koblenz aus, so weit es ihm möglich war, beteiligte. So heißt es zum Beispiel am 11. Dezember 1844: „Am Sonntag ist Generalprobe für Jessonda. Du darfst nicht dabei fehlen. Es geht mit den Proben gut, einiges sehr gut.“

Auch von den musikalischen Leistungen des Professors Friedrich Heimsoeth, der besonders alte Kirchenmusik pflegte, wird oft gesprochen. Die ernsten Bestrebungen Heimsoeths auf diesem Gebiete liegen noch vor den Anfängen der um die Belebung der alten Kirchenmusik verdienten Cäcilienvereine in den Rheinlanden. In der Minoritenkirche fanden lange Jahre hindurch während der Charwoche unter der Leitung Heimsoeths kirchenmusikalische Aufführungen statt, die sich durch sorgfältige Vorbereitung und gediegene Auswahl der Gesänge auszeichneten. Oefters wird der Schüler Beethovens, Franz Ries, und der Freund und Biograph Beethovens, Schindler, erwähnt, der mit der Familie Kaufmann befreundet war. Vom Nikolausfest des Jahres 1844 wird in den Briefen erzählt, daß man im Maikäferbund an diesem Tage die feierliche Aussöhnung Alexander

Kaufmanns mit Kinkel gefeiert hätte. Kinkel bekam als Nikolausgeschenk seiner Freunde das Prachtwerk Boisserées, die Denkmäler der Baukunst am Rhein. Für den herzlichen Verkehr der Kaufmannschen Familie mit Kinkel zeugt auch ein Schreiben vom 6. Juni 1845, worin erzählt wird, man wolle für die Sommermonate mit Kinkel, Lersch und Wilberg die leerstehende Pastorat in dem nahen Dottendorf mieten. Der Brief ist in Kessenich in heiterer Laune geschrieben. Kinkel schreibt am Schluß desselben: „Ueber unsere Besitzung in Dottendorf wird nächstens ein Gedicht des Professors Maßmann aus München erscheinen. Es wird im Rheinischen Beobachter unter den Wanderbildern abgedruckt. Maßmann war an dem Nachmittag, an dem wir zum ersten Mal die Besitzung besichtigten, bei uns."

Als von einem wichtigen Ereignis wurde seiner Zeit von Bonn aus über die neue Eisenbahn Bonn-Köln berichtet, eine der ersten Bahnlinien in den Rheinlanden. Am 22. Januar 1844 schrieben die Schwestern, die Bahn sei nun endlich fertig, „jetzt läuft alles hin, um die Probefahrten zu sehen, und viele Leute werden umsonst mitgenommen". Sogar der alte Vetter Fechemer aus Ahrweiler erschien eines Tages, „um die neue Bahn zu sehen und zu befahren".

Die Nachrichten über die Vettern Müller in Italien nehmen in den Briefen an Leopold Kaufmann in jener Zeit einen breiten Raum ein. Namentlich Andreas Müller hat es verstanden, der Familie in der Heimat ein anschauliches und sorgsam ausgeführtes Bild über Italien, besonders über Rom, zu entwerfen. Seine zahlreichen, noch erhaltenen italienischen Briefe zeichnen sich durch scharfe Beobachtung und gewandten Stil aus. Der Aufenthalt in Italien, der sich bis zum Jahre 1844 ausdehnte, hat die Düsseldorfer Künstler nicht nur in ihrem Beruf gefördert, auch ihre ganze Lebens- und Weltanschauung war gereifter und größer geworden. Mit jugendlicher Begeisterung hatten sie sich hineinversenkt in die Erhabenheit des katholischen Glaubens und Lebens. Im Umgang mit Overbeck und anderen Gleichgesinnten war ihnen das Ideal ihres Künstlerstrebens erschienen: die Kunst sollte selbst ein hehrer Gottesdienst sein. Damals ist der Entschluß gereift, daß ihr Pinsel fortan nur mehr der Darstellung des Höchsten und Heiligsten dienen sollte. Es war aber auch noch ein anderer Grund da, die jungen Künstler ernst und nachdenklich zu machen. Je mehr sie sich damit beschäftigten, um so größer schien ihnen das Werk, das in der Heimat ihrer wartete, auf das sich die Augen vieler richten würden. Zum ersten Mal wieder nach langer Zeit sollte christlichen Künstlern Gelegenheit geboten werden, große Wandflächen mit Bildern zu schmücken.

Diese Stimmung kommt in den Briefen der jungen Maler oft zum Ausdruck.

Für die religiöse Empfindung der Maler hatte man in dem Bonner Kreis nicht das volle Verständnis. So meinte die Mutter Kaufmanns einmal in einem Briefe an ihre Tochter Julie (14. April 1842): „Die schönen Schilderungen des Andreas über Rom, seine Kunst und seine Feste habe ich mit Freude gelesen. Doch spricht mir Andreas über vieles fast zu fromm, auch kommt es mir sonderbar vor, daß er die Briefe jedesmal mit den Worten »Gelobt sei Jesus Christus« beginnt."

Man war eben in Bonn vorwiegend schöngeistig, man hielt wohl an der Religion der Väter fest, ohne aber mit der katholischen Bewegung, die damals in den Rheinlanden schon mächtig erwacht war, fortzuschreiten. Der Verkehr mit Familien, die zum Teil, wie Kinkels, religiös ganz indifferent waren, wirkte in dieser Hinsicht nicht förderlich[1]). Von religiösen Dingen ist in den Bonner Briefen der damaligen Zeit kaum die Rede.

Die Bezeichnung „Nazarener", die man für Overbeck und seine Freunde wählte, und die man auf die Düsseldorfer christlichen Maler ausdehnte, wird verständlich, wenn man die Eindrücke liest, welche „das ernste, fast weltabgekehrte Wesen" der Maler des Apollinarisberges erregte, als sie nach dem italienischen Aufenthalt sich zuerst den Bonner Verwandten wieder zeigten. So schreibt die Mutter Kaufmanns am 9. Juni 1844, Karl Müller sei in Bonn gewesen, „sehr verändert und ernst". Die lebensfrohen Geschwister Kaufmanns in Bonn verstehen die Vettern fast nicht mehr. Ein ganz ähnlicher Ausdruck, wie die „Nazarener", kehrt in ihren Briefen oft wieder, sie nennen die frommen Künstler die „Clerisey" und gestehen, daß sie „nicht immer mit ihnen zusammenleben möchten". Und noch ein Jahr später, als die Maler schon fleißig bei ihrer Arbeit in der Apollinariskirche beschäftigt waren, fällt die Mutter Kaufmanns das Urteil (7. Mai 1845): „Im ganzen ist diese Gesellschaft außerordentlich ernst und abgemessen, ganz anders wie früher, nur Frau Vas und Vetter Fechemer brachten etwas Leben hinein."

Es ist darum nicht verwunderlich, daß infolge der entgegengesetzten Einflüsse in der Seele des jungen Auskultators sich in den Koblenzer Jahren mancherlei religiöse Zweifel und Bedenken regten. Ein merkwürdiger Brief seiner Schwester Julie läßt uns darin einen Einblick tun. Julie Hüffer hing mit großer Liebe an ihrem jüngsten Bruder, wovon die zahlreichen Briefe ein schönes Zeugnis geben. „Ich bin oft

---

[1]) Alfred Hüffer, der als Student in Bonn Gelegenheit hatte, in diese Anschauungen einen Einblick zu gewinnen, hat noch im Jahre 1891 mir gegenüber diese Auffassung bestätigt.

ganz traurig," schreibt sie einmal (11. Mai 1845), „wenn ich an Dich und Deinen schönen Gesang denke, daß wir immer so getrennt sind. Es gibt so viele Menschen, die zusammenleben müssen und sich so gleichgültig sind und so gar nicht harmonieren, und wir haben uns so herzlich lieb und passen so zusammen und sind so getrennt!" Leopold Kaufmann hat von seiner Schwester gerühmt, daß sie die geistig bedeutendste der Geschwister gewesen sei, eine Frau von seltener, namentlich literarischer und musikalischer Bildung. „In religiöser Beziehung war sie aufgeklärt, hielt aber treu an den Gebräuchen der Kirche, der sie durch Geburt angehörte. Dabei war sie zu klug und erfahren, um je durch ihre Ansichten zu verletzen." Der Brief vom 27. Juli 1845 verrät ganz diese Anschauungen. Die religiösen Streitigkeiten, von denen er spricht, beziehen sich ohne Zweifel auf die lebhaften Erörterungen, die damals durch die Ausstellung des h. Rockes in Trier veranlaßt worden waren.

Es heißt in dem Brief: „Ich folge so gerne Deinem innern Leben und Deinen Gesinnungen, und wenn ich auch fest von Deiner liebevollen und brüderlichen Liebe zu mir überzeugt bin, so ist es doch wünschenswert, sie auch zuweilen ausgesprochen zu sehen. . . . Gleich Dir trage ich ein großes Verlangen, Dich einmal wieder zu sprechen und zu sehen; Du bist jetzt so recht in der Zeit des Strebens und Kämpfens, meine Ansichten sind schon mehr zur Ruhe gekommen, und deshalb glaube ich auch, daß ich Dir in mancher Art mit meinem Rat und meiner Erfahrung zu Hülfe kommen könnte, und gewiß ist, daß auf der ganzen Welt es niemand besser mit Dir meint und so herzlich Dein Glück wünscht, als ich. Ich kenne Deinen augenblicklichen Ideengang nicht ganz genau, doch möchte ich für alle Fälle Dich bitten, Dich so viel als möglich von dem tollen religiösen Treiben entfernt zu halten, es kommt am Ende bei allen Grübeleien nicht viel heraus und das Herz wird der teuersten und sichersten Stütze beraubt, wenn die rechte, eigentliche, einfache Gottesfurcht unter solchem verworrenen Beginnen leidet. Mir fällt immer die Antwort von Faust ein, wenn ich so viel höre und lese: »Magst Priester oder Weise fragen, — Und ihre Antwort scheint mir Spott!« — meine Ansicht ist deshalb, sich ruhig an das Christentum zu halten und von all' dem Dozieren und Polemisieren keine besondere Notiz zu nehmen. Einer weiß am Ende nicht mehr wie der andere."

Diese von der Skepsis angekränkelte Anweisung der besorgten Schwester wird wohl nicht viel zur Lösung der Zweifel Kaufmanns beigetragen haben. Einen erfahrenen Berater fand er in solchen Fragen an dem damaligen Koblenzer Regierungsrat, dem späteren Trierschen Dompropst Holzer, mit dem sich Kaufmann häufig über religiöse Dinge unterhielt. Als er im Jahre 1848 in Koblenz sich von Holzer verab-

schiedete, hat ihm dieser zum Andenken ein Buch geschenkt, das Kaufmann oft und gern durchstudiert hat; es ist das ergreifende Werk des größten und tiefsinnigsten Kirchenvaters: „Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus". Noch im Jahre 1855 schrieb Kaufmann als Bräutigam über dies Buch an seine Braut: „Seine innersten Gedanken einem treuen Freunde mitteilen, ist der höchste Trost im Leiden. . . . So mußt auch Du mir alles eröffnen, was Dich bewegt, was Dich freuet und was Dir Schmerz macht. Wir werden einer von dem anderen lernen; die Erzählung der Leiden und Kämpfe des Lebens ist eine Schule für den andern. Darum finde ich auch so viel Trost und Freude in dem herrlichen Buche des heiligen Augustinus, in welchem er sein Herz offen legt, in dem er den Leser in sein tiefstes Innere schauen läßt. Du siehst in ihm sein ganzes Jahrhundert, und seine Bekenntnisse, geschrieben unter dem Drange eines glühenden Glaubens, sind die Bekenntnisse seiner Zeit und die Hülfe ganzer Generationen gläubiger Christen."

Das reine und unverdorbene Herz, das die edle Mutter so wachsam gehütet, und das sich Kaufmann auch in diesen Jahren bewahrte, hat ihn vor dem Verhängnis geschützt, dem so mancher Zweifler verfällt, bei dem oft mehr die ungeregelten Leidenschaften als der Verstand gegen den Glauben streiten. Er selbst hat später diesen Gedanken ausgesprochen.

Es hat freilich noch Jahre gedauert, ehe Kaufmann den Weg von einer freieren religiösen Auffassung bis zu rechtem kirchlichen Empfinden und Leben zurückgelegt hat, um sich dann mit der ganzen Innigkeit seines Gemütes der nach manchen Kämpfen errungenen Wahrheit hinzugeben.

Nachdem Kaufmann sein Militärjahr beendet hatte, begann er mit Eifer sich seinen Arbeiten im Justizdienst zu widmen. Da Bonn erst im Jahre 1850 ein Landgericht erhielt und die Verhältnisse sich für ihn in Koblenz sehr angenehm gestaltet hatten, wollte seine Mutter dem Wunsche, in Koblenz bis zum zweiten Examen zu bleiben, keinen Widerstand entgegensetzen.

Wie früher in Bonn, so blieb auch in Koblenz nach den Berufsarbeiten die Musik die liebste Beschäftigung Kaufmanns. Seine Stimme öffnete ihm viele Türen und Herzen. Am 22. April 1844 erzählt er der Mutter, daß er bei dem General von Thiele und dem Major von Massenbach gesungen habe. Auch an dem Hofe des Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., wurde er ein gern gesehener Gast. So heißt es in einer Einladung des Leutnants Künzer, der die musikalischen Aufführungen am Hofe des Prinzen leitete, vom 16. März 1845: „In aller Eile und mitten aus einem Wust dummer Geschäftigkeit entschuldigst Du wohl die wenigen Zeilen. Nächsten Sonnabend ist des Prinzen Geburtstag, soirée monstre von Seiten der Princeß,

deren Arrangement mir übertragen ist — nun gäbe ich ein Königreich um eine vernünftige Stimme, die sich producieren möchte. Kannst und willst Du heraufkommen und ein kleines Solo, d. h. Arie, und ein Quartett oder zweie singen? Ich denke mir, es könnte Dir das passen. Bey Hofe weißt Du ja, daß Du jederzeit erwünscht kommst."

Auch unter den Soldaten hatte Kaufmann die Pflege der Musik zu fördern gesucht. Er schreibt am 22. April 1844 darüber an die Mutter: „Eine ganz nette Einrichtung ist jetzt hier zu stande gekommen, nämlich auf meine Veranlassung schlug der Leutnant von Kalkreuth dem Regimentskommandeur vor, eine Gesangstunde für die Soldaten einzurichten. Es sind unter der großen Zahl von Leuten manche gute Stimmen, und man kann es mit einiger Ausdauer wohl dazu bringen, daß recht kräftige Chöre aufgeführt werden. Es ist ein Nachmittag in der Woche ganz dazu disponibel gemacht worden und ich bin neugierig, wie sich die Sache entwickeln wird. Jedenfalls ist es aber mir eine angenehme Unterbrechung und wird dazu beitragen, uns die Zeit bis zum Manöver zu verkürzen."

Kaufmann hatte in Koblenz sein Quartier am Florinsmarkt bei einer Witwe Carbach aufgeschlagen, wo stets eine Anzahl junger Gerichts- und Regierungsbeamter wohnten. Seine Briefe enthalten mancherlei Nachrichten über das gemütliche Leben, das die jungen Leute in der „Carbacherei" führten. So heißt es am 24. Januar 1844, als ein neuer Einwohner gekommen war: „er hat mein Quartier bezogen und ich dagegen eins im Hofe, in der sogenannten Provinz, wo ich zwar die schöne Aussicht entbehre, hingegen im Winter viel wärmer und im Sommer viel kälter wohne, auch eine geräumigere Schlafstube habe. Da vergangene Woche hier geschlachtet wurde, so leben wir fast ganz von Würsten, und am Sonntag-Morgen waren sämtliche Herren zu einem großen Wurstfrühstück von der Frau Carbach eingeladen." Teuer ist es damals in Koblenz noch nicht gewesen. Wie die Mutter ihrer Tochter Julie berichtet, bezahlte der Einjährige für sein Zimmer mit Frühstück, Mittag- und Abendessen monatlich 14 Taler.

Ein ausgedehnter Kreis von jungen Freunden, zu denen außer den schon früher genannten der spätere Rüdesheimer Landrat Fonck, der Sohn des „rheinischen Antiquarius" von Stramberg, die Regierungsreferendare Engelmann und Günther gehörten, ließen es nicht an munterem Leben fehlen. Auch an den musikalischen Veranstaltungen innerhalb der Bürgerkreise nahm Kaufmann Anteil; der 22. November 1845 verzeichnet seinen Eintritt in die Koblenzer Liedertafel. Die herrliche Umgebung von Koblenz bot reichlich Gelegenheit zu Ausflügen. Eine Reihe von Familien in der Nachbarschaft, von Stedmann in Haus

Besselich, Brocke in Lahnstein u. a. nahmen den jungen Mann liebenswürdig auf. Auch am Landgericht war seine Stellung eine angenehme.

Nur ein Kummer bedrückte ihn, es war der Gesundheitszustand der Mutter. Am 5. April 1846 schrieb sie darüber und gab zugleich eine Probe ihrer zarten Bescheidenheit: „Du wirst gewiß zum Sängerfest nach Köln gehen. Recht sehr freue ich mich auf Dein Hiersein. Ich bin bald krank, bald gesund. Du verstehst so gut, mich aufzuheitern. Doch Du selbst wirst manches entbehren, was Bonn Dir nicht bieten kann gegen Koblenz.“

. Eines aber hatte Koblenz ihm doch nicht bieten können, es war das große Beethovenfest in Bonn, ein Ereignis, von dem schon jahrelang in Bonn gesprochen worden war. Zahlreiche Briefe erzählen davon, und Kaufmann verfolgte die Vorbereitung des Festes mit Spannung. An dem Zustandekommen des Denkmals und des Festes hat ohne Zweifel Liszt das größte Verdienst gehabt. Schon 1835 war das Denkmalskomitee eingesetzt worden, aber die Beiträge flossen so spärlich, daß der begeisterte Liszt 1839 den Vorschlag machte, auf seine Kosten durch einen italienischen Bildhauer Bartolini ein Denkmal anfertigen zu lassen. Als sich das Komitee dann für den Entwurf Hähnels aus Dresden entschied, zeichnete Liszt gleich 10000 Franken. Die Enthüllungsfeier wurde auf den 10.—12. August 1845 festgesetzt.

Am 6. Juni 1845 schreibt die Schwester Lina an ihren Bruder: „Seit vorigen Montag haben die Proben für das Beethovenfest angefangen, die jetzt regelmäßig jeden Montag und Samstag sein sollen und wo wir zunächst die Messe von Beethoven einüben, die wir schon einmal bei Heimsoeth gesungen haben. Die große Messe, die voriges Jahr auf dem Pfingstfest in Köln gesungen wurde, soll auch eingeübt werden. Auch eine Cantate von Liszt, die er selbst dirigieren will, und eine von Breidenstein, der sich jetzt beim Einüben sehr anstrengt.“ Sie schildert dann ausführlich das ganze Programm der Festtage. Professor Breidenstein, der mit Einladungen zum Mitsingen sehr sparsam sei, rechne auf Kaufmanns Mitwirkung.

Bald darauf (4. Juli 1845) schreibt die Mutter: „Hier hört man fast nichts, wie vom Beethovenfest. Man hat mir schon geraten, neue Dachfenster machen zu lassen, um recht viel Geld mit dem Fenstervermieten zu machen. Es ist mir recht lieb, daß Du einen Gast mitbringst, aber mehr mußt Du doch nicht einladen, denn ich glaube, daß ich das Haus sehr voll bekomme, sogar die Tante Grub“ — die damals 75 Jahre zählte — „hat sich ansagen lassen“. Auch die Base Schiller hatte sich für die Festtage angemeldet.

Als Konzertsaal hatte das Bonner Komitee eine Reitbahn ausersehen und auch bereits mit der Ausschmückung derselben begonnen, als Liszt in Bonn eintraf. Er war außer sich, daß man das Gedächtnis des großen Beethoven nicht würdiger feiern wollte als in einer Reitbahn. Sofort schrieb er an den Dombaumeister Zwirner in Köln, schnitt die Bedenken wegen der Geldfrage einfach dadurch ab, daß er selbst erklärte, das finanzielle Risiko zu übernehmen, und nun begann nach einem Plane von Zwirner unter der Leitung des tüchtigen Vincenz Statz, des späteren Kölner Diözesanbaumeisters, der Bau der Festhalle.

Die Begeisterung in Bonn für Liszt stieg auf das Höchste. Bonner Sangesfreunde schrieben an Kaufmann, es müsse etwas zu seinen Ehren geschehen, und man überlegte, daß man am 27. Juli dem Künstler ein „Ständchen" darbringen wollte. Kaufmann eilte von Koblenz herbei. Im Hotel Stern, wo Liszt wohnte, wurden die jungen Leute empfangen. Die Freude des guten Erfolges war so groß, daß die Sänger auch nach dem Feste zusammenhielten, zweifellos wohl auch angeregt durch die vaterländische Begeisterung, welche die großen Sängerfeste jener Zeit hervorriefen. Es war der Ursprung der Bonner Concordia, als deren Stifter Kaufmann beim 50jährigen Jubelfeste 1896 gefeiert wurde[1]).

In noch nicht 14 Tagen war die Festhalle vollendet, Liszt selbst ermunterte und bewirtete die Bauleute. Die Säulen wurden mit Efeu und Eichenlaub umwunden, die Wände mit Tapeten bekleidet, die Decke bläulich verziert, und als der Altmeister Spohr am 8. August die erste Probe in der Halle abhielt, staunte alles über die prächtige Akustik. Die merkwürdige Erscheinung, daß die Akustik sich mit Vorliebe die großen Holzbasiliken als Lieblinge erkoren hat, blieb im Gedächtnis Kaufmanns festhaften. Als er selbst für das zweite Beethovenfest in Bonn einen neuen Konzertsaal zu bauen hatte, bestand er auf einem Holzbau, der denn auch durch herrliche Akustik noch jetzt die Bonner erfreut.

Schon einige Tage vor dem Fest weilte Kaufmann in Bonn. Die Mutter hatte unterdessen den „Römer" verkauft und wohnte am Münsterplatz. Das Haus war voller Gäste. Am 10. August erfolgte unter Spohrs Leitung die Aufführung der missa sollemnis und der 9. Symphonie. Das zweite Konzert begann mit der C-moll-Symphonie, von Liszt dirigiert. Man war entzückt über seine Interpretation, die jetzt allgemein üblich ist, damals aber das Erstaunen der Aelteren erregte. Dem dritten Konzert am 12. August sollte der König selbst beiwohnen. Zuerst kam die Festkantate von Liszt, sehr verschieden beurteilt. Es ist über-

[1]) Vergl. Festbuch zum 50jährigen Jubelfest des Männergesangvereins Concordia in Bonn 1896, S. 7.

haupt nicht ohne Interesse, daß der Komponist Liszt in damaliger Zeit weniger Verständnis fand, als der berühmte Klavierspieler und Dirigent. Auch Kaufmann, der für die Hannoversche Morgenzeitung den Musikbericht über das Fest schrieb, kargt in dieser Hinsicht mit dem Lob. Er hat in späteren Jahren zugegeben, daß sein Urteil über die Kompositionen Liszts nicht genug Anerkennung geäußert habe. Erst nach der Kantate trat der König mit dem Prinzen von Preußen in den Konzertsaal. Liszt hatte die Vermessenheit, die Kantate einfach zu wiederholen. Das Konzert zog sich dadurch ungebührlich in die Länge, zum Schluß entstand zum großen Aerger Liszts eine vollständige Fahnenflucht.

Kaufmann hatte damals die Freude, eine ganze Reihe von Musikgrößen zu sehen oder kennen zu lernen, einen Meyerbeer, Moscheles, Berlioz, Burgmüller. Der 90jährige Franz Ries, der letzte musikalische Stern vom Hofe des kunstsinnigen Kurfürsten Max Franz, wurde gebührend ausgezeichnet. Auch der Jugendfreund Beethovens, Wegeler von Koblenz, war unter den Ehrengästen. Daß der Freund und Biograph des großen Meisters, Schindler, nicht fehlte, ist selbstverständlich. Die bekannte und später berüchtigte Lola Montez zeichnete sich durch ihr auffallendes Benehmen beim Festmahl unvorteilhaft aus[1]).

Die Enthüllung des Denkmals wurde in Gegenwart der Königin Viktoria von England und des Prinzgemahls Albert am 12. August vollzogen. Das Haus des Grafen von Fürstenberg (jetzt Postgebäude) beherbergte die fürstlichen Gäste. Vorher war in der Münsterkirche Gottesdienst, bei dem unter Leitung Breidensteins die C-dur-Messe aufgeführt wurde. Bei der Enthüllung ertönte die Festkantate Breidensteins. Etwas peinlich war es, daß Beethovens Standbild den hohen Festgästen im Fürstenbergschen Hause den Rücken drehte. Alexander von Humboldt soll damals das Scherzwort gesprochen haben: „Er ist auch in seinem Leben immer ein grober Kerl gewesen."

Das große Fest in Bonn hat in Musikkreisen lange nachgewirkt. Eine der Früchte für Bonn war, wie schon bemerkt, die Gründung des Männergesangvereins „Concordia". Im August des Jahres 1846 empfing Kaufmann seine Freunde aus der Concordia in Koblenz. Ein fünffaches Quartett unter der Leitung von Fritz Wenigmann nahm damals teil an dem mittelrheinischen Sängerfest. Das Festbuch der Concordia erzählt davon: „Die erste selbständige Sängerfahrt! Jugendlicher Frohsinn, liederfrohe Stimmung begleiteten diese, und die Herzen voll lauter Freude kehrten die Sänger heim. Außerordentlicher Beifall hatte die Gesangsvorträge belohnt, auch oratorisch hatte eines ihrer Mitglieder

---

[1]) Schorn a. a. O., B. I, S. 199.

geglänzt — die ersten Sporen waren ritterlich und glänzend verdient." Der Redner war Kaufmann gewesen, er hatte über die musikalischen Beziehungen zwischen Kurköln und Kurtrier gesprochen.

Ein Kenner der Geschichte Deutschlands[1]) hat sich einmal über die politische Lage der Jahre 1830—1848 dahin geäußert, in jenen Jahrzehnten, die scheinbar so still dahinfließen, steige doch eine Fülle von Einzelheiten auf, eine Menge von aufregenden Tatsachen. Die Zeit sei äußerlich scheinbar tot. „Nur in den intimen Aufzeichnungen der Staatsmänner, in dem brieflichen Verkehr hervorragender Menschen, in Tagebüchern und Werken der schönen Literatur kennzeichnet sich die politische Aufregung." Das, was man öffentlichen Geist nennt, hatte fast gar nicht Gelegenheit, an die Oberfläche des politischen Lebens zu treten, und die politische Bildung konnte nicht aus der jetzt jedem zugänglichen Quelle der Tagesblätter und aus Parlamentsberichten schöpfen.

Auch in dem Briefwechsel Kaufmanns finden sich Spuren, die dies Stimmungsbild bestätigen. Unter seinen Bekannten waren manche, denen die augenblicklichen politischen Verhältnisse wenig zusagten, an der Spitze Kinkel, der manche junge Köpfe warm gemacht hatte. In einem Briefe aus dem Jahre 1844 entwickelte einer der Universitätsfreunde Kaufmanns mit Namen Kremers, der in Köln als Auskultator lebte, das Programm seiner Hoffnung. „Es herrscht hier," so schreibt er, „eine schwüle Luft, man muß besonders mehr als je vor Denunzianten auf der Hut sein. Doch hoffen wir für die Sache, jedenfalls darf man die Hände nicht träumerisch in den Schoß legen." Er berichtet dann, man habe in Köln einen demokratischen Verein gegründet im Anschluß an den in Berlin entstandenen „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen". Der Kölner Verein, welcher auf sozialistischen Grundsätzen fuße und der, wenn er zu stande komme, eine Revolution von unten aus vorbereite, sei auf polizeiliche Hindernisse gestoßen. „Schon die Vorgänge bei der Versammlung heute vor 14 Tage mußten die Regierungsmänner mißtrauisch machen; denn namentlich die Rede des unter dem Namen Karl am Rhein bekannten Cramer war zu herb und schroff, als daß man sich der Gefahr hatte aussetzen mögen, eine zweite Versammlung polizeilich zu gestatten — eine zweite Versammlung, die heute im neuen Kuhberg auf der Ehrenstraße stattfinden sollte."

In einem anderen Schreiben wendet sich Kremers heftig gegen die engherzige, selbstsüchtige Gesellschaft, die Besitz und Bildung als Monopol betrachte. Der Kölner Verein müsse doch zu stande kommen, er solle

---

[1]) Ernst von Koburg in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben".

aber selbständig dastehen, kein bloßer Ableger des Berliner Centralvereins sein, wenn auch immerhin einzelne Mittel bei ihnen gemeinschaftlich bleiben würden. Er ermahnt dann den Freund: „Sorge, daß »euer Verein« zu stande kömmt, Du erfüllst dabei eine Pflicht, welche Du der Menschheit schuldig bist. Jeder wirke in seinem Kreise. Vor allem seht euch nach Büchern über Sozialismus um.“ Er empfiehlt das Buch Franz Stromeyers „Abhülfe der Arbeiternoth durch Organisation der Arbeit“ (1844).

„Mit Konstitution ist nichts ausgerichtet, Preßfreiheit ein Mittel, aber die Herren geben sie nicht, man muß sie von unten herauf ertrotzen,“ sagt er ein andermal. In Köln sei das Buch von Stirner, „Der Einzige und sein Eigenthum“, Leipzig 1846, das über Feuerbach hinausgehe, verboten. „Kannst du dessen habhaft werden, so rate ich, es festzuhalten.“ Heinzens Buch über Bureaukraten mache bedeutendes Aufsehen, der Verfasser befinde sich in Lüttich, da er, wie er selbst sage, keine Lust habe, lange in Untersuchungshaft zu schmachten. „Beispiele, wie das an Jordan erprobte, schrecken ab.“ Er selbst habe von Heinzen erfahren, daß er sich dem erkennenden Richter jedenfalls und dem untersuchenden dann stellen werde, wenn man ihm die amtliche Versicherung gebe, ihn bis nach gefälltem Urteil auf freiem Fuß zu lassen. In Köln sei diese Erklärung von der Censur gestrichen worden, darum habe er sie nach Trier eingesendet.

Diesen Bestrebungen gegenüber verlor Kaufmann nicht die Ruhe und das Maßvolle, das ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete. Sein besonnenes Urteil, das allem Extremen und Gewalttätigen durchaus abhold war, lehnte jeden Versuch einer Besserung politischer Verhältnisse, für deren Schwächen er nicht blind war, auf ungesetzlichem oder gar revolutionärem Weg grundsätzlich ab. Ja, seit dem Jahre 1846 reifte immer mehr in ihm die Ansicht, daß nur in einem festen Anlehnen an die rechtmäßigen Gewalten in den schwankenden Zuständen der damaligen Zeit Heil zu finden sei. In seinen Briefen bringt er das wiederholt zum Ausdruck und bespricht den Gedanken, nach Ablegung der Referendarprüfung den Gerichtsdienst zu verlassen und sich der Regierungslaufbahn zu widmen. Die Mutter hätte ihn lieber in der Advokatur gesehen; am 28. Juli 1846 schrieb sie dem Sohne: „Hast du noch immer den Entschluß festgehalten, zur Regierung überzugehen? Ich kann meine Bedenken noch nicht unterdrücken.“ Sie wurde erst umgestimmt, als auch ihr Schwiegersohn, Geheimrat Hüffer in Münster, sich für den Plan aussprach.

Mitten in diesen Plänen trat ein Ereignis ein, das Kaufmann auf das tiefste erschütterte. Die Mutter, die schon längere Zeit kränkelte, wurde im September 1847 von der Ruhr ergriffen, die in wenigen Tage ihr Ende

herbeiführte. Sie starb am 11. September 1847. Wahre Herzensgüte und milder Sinn waren das beste Erbteil, das die edle, feingebildete Frau ihren Kindern hinterließ.

In den ernsten Tagen, die nun folgten, schrieb Kaufmann auch an seinen Paten, den Grafen von Schlabernd orf in Groeben, um ihm den Tod mitzuteilen, und es entspann sich nun zwischen ihm und dem Grafen eine lebhafte Korrespondenz. Der Graf, der an den altpreußischen Ueberlieferungen mit Zähigkeit hing, wurde durch die Entwickelung der politischen Ereignisse derartig mißstimmt, daß er dem Plan seines Paten, zur Regierung überzugehen, durchaus nicht zustimmen wollte, ihm vielmehr vorschlug, nach Groeben zu kommen, um sich dort der Landwirtschaft zu widmen.

„An Ihrer klaren, scharfen Auffassung der Zeitverhältnisse," heißt es in den Briefen, „habe ich mit großer Freude den Sohn meines lieben Freundes erkannt. Anders faßt freilich der ältere Mann die Dinge auf, als die Jugend. Sie sind zu edel, daß Sie in Ihrer Freude über die sog. Errungenschaften nicht auch ein Verständniß für den namenlosen Schmerz haben sollten, den wir Männer der alten Monarchie über die Art haben, wie sie errungen sind. Schlagen Sie diese alten Soldaten, zu denen zu gehören auch ich mir zur höchsten, noch allein geretteten Ehre rechne, nicht zu gering an. Kömmt es zum Kampf, so werden sie wieder jung werden, ich kenne manchen, der das Leben gern einsetzen möchte und nur Verlangen nach einem ehrlichen Tod hat" (April 1848).

Ueber das Berliner Ereignis urteilte der Graf, daß nach seiner Ansicht die Hauptschuld die Polen treffe, die ihr Spiel in Berlin gut ausgeführt hätten. Sein Urteil über die Polen ist überhaupt sehr herb. Er glaubt, die Monarchie liege im Sterben. „Was kann Ihnen der Staatsdienst in der Verwaltung noch biethen? Hansemann geht wie ein lustiger Erbe an den reichen Staatsschatz, die Frucht treuer und fleißiger Verwaltung. Natürlich wird das nicht lange dauern, dann wird er und Camphausen abtreten, und was dann noch möglich, mag Gott wissen." „Ist Hansemann ein Finanzminister?" fragt der märkische Graf ein andermal; „vertritt er nicht ganz einseitig nicht einmal den rheinischen Handel, sondern nur die rheinische Industrie? Ich spreche nicht von seiner Redlichkeit, die ich unbedingt annehme, sondern von der Stellung, die er als Schriftsteller in der Finanzwissenschaft eingenommen. Ich frage, ist das der Mann, der praktisch und theoretisch die Finanzwissenschaft beherrscht?" Er sehnt sich nach der alten Zeit und äußert dies in den Worten: „Ich schrieb Ihnen einmal, die Undankbarkeit der Völker bestrafe sich im Leben der Völker wie des Individuums. Unsere Klagen über Beamten-Omnipotenz, Bureaukratie und wie all die Schlagwörter heißen,

würden sich noch bestrafen, und dies behaupte ich auch heute, nur ist die Zeit viel schneller näher gerückt, wo wir wieder Verlangen nach der alten Verwaltung tragen werden."

Die verständigen Entgegnungen Kaufmanns konnten den Grafen in seinen Ansichten nicht erschüttern. „Ich habe jetzt immer das Gefühl Eines, der vom lieben Heimathlande sich trennen muß, und nicht hoffen darf, es je in seiner Herrlichkeit wieder zu sehen. Es ist nicht der Verlust von Standes-Interessen, um den ich trauere. Die Hofluft hat mir nie die freie Brust beengt, nie habe ich um Gunst der Mächtigen gebuhlt, zu meinen Leuten habe ich nur ein nachbarliches und väterliches Verhältnis, eigentlich nur das des verpflichteten Arbeitgebers gehabt — ich trauere um den Verrat am Vaterland und seiner Ehre."

Es ist nicht ohne Interesse, die Entwickelung der Gründe zu vernehmen, die Kaufmann doch an seinem Plane festhalten ließen. „Für einen rheinischen Juristen sind die Aussichten in dem Staatsdienste so ins Weite gestellt, daß die Advokatur die einzige Zuflucht desselben bleibt. Ich fühle aber keine Neigung zu diesem gefährlichen Berufe. Die Aussichten in der Verwaltung sind zwar nicht glänzend, auch gehört namentlich in den Rheinlanden ein gewisser politischer Mut dazu, sich entschieden für die Regierung zu bekennen. Doch würde mich das nicht hindern, da ich gerade hoffe, im Staatsdienst meinem engeren Vaterlande am meisten nützlich werden zu können. Es ist ein wahres Vorurteil, daß fast gar keine Rheinländer sich in der Verwaltung beschäftigen, die meisten Maßregeln der Regierung werden von vornherein mit Argwohn und Mißtrauen aufgenommen. Das ändert sich vielleicht, wenn gerade Rheinländer in die Reihe der Verwaltungsbeamten treten. Sie erinnern sich wohl noch der Stimmung des Rheinlandes zur Zeit Ihres Aufenthaltes" — 1819 bis 1822 war Schlabberndorf Regierungsassessor in Trier —, „dieselbe ist wohl nicht günstiger für die Regierung geworden. Die jüngeren Männer fangen zwar allmählich an, einzusehen, daß wir nur politisch stark in einem großen und starken Staat werden können, aber das eingewurzelte Vorurteil der Aeltern läßt das noch nicht zum Durchbruch kommen."

Der Graf gab denn auch seine Bedenken wegen des Uebertritts Kaufmanns zur Verwaltung endlich auf; „daß Sie, mein lieber junger Freund, das Beste hoffen, ist Ihr gutes Recht, und ich bitte Sie, an dem grämlichen Alten kein Aergerniß zu nehmen, und mir zu glauben, daß, wenn meine Ansichten falsch, sie doch ehrlich gemeint sind".

Noch am 14. Oktober 1850 schrieb er an Alexander Kaufmann: „Den Leopold grüßen Sie mir recht herzlich. Er könnte mir wohl wieder einmal schreiben, oder fürchtet der fröhliche Rheinländer sich vor dem märkischen, verstimmten Junker? O glauben Sie mir, es hat das alte

Preußenthum mit seiner Treue und Tapferkeit vieles, woran die Neuzeit nicht heranreicht." Am 27. Juli 1851 starb von Schlabberndorf in Groeben.

Am 4. März 1848 bestand Kaufmann seine Prüfung als Regierungsreferendar in Koblenz. In dem Briefe, der das gute Resultat des Examens nach Bonn meldete, sagt er: „Wir leben in einer merkwürdigen Zeit, jeder Augenblick bringt etwas Neues. Es ist hier eine solche Aufregung, daß man gar nicht zur Ruhe kommt. Im nahen Nassau sind die Bauern in Aufruhr, in Baden und Hessen ist es nahe dran Hier sitzt eine Kommission auf dem Civil-Casino zusammen, um eine Petition an den König zu entwerfen um Preßfreiheit und Periodicität des Landtags. Bei Euch wird es wohl nicht weniger unruhig sein. Für den Augenblick haben wir zwar keinen Krieg zu befürchten, aber jeder nächste Moment kann denselben herbeiführen. Darum rüstet man sich hier schon gehörig."

In Bonn war es in der Tat nicht ruhiger, die Märztage wurden dort zu einem feierlichen Aufzuge benutzt. Eine große Zahl Bonner Bürger, in deren Mitten Arndt und Dahlmann, waren mit einer mächtigen schwarz-rot-goldenen Fahne, die Kinkel trug, zum Rathaus in Bonn gezogen, wo auf der hohen Treppe der Oberbürgermeister Oppenhoff ihrer wartete. Kinkel hatte eine begeisterte Rede gehalten über das „große, unvergängliche, durch unsere Eintracht heilige, deutsche Reich". Auch Arndt und der Oberbürgermeister hatten gesprochen. Am Abend war allgemeine Beleuchtung und ein Fackelzug, der Arndt gebracht wurde. Kinkels Rede hatte gezündet, alles schwamm in Begeisterung. „Von heute an fürchtet der Deutsche nichts mehr," hatte Kinkel in seiner Rede gesagt. Vierzig Jahre später sind dieselben Worte mit einem den Sinn nicht abschwächenden Zusatz von einer Stelle aus wiederholt worden, wo sie von der ganzen Welt gehört wurden. Kinkel soll damals geäußert haben: „nun wisse er, wie es Demosthenes und Cicero zu Mut gewesen sei, als sie in Athen und Rom das Volk durch ihre Reden begeistert und geleitet hätten". An demselben Tage hatte man in Köln unter dem Jubel von Tausenden die Trikolore auf der Höhe des Domturmes entrollt.

Auch in Koblenz fehlte es nicht an aufregenden Auftritten. Dadurch verzögerte sich die Aufnahme Kaufmanns in das Regierungskollegium. Sie fand erst am 16. April statt. Vergeblich hatte seine Schwester Julie sich bemüht, den Bruder zu überreden, nach Münster zu kommen: „Ich hoffe noch immer, Dein Entschluß wird Dich wohl noch nach Münster führen, da Du an der hiesigen Regierung ebensogut als an jeder anderen arbeiten kannst. Daß Hüffer mit sämtlichen Mitgliedern derselben in genauer Verbindung steht, wäre Dir auch nach mancher Richtung vortheilhaft, die Annehmlichkeit abgerechnet, daß wir dann zusammen leben könnten und gewiß manche vergnügte Stunde dadurch hätten."

Viertes Kapitel.

Tätigkeit Kaufmanns als Regierungsbeamter 1848–1851. — Amtsantritt in Bonn.

Das Jahr 1848. — Stimmung der Bevölkerung am Rhein. — Kaufmann mit der Verwaltung der Bürgermeisterei Unkel beauftragt. — Der Reichsverweser auf der Reise zum Kölner Dombaufest 1848. — Amtliche Tätigkeit in Unkel. — Sängerfeste für die deutsche Flotte. — Neuwahlen für die Kammern 1849. — Abschied von Unkel. — Wieder in Koblenz 1849. — Oberregierungsrat Franz Halm. — Koblenzer Geselligkeit. — Kinkels letzte Tage in Bonn. — Kaufmann kommissarischer Landrat in Zell 1850. — Die Mosel und ihre Bewohner. — Neue und alte Freunde, Pfarrer Printz und Dr. Schauenburg. — Die Stelle des Bonner Oberbürgermeisters wird frei. — Bemühungen der Bonner Freunde. — Verhinderung einer demokratischen Versammlung auf der Marienburg. — Wahl Kaufmanns in Bonn. — Die Mobilmachung des Jahres 1850. — Antrittsrede Kaufmanns in Bonn 1851. — Verlobung und Verheiratung 1855.

Der März des Jahres 1848 weckte auch in den Rheinlanden einen gewaltigen Sturm. Volksversammlungen, Errichtungen von Bürgerwehren und Vereinen verschiedenster Art nahmen die Kräfte der Regierungsbehörden, die im ersten Schrecken kaum eine sichere Haltung zu finden wußten, in hohem Maße in Anspruch. Auf dem Lande richtete sich der erste Anprall der Bewegung gegen die Bürgermeister; täglich trafen bei den Regierungen Deputationen ein, um die Entfernung ihrer unliebsamen Obrigkeit zu verlangen. Häufig legten diejenigen Bürgermeister, welche zugleich wohlhabende Gutsbesitzer waren, ihr Amt freiwillig nieder. Die jüngeren Beamten der Regierungskollegien mußten vielfach die erledigten Stellen vorläufig übernehmen, um Ruhe und Ordnung zu wahren.

So wurde denn auch der neue Regierungsreferendar Kaufmann schon nach 4 Wochen nach Unkel geschickt, dessen Bürgermeister, ein braver, begüterter Mann der augenblicklichen Volksstimmung freiwillig gewichen war. Vier Kandidaten aus der Bürgermeisterei waren bemüht gewesen, das Amt an sich zu bringen. Zum allgemeinen Erstaunen erschien Ende Mai von Koblenz zur Vertretung des abgedankten Bürgermeisters ein junger Regierungsreferendar. Ein Zeitungsbericht vom 1. Juni erzählt, daß die vier Kandidaten daraufhin beschlossen hätten, den Eindringling um jeden Preis zu stürzen. Der Angesehenste derselben fing an, sich als entschiedenen Demokraten aufzuspielen und suchte für seine Ideen die Masse zu gewinnen. Das gelang aber gar nicht. Der

junge Bürgermeistereiverwalter wußte nicht nur durch zielbewußtes Vorgehen und durch sein Festhalten an den bestehenden Gesetzen die Bewohner der Bürgermeisterei von dem unrichtigen Vorgehen des Rivalen zu überzeugen, sondern sich selbst die Gunst derselben zu erwerben.

Kaufmann hat seinen Aufenthalt in dem schönen, altertümlichen Rheinstädtchen in seinen Erinnerungen an Unkel[1]) lebendig geschildert. Ueber die Ansichten der Einwohner seiner Bürgermeisterei äußert er sich: „Die öffentliche Stimmung war der Landesregierung als solcher nicht zugethan, während alles, was an die frühere deutsche Herrschaft erinnerte, die lebhafteste Sympathie besaß. Alte Leute sprachen noch häufig von dem milden Regiment des Krummstabes, unter dem man fast gar keine Steuern entrichtet habe. Von der Nationalversammlung in Berlin nahm man wenig Notiz, dagegen hoffte man viel von Frankfurt." Die Wahl des österreichischen Erzherzogs Johann wurde mit Jubel begrüßt, und das stille Unkel geriet in fieberhafte Unruhe, als der Reichsverweser mit Deputierten der Frankfurter Nationalversammlung zu dem Dombaufeste nach Köln (18. August 1848) ziehen sollte, wozu auch der kunstverständige Protektor des Dombaues, König Friedrich Wilhelm IV., sein Erscheinen zugesagt hatte. Die Junggesellen des Ortes hatten schon mehrere Tage vorher bei Kaufmann die Erlaubnis eingeholt, in den alten zinnernen Ratskannen mit dem Wappen der Stadt Unkel dem deutschen Kaiser, wie man häufig den Reichsverweser nannte, den Ehrenwein zu kredenzen.

Die Kannen wurden spiegelhell geputzt und mit dem besten Bleichart gefüllt; die Junggesellen hatten ein geräumiges Rheinschiff in eine Laube verwandelt, wie es Sitte bei dem jährlichen Fronleichnamsfeste war, wo das Schiff die feierliche Prozession auf dem Rheine das Ufer vor dem Städtchen entlang zu begleiten und durch Musik und Böllerschüsse zu ehren pflegte. Bei Unkel macht der Rhein eine starke Krümmung; man kann deshalb die von oben kommenden Dampfboote nur kurze Zeit vor ihrer Ankunft sehen. Es war ein Sonntag, an dem der Reichsverweser erwartet wurde. Der Pfarrer hatte den Gottesdienst schon früh am Morgen abgehalten; das ganze Ufer war mit geputzten Menschen wie besäet. Die Bruderschaften, die Schützengesellschaft, die Bürgerwehr in Gala und weiß gekleidete Mädchen gaben dem Bilde eine anmutige Färbung. Am Mittag wagte man kaum, sich vom Rheinufer zu entfernen, um rasch zu essen; der Nachmittag war schon dem Abend näher gerückt und immer war der Ersehnte noch nicht erschienen. Die Junggesellen in ihrem Laubenschiffe mit Musik und einem kleinen Kredenztischchen,

---

[1]) Bilder aus dem Rheinland rc. S. 25 u. flgde.

auf welchem die hellen Ratskannen blinkten, fuhren ungeduldig den Rhein herauf und hinunter. Endlich gewahrte man zwei große Dampfboote, festlich mit vielen Fahnen geschmückt und voller Menschen. Aber das erwartete Haltesignal blieb aus, stolz rauschten die Boote im raschen Laufe vorüber. Die getäuschten Unkeler waren bitter gekränkt, sie konnten es gar nicht fassen, daß der deutsche Kaiser ihren Ehrenwein verschmähte.

Dennoch blieb das Volk ihm treu. Als die Berliner Nationalversammlung die Steuerverweigerung ausgesprochen hatte, war im ersten Augenblicke alles stutzig. Aber kaum hatte der Reichsverweser sich dagegen erklärt, als alles einig war, daß man die Steuern weiter entrichten müßte.

Die Beruhigung der Bevölkerung in Unkel gelang Kaufmann schnell. Er war ja selbst Rheinländer und kannte deshalb die rheinische Denkungsweise. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die damaligen Unruhen in den Rheinlanden nicht zum wenigsten „in dem unglücklichen preußischen Regierungssystem lag, welches kein Verständnis für den besondern rheinischen Volkscharakter hatte und in jedem harmlosen Volksjubel Anzeichen von Revolution witterte“ [1]). Die Bevölkerung der Bürgermeisterei Unkel bestand zum großen Teil aus Weinbauern, die meistens ihren Weinberg nur in Pacht hatten. Der bevölkerte Ort Rheinbreitbach beherbergte dazu zahlreiche Bergleute und Steinbrecher, es waren die einzigen Elemente, die zu Ausschreitungen geneigt waren.

Die verwickelte Teilung eines Kirchspielwaldes brachte für Kaufmann willkommene Gelegenheit, mit den Leuten in persönlichen Verkehr zu treten und dadurch auf sie Einfluß zu gewinnen.

Einer der Wünsche der dortigen Bevölkerung, eine der bescheidenen Hoffnungen in jener Zeit oft unbegrenzter Forderungen, war die Aufhebung der drückend empfundenen Moststeuer. Es wurden deshalb von den beteiligten Ortschaften Versammlungen einberufen und Petitionen nach Berlin beschlossen. Kaufmann befolgte den Grundsatz, der Opposition der Bevölkerung dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ehrlich für ihre berechtigten Wünsche eintrat.

Er setzte sich darum gleich mit den für den Kreis Neuwied gewählten Abgeordneten in Verbindung. Der Abgeordnete Neuenburg schrieb ihm am 11. Dezember 1848: „Ich halte es für sehr ratsam, daß von seiten der Stadt Linz etwas geschehe, was geeignet wäre, den Eindruck zu verwischen, den die Linzer sogenannte Volksversammlung durch ihre Adresse an die im Widerspruch mit den Anordnungen des Königs hier

---

[1]) Schorn a. a. O., Bd. 1, S. 318.

versammelt gebliebenen Abgeordneten hervorgebracht haben wird, und es ist das um so nötiger, weil gleichzeitig auch noch die Moststeuerangelegenheit unerledigt ist, wobei die Stadt Linz ebenso großes Interesse hat wie die Moselgegend, deren Auftreten in neuester Zeit leider den klarsten Beweis liefert, daß die Saat der Wühler dort einen fruchtbaren Boden gefunden hat. Daß der König die wahre Freiheit und das Glück des Volkes will, kann nach den letzten Vorgängen auch dem Blinden nicht mehr zweifelhaft sein, und es wäre daher meines Erachtens das Beste, wenn die Stadt Linz und die übrigen Gemeinden sich in einer Adresse anerkennend und dankend über die Maßnahmen des Königs aussprächen. Welchen Wert der König darauf legt, geht insbesondere hervor aus einem Schreiben desselben an unseren Alterspräsidenten von Brünneck, worin er denselben beauftragt, »seinen Gesinnungsgenossen aus der Versammlung der Treuen und Edlen, die der Stimme der Ehre und der Treue ausschließlich Gehör gegeben hatten, in seinem Namen seinen wärmsten Dank auszusprechen.«"

Am 22. Dezember 1848 schrieb derselbe Abgeordnete von Berlin: „Die Schritte, welche ich in Verbindung mit meinem Kollegen Schadt infolge der Vertagung der Nationalversammlung im Interesse der Weinproduzenten beim Ministerio getan habe, sind von erfreulichstem Erfolge gewesen und haben den Beweis geliefert, daß ein gerechtes Verlangen bei unserm Könige ein sehr geneigtes Gehör findet. Heute ist die Ordre erfolgt, wodurch der Erlaß der diesjährigen Moststeuer ausgesprochen ist. . . . Die fernere Entscheidung wegen gänzlicher Aufhebung der Moststeuer mag nun getrost der auf den 26. zusammenkommenden Volksvertretung überlassen bleiben. . . . Ich bitte, die Nachricht in den zu Ihrem Bezirk gehörigen Gemeinden als fröhliche Weihnachtsgabe zur Kenntnis zu bringen."

Auch ein anderes Zugeständnis an alten Gewohnheiten und Gebräuchen gefiel der Bevölkerung gut. Als der Winter 1848 auf 1849 nahte, trug der Schultheiß darauf an, daß der Jugend wieder erlaubt würde, am Dreikönigen-Abend mit dem Stern vor den Häusern zu singen. Dieser Antrag fand lebhaften Beifall, und für die Gewährung der erbetenen Erlaubnis hatte Kaufmann als Dank das Vergnügen, zuerst von den Kindern des Ortes angesungen zu werden.

In Unkel und der Umgebung gewann der junge Bürgermeister bald Freunde. Die Weinlesen bei den Gutsbesitzern und die Jagd brachten frohe Stunden, die herrliche Umgebung bot reichlich Gelegenheit zu Wanderungen. Manchen Abend verbrachte Kaufmann bei seinen Freunden, den Düsseldorfer Malern in Remagen.

Vor dem Chor der Apollinariskirche steht eine prächtige Rotbuche, die ihre Aeste wie ein Dach gastlich ausbreitet. Von dort genießt man einen herrlichen Blick auf den Rhein mit seinen Bergen und Städtchen. Oft haben dort die Freunde Abends gesessen nach des Tages Arbeit bei perlendem Wein, in ernsten Gesprächen über alles, was ihre Herzen bewegte, und wenn die Sterne funkelten und der Mond sich in den Fluten des Rheines spiegelte, erklang in die stille Nacht der vierstimmige Gesang altbekannter Lieder aus der Jugendzeit. Wenn dann Kaufmann schied und mit sicherer Hand kundig den Nachen führte, um nach Unkel zu fahren, dann lauschten oben die Maler auf den gleichmäßigen Schlag der Ruder in der stillen Nacht und riefen einen Scheidegruß hinaus über den Rhein. Oft haben Karl Müller und Kaufmann in spätern Jahren, wenn ihr Weg sie nach Remagen hinführte, wieder unter der Rotbuche gerastet und von den frohen Stunden erzählt, die sie dort gemeinsam verbracht. „O Jugend, schöne Rosenzeit“, pflegte dann Kaufmann sinnend zu sagen.

Eine Gelegenheit, seinen Gesang in den Dienst höherer Interessen zu setzen, gab damals der Beschluß der Nationalversammlung, eine deutsche Flotte zu errichten. Die deutschen Sänger beeilten sich, „ihre patriotischen Gesinnungen in Bezug auf den heiligen Zweck“ zu bekunden. Es war beschlossen worden, das Musikfest zu Pfingsten 1848 in Düsseldorf zu einem Sängerfest umzugestalten. Die Einnahmen sollten als Beitrag zur Errichtung der Flotte abgegeben werden. Die Freunde aus der Bonner Concordia wurden vom Düsseldorfer Festkomitee zur Teilnahme am Gesangwettstreit aufgefordert. Der junge Verein hatte schon im Jahre 1847 bei dem zweiten deutsch-vlämischen Sängerfest in Gent mit 52 Mitgliedern die ersten Lorbeeren errungen. „Das Genter Solo-Quartett soll auch jetzt wieder singen. Wir haben deshalb an Letellier geschrieben. Du wirst im Namen und auf Wunsch der ganzen Concordia eingeladen,“ — so heißt es in einem Brief an Kaufmann — „wieder den zweiten Tenor zu übernehmen, keiner von uns kann uns Deine Stimme ersetzen.“

Man hielt in Bonn so sehr auf die Gewährung der Bitte, daß man im Notfall auf jede Probe für ihn verzichten wollte. „Geht es nicht, daß Du wenigstens zur Generalprobe kommst, so entsteht daraus, daß Du ohne alle Probe ins Geschirr gehen mußt, bei Deiner Festigkeit im Singen für die Concordia auch nicht die geringste Gefahr.“ Am 8. Juni schrieb man nochmals. Kaufmann nahm endlich an der Sängerfahrt teil. Am 21. Juli 1848 wurde ihm von Bonn geschrieben: „Im Bonner Wochenblatt wirst Du schon die Anzeige gelesen haben, nach welcher, dem allgemeinen Urteil gemäß, die Bonner Concordia in

Düsseldorf den Sieg davon getragen hat. . . . Durch Deine Hülfe vor allem ist eine glänzende Perle in unserer Siegeskrone befestigt worden."

Auch die Kinkelschen Freunde in Bonn schwärmten für die neue Flotte. Im Bonner demokratischen Verein war sogar ein Antrag gestellt und nach lebhafter Befürwortung Kinkels angenommen worden, den großen benachbarten Staatswald, den Kottenforst abzuholzen, das Holz zum Bau der deutschen Flotte zu verwenden, und letztere von Bonn aus in die Nordsee zu führen, das Land aber auf eine gewisse Zeit behufs der Kultivierung ohne Entschädigung an die Bauern zu verteilen [1]).

Am 28. Juli 1848 schrieb Andreas Simons an Kaufmann: „Reiner Henseler," der bekannte Cellist, „ist von Leipzig zum Besuch hier, wir kommen am Sonntag zu Dir. Nachmittags 4 Uhr soll dann ein hübsches Konzert zum Besten der deutschen Flotte gegeben werden. Auch Wenigmann wird mitkommen."

Kaufmann war ungefähr ein Jahr in Unkel, als die Regierung in Koblenz seine Aufgabe als gelöst ansah. In der Bürgermeisterei hörte man diese Nachricht nicht gern. Am 21. April 1849 erschien bei Kaufmann eine Deputation und überbrachte ihm eine Adresse der Gemeindevorsteher und Beigeordneten. Das Schriftstück trägt 47 Unterschriften. Einer der wackeren Leute kann nur durch ein Handzeichen (ein Kreuz) seine Unterschrift leisten. Es heißt in der Adresse: „Da sicherm Vernehmen nach Euer Wohlgeboren in Bälde die Verwaltung hiesiger Bürgermeisterei niederlegen und zu der Königlichen Regierung, welche Sie ausgesendet, zurückkehren sollen, so fühlen wir uns gedrungen, Ihnen nicht allein unsere Hochachtung, sondern auch das auszudrücken: Daß Ihnen das allgemeine Vertrauen sämtlicher Bürger der ganzen Bürgermeisterei mit höchst wenigen Ausnahmen, und Ausnahmen finden sich ja allenthalben, durch Ihren guten, biedern, ernstlichen Sinn und erfolgreiche Tätigkeit zu teil geworden. . . . Wir glauben daher ganz im Sinne unserer vertretenen Gemeinde zu handeln, wenn wir dieses gegen Sie im Namen derselben aussprechen und Sie dringendst bitten, Ihren Rücktritt in das Königliche Regierungs-Kollegium nicht eher auszuführen, bis die neue Organisation der selbständigen Gemeinde-Verwaltung ins Leben getreten. Wir haben heute eine Eingabe in gleichem Sinne, mit mehreren andern Gründen unterstützt, an die Königliche Regierung zu Koblenz unterzeichnet, damit hochdieselbe Sie nicht hier abberufen möge."

Die Abberufung Kaufmanns verzögerte sich wirklich bis zum 1. September. Eine Einberufung zu einer vierwöchentlichen militärischen Uebung als Landwehroffizier nach Andernach — schon 1846 war er

[1]) Von Ernsthausen, Erinnerungen usw. S. 66; Joesten a. a. O. S. 128 nennt statt des Kottenforstes den Tannenbusch bei Bonn.

zum Seconde-Leutnant im 29. Landwehr-Regiment ernannt worden — wurde durch das Dazwischentreten des Präsidenten von Massenbach in Koblenz „wegen der Schwierigkeiten in der Stellung, die Kaufmann in Unkel bekleide,“ zurückgenommen.

Es fielen nämlich gerade in diese Zeit die Neuwahlen. Kaufmann berichtet am 9. August 1849 an seine Schwester: „Die letzten vierzehn Tage waren so turbulent für mich, daß ich jetzt erst eine ruhige Stunde habe. Wie überall, so auch im Kreise Neuwied — zu dem Unkel gehört — siegte die Reaktion aufs Vollständigste. Es ist eine Zeit der Gegensätze, und heute erzählen uns denn schon die Zeitungen, daß es wahrhaft komisch gewesen, wie die Deputierten der zweiten Kammer bei der Eröffnung im wahrem Sturmschritte auf die rechte Seite gelaufen seyen, um ja nicht links zu erscheinen.“

Bei der Wahlkampagne hatte Kaufmann die Aufmerksamkeit einer andern Gemeinde auf sich gezogen. Im Kreise Altenkirchen, der mit Neuwied wählt, liegt die Ortschaft Kirchen. Diese richtete am 13. September 1849 an die Regierung in Koblenz eine Eingabe. Der bisherige Verwalter der dortigen Bürgermeisterei war abberufen worden; an seiner Stelle wünschte man Kaufmann. Die Begründung der Bitte ist originell.

„Herr Landrat Freiherr von Hilgers zu Altenkirchen hatte als Wahlkommissar bei der Deputierten-Wahl im verflossenen Frühjahr den Herrn Kaufmann zum Protokollführer ernannt. Einige fehlende Stimmzettel und einige, deren Beschreibung zweifelhaft gewesen war, gaben den Vorwand zur Verdächtigung des Bureaus. Deshalb wurde in einer Versammlung der Wahlmänner im Jacobischen Saale am Abend die Anfechtung der Wahl des Abgeordneten Diesterweg vorgeschlagen. Dagegen erhob sich voll Entrüstung Herr Kaufmann, und in begeistertem Glutstrome entwickelte er das rechte Sachverhältnis, die Verdächtigung mit Indignation zurückweisend, so daß mit warmer Akklamation der Vorschlag zum Wahlproteste verworfen wurde.“ Das hatte Kaufmann so die Herzen der fast ganz protestantischen Gemeinde gewonnen, daß man ihn als Bürgermeister haben wollte.

Als freudigen Abschluß der Tätigkeit in Unkel beging Kaufmann noch vor seinem Scheiden mit der Gemeinde die Unkeler Kirmes. Freiherr von Zedlitz, der damals viel bewunderte Romantiker, hat das Fest der „Kirchweih in Unkel“ poetisch verherrlicht.

Vom Kirchturm tönet Glockenschall,
Vom Chor herab der Orgel Hall,
Rings der Gesang der frommen Menge;
Denn weit bis in die Straßen hin
In dichter Schar die Beter knien,
Der Andacht ist der Raum zu enge.

Als nun der Kahn festhält am Seil,
Ziehn hin zur Kirch in langer Zeil'
Aus allen Gegenden die Frommen,
Die in des ros'gen Morgens Strahl,
Andächt'ge Waller allzumal,
Auf klarer Flut hierher geschwommen.

Aus einer Brust nur schallet hier
Zur Höh': Herr Gott, dich loben wir!
Von allen Wegen, allen Stegen
Der Weihrauch steigt, die Kerzen sprüh'n,
Die tiefbewegten Herzen glüh'n,
Der Priester spricht dem Volk den Segen.

„Es ist wahrlich keine kleine Strapaze," schrieb Kaufmann an seine Schwester, „alle die Ehrenbezeugungen, Festmahle und Bälle als ein beliebter Bürgermeister mitzumachen." Beim Vogelschießen tat Kaufmann den ersten Schuß für den König. „Das Glück war mir hold, und zum größten Jubel der Jungen schoß ich richtig den Vogel ab. Da ich mir eine Königin wählen mußte, so nahm ich Fräulein von Steinäcker," die Tochter eines in Unkel ansässigen früheren Obersten, dem Kaufmann näher getreten war. „Wir wurden nun im Triumph durch den Ort geschleppt, mit sechs Fahnen, Musik vorauf, unter dem Baiern der Glocken und Schießen der Böller." Alexander Kaufmann hatte in einem hübschen Gedicht das Fest beschrieben; dies wurde mit der Anzeige vom Königsschuß nach Berlin geschickt, und am 30. August 1849 kam aus dem Civilkabinett in Potsdam ein huldvolles Dankschreiben, „auch für das zum Andenken an das Ereignis überreichte Gedicht".

Um diese Zeit kam der alte Freund Dompropst Ritter zum Besuch an den Rhein. Da er in Breslau in Regierungskreisen Einfluß besaß, suchte er seinen jungen Freund zu überreden, nach dort zu übersiedeln, da ja jetzt gerade das Kommissorium in Unkel zu Ende gehe. Es scheint, daß Kaufmann sich mit dem Gedanken, die Heimat zu verlassen, ernstlich vertraut machte. So heißt es in einem Schreiben vom 12. August 1849 an die Schwester Auguste: „Ich beabsichtige nun, daß wir sobald wie möglich unsern Plan ausführen und nach Breslau übersiedeln, und halte ich es für das beste, daß ich nicht mehr vorher nach Koblenz gehe. Ich hoffe nur, daß bald ein Brief von Ritter kommt, damit wir zusammen die Sache überlegen können."

Den Ausschlag für das Verbleiben bei der Koblenzer Regierung hat ein Mann gegeben, dem Kaufmann stets ein dankbares Andenken bewahrte. Es war sein einflußreicher Gönner und Freund, der spätere Oberregierungsrat Halm in Koblenz († 5. März 1872), der eine

Bonnerin, eine Schwester des Geheimen Medizinalrates Velten, zur Frau hatte.

Als Kaufmann nach Abgabe seines Kommissoriums nach Koblenz zurückkehrte, wurde er zunächst zwei Monate beim Polizeidepartement beschäftigt, wozu auch das Landarmen- und das Gefängniswesen gehörte. Mitten im Winter machte er eine Reise in den Hunsrück zur Revision der sog. Etappen-Gefängnisse und sonstigen Polizeianstalten. Am 30. November 1849 berichtet er an seine Schwester Auguste: „Ich bin soeben von meiner Inspektionsreise in den Kreisen Kreuznach, Simmern und St. Goar zurückgekehrt. Die Tour war teilweise angenehm, so lange es noch gutes Wetter war, teilweise sehr anstrengend, da auf einer Strecke des Hunsrückens alles Fahren zu Ende war, so daß ich durch den dicksten Schnee tappen mußte." Nach Koblenz zurückgekehrt, wurde er mit der Vertretung eines Regierungsrates beauftragt.

Die geselligen Freuden in Koblenz bestanden auch jetzt vorwiegend in der Beschäftigung mit der Musik. Kaufmann schrieb am 30. November 1849 an seine Schwester: „Ich war mit Konzerten sehr in Anspruch genommen. Im ersten habe ich die Tenorpartie aus Samson, im zweiten Lieder von Schubert vorgetragen. Ueber meine Ausführung des Samson habe ich solche Komplimente erhalten, wie noch nie in meinem Leben. Der Regierungspräsident von Massenbach und der kommandierende General von Hirschfeld haben mir das Versprechen abgenommen, die Partie bei der Rückkehr des Prinzen von Preußen noch einmal vorzutragen. Im zweiten Konzerte mußte ich, nachdem im ersten Teile die Lieder vorgetragen worden, noch einmal die Arie »Nacht ist's umher« singen. Die Partie ist aber auch wie für meine Stimme geschrieben, und habe ich sie mit vieler Liebe in den fast der Arbeit abgestohlenen Stunden eingeübt. Auch die ganze Zauberflöte haben wir in Künzers Verein aufgeführt. Ich sang den Tamino und erregte wahres Furore mit der Arie »Dies Bildnis ist bezaubernd schön«, die Künzer mir einen halben Ton transponierte, so daß ich sie nun ganz bequem in der Stimme hatte. In acht Tagen wird das Mozartsche Requiem aufgeführt und habe ich die mir sehr bekannte Tenorpartie übernommen. Du siehst, daß ich nicht ganz Aktenmensch geworden bin."

Ernsthausen, der spätere Oberpräsident von Westpreußen, hat in seinen Erinnerungen berichtet, mit welchem Eifer er mit Kaufmann und Jakob Letellier, der damals in Koblenz als Militärarzt weilte, die musikalischen Interessen gepflegt hat. Die drei Freunde nahmen es recht ernst mit der Musik, und Ernsthausen erzählt von ihren gründlichen gemeinsamen Studien [1]).

[1]) A. a. O. S. 85 u. ff.

Kaufmann war es auch, der den Freund bestimmte, zur Regierung überzutreten. Ernsthausen wollte nach der ersten juristischen Prüfung an das Landgericht nach Köln gehen. „Indessen hat mich mein Freund Kaufmann in dieser Absicht einigermaßen schwankend gemacht. Er war seit 1848 der erste rheinische Referendar, der zur Verwaltung übergegangen war, und wußte mir die Vorzüge des Verwaltungsdienstes . . . in den schönsten Farben zu schildern.“ Ernsthausen gab die Justizlaufbahn dran; „ich reiste daher nach Koblenz zurück, um mich unter der Leitung Kaufmanns auf das Verwaltungsexamen vorzubereiten, das ich bei der dortigen Regierung zu bestehen hoffte“.

Von Bonn liefen schon seit längerer Zeit aus dem Kinkelschen Freundeskreise wenig erfreuliche Nachrichten ein. Kaufmann hatte den Verkehr mit seiner Lehrerin Kinkel auch von Koblenz und Unkel aus gepflegt. Eine der letzten Leistungen des Bonner Gesangvereins war die Aufführung des Hans Heiling von Marschner am 5. Dezember 1846 im oberen Rathaussaale gewesen. Die Oper, in welcher Kaufmann die Titelrolle sang, hatte großen Beifall gehabt. Aber schon 1847 wurde, wie Johanna selbst sagt, in Bonn mehr politisiert als gesungen.

Kinkel hatte sich ganz in die Politik gestürzt. Mit der ihm eigenen feurigen, aber im Grunde unklaren und unpraktischen Begeisterung wurde er auf diesem Wege immer weiter in das Extreme hineingedrängt, vom Führer des „Demokratischen Vereins“ bis an die Spitze der revolutionären Bewegung. Als hinreißender Redner und als Redakteur der damals radikalen Bonner Zeitung suchte er seine Ideen in die weite Oeffentlichkeit zu bringen.

Schon am 10. April 1848 schrieb die Schwester Kaufmanns aus Bonn: „Kinkel ist allgemein in Mißkredit und überwirft sich mit seinen sämtlichen Freunden. Im Schwanen [1]) haben sie ihm so zugesetzt, daß er weinte.“ Und um dieselbe Zeit (4. April 1848) schrieb die Schwester Julie von Münster: „Sehr erstaunt war ich, zu hören, daß meine Bonner Landsleute sich so unvernünftig und aufgeregt benehmen. Leu schrieb mir, daß ein so guter Geist dort herrsche, und die vernünftigen Leute die Anführer wären. Kinkel ist mir unbegreiflich, er ist doch gescheit genug, um einzusehen, daß Gesetzlichkeit und Ordnung zuerst nötig sind und nur auf diesem Wege vernünftige und nötige Reformen zustande kommen können; er sollte denken, daß er als Familienvater größere Pflichten hätte, als das Volk aufzuwiegeln. . . . Auch unsere gute Mutter hätte in diesen Zeiten viel Angst ausstehen müssen; wenn sie

[1]) Es war ein damals von Professoren vielbesuchtes Gasthaus; vgl. auch A. Springer, Aus meinem Leben. Berlin, Grote, 1892, S. 206.

einmal sterben sollte, war es ein Glück, daß sie so im tiefen Frieden zur Ruhe ging." Sie schildert dann die aufregenden Tage in Münster. „Steine flogen noch um 11 Uhr nachts gegen die Scheiben unseres Hauses, wo ich allein oben saß, denn Hüffer war bis 1/211 Uhr noch auf dem Rathaus. Jetzt ist, denke ich, das Aergste überstanden. Die Bürgerwehr ist vortrefflich organisiert, schon 2000 Mann".

Die Entwicklung der einzelnen Phasen der politischen Tätigkeit Kinkels in Bonn liegt außerhalb des Rahmens dieser Schilderung. Das tolle Gebäude der Bonner Revolutionäre brach zusammen in der Nacht des 10. Mai 1849. Vorher war im alten Familienhause Kaufmanns am Römerplatz, das durch Verkauf in die Hände eines Bierbrauers Tesch gekommen war, eine stürmische Versammlung abgehalten worden. Man sprach sich namentlich heftig gegen die Einberufung der Landwehr aus. Dann trat man nachts um 1 Uhr den abenteuerlichen Zug nach Siegburg an, um dort das Zeughaus zu plündern. Das Unternehmen nahm einen kläglichen Verlauf. Kinkel ging darauf mit Karl Schurz nach Baden, wurde im Juni verwundet und gefangen und zunächst vom Kriegsgericht zu Rastatt zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde aber in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Im April 1850 wurde vor den Assisen in Köln die versuchte Erstürmung des Siegburger Zeughauses verhandelt; nach einer glänzenden Selbstverteidigung wurde Kinkel von den Geschworenen freigesprochen.

Alle diese Ereignisse finden in dem Briefwechsel Kaufmanns mit seiner Familie und seinen Freunden ein lebhaftes Echo. Ueber den weiteren Verlauf der Angelegenheit Kinkels nach seiner Verhaftung gibt er vielfach neuen Aufschluß. Frau Kinkel hatte, als sie die Nachricht vom Todesurteil ihres Mannes erhielt, gleich an ihre Freundin Bettina von Arnim nach Berlin geschrieben. Diese wandte sich an König Friedrich Wilhelm IV., der „Ausweisung nach Amerika und die Erklärung des pater peccavi" als Bedingungen der Begnadigung in Aussicht stellte. Frau Kinkel nahm diese Bedingungen nicht an, und schrieb von neuem an Bettina. Diese empfahl, sich an die Prinzessin Augusta von Preußen zu wenden. Johanna Kinkel war der Prinzessin durch den Maler Begas bekannt geworden. Sie hatte bei einer dem Maler gewährten Sitzung die hohe Dame durch ihr schönes Klavierspiel unterhalten. Frau Kinkel befolgte den Rat der Freundin. Die Prinzeß antwortete umgehend und versprach, sich bei ihrem Gemahl zu verwenden, riet aber noch eine besondere Eingabe an den Prinzen an. Die Eingabe wurde gemacht, aber zunächst vom Prinzen dahin beantwortet, daß er nicht Höchstkommandierender in Baden sei, sondern General Hirschfeld, daß also in dessen Händen zunächst die Entscheidung ruhe.

Unterdessen hatte die Koblenzer Regierung den jungen Referendar, der seine Aufgabe in Unkel zur allgemeinen Befriedigung gelöst hatte, zu einer wichtigeren Stelle ausersehen. „Wir haben beschlossen," heißt es in einem Erlaß der Königlichen Regierung vom 28. April 1850, „die durch Pensionierung des Landrates Moritz erledigte Verwaltung der Landratsstelle des Kreises Zell . . . Ihnen kommissarisch zu übertragen. Wir hegen das Vertrauen, daß Sie sich eifrigst angelegen lassen sein werden, durch eine umfassende Tätigkeit und lebendige Wirksamkeit nach außen hin das Wohl des Kreises zu fördern und allseitig das Vertrauen und den Einfluß zu gewinnen, wodurch eine erfolgreiche Leitung der Geschäfte seitens des Landrats bedingt ist. Insbesondere erwarten wir, daß, wenn Sie einerseits mit jugendlicher Frische und Energie die Geschäfte fördern, Sie gleichzeitig mit der Wahrung Ihrer Autorität ein freundliches Einvernehmen mit sämtlichen Behörden des Kreises zu vereinigen, namentlich aber die in letzterem vorhandenen trefflichen Elemente treuer Gesinnung und Anhänglichkeit an das Staatsoberhaupt sorgsam zu pflegen wissen werden." Es wurden dem Kommissar zwei Thaler tägliche Diäten sowie die mit der Stelle verbundenen Reise- und Bureaukosten — die 575 Thaler betrugen — zugebilligt. Der Gönner und Freund, Oberregierungsrat Halm, nahm die Einführung in das Amt vor.

Das Kreisstädtchen Zell, damals etwas über 2000 Einwohner zählend, das mit ansehnlichen Mauerresten und einem altertümlichen kurtrierschen Schloß geziert ist, liegt an der Mosel in lieblicher Lage. Unweit liegt die Marienburg. Sie bildet mit den Türmen einer sagenhaften Feste einen der Glanzpunkte der Mosel. Die Aussicht umfaßt die reben- und waldbedeckten Abhänge der Mosellandschaft, die Bergkuppen des Hunsrück und der Eifel. Besonders wirkungsvoll ist der zweimal seeartig erscheinende Strom, der sich hier in einer gewaltigen Krümmung durch fruchtbare Ufer und freundliche Ortschaften windet.

Kaufmann begann seine Tätigkeit alsbald mit der Bereisung des Kreises. Die einzelnen Ortschaften bezeichnen fast ebensoviele landschaftlich hervorragende Punkte. Der Weg ging zunächst nach Trarbach über Reef, Aldegung, Alf, Bullay, Merl, Briedel, Senheim usw. Das Hauptaugenmerk wurde auf die Beschaffenheit der Wege und der Schulen gerichtet. Die Kaufmann übertragene Schulinspektion des Kreises gab er schon nach einigen Monaten in die Hand eines neugewonnenen Freundes, des Pfarrers Joseph Printz von Trarbach. Die Uebertragung dieser Aemter an die Geistlichkeit gehörte in damaliger Zeit zu den Neuerungen der konservativen Regierung auf dem Schulgebiete. Ueberall wurden neben den Bürgermeistern und Gemeindevorstehern auch die Geistlichkeit beider Konfessionen besucht und vielfach Prüfungen der Kinder vorgenommen.

Besondere Schwierigkeiten breitete die Durchführung eines Wegeprojektes, das die Kreise Zell, Simmern und Kreuznach betraf. Es handelte sich um eine Straße von Zell über Kirchberg nach Kirn. Entgegenstehende Sonderinteressen wußte Kaufmann durch persönliche Einwirkung geschickt zu beseitigen. Das Journal des Kommissarius zeugt von dem Bestreben, die zu behandelnden Dinge möglichst wenig bureaukratisch, sondern auf Grund persönlicher Unterhandlungen und Besichtigungen zu erledigen. Auf diese Weise lernte Kaufmann schnell Land und Leute kennen, und sein freundliches, ehrliches Wesen gewann ihm bald, wie in Unkel, viele Anhänger.

In ländlichen Gegenden bildet die Geistlichkeit einen höchst wichtigen Faktor; nicht bloß hängt von ihrer Mitwirkung die geordnete Verwaltung des Schulwesens ab, ihre Zuneigung zu den Beamten der Regierung ist ebenso wie entgegengesetzt ihre Abneigung meist bei der Bevölkerung vorbildlich. Das begriff der junge Beamte, dem ein kluger und aufrichtiger Blick eigen war, schnell. Unter denen, die zu seinem näheren Umgang in Zell gehörten, finden wir darum in erster Linie die Geistlichen. Das hatte für Kaufmann auch einen persönlichen Wert, indem er durch diesen Umgang sich vielfach mit religiösen Fragen beschäftigte. Er gründete mit mehreren Geistlichen einen Lesezirkel, in dem unter anderen die Bonner Zeitschrift von Braun und Achterfeld und die historisch-politischen Blätter vertreten waren. Die Schriften Hirschers, namentlich die „Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart", die zuerst 1846 erschienen, sowie die andern Tagesschriften desselben Verfassers, „Die sozialen Zustände der Gegenwart" und „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart", fanden auch in diesem Kreise lebhafte Beachtung.

Am nächsten stand Kaufmann dem damaligen Pfarrer **Printz** von Trarbach, einem klugen und gebildeten Manne, der sich, wie schon bemerkt, besonders des Schulwesens annahm. Gerade auf diesem Gebiete bewegten sich mit Vorliebe die Gespräche der beiden Freunde, aber auch in andern Wissenszweigen tauschte man sich aus. Daß Printz auf den jungen Kommissarius viel hielt, beweisen seine Briefe; er holte sich seinen Rat und sein Urteil über die verschiedensten Dinge ein.

Auch die politischen Fragen der Zeit wurden von Kaufmann und seinen Freunden viel besprochen. In dem nahen Brodenbach war ein Studienfreund Kaufmanns als Arzt tätig. Hermann **Schauenburg**, ein rechter Strudelkopf, unruhig und noch gärend, hatte in Bonn zu den politischen Freunden Kinkels gehört. Nach Auflösung der deutschen Burschenschaft im Jahre 1833 hatten die Studenten in kleinen Kreisen unentwegt den Gedanken an die Einheit und Freiheit des Vaterlandes

weiter gepflegt. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. scharte man sich wieder zu größeren Verbänden. In Bonn entstand damals die Fridericia, zu deren ersten Mitgliedern Schauenburg gehörte. Kaufmann hatte durch seinen Freund Andrae, der Mitglied dieser Verbindung war, die Bekanntschaft Schauenburgs gemacht. Schauenburg, auch selbst dichterisch tätig, hatte 1843 anonym das erste deutsche Kommersbuch unter dem Titel „Deutsche Lieder" herausgegeben. Auch das Düsseldorfer Künstleralbum stand 1854—1860 unter seiner Redaktion [1]).

Die Briefe Schauenburgs an Kaufmann geben einen Einblick in die Stimmung rheinischer Demokraten damaliger Zeit. „Sie haben," so schreibt der Arzt am 9. August 1850 an Kaufmann, „mit ruhigem Gewissen und nach bestem Wissen Ihren Frieden mit der Regierung geschlossen und segeln unter den Wimpeln der Kreuzzeitung einer gesegneten Karriere entgegen. . . . Die abstruse allgemeine Freiheitsschwindelei, der man in jungen Feuerjahren schwer entgeht, habe ich von mir getan. Ich habe schon seit meinen Universitätsjahren konkreten erreichbaren Zielen zugestrebt, die mir bis jetzt nur klarer geworden sind. Anhänger der Revolten, der Bauernkriege war ich nie, dazu werden Sie mich hinreichend kennen, derlei Unternehmungen habe ich mehr, als Jemand weiß, zu bekämpfen mich genötigt gesehen. Die gleiche Verteilung der Ländereien, die Aufhebung der Familienbande, die organisierte Plünderung usw., alles, was nur Kampf der physischen Gewalt gegen den Besitz und das Herkommen galt, lag mir immer fern. Als mir die Ausartung der Bewegung Kinkels klar wurde, ging ich einfach fort, es gab für mich kein anderes Mittel, ich lebte der Einsamkeit und dem Studium. Aber was ich festgehalten habe, das ist die Eintracht von »Arbeit und Kapital«, der gute Sozialismus. Ich wüßte nicht, mit welchen Ausdrucksformen man den anfechten wollte, ohne erröten zu müssen. In seinem Gefolge befinden sich die Abschaffung der Unwissenheit, die Entfernung der Ursachen des Pauperismus, die Konstitution des Kredits, die Vervielfältigung des Eigentums, die Reform der Steuern, mit einem Worte — das Regime, das sich am meisten der Vorstellung nähert, die sich der Mensch vom Reiche Gottes auf Erden macht."

„Was wollen Sie mir einwerfen," heißt es ein andermal, „Republik ist für Erreichung unserer Ziele kein unbedingtes Erfordernis. Ich bin nie aus bloßem Haß der Krone Republikaner gewesen. Die vielen Programme von 48, unter denen mein Name steht, beweisen das. Ich war und stritt für ein Hohenzollernsches Kaiserhaus, das mächtig

---

[1]) Vergl. Heinrich Meisner, Oberbibliothekar an der königlichen Bibliothek in Berlin, Hermann Schauenburg und sein Freundeskreis. Hamburg, Königliche Hofbuchhandlung vorm. Richter, 1900.

vorgehen und nach den Andeutungen, die man aus des Königs Munde hatte, ein freies und starkes Nord- und Mitteldeutschland schaffen sollte."

Den politischen Standpunkt Kaufmanns sucht der Arzt zu bekämpfen. „Nun die Kreuzpartei, von der Sie meinen, Sie könnten sich zu ihr halten. Junker und Pfaffen, und zwar — protestantische Pfaffen! Man hängt die Worte der scriptura sacra und der preußischen Geschichte als Schiboleth aus, man ist frivol und gottesfürchtig, wie's kommt. Der Zweck heiligt die Mittel. Und welches ist der Zweck? Nur die Exploitation Weniger zu Gunsten der Sporenträger."

Unter den katholischen Geistlichen des Kreises scheinen manche damals zu Oesterreich geneigt zu haben. In den Briefen finden sich darüber Andeutungen. So schreibt einmal der Brodenbacher Doktor: „Ich verarge es den katholischen Geistlichen nicht, Oesterreich ist ehrlich. Und die Geistlichen Ihrer Konfession haben mich wiederholt gefragt, was soll denn aus uns »unglückseligen, alten Burschen« werden, wenn Oesterreich, d. h. wenn der Katholicismus unterliegt?"

Alexander Kaufmann, mit dem Schauenburg ebenfalls befreundet war, weilte unterdessen, nach einem längern Aufenthalt in Halle, in Berlin und schrieb von dort über seine glücklichen Aussichten für die Zukunft. Von der Augsburger Allgemeinen Zeitung war ihm das Anerbieten gemacht worden, von Berlin aus über Kunst und Literatur zu berichten. Seine ebenso gründliche wie formvollendete Monographie über Caesarius von Heisterbach, die eben erschienen war, seine liebenswürdigen dichterischen Leistungen hatten ihm in Berlin eine angenehme Aufnahme bereitet. Die Düsseldorfer Monatshefte brachten gerade sehr niedliche Bilder zu seinen Gedichten von Camphausen, Lentze und andern. Politik war aber nicht seine Sache, und der Brodenbacher meint etwas spöttisch: „Glückseliger Mensch, möchte ich rufen, wenn ich so in diese harmlose, durch allerlei Kleinigkeiten reiche Seele schaue. Der ist über einen guten Witz tagelang glücklich." Kurz darauf verließ Alexander Kaufmann Berlin, um ganz in die Fürstlich Löwensteinschen Dienste überzutreten; noch in demselben Jahre erfolgte seine Berufung zum Archivrat in Wertheim am Main.

Die Schwestern Kaufmanns, die sich in Bonn einsam fühlten, wollten nach Zell zu dem Bruder übersiedeln; der Ausbruch der Cholera in Zell und Trarbach hinderte aber die Ausführung dieses Planes. Zudem schien das längere Verbleiben Kaufmanns in Zell schon bald in Frage gestellt.

Schon im April 1850 schrieb die Schwester Auguste an den Bruder: „Herr Lamberz läßt Dir sagen, Du möchtest Dich doch zur Oberbürgermeisterstelle in Bonn melden." Oberbürgermeister Oppenhoff,

dessen zwölfjährige Wahlperiode ablief, hatte es nicht verstanden, die Herzen der Bonner zu gewinnen. Seine stark ausgeprägte Selbständigkeit hatte ihn mißliebig gemacht. Gegen ihn war die Einführung der Magistrats-Verfassung in Bonn gerichtet. Aus diesem Grunde wollte Oppenhoff eine Wiederwahl nicht annehmen.

Die Ansichten über dieses Anerbieten waren bei den Freunden und Bekannten Kaufmanns geteilt. So riet im Hinblick auf das etwas enge Feld der Wirksamkeit an der Mosel ein Freund, der spätere Notar Liers aus St. Goar, unbedingt zur Annahme: „Es ist doch ein beschränktes und beengendes Dasein in diesem Tale, wo die Leute sich fast wie ihr Fluß hindurchwinden müssen durch ihr bedrängtes Leben, und ich glaube schwerlich, daß Andere als Eingeborene oder bloß nach Ruhe dürstende matte Seelen sich hier zufrieden geben könnten." Und Schauenburg meinte (am 16. Oktober 1850): „Glückseliger, so schnell von diesem Fluß erlöst zu werden, der so wenig bietet, der nur den Anachoreten glücklich machen kann. Ich muß mich mit Händen und Füßen gegen das Versauren und Abständigwerden sträuben."

Anders dachte ein Bonner Landsmann, der Notariatsanwärter von Salomon, ein Sohn des damaligen Universitätsrichters, dem zu Trotz die Studenten das „Salamanderreiben" einführten. Er schrieb (28. August 1850): „Oppenhoff teilte mir gestern Abend in der Lesegesellschaft mit, daß Du sehr große Aussichten zur Erlangung dieses Postens hättest, und wenn eine solche Erklärung aus dieser Quelle fließt, so kann man schon einiges Gewicht darauf legen; solltest Du aber Aussicht haben, in Zell Landrat zu werden, so muß ich gestehen, daß ich an Deiner Stelle letzteres vorziehen würde".

Kaufmann verhielt sich dem Werben der Bonner Freunde gegenüber zurückhaltend. Der Uebergang in die kommunale Verwaltung hatte neben manchem, was ihn reizen konnte, doch namentlich den unverkennbaren Nachteil, daß damit aller Voraussicht nach seine Beamtenlaufbahn zum Abschluß gelangt sein würde. Die Aussichten bei der Regierung in Koblenz waren zudem für ihn recht günstig. Durch eine kleine „Staatsaktion" hatte er bald nach seiner Ankunft in Zell die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und durch sein besonnenes und energisches Vorgehen großen Beifall gefunden.

In den Maitagen des Jahres 1849 hatte es auch an der Mosel gewaltig gegärt. Unter dem Präsidium des Demokraten Karl Grün hatte am 13. Mai eine große Volksversammlung auf der M a r i e n b u r g getagt. Im Jahre 1850 sollte eine gleiche Demonstration stattfinden. Kaufmann, in dessen Bezirk die Marienburg lag, hatte davon Nachricht bekommen und zeitig bestimmt, daß dem Publikum am

zum Seconde-Leutnant im 29. Landwehr-Regiment ernannt worden — wurde durch das Dazwischentreten des Präsidenten von Massenbach in Koblenz „wegen der Schwierigkeiten in der Stellung, die Kaufmann in Unkel bekleide,“ zurückgenommen.

Es fielen nämlich gerade in diese Zeit die Neuwahlen. Kaufmann berichtet am 9. August 1849 an seine Schwester: „Die letzten vierzehn Tage waren so turbulent für mich, daß ich jetzt erst eine ruhige Stunde habe. Wie überall, so auch im Kreise Neuwied — zu dem Unkel gehört — siegte die Reaktion aufs Vollständigste. Es ist eine Zeit der Gegensätze, und heute erzählen uns denn schon die Zeitungen, daß es wahrhaft komisch gewesen, wie die Deputierten der zweiten Kammer bei der Eröffnung im wahrem Sturmschritte auf die rechte Seite gelaufen seyen, um ja nicht links zu erscheinen.“

Bei der Wahlkampagne hatte Kaufmann die Aufmerksamkeit einer andern Gemeinde auf sich gezogen. Im Kreise Altenkirchen, der mit Neuwied wählt, liegt die Ortschaft Kirchen. Diese richtete am 13. September 1849 an die Regierung in Koblenz eine Eingabe. Der bisherige Verwalter der dortigen Bürgermeisterei war abberufen worden; an seiner Stelle wünschte man Kaufmann. Die Begründung der Bitte ist originell.

„Herr Landrat Freiherr von Hilgers zu Altenkirchen hatte als Wahlkommissar bei der Deputierten-Wahl im verflossenen Frühjahr den Herrn Kaufmann zum Protokollführer ernannt. Einige fehlende Stimmzettel und einige, deren Beschreibung zweifelhaft gewesen war, gaben den Vorwand zur Verdächtigung des Bureaus. Deshalb wurde in einer Versammlung der Wahlmänner im Jacobischen Saale am Abend die Anfechtung der Wahl des Abgeordneten Diesterweg vorgeschlagen. Dagegen erhob sich voll Entrüstung Herr Kaufmann, und in begeistertem Glutstrome entwickelte er das rechte Sachverhältnis, die Verdächtigung mit Indignation zurückweisend, so daß mit warmer Akklamation der Vorschlag zum Wahlproteste verworfen wurde.“ Das hatte Kaufmann so die Herzen der fast ganz protestantischen Gemeinde gewonnen, daß man ihn als Bürgermeister haben wollte.

Als freudigen Abschluß der Tätigkeit in Unkel beging Kaufmann noch vor seinem Scheiden mit der Gemeinde die Unkeler Kirmes. Freiherr von Zedlitz, der damals viel bewunderte Romantiker, hat das Fest der „Kirchweih in Unkel“ poetisch verherrlicht.

Vom Kirchturm tönet Glockenschall,
Vom Chor herab der Orgel Hall,
Rings der Gesang der frommen Menge;
Denn weit bis in die Straßen hin
In dichter Schar die Beter knien,
Der Andacht ist der Raum zu enge.

Als nun der Kahn festhält am Seil,
Ziehn hin zur Kirch in langer Zeil'
Aus allen Gegenden die Frommen,
Die in des ros'gen Morgens Strahl,
Andächt'ge Waller allzumal,
Auf klarer Flut hierher geschwommen.

Aus einer Brust nur schallet hier
Zur Höh': Herr Gott, dich loben wir!
Von allen Wegen, allen Stegen
Der Weihrauch steigt, die Kerzen sprüh'n,
Die tiefbewegten Herzen glüh'n,
Der Priester spricht dem Volk den Segen.

„Es ist wahrlich keine kleine Strapaze," schrieb Kaufmann an seine Schwester, „alle die Ehrenbezeugungen, Festmahle und Bälle als ein beliebter Bürgermeister mitzumachen." Beim Vogelschießen tat Kaufmann den ersten Schuß für den König. „Das Glück war mir hold, und zum größten Jubel der Jungen schoß ich richtig den Vogel ab. Da ich mir eine Königin wählen mußte, so nahm ich Fräulein von Steinäcker," die Tochter eines in Unkel ansässigen früheren Obersten, dem Kaufmann näher getreten war. „Wir wurden nun im Triumph durch den Ort geschleppt, mit sechs Fahnen, Musik vorauf, unter dem Baiern der Glocken und Schießen der Böller." Alexander Kaufmann hatte in einem hübschen Gedicht das Fest beschrieben; dies wurde mit der Anzeige vom Königsschuß nach Berlin geschickt, und am 30. August 1849 kam aus dem Civilkabinett in Potsdam ein huldvolles Dankschreiben, „auch für das zum Andenken an das Ereignis überreichte Gedicht".

Um diese Zeit kam der alte Freund Dompropst Ritter zum Besuch an den Rhein. Da er in Breslau in Regierungskreisen Einfluß besaß, suchte er seinen jungen Freund zu überreden, nach dort zu übersiedeln, da ja jetzt gerade das Kommissorium in Unkel zu Ende gehe. Es scheint, daß Kaufmann sich mit dem Gedanken, die Heimat zu verlassen, ernstlich vertraut machte. So heißt es in einem Schreiben vom 12. August 1849 an die Schwester Auguste: „Ich beabsichtige nun, daß wir sobald wie möglich unsern Plan ausführen und nach Breslau übersiedeln, und halte ich es für das beste, daß ich nicht mehr vorher nach Koblenz gehe. Ich hoffe nur, daß bald ein Brief von Ritter kommt, damit wir zusammen die Sache überlegen können."

Den Ausschlag für das Verbleiben bei der Koblenzer Regierung hat ein Mann gegeben, dem Kaufmann stets ein dankbares Andenken bewahrte. Es war sein einflußreicher Gönner und Freund, der spätere Oberregierungsrat Halm in Koblenz († 5. März 1872), der eine

Doch am folgenden Tage erfolgte eine Verfügung der Regierung, in welcher mitgeteilt wurde, daß das Generalkommando auf Antrag der Regierung mehrere Landräte, die Landwehroffiziere seien, im Interesse des königlichen Dienstes erst 14 Tage nach dem Gestelltermin einberufen wolle. Schon am 8. November standen bei Fulda die Truppen sich gegenüber. Da die bayrische Spitze sich den Preußen sehr näherte, kam es am 9. November bei Bronzell zu einem Vorpostengefecht, bei dem fünf österreichische Jäger und der berühmte preußische Schimmel verwundet wurden. Die Erregung im Lande, besonders in Berlin und Frankfurt, stieg auf das höchste. Da begannen zum Bedauern vieler wieder die diplomatischen Verhandlungen. Am 29. November 1850 wurde die Olmützer Punktation unterschrieben. Preußen entsagte der Union, dem deutschen Parlament, dem Schutz der kurhessischen Verfassung, erkannte den Bundestag an, fügte sich in eine von demselben anzuordnende „Pacifizierung" Holsteins und behielt sich vor, auf einer demnächst von allen Bundesfürsten zu beschickenden Konferenz in Dresden vollends alle die deutschen Angelegenheiten betreffenden Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Die Erregung und Enttäuschung war furchtbar, „der Degen entsank der zuckenden Faust, manchem wackeren Krieger rollten die Tränen in den Bart".

Kaufmann, der schon die partiellen Mobilmachungen von 1845 und 1849 beobachtet hatte, hat an der Mobilmachung von 1850, nachdem die 14tägige Frist verstrichen war, wirklich teilgenommen und war nach Simmern kommandiert worden. Seine Eindrücke waren ungünstig. Wie lobenswert auch der Eifer der Landwehrmänner war, die Organisation war höchst mangelhaft, und auch Kaufmann gehörte zu denen, die glaubten, daß im Ernstfalle die preußische, wenig geschulte Militärmacht sicher nicht würde Stand gehalten haben. Er stimmt darin ganz überein mit seinem Freunde von Ernsthausen, der dieselbe Mobilmachung mitmachte und seine Ansichten in seinen Erinnerungen niedergelegt hat. Die Mobilmachung machte auf die zahlreichen Mängel der militärischen Einrichtungen aufmerksam, deren Beseitigung unter schweren Kämpfen das Werk des von Kaufmann hochverehrten Prinzen Wilhelm von Preußen war, dessen gediegene, schlichte und gewinnende Persönlichkeit der junge Regierungsbeamte in Koblenz kennen und schätzen gelernt hatte.

Einsichtige Männer konnten sich damals nicht darüber täuschen und auch die Operationen in Baden im Jahre 1849 hatten genügend bewiesen, wie unzulänglich und unbrauchbar vielfach die in Eile eingezogenen und formierten Landwehrtruppen waren. Kaufmann erzählte häufig von seinen Beobachtungen. Die Mängel traten doppelt zu tage, weil

die Mobilmachung in den anfangenden Winter fiel. Die Kälte war groß, die Kleidung der Landwehrleute ungenügend; es habe einen halb traurigen, halb komischen Eindruck gemacht, wie manche Krieger, um sich vor der Kälte zu schützen, all ihre Hemden, die sie mitgebracht, über die Kleider anzogen, auch sei das Schuhwerk vielfach ungenügend gewesen oder habe gar nicht auf die Füße gepaßt.

Die Einberufung Kaufmanns zur Landwehr verzögerte die Uebernahme seiner neuen Stellung. Am 6. Dezember schreibt ihm sein Freund Liers über die Unzufriedenheit der Bonner, daß er noch nicht sein Amt antrete. „Ich selbst habe mich mit vielen Andern darüber verwundert, daß das Interesse der Stadt dem Vorteile, einen Adjutanten für die Truppen zu gewinnen, nachstehen muß. Ich kann Dir nebenbei nicht verhehlen, daß wir alle hier für Dein der Stadt geweihtes Leben zittern, wenn wir Dich im Pulverdampf auf fliegendem Ackerpferd Rapporte überbringen und in Windeseile dahinjagen sehen. Ich denke, Du wirst doch wenigstens bis Weihnachten Dich demobilisiert haben, um Dich einmal hier in Bonn auf vernünftige Weise mobil zu machen." Noch am 10. Januar 1851 beklagte man sich von Zell aus darüber, daß Kaufmann durch seine militärische Beschäftigung hingehalten werde, daß viele im Kreise eingeleitete Bauten und Geschäfte dadurch ins Stocken kämen. Da erfolgte unterm 11. Januar 1851 die Bestätigung der Wahl durch die Königliche Regierung. Am 30. Januar schrieb Kaufmann darüber an von Salomon: „Der Kreis Zell ist sehr ungehalten über mich, daß ich ihm Bonn vorgezogen habe. Der Aufenthalt ist zwar ganz angenehm hier, allein bei längerem Bleiben ist die Gefahr, entweder ein Trinker oder der reine Landjunker zu werden. Darum bin ich recht erfreut, bald nach Bonn zu kommen, wenngleich die amtliche Stellung hier viel angenehmer sein mag."

Kaufmann konnte aber einstweilen Zell noch nicht verlassen. Am 21. März wurde ihm von Koblenz aus geschrieben, „daß wir Sie zur Zeit im Interesse des Königlichen Dienstes noch nicht entlassen können, dazu auch keinenfalls vor Anfang des künftigen Monats imstande sein werden". Von demselben Tage datiert ein Schreiben seines Freundes Halm von Koblenz: „Ihr letzter Brief hat mir viele Freude gemacht, weil ich aus demselben ersehen habe, daß Sie etwas auf mich halten. Nun, ich halte auch viel auf Sie, und so möge es bleiben. Eilender[1]) hat Ihnen wohl die Rückkehr unseres gemeinschaftlichen Protektors Eichmann[2]) erzählt. Anbei der betreffende Passus aus seinem Brief: »Kaufmann können Sie gelegentlich sagen, daß der Minister sich nicht

[1]) Notar in Zell. — [2]) Später Oberpräsident von Westpreußen.

mit dem rheinischen Bericht über ihn begnügt, sondern meine Meinung über ihn verlangt hat. Ich habe gesagt, er werde ein loyaler Bürgermeister in Bonn werden. Wenn ich nach dem Rhein und nach Bonn komme, soll er mir bei Ermekeil ein Zimmer mit Aussicht nach dem Siebengebirge und ein Diner geben, wie im letzten August ein Frühstück auf der Marienburg.«"

Auch Regierungspräsident von Möller in Köln hatte sich an die Koblenzer Regierung gewendet, um die Beschleunigung der Sache zu bewirken. Endlich, am 17. April 1851, erfolgte eine Verfügung des Koblenzer Regierungspräsidenten von Spankeren, die mitteilt, daß der Regierungsassessor Ulrich am 23. die Verwaltung des Kreises Zell übernehmen werde. „Indem wir Ihnen unsere Zufriedenheit für den während der Verwaltung des Kreises bewiesenen Eifer und Ihre ganze Amtsführung aussprechen, verbinden wir damit den Wunsch, daß es Ihnen auch in Ihrem neuen amtlichen Berufe wohlergehen möge."

Die Einführung Kaufmanns in Bonn fand am 10. Mai statt; sie gestaltete sich zu einem glänzenden Fest mit Serenade, Festessen und Fackelzug. Die Rede, welche der junge Bürgermeister auf dem Rathause hielt, gibt am besten die Stimmung wieder, die ihn damals erfüllte:

„Berufen durch Ihre Wahl, meine Herren, bestätigt durch des Königs Majestät, übernehme ich mit dieser Stunde die Verwaltung der Bürgermeisterei Bonn. Erwäge ich die große Verantwortlichkeit, die vielen Schwierigkeiten, welche mit dieser Stellung verbunden sind, und halte ich dagegen das Maß meiner Erfahrungen, so dürfte ich veranlaßt sein, nicht ohne Furcht in die Zukunft zu schauen. Und dennoch vermag ich freudigen Blickes den ersten Schritt auf meiner neuen Laufbahn zu tun, denn ich betrete dieselbe, geleitet durch Ihr Vertrauen, welches Sie mir durch Ihre Wahl in hohem Maße bewiesen haben. Die Zukunft wird lehren, ob und wie weit es mir gelingen kann, mich Ihres Vertrauens würdig zu beweisen. Das eine aber darf ich Ihnen jetzt schon in dieser feierlichen Stunde versichern, daß es Ihnen leicht hätte gelingen dürfen, viele zu finden, die durch Fähigkeiten jeder Art würdiger an dieser Stelle ständen als ich, schwer aber einen, der Ihnen größere Bereitwilligkeit und Liebe zur Sache zu bieten vermöchte.

„Was ich als Kind mir leise zu wünschen wagte, was ich mir als Jüngling zum Ziel gesetzt hatte, das bietet mir nun das Vertrauen meiner Mitbürger im Beginn meines Mannesalters, an Ihre Spitze zu treten, um die Wohlfahrt derjenigen Stadt und ihrer Bewohner fördern zu helfen, die mir vor allem teuer ist.

„Diese ehrwürdigen Räume, wo schon meine Voreltern nicht unehrenvoll gewirkt haben, der Gedanke, in Gemeinschaft mit Männern zu arbeiten,

die ich seit den ersten Tagen meiner Kindheit mit Achtung und Zutrauen begrüßte, lassen mich erst recht lebhaft und in vollster Klarheit fühlen, was es heißt, an die Spitze seiner geliebten Vaterstadt gestellt zu werden.

„Ihr eigenes Gefühl, meine Herren, wird es Ihnen deutlich sagen, daß Sie an meinem Willen nicht zweifeln können. Wenn wir darum auch im Laufe der Zeit nicht immer Hand in Hand gehen sollten, wenn wir selbst verschiedene Wege einschlagen werden, so hege ich dennoch den lebendigen Glauben, daß das gewaltige Band der gemeinsamen Liebe zur Sache uns rasch wieder einigen wird, wollen wir doch dasselbe, leben wir ja demselben Zweck. Und so möge denn Gott meine schwachen Kräfte stärken zu dem wichtigen Amte, welches ich heute übernehme, möge er wachen über unsere Stadt, möge er ihr fernerhin den Frieden erhalten und das Wohlwollen unseres gütigen Königs, damit sie wachse und gedeihe zu einer der schönsten und glücklichsten Städte in den Rheinlanden."

In die ersten Jahre des neuen Bonner Aufenthaltes fällt ein wichtiges Ereignis im Leben Kaufmanns.

Unweit Bonn, in dem nahen Endenich, besaß der Kölner Kaufmann Peter Michels ein Landhaus, wo er im Herbst mit seiner Familie gern weilte. Kaufmann verkehrte oft in dem gastlichen Hause. In Peter Michels war ihm ein Mann entgegengetreten, der sich nicht nur durch Klugheit, Fleiß und Tatkraft auszeichnete, sondern der auch durch sein ungeheucheltes, praktisches Christentum die Achtung des jungen Bürgermeisters gewann. Michels besaß die Wertschätzung und das Vertrauen seiner Kölner Mitbürger. Er hatte unter den 12 Kölner Deputierten am Morgen des verhängnisvollen 18. März 1848 in Berlin vor Friedrich Wilhelm IV. gestanden. In einer ruhigen und loyalen Adresse war der König um Berufung eines Parlaments gebeten worden, und der König hatte huldvoll geantwortet[1]). Die Verdienste Michels' um die Errichtung und um die Entwickelung des Marienhospitals in Köln für arme Kranke sichern ihm in Köln ein bleibendes Andenken. Der Gesellenvater Kolping, der zu den nächsten Freunden des Hauses gehörte, wäre nicht so weit gekommen, wenn nicht die tätige Beihülfe und der erfahrene Rat seines Freundes Michels ihm zur Seite gestanden hätte[2]). In der Person einer der Töchter Michels', Elisabeth, fand Kaufmann die treue und verständnisvolle Gefährtin seines Lebens. „Das herrliche, tiefe und fromme Gemüt" des jungen Mädchens zog ihn vorzüglich an.

---

[1]) Vergl. Schorn, Lebenserinnerungen Bd. 1., S. 323.

[2]) Vergl. darüber S. G. Schäffer, Adolf Kolping, der Gesellenvater. Paderborn, Schöningh, 1894, S. 88 und an anderen Stellen.

Am 20. April 1855 machte Kaufmann seinen Antrag. „Ich kann Ihnen," so schrieb er, „nur wenig bieten: meine Hand, die rein, und mein Herz, das treu und stark im Lieben ist." Den ersten Glückwunsch erhielt Kaufmann von seinem Freunde, Professor Franz Xaver Dieringer in Bonn. Die Freundschaft mit diesem bedeutenden Manne war für die glückliche Entwickelung des religiösen Lebens Kaufmanns entscheidend. Dieringer ist lange Jahre in diesen Dingen der stete Berater Kaufmanns gewesen. Ebenso wichtig dafür war es ohne Zweifel, daß die Wahl Kaufmanns die Tochter eines echt katholischen Hauses traf. Das hat Kaufmann stets dankbar empfunden und anerkannt. Als das kostbarste und beste Geschenk seiner Braut hat Kaufmann nicht bloß als Bräutigam, sondern auch später an erster Stelle den frommen, religiösen Sinn betrachtet, das Erbteil der guten Eltern Michels.

„Ja, Elise," so schrieb er am 7. Mai 1855, „bleibe mir immer Stütze und Schutzengel meiner Seele. Halte den hellen Schild Deines echten Glaubens über mich. . . . Gehe mir vor mit sicheren Schritten in den erhabenen Dom unserer heiligen katholischen Kirche, damit ich an Deiner Hand ein treuer Sohn unserer alten ehrwürdigen Mutter werde." Die Braut antwortete darauf: „Unerschütterlich fest wollen wir zu unserm heiligen, erhabenen Glauben halten, damit das Leid uns gefaßt und die Freude uns nicht übermütig finde." Und ein andermal sagte er der Braut: „Laß uns den schönen Spruch zur Leitschnur nehmen: „Herr, du bist mein Licht, dir will ich nachfolgen und nie den Weg verlassen, den meine Väter gewandelt haben."

Ueberaus herzlich war der Brief, den Kolping an die glückliche Braut sandte. Er kam von Schaffhausen, 24. Mai 1855: „Was dem Michels Hause geschieht," so heißt es, „das ist ja, als gings mich wie ein Familienglied an und müßte ich daran teilnehmen, lieb oder leid. Was Sie mir von Ihrer Verlobung geschrieben, hat mich gar nicht überrascht, hab' ich's ja kommen sehen, schon lange, und wäre mir selbst endlich ja drüber fast ein wenig die Geduld gerissen. Nun, Gott segne Euch beide und mache Euch so glücklich, als gute Christen sein dürfen, ums Himmelreich, ich meine das ewige Himmelreich, nicht drüber zu vergessen. Darum wollen wir schon recht viel beten.

„Ich hoffe bald wieder in Köln zu sein, dann sage ich Ihnen alles, was ich noch so dabei zu sagen hätte, kurz und bündig. Daß ich stets an Ihrem Wohl und Weh den innigsten Anteil nehme, wissen Sie ja ohnehin. . . . Wenn Euch Gott all' das Gute gibt, was ich Euch wünsche und um das ich für Euch bete, geht's Euch allen sicher immer sehr gut. . . . Sie, gute Elise, wollen von Ihrem alten, guten Freunde die Versicherung annehmen, daß er jeden Tag Sie besonders in sein armes

Gebet einschließt, damit Sie werden mögen eine recht brave, tüchtige, glückliche Hausfrau. Wenn das Ihnen recht ist, beten Sie auch für Ihren Freund Ad. Kolping."

Es liegen noch eine Anzahl von Briefen der Brautleute vor. Sie sind ein Zeugnis für die hohe und ideale Auffassung Kaufmanns über die Aufgabe der Ehe, das Verhältnis zwischen Gatten und Gattin. So heißt es einmal: „Die Ehe ist ein hochwichtig Amt, wie Jeremias Gotthelf sagt, es ist das Höchste, denn das anvertraute Pfand ist das Köstlichste auf Erden, und von dem Treuerfundenwerden hängt ja das Höchste ab, ob der Knecht verworfen oder über vieles gesetzt werde." Die Briefe lassen auch einen Blick tun in das kindlich gläubige, für alles Hohe und Schöne begeisterte Gemüt seiner Braut.

Kaufmann hatte ein eigenes Talent, andere für Dinge zu interessieren, die ihnen bisher fremd gewesen waren. Die lebendige und anschauliche Art, wie er solche Dinge vortrug und darstellte, machten es dem Zuhörer leicht, daran Gefallen zu finden. Die Briefe an seine Braut bieten dafür mancherlei Proben. So sucht er der Geliebten die neue Heimat angenehm zu machen: „Gestern fuhr ich mit der Familie Jeghers auf das Haus Melb. Die Gegend ist wahrhaft paradiesisch. Gegen acht Uhr sank die Sonne hinter dem Kreuzberg, und mit einem Male war das stille Tal, in welchem das Gut liegt, in Schatten gehüllt, während die weite Ebene im vollen, rosigen Licht der Abendsonne strahlte. Der Rhein bildete einen hellen, silbernen Saum, über dem die alten Konturen des Domes sich erhoben. Es gibt gewiß wenig Städte in der Welt, die so durch ihre herrliche Umgebung begünstigt sind, wo jeder Schritt ins Freie neue Schönheit bietet."

Und ein andermal: „Am Montag-Morgen lockte mich schon um fünf Uhr die Sonne heraus, und ich eilte, meinen liebsten Gang nach dem Kreuzberg einzuschlagen. Es war eine prächtige, duftige Luft. Die schöne Natur, die lieben, mir so bekannten Umgebungen riefen in mir eine so glückliche Stimmung hervor, wie ich sie lange nicht empfunden habe. Es war mir wie eine schöne Musik, in der immer ein klares, reines Thema durchklang, und dazu jemand, der die wohlbekannten Worte sang: »Und hat dir Gott ein Lieb beschert, und hält sie dich recht innig wert, die Deine.«"

Die Braut begleitete im Monat Juli den Vater nach Marienbad, wo Michels jedes Jahr die Kur gebrauchte. Da gab es reichlich Gelegenheit, sich in Briefen auszutauschen. Von den anmutigen Schilderungen der Braut über die schön gelegene Badestadt eine Probe: „Könntest Du nur einen Augenblick bei mir sein und Dich mit mir an der Herrlichkeit der Natur in Marienbad erfreuen! In einiger Ent-

fernung von unserer Wohnung auf einer uns gegenüberliegenden Anhöhe steht ein Kreuz, welches man als Dank für die gnädige Abwendung der Cholera von Marienbad errichtet hat. Von der kleinen Anhöhe aus, dem Kreuzberge genannt, hat man einen weiten Blick über den Ort, auf den Park und die Berge, welche das Tal von Marienbad einschließen. Es ist rührend und erhebend, wenn man in stiller Morgenstunde seine Schritte nach diesem stillen Ort lenkt. Vor dem Kreuze ist einiges Strauchwerk angebracht, vor welchem man Bänke hingestellt, so daß der Beter ungesehen dem Drange seiner Gefühle Luft machen kann. Wie oft hat meine fromme Mutter an diesem Kreuze gebetet, wenn sie mit dem Vater in der Morgenfrühe ihren Lieblingsort besuchte. Und dann betete ich mit ihr mit der ganzen Inbrunst meiner Seele; wir beteten laut zusammen, denn es war alles still um uns her, nur das leise Rauschen der Bäume begleitete singend unser Gebet. Ich vergesse nie die feierlich schönen Augenblicke. Auch in diesem Jahre besuchen wir diese fromme Stätte häufig, und es kommt eine große Seligkeit über mich, wenn ich vor dem schönen Kreuze kniee und dem Herrn danke für all das Glück, welches er mir geschenkt. Ich habe so gute, fromme Eltern, so liebe Geschwister, so viele aufrichtig herzliche Freunde, und als Krone alles Glückes: ich besitze Dich ganz und ungeteilt."

Auch über Musik und Poesie enthalten die Briefe manche hübsche Absätze. Für Kaufmann war in seiner Stellung in Bonn die Musik nicht bloße Privatliebhaberei. „Die Musik ist für eine Stadt wie Bonn, die auch im Winter viele Familien als Gäste beherbergt, die gerne Zerstreuungen und Vergnügungen aufsuchen, eine Sache von der größten Wichtigkeit, so daß ich sehr dabei interessiert bin. Auch die künftige Bürgermeisterin wird nicht umhin können, sich dafür zu erwärmen. Sie teilt ja glücklicherweise meine Vorliebe für Kunst und Künstler und wird ihnen gern das gastliche Haus öffnen."

Bei der Lektüre wird besonders eifrig über Adalbert Stifter gesprochen, der der Liebling der Braut war. Kaufmann teilte nicht in allweg diese Begeisterung. „Gestern," so heißt es einmal, „habe ich Stifters Novelle »Das alte Siegel« gelesen. Es hat mich recht verstimmt. Das ist eine traurige, böse Geschichte. Man hat Mitleid mit der Sünderin und ist in Versuchung, den braven Tugendhelden zu tadeln. Es ist das die gefährlichste Art, die Leidenschaften in Kampf zu rufen mit der oft herben Pflicht, und betrübend ist es, zu erfahren, daß der höchste Sieg des Mannes, der über sich und seine Liebe, nur zum Unglück, zu einem verlorenen Leben führt. Einem ganz unerfahrenen, nicht charakterfesten Mädchen möchte ich die Geschichte nicht zu lesen geben." Ein andermal schreibt er: „Mit Deinem Freunde Stifter habe ich mich auch

heute einige Zeit unterhalten und mich recht erfreut an seiner Erzählung Brigitta. Die ist rein und gut, eine wahre, schöne Moral und dabei ein tiefes Gefühl für die Heiligkeit und das innige Band der ehelichen Liebe. Hier spricht man jetzt sehr viel von einem Roman des Kardinal Wiseman, Fabiola, der in den ersten Zeiten des Christentums in Rom spielt. Ich habe ihn heute erhalten. Ist er in Marienbad nicht zu haben, so schicke ich ihn."

Daß die Braut für Musik und Poesie Sinn und Verständnis hatte, zeigen die vielen schönen und richtigen Urteile in diesen Dingen. So schreibt sie von Marienbad: „Ich las dem Vater den Tod eines Dorfkaplans in den Tyroler Alpen von Beda Weber vor. Diese Geschichte ist wirklich ergreifend, sie ist durchglüht von der reinsten, innigsten Gottesliebe. Sie zeigt uns, wie der echte katholische Glaube uns gleichsam eine neue Welt erschließt, wie ein solch freudig-frommes Gemüt im Einklang steht mit der ganzen Natur, mit den Blumen, den Vögeln und allem, was es umgibt. Wie reich ist das Leben eines solchen Menschen, an dem nichts spurlos vorüber geht, dem in allem der Hauch Gottes entgegenweht, der in allem die Allmacht, Güte und Liebe Gottes erkennt. Ein solcher Mensch kann nie unglücklich werden, denn auch in den größten Leiden erkennt er die Hand seines liebenden Vaters."

Es versteht sich von selbst, daß es der Bräutigam nicht daran fehlen ließ, seine Braut für sein Amt zu interessieren, ihr von der Aufgabe, von den Obliegenheiten desselben zu erzählen, seine Pläne und Wünsche zu entwickeln. Er dachte hoch von seiner Pflicht: „Wer so wie ich hingestellt bin, mit der bestimmten Aufgabe, immer für das Gute zu streiten, dem Bösen, den niedrigen Leidenschaften entgegenzutreten, hat manche Schwierigkeit. Dummheit und Schlechtigkeit verursachen mir am meisten Sorge." Freudig berichtet er über die Erfolge seines Strebens und fügt hinzu: „Es ist ein großer Genuß, wenn man nach und nach Pläne verwirklicht sieht, die man so lange im Kopfe und im Herzen getragen hat. Ein solcher Augenblick läßt einen die vielen Widerwärtigkeiten vergessen, die man dadurch gehabt hat."

„Am 12. September 1855," so beginnt die von Kaufmann angelegte Hauschronik, „um 1/21 Uhr mittags, geschah unsere kirchliche Trauung in der Kirche St. Maria zur Kupfergasse in Köln durch den Pastor Schumacher. Brautführer waren der Bruder der Braut, Gustav Michels, Kaufmann in Köln, und mein Vetter und Freund Karl Müller, Maler in Düsseldorf. Brautführerinnen meine Schwester Karoline Kaufmann und Christine Dumont, Tochter von Joseph Dumont, Verlegers der Kölnischen Zeitung."

Nach einer schönen Reise in die Schweiz bezog das junge Paar am 25. Oktober das Haus Poppelsdorfer Allee Nr. 2. Die frohen Hoffnungen und Segenswünsche, die man am Hochzeitstage den jungen Eheleuten aussprach, sollten im reichsten Maße in Erfüllung gehen.

Fünftes Kapitel.

Aus der amtlichen Tätigkeit Kaufmanns als Bonner Oberbürgermeister.

Magistratsverfassung in Bonn. — Ihre Abschaffung 1856. — Beigeordnete und Stadtrat. — Bevölkerungszunahme und Steuerverhältnisse. — Die Anlage des Rheinwerftes und der Kanalisation. — Armenwesen, Irrenanstalt, Spitäler. — Die Schulen. — Waisenkinder, Handwerker und Gesellen. — Professor Dieringer und der Gesellenvater Kolping. — Der Bonner Kirchhof. — Das projektierte Denkmal für Friedrich Wilhelm III. — Der Prinz von Preußen. — Kaiser Friedrich als Student in Bonn. — Der Bau des Landgerichtes. — Der Kampf um den „alten Zoll".

Als Kaufmann seine neue Stellung antrat, war Bonn noch eine kleine Stadt. Mit zwei Ortschaften, Dransdorf und Grav-Rheindorf, die zum Stadtbezirk gehörten, hatte es 18082 Einwohner, darunter 892 Studenten. Dazu kam noch eine Garnison von 669 Köpfen. Dennoch hatte Bonn durch die Friedrich Wilhelms-Universität, die Errichtung eines Oberbergamtes, die Gründung eines Landgerichtes und eine angesehene Garnison unter der preußischen Herrschaft wieder eine gewisse Bedeutung erlangt.

In der städtischen Verwaltung fand Kaufmann eine neue Organisation vor, die sich in den Rheinlanden nie recht eingebürgert hat, die sogenannte M a g i s t r a t s - V e r f a s s u n g. Der Bonner Gemeinderat, der auf Grund der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 zusammengetreten war, hatte nach drei ziemlich erregten Sitzungen sich für diese neue Einrichtung entschieden. Danach tagten zwei Kollegien in den städtischen Angelegenheiten, der Magistrat und der Gemeinderat, deren Uebereinstimmung notwendig war, um einen rechtsgültigen Beschluß hervorzubringen. Leider waren weniger sachliche, als persönliche Gründe bestimmend gewesen. Der Vorgänger Kaufmanns, Oberbürgermeister Oppenhoff, ein fähiger und energischer Beamter, hatte durch seine ausgeprägte Selbständigkeit und durch eine gewisse Neigung zum Bureaukratismus sich manche Gegner zugezogen. Ihm sollte durch die Schaffung eines Magistrates neben dem Gemeinderate ein Gegengewicht geschaffen werden.

Das war auch der Grund, weshalb Oppenhoff nach zwölfjähriger Tätigkeit eine Wiederwahl ablehnte und als Regierungsrat nach Trier ging, wo er am 4. November 1854 starb.

Kaufmann mußte eine Reihe von Jahren mit der neuen Verfassung arbeiten. Ueber den Wert und den Nachteil der Einrichtung hat er sich 1888 in einem Gutachten geäußert, das einige Stadtverordnete aus Krefeld bei ihm erbaten: „In den alten Provinzen Preußens hat sich für größere Städte die kollegialische Verwaltung als zweckmäßig bewährt, für kleinere Städte war dies nicht in demselben Maße der Fall, da sich hier häufig eine Rivalität zwischen den beiden Kollegien — Magistrat und Gemeinderat — bildet, die zu fortwährenden Streitigkeiten führt. Die Beurteilung der Zweckmäßigkeit einer solchen Einführung ist mehr oder weniger lokaler Natur. Bei großem Umfang der Geschäfte und großer Einwohnerzahl läßt sich die kollegialische Verfassung empfehlen. Im allgemeinen werden dadurch die Geschäfte gründlicher, wenn auch etwas langsamer erledigt, als es bei der einheitlichen Verwaltung der Fall zu sein pflegt. Für den Bürgermeister liegt darin eine Verminderung seiner Machtstellung. Während bei der einheitlichen Verwaltung die Beigeordneten in seinem Auftrage arbeiten, hat der kollegialische Magistrat eine selbständige Mitwirkung; der Bürgermeister ist nur Vorsitzender des Kollegiums. Ich arbeitete mehrere Jahre mit dieser Verfassung und stellten sich die oben angeführten Nachteile bald heraus; die beiden Körperschaften waren häufig im Streit."

An der Spitze des Gemeinderates stand beim Amtsantritte Kaufmanns der Universitätsprofessor Dr. Deiters. Er hatte dem Gemeinderat seit 1846 angehört und die Einführung der neuen Gemeindeordnung vom 11. März 1850 wurde von ihm geleitet. Bis zum Jahre 1856 nahm er die wichtige Stellung als Vorsitzender des Gemeinderates ein. Kaufmann hat ihm nach seinem Hinscheiden im Jahre 1861 ehrende Worte der dankbaren Anerkennung geweiht „Treu und gewissenhaft, umsichtig, und nach allen Richtungen hin ehrenhaft; ein Mann von fleckenloser, immer gleicher Reinheit der Gesinnung, von seltener Integrität des Charakters." Für die Amtstätigkeit Kaufmanns war es höchst wichtig, daß gerade diese Persönlichkeit an der Spitze des Gemeinderates stand. Das Vertrauen, das Deiters in der Bürgerschaft besaß, seine vermittelnde Natur wußten zwischen Gemeinderat und Magistrat oft Streitigkeiten fern zu halten, die dem Wesen dieser Einrichtung eingewurzelt sind.

Mit der neuen Gemeindeordnung des Jahres 1850 war man in der ganzen Monarchie vielfach unzufrieden. Am 24. Mai 1853 erfolgte ihre Aufhebung. Für die Rheinlande wurde das Erscheinen einer neuen

Gemeindeordnung vorbehalten, bis dahin sollte die Ordnung von 1850 noch in Kraft bleiben. Die Neuordnung für die Rheinlande ließ aber lange auf sich warten, und in dem Briefwechsel Kaufmanns aus jener Zeit, namentlich mit Oberregierungsrat Halm, der Mitglied des Abgeordnetenhauses war, spielt diese Frage eine große Rolle.

Erst durch Erlaß der Städteordnung vom 15. Mai 1856 wurde der provisorische Zustand beendet. Das Maß der freien Selbstverwaltung der Gemeinden war in dieser neuen Ordnung zwar beschränkter wie früher, jedoch immer noch hinreichend groß genug, um eine gedeihliche Entwickelung des Gemeindelebens zu fördern. Der Magistrat bildete in der Neuordnung nicht mehr Regel, sondern Ausnahme. Deshalb hörten mit dem Inkrafttreten der neuen Gemeindeordnung die Funktionen des Magistratskollegiums auf. Die Mitglieder des Gemeinderates erhielten den Namen „Stadtverordnete". Am 10. Oktober 1856 wurde unter Anerkennung der persönlichen Verdienste der Mitglieder des Magistrates der Beschluß gefaßt, von der Teilung der Verwaltung in zwei Körperschaften abzusehen und die einheitliche Verwaltung herzustellen.

Dadurch wurde die Wahl von Beigeordneten nötig, da die neue Städteordnung wenigstens zwei Beigeordnete verlangte. Bis dahin hatte Kaufmann nur mit einem Beigeordneten Gerhards gearbeitet; jetzt traten der Rentner Ludwig Müller und der frühere Bankier Philipp Riegeler als neue Beigeordnete an die Seite des Bürgermeisters. Der Titel Oberbürgermeister wurde Kaufmann am 21. Oktober 1859 verliehen.

Obschon Kaufmann jünger war als seine Beigeordneten, verstand er es, geschickt seine Stellung zu ihnen zu finden. Durch Freundlichkeit und Rücksicht, durch Anerkennung ihrer Bemühungen erwarb er sich an ihnen ergebene und arbeitsfrohe Mitarbeiter. Wenn man die amtlichen Verwaltungsberichte Kaufmanns durchblättert, findet man als einen Zug seines Charakters pietätvolle Dankbarkeit für seine Mitarbeiter in den verschiedensten Aemtern. Kaufmann ergriff oft bei passender Gelegenheit im Stadtrat oder bei festlichen Veranstaltungen in diesem Sinne das Wort. In gewählter Form hob er die Verdienste des Gefeierten hervor, oder sprach nach seinem Tode ein Wort der Anerkennung. Er verstand es, ein zutreffendes Bild ihrer Persönlichkeit zu zeichnen, in dem jeder Zug ihres Wesens wiederzufinden war.

In ähnlicher Weise gestaltete sich das Verhältnis Kaufmanns zu den Stadtverordneten. Er war stolz darauf, stets eine Zahl hervorragender Männer in den Reihen seiner Stadtverordneten zu besitzen. Er wußte solche Persönlichkeiten für die Interessen der Stadt zu erwärmen und ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, namentlich in den städtischen Kommissionen, dem Wohle der Stadt dienstbar zu machen. So arbeitete in

der Juristenkommission mit der ihm eigenen Klarheit und Schärfe des Urteils während der ganzen Amtsdauer Kaufmanns der Professor und Kronsyndikus Dr. Bauerband, dem die Stadt vieles verdankt. Zwei praktische Juristen von bedeutender Geschäftsgewandtheit standen Bauerband zur Seite; der alte Familienfreund Kaufmanns, Justizrat Dr. Lamberz, und Justizrat Hopmann. Eine ganze Reihe von Universitätsprofessoren gehörten in der Amtsperiode Kaufmanns dem Stadtverordnetenkollegium an; ich nenne außer den schon erwähnten Bauerband und Deiters die Namen Friedrich Bluhme, Jakob Noeggerath, Clemens Perthes, Heinrich von Sybel. Eine hingebende und sehr schätzenswerte Tätigkeit entfaltete im Stadtrat Oberberghauptmann von Dechen. Dazu kamen Männer des praktischen Lebens aus den eigentlichen Bürgerkreisen. Auch manche der neu nach Bonn ziehenden Einwohner wurden in den Stadtrat gewählt, wie Freiherr von Diergardt und der kunstsinnige Kyllmann, der namentlich die musikalischen Bestrebungen Kaufmanns wirkungsvoll unterstützte. Mit vielen Stadtverordneten war Kaufmann persönlich befreundet.

Die verschiedenartige Zusammensetzung des Stadtverordnetenkollegiums war durch die Bevölkerung Bonns bedingt. Die mehr als gewöhnlich große Zahl von geistig hervorragenden Persönlichkeiten diente ohne Zweifel dazu, die Arbeit des Bürgermeisters zu erleichtern, andererseits stellten aber auch gerade die vielen hochgebildeten Mitglieder des Kollegiums an den Vorsitzenden mehr als gewöhnliche Anforderungen.

Die Teilnahme an den Stadtratswahlen war zu Anfang der Amtsperiode Kaufmanns auffallend gering. 1855 wählten in der dritten Abteilung 2 %, in der zweiten 14 %, in der ersten 25 %. Doch läßt sich ein stetes Steigen nachweisen, was die Verwaltungsberichte als ein erfreuliches Zeichen des zunehmenden Interesses an den Angelegenheiten der Stadt deuten. Politische Motive machen sich im Anfang der 60er Jahre und namentlich seit 1872 bemerkbar. Aus den drei Abteilungen wählten 1857 in der dritten 17 %, in der zweiten 23 % und in der ersten 18½ %. 1859 sind die entsprechenden Zahlen 29, 48, 47 %. 1863 beteiligten sich 50 % der Gesamtwähler. 1869 ist das Verhältnis entsprechend 25, 44, 60 %. Im Jahre 1872 44, 73, 62 %. Endlich 1874 66, 78, 77 %.

Wenn man die amtliche Tätigkeit Kaufmanns, soweit sie für weitere Kreise Interesse bietet, überschaut, so zeigen die 24 Jahre seines Wirkens die Durchführung eines klaren, den Verhältnissen der Gegenwart, aber auch den berechtigten Rücksichten auf die Zukunft der Stadt entspringenden Programms. Es galt, mit bescheidenen Mitteln, mit einem niedrigen Budget möglichst viel zu leisten, namentlich alle für die gedeihliche Fortentwickelung der Stadt notwendigen Einrichtungen ohne falsche Spar-

samkeit in Angriff zu nehmen. Bonn hatte, wie schon bemerkt, beim Dienstantritt Kaufmanns eine Einwohnerzahl von 18082 Seelen. Die Vermehrung der Einwohner vollzog sich stetig, aber langsam. Sie stieg 1851 auf 19 Tausend,

1851	auf	19	Tausend,
1854	„	20	„
1861	„	21	„
1865	„	22	„
1867	„	23	„
1868	„	24	„
1870	„	25	„
1872	„	26	„
1874	„	28	„

1900 zählte Bonn 50 Tausend 737 Einwohner. Ueber das Wachsen der Bevölkerung in Bonn äußerte sich Kaufmann öfters in den Verwaltungsberichten, und wies darauf hin, daß das langsame Steigen der Bevölkerungszahl durch den Charakter der Stadt seine Erklärung finde. Die herrliche Lage der Stadt, das Fehlen einer ausgedehnteren Industrie, der vorhandene Reichtum an geistigen Kräften zogen von vielen Seiten neue, wohlhabende Bewohner in die Stadt. Diesen eigentümlichen Reiz der Stadt möglichst zu erhalten und zu fördern, mußte darum vor allem die Aufgabe einer zielbewußten Verwaltung sein. Die Fremden würden aber Bonn nicht suchen — und darin lag neben der noch geringen Einwohnerzahl eine Hauptschwierigkeit für die Ausführung der Pläne Kaufmanns —, wenn die Annehmlichkeiten und Vorteile durch zu hohe Steuern erkauft werden müßten.

Das städtische Budget zeigt unter der Verwaltung Kaufmanns folgendes Bild:

1850	41305	Taler
1851	43835	„
1852	48093	„
1853	50181	„
1854	51725	„ .

In ähnlicher Weise stieg das Budget fort, es erreichte 1864 die Summe von 74000 Taler, 1874 140350 Taler. Im Jahre 1880/81 wurde die Summe von 689640 Mark erreicht. Die Gemeinde-Rechnung der Stadt Bonn für 1899/1900 schloß ab mit

einer Gesamt-Einnahme	von	9152641	Mark
einer Gesamt-Ausgabe	„	8100669	„

und aus der Einkommensteuer-Statistik geht hervor, daß Bonn zur Zeit eine der reichsten Städte der ganzen preußischen Monarchie geworden ist.

Die erste größere Arbeit, die Kaufmann ins Auge faßte, war die Regulierung des Rheinwerftes und der Rheinseite überhaupt. Von dem Zustand dieses Stadtteiles können wir uns jetzt kaum mehr einen Begriff machen.

Ein breites Werft fehlte vollständig, nur der Leinpfad zog sich an der Stadt vorbei. Bei schlechtem Wetter war dieser Weg kaum passierbar „und der Wanderer geriet jedesmal in Lebensgefahr, so oft der Quai von den schiffziehenden Pferden als Leinpfad benutzt wurde". Die am Rhein liegenden Gebäulichkeiten, die aus den verfallenen, durch die verschiedenen Belagerungen geschädigten Stadtmauern hervorschauten, waren fast ausschließlich elende Giebelhäuser, die alten Tore führten in finstere, arme Straßen und Gassen, in die berüchtigte Kaule, die Judengasse, das alte Ghetto Bonns, das Hoppengäßchen.

Für den Romantiker mögen diese engen, winkeligen Straßen mit ihren Giebelhäusern manch' originelles Bild geboten haben, es wäre aber eine falsche Pietät gewesen, wenn Kaufmann nicht mit aller Ausdauer an die Regulierung und Ordnung dieses Stadtviertels herangetreten wäre.

Es kam hinzu, daß in jenen Gassen eine armselige Bevölkerung hauste in schlecht gelüfteten, engen oder feuchten Wohnungen, die oft mit den Eltern und Kindern, die hier in bunter Gemeinschaft lebten, überfüllt waren. „Ich habe da Zimmer gefunden," sagt ein zeitgenossischer Bericht, „deren beweglicher Inhalt sich beschränkte auf einen hölzernen Schemel, eine Schütte Stroh zum Ruhebett und einen Kaffeetopf. Mann und Frau bedeckten sich nachts mit den am Tage getragenen Kleidern. Glücklich genug war für Reinigung der Luft durch zahlreiche Defekte in den Fensterscheiben gesorgt" [1]).

Während sonst in allen Städten, die durch die Lage an einem mächtigen Strom hoch begünstigt sind, das Ufer der Mittelpunkt des Verkehrs und des Handels und deshalb mit besonderer Vorliebe ausgestattet ist, machte Bonn eine Ausnahme.

„So widerwärtig erschien dieser Zustand bisher, daß noch kein wohlhabender Privatmann oder Bauunternehmer auf den Gedanken gekommen ist, hier ein neues Gebäude aufzuführen. Nur einige von Schiffahrtsgesellschaften beschaffte Häuser machen eine Ausnahme, sie waren durch den Geschäftsbetrieb an den Ort gefesselt."

Simrock in seinem malerischen und romantischen Rheinland meinte nicht mit Unrecht im Jahre 1851 in seiner derben Weise: „Bonn

[1]) Vergl. Wutzer, Prof. der med. Fakultät in Bonn, Ueber die Salubritätsverhältnisse von Bonn. Besonderer Abdruck aus dem 15. Jahrgange der Verhandlungen des naturhist. Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens. Bonn, Georgi, 1858. S. 60.

wendet der großen Weltstraße, dem Rhein, die Pudenda zu, während es auf dem Markt die sauber gewaschenen Gesichter zeigt und die wohlgeglätteten Köpfe zusammensteckt, zur Beratung gleichsam, wie jenem Uebelstand abzuhelfen sei.“ 1865 bemerkt er aber: „So schrieb ich noch vor nur zehn Jahren, seitdem hat die städtische Behörde und an ihrer Spitze unser Oberbürgermeister Kaufmann ein neues, noch fortzusetzendes, breites Werft erbauen und mit lustig heranwachsenden Weißulmen bepflanzen lassen, zugleich aber durch ein mit der Steuerbehörde getroffenes Abkommen den Bann gelöst, der hier jeder Verschönerung wehrte, so daß nun wirklich durch eine Reihe geschmackvoller Bauten dem Uebelstand abgeholfen wird.“

In jahrelangen Arbeiten und Bemühungen aller Art gelang endlich das Werk vollständig. Schon in den drei ersten Jahren wurde für das Rheinwerft die für die damalige Zeit bedeutende Summe von 27 000 Taler verausgabt.

Allmählich entstand das schöne breite Rheinwerft, das, mit Bäumen bepflanzt, eine Zierde der Stadt wurde. Die alten Baracken am Rhein in den engen Gassen wurden nach und nach von der Stadt angekauft und durch ihren Abbruch Licht und Straßen gewonnen.

Von ebenso einschneidender Bedeutung war die K a n a l i s a t i o n der ganzen Stadt. Die Vorarbeiten dazu begannen im Jahre 1858. Die Stadt entbehrte bis dahin fast vollständig der Wohltat eines geordneten Abzuges der Abwässer und Kloaken. Derjenige, welcher von der Bahn aus in die Stadt durch das Neutor eintrat, bekam gleich einen unangenehmen Eindruck von den Uebelständen, die dieser Mangel mit sich führte. Durch die Ironie des Zufalles hatte man den Bahnhof ganz in die Nähe des sogenannten „schwarzen Wassers“ gebaut. Es war das ein verseuchter Sumpf, der die Kloaken eines Stadtteiles aufnahm. „Wenn jetzt aus diesem Bahnhof bei anlockender Witterung Wolken von Reisenden hervoreilen, so müssen sie notwendig die Atmosphäre des stinkenden Pfuhles passieren.“

Kaufmann wußte recht wohl, daß die Durchführung seines Planes bei den bescheidenen Mitteln der Stadt mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Er hielt darum die Aufklärung der Bewohner über diese traurigen, die Gesundheit schädigenden Verhältnisse für ein notwendiges Mittel, für seine Pläne Freunde zu gewinnen. Er veranlaßte den Universitätsprofessor Wutzer, ein Gutachten zu entwerfen, das 1858 erschien. Wutzer sagt in der Einleitung der Schrift, der Wunsch des Bürgermeisters Kaufmann sei die Veranlassung gewesen, in dieser Frage, die für die Entwicklung Bonns von der größten Wichtigkeit sei, das Wort zu ergreifen. „Das Kloakenwesen der Stadt befindet sich in einem

wahrhaft trostlosen Zustand. Man wird mir hoffentlich nicht erwidern, daß es ja auch in den Schwesterstädten am Rhein nicht anders sei, und daß man bei solchem Gebrauche mitunter recht alt werden könne: Die Tatsachen werden auf solche müßige Einwürfe am entscheidendsten antworten." Die Denkschrift gibt dann eine in alle Einzelheiten gehende Schilderung dieses Zustandes.

Die Verhandlungen und Beratungen mit den Behörden und den Eigentümern zogen sich bis ins Jahr 1866 hin. Dombaumeister Zwirner, in Verbindung mit dem tüchtigen Stadtbaumeister Thomann in Bonn, arbeitete das Projekt aus; der bekannte jüngst verstorbene Berliner Baurat James Hobrecht, eine erste Autorität auf dem Gebiete der Kanalisation, wurde zu Rate gezogen. Die Ausführung begann 1866 und zog sich bis in den Anfang der 70er Jahre hin. Kaufmann hinterließ seinem Nachfolger das vollendete Kanalwerk. In einem Freundeskreise hat Kaufmann im Jahre 1869 eine ausführliche Darstellung der mühevollen Vorarbeiten dieses bedeutenden Unternehmens gegeben. Am Schluß hat er in freudigem Stolz über das Gelingen seines Werkes das Faustsche Wort citiert:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehen,
Das letzte wär' das Höchsterrungne.

Im Jahre 1855 begann eine andere Arbeit von großer Bedeutung, die Anlegung eines neuen Alignements- und Bebauungsplanes für die ganze Stadt. Daß diese Arbeit zeitig und nach weitschauenden Grundsätzen unternommen wurde, welche die Zukunft der Stadt im Auge hatten, war für die spätere Entwicklung sehr förderlich; auch wurde seit 1859 nach einem systematischen Plan die Neupflasterung der ganzen Stadt eingeleitet.

Ein letztes bedeutungsvolles Werk auf diesem Gebiete war die Versorgung der Stadt mit einer Wasserleitung. Im Frühjahr 1875 wurde die städtische Bonner Wasserleitung eröffnet. Ein motiviertes Gutachten des berühmten Professors Pettenkoffer aus München, das sich Kaufmann erbeten hatte, hatte die Möglichkeit nachgewiesen, das Rheinwasser trinkbar zu machen.

Auch auf anderen Gebieten des Verwaltungslebens entwickelte Kaufmann ein planmäßiges Programm. Seine Sorge war in hervorragendem Maße den Armen und Kranken gewidmet. Im Jahre 1861 führte er eine für das Armenwesen wichtige Neuerung ein, indem zur Teilung der Arbeit und zur besseren Untersuchung des vorhandenen Elendes die

Stadt in vier Bezirke geteilt wurde. An der Spitze jeden Bezirkes stand ein Vorsteher. Innerhalb der einzelnen Bezirke teilten sich wieder sogenannte Armenväter in die einzelnen Straßen oder Wohnungen.

Die ärmsten städtischen Kranken, die Irrsinnigen, hatten in Bonn bisher, wie fast überall, wenig Berücksichtigung gefunden. Sie waren in einer ganz ungenügenden Räumlichkeit, in einer alten Kaserne aus der kurfürstlichen Zeit, untergebracht. Es war, wie sich der Verwaltungsbericht des Jahres 1862 äußert, „eine der Stadt unwürdige Anstalt". Nur wenige Kranke konnten dort in dunklen und ungesunden Stuben ohne eine entsprechende Pflege beherbergt werden. Die meisten städtischen Irren mußten außerhalb Bonns untergebracht werden. Die sparsame und kluge Verwaltung des nicht unbeträchtlichen Vermögens der Armenverwaltung ermöglichte es, 1864 vor dem Kölntor eine eigene Anstalt zu errichten zur Unterbringung von unheilbaren Irren. Ein Jugendfreund Kaufmanns, der Psychiater Dr. Hertz, leitete die Einrichtung des Hauses, das von einem prächtigen Garten umgeben ist. Den Schwestern vom heiligen Karl Borromäus wurde die Pflege übertragen, die sie mit hingebender Liebe bis jetzt besorgen. Bei einem Besuch einer städtischen Irrenanstalt in Berlin schrieb Kaufmann (26. Nov. 1877): „Nach einer langen Reise entdeckten wir den Aufenthaltsort, es war eine große, einem Arresthaus ähnliche Anstalt, die einen recht unbefriedigenden Eindruck auf mich machte, alles war unfreundlich, schmutzig und dunkel. Das war noch dazu eine städtische Anstalt. Da können wir Bonner doch stolz sein auf unsere Einrichtungen."

Als im Kriegsjahr 1866 die Cholera in Bonn ausbrach, konnte das neue Haus, das noch nicht bezogen war, für die Unterbringung von 32 Kranken verwendet werden. Nach Erlöschen der Krankheit wurden die unheilbaren Irren in das neue Heim aufgenommen, zugleich aber auch der Plan gefaßt, für die Fälle weiterer Epidemien auf dem großen Terrain ein eigenes sogenanntes Contagienhaus zu errichten.

Die Entwicklung der städtischen Irrenanstalt, die auch dem für das Armenwesen verdienten Beigeordneten Eller viel verdankt, nahm einen guten Verlauf. Die Sorge Kaufmanns für dieses Institut war eine ständige, fast keine Woche verging, ohne daß er sich dorthin begab; alle Kranke kannten ihn und seine Kinder, die den Vater häufig bei diesen Besuchen begleiteten. Bevor in dem Hause Kaufmanns das Weihnachtsfest gehalten wurde, begab sich vorher die ganze Familie zu den armen Geisteskranken nach Bettendorf, wie das Haus genannt wurde, und nahm an der Weihnachtsfreude und den Gesängen der armen Kranken Anteil. Der Oberbürgermeister erschien dann nie, ohne für die Kranken durch die Kinder seines Hauses kleine Geschenke austeilen zu lassen.

Auch das St. Johanneshospital, ein Erbstück seines Amtsvorgängers, erfreute sich der besondern Gunst Kaufmanns. In edlem Wettstreit hatten in Bonn die Katholiken und Protestanten zwei große Krankenhäuser aus Privatmitteln errichtet: das zu Ehren des Kardinals von Geissel genannte St. Johanneshospital, welches der Leitung von Borromäerinnen unterstellt wurde, und das Friedrich-Wilhelmstift, das von Diakonissinnen besorgt ward. Der Bau des katholischen Hospitals war 1842 von Oppenhoff angeregt worden; dasselbe wurde kurz vor seinem Weggang 1849 bezogen. Es ist im Laufe der Jahre oftmals vergrößert worden.

„Der Liebe Kraft schuf dieses Haus,
Der Arm der Eintracht führt es aus.
Gott halte segnend seine Hand
Ob diesem Bau und Stadt und Land."

So liest man über dem Eingang.

An der Spitze der Klostergemeinde stand bis zum Jahre 1871 eine hervorragende Ordensfrau, Amalie Augustine von Lasaulx, aus der bekannten Koblenzer Familie. Ihrer Umsicht und Geschicklichkeit hat die Anstalt vieles zu danken. Das Kuratorium zählte die tüchtigsten Katholiken Bonns zu seinen Mitgliedern. Ich nenne nur den Geheimrat Professor Walter als langjährigen Präsidenten, Freiherrn von Böselager, Graf Fürstenberg. Karl Hauptmann und Sanitätsrat Dr. Kalt. Besonders befreundet mit der Oberin war der Professor der Theologie Hilgers. Er übernahm am Hospital den sonntäglichen Gottesdienst und zog durch seine Predigten an. Auf die innere Entwickelung der Schwester Augustine übte Hilgers bedeutenden Einfluß. Im Johanneshospital entstand großes Leid, als die Oberin in den Wirren, die das Vatikanum in Bonn hervorrief, mit Hilgers und anderen Freunden sich in Widerspruch mit der Erklärung der Unfehlbarkeit stellte[1]). Amalie von Lasaulx starb, ohne den Frieden mit der Kirche wiedergefunden zu haben, am 28. Januar 1872 in Vallendar. Die Erinnerung an das viele Gute, das sie den Armen und Kranken in Bonn erwiesen hatte, machte das Ende der Ordensfrau doppelt schmerzlich. Auch Kaufmann hat der Verdienste der Oberin stets dankbar mit einer gewissen Wehmut gedacht.

Eine weitere Angelegenheit von Bedeutung fand die ganze Aufmerksamkeit und Sorge Kaufmanns, es war die Schulfrage. Schon in seinem ersten Verwaltungsbericht betont er die Notwendigkeit der Vermehrung der Volksschulen. Durch persönlichen häufigen Besuch des Unterrichts, durch Abhaltung von Prüfungen und Konferenzen gewann

[1]) Ein vom altkatholischen Standpunkt aus geschriebenes Buch „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx" (Gotha, Perthes 1878) schildert diese Kämpfe.

Kaufmann einen genauen Einblick in die Schulverhältnisse. Während seiner Amtsdauer bearbeitete er selbst dieses Dezernat der Verwaltung. Pädagogische Privatstudien, Besprechungen mit tüchtigen Schulmännern, wie mit seinem Freunde, dem Schulrat und spätern Dompropst Holzer in Trier, dem Schulrat und spätern Kölner Domherrn Dr. Schweitzer, der Besuch auswärtiger Schulen auf seinen Reisen, verbunden mit herzlicher Liebe und Hochschätzung des Lehrerstandes, machten Kaufmann auf diesem Gebiete mehr als gewöhnlich befähigt.

Mit manchen Lehrern trat er auch außerhalb der Schule in Verkehr, tauschte mit ihnen Bücher aus und suchte nach jeder Richtung anzuregen. Seine pädagogischen Lieblinge waren Pestalozzi und Overberg, als das Ideal erschienen ihm beide in ihrer Verschmelzung. Die Schrift von Bitzius (pseudon. Jeremias Gotthelf), „Die Leiden und Freuden eines Schulmeisters", gehörte, wie auch andere Werke desselben, zu seinen liebsten Büchern. Bei festlichen Veranstaltungen der Lehrpersonen nahm er, wenn möglich, selbst an der Feier teil. Eine seiner letzten Amtshandlungen war die herzliche Rede, die er an den Hauptlehrer der Pfarrschule St. Remigius, Obernier, am 28. Oktober 1874 hielt. Auf seine Anregung wurde dem von ihm besonders geschätzten Hauptlehrer Schistel an bevorzugter Stelle des Bonner Friedhofes ein Denkmal errichtet. Um das Kirchhofskreuz befanden sich die Gräber der Geistlichkeit und der städtischen Obrigkeiten. Dort sollte zur Auszeichnung des Lehrerstandes auch Schistel seine Ruhestätte finden. Kaufmann hatte sich selbst an diesem Platze eine Familiengrabstätte gekauft. Er pflegte zu sagen, daß er in seinem Amte niemals für sich persönlich einen Vorteil gesucht und nie ein Geschenk angenommen habe; nur eins habe er sich erlaubt, dort eine Grabstätte zu kaufen, wo unter dem Schatten des Kreuzes die um Bonn verdienten Männer ruhen.

1855 trat Kaufmann an eine planmäßige Reorganisation der Bonner Volksschulen heran. In dem Verwaltungsbericht dieses Jahres beklagt er es, daß trotz des regen Strebens und der eifrigen Pflichterfüllung des Lehrpersonals die Leistungen der Elementarschüler noch immer nicht vollauf genügten. Der Grund bestehe darin, daß die Schulen ohne festen Plan und bei beschränkten Mitteln allmählich herangewachsen seien. Kaufmann verstand es, die Regierung und die Stadtverordneten für seine Reform zu gewinnen. Im Jahre 1857 wurde die Neuordnung eingeführt. Die Schulsysteme lehnten sich an die bestehenden Pfarren an, damit, wie der Verwaltungsbericht betont, „der wünschenswerte Einfluß der Pfarrgeistlichen dem Bemühen des Lehrpersonals in seinem schweren Berufe wirksam zu Hülfe komme und daß auch die Erziehung mehr als bisher gleichmäßig mit dem Unterricht gefördert würde". In

demselben Jahre setzte Kaufmann auch eine allgemeine Erhöhung der Lehrergehälter durch. Es bestanden nun in jeder der drei katholischen Pfarren dreiklassige Knaben- und Mädchenschulen, seit 1868 in der Münster- und Stiftspfarre vierklassige. Die protestantische Gemeinde hatte einen städtischen Schulvorstand unter dem Vorsitz Kaufmanns. Eines der letzten Werke Kaufmanns war im Jahre 1874 die Errichtung eines prächtigen Schulhauses nach den Plänen von Raschdorf für eine achtklassige protestantische Schule. Auch für die übrigen Schulbauten wurde eifrig gesorgt; schon 1853 trat Kaufmann mit der Forderung eines Neubaues für St. Martin vor die Stadtverordneten.

Auch dem höheren Schulwesen widmete Kaufmann die gebührende Aufmerksamkeit; er war während seiner ganzen Amtsdauer als Vorsitzender des Gymnasial-Verwaltungsrates tätig. Das Provinzial-Schulkollegium in Koblenz gab beim Ausscheiden Kaufmanns aus dieser Stellung seiner Anerkennung der Verdienste Kaufmanns um das Bonner Gymnasium ehrenden Ausdruck. Für Kaufmann war es eine besondere Freude, gemeinsam mit seinem verehrten Lehrer, Direktor Dr. Schopen, und später mit seinem Jugendfreund, Direktor Dr. Klein, für die Anstalt zu wirken, die auch ihn zu ihren dankbaren Schülern zählte.

Unter den Schulkindern nahmen auch die Waisenkinder die Sorge Kaufmanns in Anspruch. Es bestand für die katholischen Waisen eine eigene Anstalt. Freiherr Karl von Böselager-Heessen und Graf Franz Egon von Fürstenberg-Stammheim kauften im Jahre 1848 ein ehemaliges Kanonikatshaus hinter der Münsterkirche und erwirkten für das darin zu errichtende katholische Waisenhaus Korporationsrechte. Nach dem Statut sollten Barmherzige Schwestern des heiligen Karl Borromäus als Pflegerinnen bestellt werden; das fand unerwartete Hindernisse, ebensowenig glückte es, die Schwestern vom heiligen Kreuz aus Lüttich zur Uebernahme des Hauses zu gewinnen. In der Verlegenheit war die Hilfe näher, als man ahnte; in Aachen hatte die neugebildete Genossenschaft der Schwestern vom armen Kinde Jesu eben die geistliche Genehmigung erhalten. Auf diese lenkte man seine Aufmerksamkeit, und am 4. November 1848 wurde das Haus eröffnet. Die Anstalt vergrößerte sich schnell. 1850 wurde das Nachbarhaus gekauft, und 1852 erhielt das Waisenhaus in der Mutter Xaveria eine Oberin, die bis 1868 die Anstalt zu großer Blüte erhob; mehr als 100 Kinder standen unter ihrer Leitung.

Ein Hauptförderer des Instituts war der mit Kaufmann befreundete Professor Dr. Franz Xaver Dieringer. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit machte sich Dieringer auch auf anderen Gebieten sehr nützlich. Der Borromäusverein für Verbreitung guter Bücher verdankt ihm neben

August Reichensperger sein Entstehen und seine Blüte. In Bonn war kein bedeutendes Werk der christlichen Liebe, bei dem nicht Dieringer durch tätige Mithülfe beteiligt war. Unter den charitativen Anstalten war das Waisenhaus ihm am nächsten. Nordwärts von der Münsterkirche lag die gastliche Wohnung Dieringers, dicht daneben war das Waisenhaus. Wer die Freude gehabt hat, den stattlichen, hochgewachsenen Mann bei seinen Besuchen im Kreise der Waisenkinder zu sehen, wird dies Bild priesterlicher Güte nicht vergessen. Mit Sorge hat Dieringer fern vom geliebten Bonn noch in den letzten Tagen seines Lebens für die Anstalt gebangt. Das Verbleiben der Schwestern vom armen Kinde Jesu wurde in Frage gestellt. Den Wegzug der Schwestern 1877 hat Dieringer nicht mehr erlebt. Im Jahre 1902 ist den Schwestern die Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit im Waisenhaus wieder gestattet worden.

Die gemeinsame Liebe zu den Waisenkindern war der Anknüpfungspunkt für die Freundschaft, die Dieringer und Kaufmann eng verband. Kaufmann traf den Freund häufig bei den Waisenkindern. Der Oberbürgermeister kannte die einzelnen Kinder und ihre Schicksale: er verfolgte mit Interesse ihre Entwicklung, ja griff, wenn die Mutter Xaveria mit einem Jungen gar nicht fertig werden konnte, selbst in die Erziehung mit ein. Es war ein rührendes Wiedersehen der beiden für die Bonner Waisenkinder so verdienten Personen, als Kaufmann im Jahre 1896 bei einem Besuch des Mutterhauses der Schwestern vom armen Kinde Jesu in Simpelveld bei Aachen die hochbetagte Mitarbeiterin wieder sah, die mit Tränen in den Augen von den alten Zeiten in Bonn erzählte.

Besonders war Kaufmann darum bemüht, die Waisenkinder nach ihrer Entlassung aus der Anstalt in sichere Hände zu bringen. Ein liebenswürdiges Zeugnis dafür findet sich in den Rheinischen Volksblättern Kolpings [1]). Der Artikel, überschrieben „Rheinische Kinder in Westfalen", ist von der Hand Kaufmanns.

„Versprechen macht Schuld," so heißt es da, „das gilt noch zwischen ehrlichen Leuten. Ich habe Ihnen zugesagt, lieber Herr Kolping, für Ihr Blatt einiges mitzuteilen, was ich auf meiner letzten Reise erlebt habe. Da könnte ich Ihnen nun in voller, reicher Münze meine Schuld abtragen. Denn kaum hatte ich gehofft, daß man in nicht ganz drei Wochen so viel Schönes erleben könnte, als ich es diesmal im Norden unseres guten Deutschlands gesehen habe. Das ist doch eine schöne Frucht der Eisenbahnen, daß sie Menschen vereinigen, die durch hundertmeilige Entfernung getrennt sind, deren Herzen aber für dieselbe Sache schlagen, und es gibt rechten Mut, wenn man in der Fremde die

[1]) Jahrgang 1854, Nr. 18.

heimischen Gedanken schon ins Leben getreten, wenn man das schon volle Blüten treiben sieht, wozu man eben noch zu Hause schüchtern den Samen ausgesäet hat. So dachte ich denn nach, was ich Ihnen erzählen sollte, etwas von den Kirchhöfen, die ich besucht, was ich für Inschriften gelesen und was für Gedanken sich daran knüpften. Denn ich teile die Liebhaberei des vortrefflichen Alban Stolz und halte eine Promenade auf einem Kirchhof für sehr fruchtbringend für Geist und Herz. Oder ich könnte Ihnen auch manches mitteilen über das große Gefängnis in Berlin, das nach pennsylvanischem System gebaut ist. Doch ich möchte dann mit Alban Stolz nicht lange mehr einig bleiben, der die strenge Einzelhaft, das sogenannte Zellensystem, für das allein richtige und segenbringende hält. Vielleicht, dachte ich mir, wird es meinen Freund Kolping mehr interessieren, wenn er etwas von dem Rauhen Hause bei Hamburg erfährt, von dem man so viel erzählt, bald Gutes und bald Böses. Doch ich will das für ein andermal ersparen und glaube für jetzt, der Wahrheit zur Ehre sagen zu müssen, daß ich dort nur Gutes gesehen, ein kräftiges, frisches Wesen, ohne Kopfhängerei und finsteren Pietismus.

„Ich denke aber, es wird Ihnen jedenfalls lieber sein, wenn ich Sie in bekanntere Gegenden führe. Lassen Sie uns denn zu dem Lande der roten Erde eilen, nach dem katholischen Westfalen, nach dem schönen alten Münster, wo Sie so viele gute Freunde haben, die Ihrer fleißig gedenken und nächstens auch wohl an die Erbauung eines Gesellenhospitiums gehen werden."

Es wird dann der Besuch erzählt, den Kaufmann mit Eduard Hüffer von Münster aus bei den Bonner Waisenkindern machte. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die den Kindern nach ihrer Entlassung aus dem Waisenhause in großen Städten drohten, hatten Kaufmann veranlaßt, dem Beispiel der Stadt Münster zu folgen und die Kinder auf dem Lande in Westfalen als Lehrlinge oder Dienstmägde unterzubringen. Der Erfolg dieser Einrichtung für die körperliche und seelische Entwickelung der Kinder war ein vortrefflicher.

Der Besuch Kaufmanns im Rauhen Hause, den der Artikel erwähnt, hat seine Teilnahme und sein Interesse für diese Anstalt dauernd geweckt. Die dort herausgegebenen „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" hat er über 30 Jahre sich zusenden lassen. Ganz besonders interessierten Kaufmann die Bestrebungen Wicherns für die Besserung der Lage der Gefangenen, eine Frage, die ihn selbst viel beschäftigte. Als Wichern im Jahre 1858 sein 25jähriges Jubiläum feierte, schrieb ihm Kaufmann am 2. September:

„Hochzuverehrender Herr Geheimrat! Aus der letzten Nummer der »Fliegenden Blätter« erfahre ich, daß das Rauhe Haus in den nächsten Tagen sein 25jähriges Stiftungsfest feiern wird. Ich möchte diese Gelegenheit nicht gerne vorübergehen lassen, ohne auch durch ein kleines Scherflein mein warmes Interesse an Ihrer Schöpfung auszudrücken.

„Der frische, lebendige und gesunde Geist, der das Rauhe Haus mit seinen Gärten und Feldern durchweht, erfreut mich immer noch in dankbarer Erinnerung an den Tag, an dem ich Ihre Anstalt besuchte.

„Wenn Ihr Haus schon lange für Jeden wichtig war, dem das Wohl der armen Kinder am Herzen liegt, so ist es jetzt für unser ganzes Vaterland zum Herde geworden, auf dem das Feuer der Liebe angezündet ist, das hineinleuchten soll in die tiefste Nacht des Menschenlebens, in das arme Herz der Gefangenen."

Am 7. September antwortete Wichern: „Welche Freude ist mir durch Ihren gestrigen Brief und die Liebesgabe für unser Rauhes Haus hier geworden! Ich eile dies Ihnen zu bekennen. Nehmen Sie in dieser Freude über Ihr Interesse ein auch nur geringes Zeichen des herzlichsten Dankes, daß Sie unseres Hauses also gedenken. Es ist die erste derartige Liebesgabe, die mir zu unserem 25. Stiftungsfeste zuteil geworden; ich nehme sie aus Ihrer Hand als ein neues Handgeld für die Hoffnung, die mich trug, als ich vor 25 Jahren mit meiner Mutter in jenes arme Häuschen einzog, die mich getragen, bis jetzt ein Dörfchen daraus geworden, mit der ich auch in das neue, zweite Vaterland hineingezogen, um, so viel Gott Segen gibt — und er wird ihn nicht versagen! — nun auch dort für die Armen und Elendesten unter unseren Brüdern zu dienen.

„Ich darf es Ihnen hinzufügen, daß wir, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt, im Oktober das Johannesstift in Berlin mit 12 Brüdern eröffnen und damit unsere Arbeit beginnen werden. Wir haben ein Lokal mehrere Treppen hoch gemietet und fangen so klein und unscheinbar an, wie es uns durch die Verhältnisse geboten ist. Daß ich ein 25jähriges Jubiläum des Johannesstiftes erleben werde, glaube ich nicht, daß aber Gottes Segen, der uns hier offenbar geworden, mich auch dorthin für jene Arbeit begleiten werde, bezweifle ich nicht, denn wir bauen auf demselben Grund und unter demselben Hort zu dem gleichen Zweck. Und warum sollen wir uns da fürchten?"

Die Freundschaft für Kolping, von der im Eingang des Aufsatzes in den Rheinischen Volksblättern die Rede ist, hatte in der Tätigkeit Kaufmanns für den Bonner Gesellenverein seinen Grund. Als Leiter der städtischen Angelegenheiten hatte Kaufmann zutreffend erkannt, daß die

tüchtige Ausbildung und moralische Veredlung des Handwerkerstandes auch für die Interessen der Stadt von großem Nutzen sein müßte. Er unterstützte deshalb alle Bestrebungen zur Erreichung dieses Zieles. In seinen Verwaltungsberichten werden häufig die neu eingerichteten Sonntagsschulen erwähnt, dann aber auch die beiden Gesellenvereine und Herbergen, die katholische und protestantische. Mit den Männern, die für den Handwerkerstand ein Herz hatten, arbeitete Kaufmann gerne Hand in Hand. Der Hauptbeförderer des protestantischen Gesellen- und Herbergswesens, Prof. Clemens Perthes, der auch im städtischen Armenwesen bis 1867 tätig war, fand für seine Sache an Kaufmann einen verständnisvollen Freund.

Die Entwickelung des katholischen Gesellenvereins und Hospizes ist mit Kaufmann wesentlich verknüpft. In Bonn ging die Gründung des Gesellenvereins im Jahre 1850 vom Vincenzverein aus. Kolping erschien häufig und gerne in Bonn und wurde dadurch mit einem Hauptgönner des neuen Vereins, mit Kaufmann, bekannt. 1851 hatte der damalige Religionslehrer des Bonner Gymnasiums, der spätere Domkapitular Dr. Peter Dubelmann, die Leitung des Vereins übernommen, die er während 14 Jahren behielt. In demselben Jahre gründete Dubelmann für den Verein den sogenannten Schutzvorstand, der aus geachteten Bürgern gebildet werden sollte. Er sollte der Träger der Tradition des Vereins sein, dem Präses in allem, besonders in der Verwaltung des Vermögens zur Seite stehen und durch sein Ansehen das Interesse des Vereins in der Stadt fördern. Es war für die Entwickelung des Bonner Gesellenvereins von Bedeutung, daß sich Kaufmann gerne dazu bewegen ließ, an die Spitze des Schutzvorstandes zu treten, dem auch Professor Dieringer, Direktor Schopen und andere beitraten. In der Festschrift bei Gelegenheit des 25jährigen Stiftungsfestes am 25. Juli 1875 [1]) heißt es: „Kaufmann hat von jenem Zeitpunkte an unserm Gesellenverein stets ein warmes Wohlwollen bewahrt und hat ihm in allen 25 Jahren — mit innigem Danke wollen wir dies anerkennen, — ratend, schützend und fördernd zur Seite gestanden, wo und soviel er konnte."

Ueber die ersten schwierigen Jahre liegen eingehende Berichte vor. Die erste öffentliche Feier des Vereins war am 10. August 1851; Kolping hielt die Festrede, auch Kaufmann sprach. Oskar von Redwitz, der Dichter der Amaranth, war am Abend anwesend. Er hatte ein Gedicht dem Verein gewidmet, den Gesellengruß „Grüß Gott, grüß Gott, was sag' ich mehr". Lehrer Homann hatte das Lied komponiert und der Dichter erntete reichen Beifall.

---

[1]) Bonn, Hauptmann, 1875, S. 11.

1853 war unter Teilnahme Kolpings das Fest der Fahnenweihe. Auch andere Gesellenvereine waren vertreten. Der Festzug durch die Stadt war für Bonn etwas ganz Neues. Kaufmann, der für das gute Einvernehmen der Konfessionen in Bonn stets Sorge trug, hatte durch Professor Perthes anregen lassen, daß am Abend in der Festversammlung auch eine Deputation des protestantischen Jünglingsvereins erschien; auch andere Mitglieder der protestantischen Gemeinde, an der Spitze Pastor Wichelhaus, waren als Gäste anwesend.

Kaufmann hat es überhaupt in seiner Amtsführung verstanden, mit den Vertretern der verschiedenen Religionsbekenntnisse in Eintracht zu wirken. Der spätere Professor in Halle, Albrecht Wolters, der viele Jahre die Bonner evangelische Gemeinde leitete, stand ihm nahe. Wolters war im Jahre 1842 Mitglied des Maikäferbundes gewesen. In den langwierigen Schwierigkeiten zwischen der Stadt und der evangelischen Gemeinde wegen Neubau einer Pfarrwohnung haben Kaufmann und Wolters Hand in Hand gearbeitet und zu vermitteln versucht. Briefe Wolters' aus jener Zeit sprechen davon mit Dankbarkeit. Die Hauschronik Kaufmanns erzählt aus dem Jahre 1869 von einer Wanderung im Engadin, die Kaufmann mit seinem Schwager, dem Buchhändler Karl Krebs aus Aschaffenburg, machte. Man traf dort Pastor Wolters und den gemeinsamen Bekannten aus der Studentenzeit, Professor W. Beyschlag, aus Halle. Mit ihnen bestieg man den Piz Languard und blieb einige Tage zusammen. Als Wolters von Bonn nach Halle übersiedelte, bedauerte Kaufmann sein Scheiden sehr.

Im Jahre 1855 regte Kolping in einer zündenden Rede den Ankauf eines Hospitiums für die katholischen Gesellen an. Der protestantische Gesellenverein hatte in diesem Stücke durch die Tätigkeit des Professor Perthes dem katholischen Gesellenverein den Vorrang abgelaufen. Kaufmann gestattete gern eine Hauskollekte, die jede Woche in der Stadt abgehalten wurde. Wie sehr sich alle Kreise in Bonn ohne Unterschied der Konfession für die Erwerbung eines katholischen Gesellenhospizes erwärmten, beweist die Veranstaltung von wissenschaftlich-populären Vorträgen im Goldenen Stern, deren Reinertrag dem Gesellenverein zu gute kam. Durch die Vermittelung Kaufmanns gelang es, für diese Vorträge tüchtige Kräfte zu gewinnen, die uneigennützig ihre Aufgabe übernahmen; es waren der Berghauptmann von Dechen, die Professoren Noeggerath, Walter, Clemens, Schaaffhausen, Springer, Delius, Neuhäuser und aus'm Weerth. In den Jahren 1855 und 1859 wurden diese Vorträge mit großem Erfolg gehalten. Schon 1856 konnte ein Haus in der Kölnstraße erworben werden, an dessen Stelle sich später der stattliche Bau des jetzigen Gesellenhauses erhob.

Unter den Dingen, die Kaufmann während seiner Amtsdauer besonders beschäftigten, muß auch der Bonner Kirchhof erwähnt werden. Kaufmann teilte mit manchen feinsinnigen Naturen das Interesse an Friedhöfen. Bei seinen Reisen unterließ er es nicht leicht, in Stadt und Land die Kirchhöfe, die Grabdenkmäler und die Grabinschriften zu betrachten. Er meinte, man kenne eine Gegend nur unvollständig, wenn man nicht wisse, wie man dort die Toten ehre.

Die Kirchhofskapelle war durch die Munifizenz Friedrich Wilhelms IV. und durch die eifrigen Bemühungen Oppenhoffs im Jahre 1847 von Ramersdorf nach Bonn versetzt worden. Sie ist um das Jahr 1200 erbaut und ein Beispiel zierlichen spätromanischen Stils. Als Friedrich Wilhelm IV. die Kapelle bald darauf in Bonn besichtigte und die Inschrift las: „Sacellum Ramersdorfio huc translatum 1847", soll er scherzend im Hinblick auf Loreto und auch auf die nicht unbedeutenden Kosten der Uebertragung hinzugefügt haben: „Sed non ab angelis."

Fast jeder Verwaltungsbericht enthält irgend eine Angabe über den Kirchhof. 1852 ließ Kaufmann das alte, überbaute Eingangstor abbrechen und durch ein passendes Eisengitter ersetzen. Die Hoffnung, von dem Fürsten Salm-Dyck-Reifferscheidt das in Ramersdorf befindliche Portal zu erhalten, welches in dem nämlichen Stil wie die Kapelle des Kirchhofs erbaut ist, ging leider nicht in Erfüllung.

Mehrfache Vergrößerungen des Kirchhofs, die durch gärtnerische Anlagen geziert wurden, die Errichtung kunstvoller Grabdenkmäler, die würdige Erhaltung der Gräber großer Toten bildeten die Sorge Kaufmanns. An erster Stelle sei genannt die Ruhestätte der Gattin Friedrich von Schillers, Charlotte von Lengefeld. Kaufmann achtete um so lieber auf die Instandhaltung dieses Grabes, weil dort auch der von ihm so hochverehrte Ernst von Schiller, des Dichters zweiter Sohn, ruht, an dessen liebenswürdige Persönlichkeit sich für Kaufmann die angenehmsten Jugenderinnerungen knüpften. Von der Tochter des Dichters, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, finden sich im Nachlasse Kaufmanns zahlreiche Briefe. An jedem Neujahrstag dankte sie Kaufmann für die Obhut der Gräber und fügte eine Gabe für den Totengräber bei. Nach der Feier des 100. Geburtstages Schillers schrieb sie bei Uebersendung des schönen Erinnerungsblattes: „Als dem Beschützer meiner teuren Gräber am Ufer des herrlichen Rheinstroms erlauben Sie mir gewiß, daß ich Ihnen ein kleines Erinnerungszeichen des ewig unvergeßlichen 10. November 1859 überreiche." Und in einem Briefe vom 21. Januar 1863 heißt es: „Mit Freude und Dankbarkeit höre ich immer von Zeit zu Zeit, wie herrlich die Gräber meiner Geliebten im Blumenschmuck prangen."

In dem Nachlaß Kaufmanns finden sich Vorarbeiten für eine Geschichte der merkwürdigsten Gräber des Bonner Kirchhofs, darunter bemerkenswerte Aufzeichnungen über den beim Mord des Königs Gustav III. von Schweden beteiligten Obersten C. P. W. von Lilljehorn, Berg von Bergheim, der am 24. November 1820 in Bonn starb. Er hatte kurz vor dem Attentat, von Gewissensbissen gequält, dem König eine Mahnung zukommen lassen, die dieser unbeachtet ließ. Wegen dieser Warnung ließ man Lilljehorn entfliehen, während seine Genossen die Todesstrafe ereilte. Die Witwe Lilljehorns ließ auf dem Grab ihres Gatten die bezeichnenden Schriftworte anbringen: „Ich sage euch, dieser ging gerechtfertigt in sein Haus." Luk. 18, 14.

In der Kirchhofskapelle ließ Kaufmann seinem Vorgänger Oppenhoff eine nach dem Entwurf Andreas Müllers gefertigte Gedenktafel anbringen. Bald sollte sich die Gelegenheit bieten, der Kapelle im Innern einen schönen Schmuck zu verschaffen. Als Kaufmann seine amtliche Tätigkeit in Bonn begann, lebten dort die um die Kunst hochverdienten Brüder Melchior und Sulpiz Boisserée. Sie fanden später ihr Grab auf dem Bonner Friedhof. Ein Medaillon „Ecce homo" des berühmten Bildhauers Christian Daniel Rauch schmückt ihr Denkmal.

Melchior hatte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit seinem Freunde Bertram in München um die neu erwachte Kunst der Glasmalerei bemüht. König Ludwig von Bayern war es gewesen, der 1827 in der Münchener königlichen Manufaktur die ersten Arbeiten durch den Glasmaler Frank von Nürnberg ausführen ließ. Es bildete sich eine vollständige Schule, die durch Heß, Frank, Aumüller und andere vertreten wurde. Ein von der mittelalterlichen Kunst verschiedenes Verfahren wurde eingeschlagen. Auf weiße Glastafeln wurden die Farben mit dem Pinsel aufgetragen und eingebrannt und dadurch die früher übliche Zusammensetzung verschiedener farbiger Gläser mit Blei vermieden. 1829 führte Aumüller für Boisserée den heiligen Christoph von Memling in wirkungsvoller Weise in dieser Art aus. Boisserée meinte damals: „Mit dieser Manier der Glasmalerei werde nun alles geleistet werden können, was die vollendetste Oelmalerei hervorbringen könne." So entstanden denn eine ganze Reihe von minutiös ausgeführten Glasmalereien, zumeist nach altdeutschen und niederländischen Bildern, dann auch nach italienischen Vorbildern. Zwei dieser Bilder wurden auf die Bitte Kaufmanns nach dem Hinscheiden der beiden Brüder von der Witwe des Sulpiz für die Bonner Kirchhofskapelle geschenkt [1]). Andreas Müller sorgte für die stilgerechte Umrahmung derselben. Für das

---

[1]) Eine Anzahl dieser Glasgemälde erhielt das Kölner Wallraf-Richartz-Museum.

Mittelfenster fertigte Aumüller ein drittes Bild an. So besaß die Kapelle eine kostbare Zierde, die zugleich durch passende Inschriften das Andenken der Brüder Boisserée verewigte.

Die Sorge für das Grab Robert Schumanns beschäftigte Kaufmann andauernd. Als er sein Amt niederlegte, waren alle Vorbereitungen für die Errichtung des Denkmals vollendet, das jetzt das Grab ziert. Aus Anlaß der Ueberführung des erkrankten Komponisten nach Endenich unweit Bonn und auch bei dem Begräbnis hatte Kaufmann der Gattin Schumanns helfend zur Seite gestanden.

Am 6. August 1856 schrieb Klara Schumann von Düsseldorf:

„Verehrter Herr! Erlauben Sie mir, Ihnen hierdurch nochmals den innigsten Dank auszusprechen für alle Teilnahme, die Sie dem teuren Verewigten erwiesen. Der Worte habe ich nicht viele, noch faßt der Kummer all mein Denken und Fühlen in sich, doch glauben Sie mir, warm empfand ich Ihre Güte!

„Sie waren so freundlich, mir Ihren gütigen Beistand anzubieten, wo ich ihn bedürfte; so erlaube ich mir denn heute die Bitte, ob Sie wohl gütig dem Totengräber sagen ließen, daß er doch recht bald das Grab des Geliebten mit Rosen belegt; ich komme nächste Woche auf zwei Stunden nach Bonn und möchte nicht gern das Grab kahl finden. Dann wollte ich Sie auch ersuchen, mit dem Totengräber gelegentlich zu sprechen, daß er das Grab immer so gut wie möglich hält; es soll mir nichts zuviel sein, nur daß es immer frisch und schön anzusehen ist. Schließlich nehmen Sie zu allem Dank noch den für das gütige Anerbieten Ihrer Wohnung für längeren Aufenthalt in Bonn; mit Freuden werde ich davon Gebrauch machen, fügen es irgend die Umstände, daß ich länger dort verweile. Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtigster Ergebenheit

Ihrer Klara Schumann."

Auch für die Instandhaltung des Grabes von August Wilhelm von Schlegel übernahm die Stadt auf Grund eines Stiftungskapitals die Pflege. Kaufmann legte zu dem Zwecke der dauernden Instandhaltung der Gräber einen allgemeinen Sammelfonds an, aus dessen Zinsen die Kosten bestritten werden sollten.

Schon 1864 hatte Kaufmann den Gedanken ausgesprochen, auf dem Friedhof einen monumentalen Brunnen anzulegen. Es sollte Christus, die Quelle des Lebens, zur Darstellung gelangen, am Piedestal sollten die vier Evangelisten Platz finden. Als Platz war dazu eine mit dem Friedhof zusammenhängende gärtnerische Anlage ausersehen, die den geweihten Ort vor dem Lärm und Geräusch des Verkehrs schützte. Durch die reiche Schenkung des Rentners Schmiedtborn wurde es möglich, den

Brunnen in großem Maßstabe herzustellen. Das Monument, von dem Schöpfer des Bonner Arndt-Denkmals, Bildhauer Bernhard Afinger, in Sandstein ausgeführt, wurde 1874 enthüllt.

Im Jahre 1870 wurde das Grabdenkmal des Bonner Gymnasialdirektors Professor Dr. Schopen aufgestellt, für dessen Errichtung Kaufmann, wie schon bemerkt, ein großes Verdienst hatte.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß über die lateinische Inschrift auf dem Grabe Schopens unter den Bonner Philologen Meinungsverschiedenheit herrschte. Am 16. Mai 1870 schrieb der bekannte Professor Friedrich Wilhelm Ritschl aus Leipzig an Kaufmann: „Zwar habe ich ziemlich wenig Ursache, zu glauben, daß auf die Meinungsverschiedenheit Bönnischer Philologen gerade meine gutachtliche Aeußerung von besonders versöhnendem oder vermittelndem Einflusse sein werde; aber jedenfalls gereicht es mir zur Genugtuung, Ihrem freundlichen Vertrauen, auf welches ich von jeher so großen Wert gelegt habe, nach Kräften und nach bestem Wissen zu entsprechen.“ Es gelang Kaufmann, die von Ritschl approbierte Inschrift im Komitee durchzubringen, ohne freilich seinen Berater nennen zu dürfen.

Eines der letzten Werke auf dem Bonner Kirchhof, bei dem Kaufmann beteiligt war, ist die Errichtung des von Prof. Küppers aus Bonn hergestellten Kriegerdenkmals. Die ausdrucksvolle Marmorgruppe „Der Engel der Schlacht beschützt den sterbenden Krieger“ wurde 1873 enthüllt.

Zwei Projekte Kaufmanns für den Friedhof sind durch seinen Amtsaustritt nicht zur Ausführung gelangt. Es handelte sich um die Ausmalung der Kapelle. In Zeichnungen ist der alte Wandschmuck der Kapelle noch erhalten. Der akademische Zeichenlehrer Hohe in Bonn hatte unmittelbar vor dem Abbruch der Kapelle Abbildungen der noch vorhandenen Wandmalereien angefertigt, die Professor aus'm Weerth später veröffentlichte. Danach sollte die Bemalung durch eine künstlerisch geübte Hand ausgeführt werden. Der Konservator der Kunstdenkmäler Preußens, Geh. Rat Quast, hatte dafür den Architekten und Maler Karl Hammer aus Nürnberg vorgeschlagen. Er schrieb darüber am 29. März 1871 an Kaufmann:

„Es ist durchaus notwendig, daß solches vorsichtig geschieht; nicht nur die in Zeichnungen erhaltenen Farben und Formen sind möglichst genau zu kopieren, es bedarf auch eines Künstlers. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wo dies nicht geschieht, durch eine geringe Abweichung nach der einen oder anderen Seite hin, was sich für den Laien oft kaum zu erkennen gibt, die notwendige Harmonie nicht nur nicht erreicht, vielmehr nur zu häufig eine Disharmonie hervorgerufen wird, die selbst die Laien unangenehm stört.“

Der zweite Plan war die Errichtung eines monumentalen Portals für den Friedhof. Im Jahre 1874 hatten sowohl der Bonner Stadtbaumeister als auch Andreas Müller Zeichnungen dazu entworfen. In der Skizze Müllers, die noch vorliegt, ist über dem Eingang ein Hochrelief vorgesehen: „Der auferstandene Heiland"; zur Seite rechts und links zwei Figuren: „Fides" und „Charitas". Ein Glockentürmchen sollte das Ganze krönen. Als Inschrift hatte Kaufmann ein Wort gewählt, das er auf einem Kirchhof in Tirol gefunden hatte; man hat es in Bonn später auf dem neuen Friedhof verwendet, es lautet: „RESURRECTURIS".

In den Beginn der Bonner Amtstätigkeit Kaufmanns fallen auch seine Bemühungen für die Errichtung eines Denkmals für Friedrich Wilhelm III. in Bonn. Die Verhandlungen in dieser Angelegenheit liefern einen Beitrag davon, wie Kaufmann mit Freimut die Interessen der Stadt Bonn gegenüber abweichenden Wünschen seiner Behörde zu vertreten verstand.

Schon frühzeitig hatte man in Bonn den Gedanken gefaßt, dem Stifter der Universität ein Monument zu setzen.

Im Jahre 1854 unterhandelte Kaufmann mit dem in Bonn geborenen Hermann Heidel, der damals in Berlin arbeitete und dessen Händelstatue in Halle (1859) als eine der besten Arbeiten moderner Plastik gilt. Heidel dachte sich das Denkmal in Bronze, die Statue des Königs 11 bis 12 Fuß hoch. Die Figur sollte sich auf hohem Piedestal erheben. Vorne sollte eine kriegerisch gerüstete Gestalt mit dem Adler stehen, auf dem Schild: Mit Gott für König und Vaterland! — ein Spruch, den der König bei seinem Aufruf in Breslau selbst erfand. Die Inschrift sollte hier lauten: 1813 Dem Befreier des Vaterlandes. Links war eine Figur gedacht mit Herrscherstab, neben ihr Pflugschar und Anker, mit dem Oelzweig, die Friedensbringerin. Dort stand das Jahr 1815, „Dem Gerechten und Standhaften". Auf der Rückseite sollte eine allegorische Figur der Kirche angebracht werden mit einer Tafel, auf welcher die vollendete Fassade des Kölner Domes angedeutet war. „Ich denke so, Katholiken und Protestanten zu genügen." Auf der rechten Seite endlich sah man die sich der Kunst und Wissenschaft enthüllende Wahrheit, „der ich eine Spindel beigab, um anzudeuten, wie gerade dieser König Kunst und Wissenschaft für Gewerbefleiß wirksam machte."

Die politischen Entwicklungen und besonders die Ungunst der Notjahre brachten das Projekt erst 1856 wieder lebhaft in den Vordergrund. Da erließ der Oberbürgermeister Stupp von Köln eine Einladung zum 1. Oktober 1856 nach Düsseldorf, an der die Bürgermeister von Köln, Aachen, Düsseldorf, Koblenz, Barmen, Cleve, Krefeld, Neu-

wied, Trier, Saarbrücken, Jülich, Elberfeld und auch Bonn teilnahmen. Als Zweck war angegeben, „dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm III. in der Provinz, die er mit dem deutschen Vaterlande wieder vereinigt, zum Andenken an dessen 25jährige segensreiche Regierung ein Denkmal zu errichten". Die ganze Provinz sollte dazu beisteuern.

Vor der Düsseldorfer Versammlung hatten in Bonn unter dem Vorsitz Kaufmanns die Spitzen der Behörden getagt, und es war beschlossen worden, Kaufmann solle in Düsseldorf zu erreichen suchen, daß bei der Wahl des Ortes für das Denkmal Bonn berücksichtigt würde.

Die geschickte Art, wie Kaufmann in Düsseldorf die Sache seiner Vaterstadt vertrat, hatte einen glänzenden Erfolg. Von den 14 abstimmenden Städtevertretern entschieden sich 13 für Bonn. Damit aber war etwas geschehen, was keineswegs in die Pläne der Kölner Kreise hineinpaßte. Der Oberbürgermeister Stupp war von dem Düsseldorfer Komitee beauftragt worden, unter Ueberreichung des Protokolles beim Oberpräsidenten von Kleist-Retzow für die Bildung eines Provinzial-Komitees zu wirken. Das geschah aber nicht, Stupp verzögerte, in Köln gedrängt, die Angelegenheit. Am 3. Dezember teilte er mit, er habe dem Kölner Denkmalkomitee die Beschlüsse der Düsseldorfer Konferenz mitgeteilt, das Komitee bleibe dabei, daß das Denkmal nach Köln müsse. Gleichzeitig erschien auch schon in der Kölner Zeitung ein Aufruf des Kölner Komitees. Unterdessen waren von Kaufmann nach allen Seiten hin Briefe gewechselt worden, das Kölner Vorgehen wurde scharf kritisiert. Aber auch hier galt es: Macht geht vor Recht. Eine erneute Versammlung in Düsseldorf unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Hammers von Düsseldorf wurde nur mehr von fünf Mitgliedern besucht. Kaufmann stellte den Antrag, durch einen Aufruf an die Bewohner der ganzen Provinz zu appellieren. Obschon der Oberbürgermeister von Koblenz diesen Antrag unterstützte, beschloß man vorläufig nur, das Kölner Projekt nicht als ein provinzielles anzuerkennen, von der Ausführung der früheren Beschlüsse nicht abzugehen und dem Oberpräsidenten Bericht zu erstatten.

Die lebensgefährliche Erkrankung des letzteren machte eine persönliche Berichterstattung unmöglich, man sandte deshalb schriftlich eine beschwerdeführende Vorstellung an ihn ab.

Für Kaufmann geriet die Sache in ein peinliches Stadium, als sich der ihm sehr gewogene Regierungspräsident von Möller in Köln an die Spitze des dortigen Komitees stellte. Am 21. und am 30. Januar 1857 schrieb von Möller zwei sehr eindringliche Privatbriefe an Kaufmann. In dem ersten Schreiben forderte er den Oberbürgermeister auf, in Bonn ein Komitee zu bilden, das für das Kölner

Denkmal die Sammlung regeln solle. Er sagte zwar: „Es braucht deshalb ein Denkmal für den Stifter der Universität in Bonn nicht aufgegeben, sondern nur vertagt zu werden, und hoffe ich, daß dann dazu aus der ganzen Provinz und namentlich auch aus Köln reichliche Beiträge fließen werden. Bonn wird ohne Zweifel auch in dieser Beziehung klug handeln, wenn es dem größeren hiesigen Provinzial-Unternehmen entgegenkommt." Kaufmann lehnte aber in einem Schreiben vom 29. Januar diese Aufforderung ab. Er berief sich in seiner Motivierung ausdrücklich auf die Zustimmung der Bonner Patriotenkreise. Die Antwort von Möllers fiel ungnädig aus; er meinte, der allgemeine patriotische Gedanke solle in dem Kölner Denkmal Ausdruck finden, in Bonn handele es sich bloß um die Universität, und nur für ein Denkmal in ersterem Sinne könne man die ganze Provinz in Anspruch nehmen. Der Ausschluß Bonns „kann nur auf ganz verkehrten Auffassungen beruhen, zu deren Beseitigung das Ihrige beizutragen Ihre Pflicht ist . . . Gleichzeitige Sammlungen für das hiesige und das dortige Denkmal sind aus nahe liegenden Gründen unpraktisch, indem dadurch nur Verwirrung und Vorwände zum Nichtstun hervorgerufen werden." Das Schreiben schließt: „Ich erwarte von Ihrer Einsicht, daß Sie sich aufrichtig bestreben werden, Ihre Stadt auf den rechten Weg zu führen." Aber auch jetzt blieb Kaufmann fest und verweigerte in einem höflichen aber bestimmten Schreiben das Geforderte.

Am 11. März 1857 nahm der Oberpräsident der Rheinlande die Sache in die Hand und berief zum 23. März nach Koblenz eine Versammlung.

In dem Einladungsschreiben wurde vom Oberpräsidenten erklärt, er wünsche eine Einigung der Städte. Trotz der Düsseldorfer Beschlüsse halte Köln, das schon 1855 ein Komitee gehabt habe, an der Errichtung des Denkmals fest, und Köln als die größte, betriebreichste und hervorragendste Stadt der Provinz sei auch der geeignetste Ort für das Denkmal.

Kaufmann richtete darauf an den Oberpräsidenten ein Schreiben: „Als Vertreter der Stadt Bonn, zu deren Lieblingswünschen es seit Jahren gehört, in ihren Mauern ein Denkmal der Provinz für den hochseligen König Friedrich Wilhelm III. als Stifter der Rheinischen Universität errichtet zu sehen, kann ich nicht wohl bei dem Kölner Projekte, welches das Bonner Projekt in den Hintergrund drängt, mittätig sein." Er bittet dann, daß sein Name dem projektierten Aufruf nicht hinzugefügt würde. An der Versammlung in Koblenz nahm Kaufmann nicht teil. Die Versammlung erklärte sich für Köln, und von Kleist-Retzow richtete nunmehr eine erneute, eingehend begründete Aufforderung an

Kaufmann, doch seine Unterschrift unter den Aufruf zu setzen. Am 5. April erklärte Kaufmann endlich seine Bereitwilligkeit. „Ich kann mir aber hierbei die Aeußerung nicht versagen, daß ich nach den früheren Vorgängen diese Erklärung als ein Opfer ansehe, welches ich im Interesse der Sache und zur Ehre des hochseligen Königs gebracht habe, womit ich die Hoffnung verbinde, daß ich bei meinen Bemühungen für das Wohl der Stadt Bonn bei Euer Hochwohlgeboren stets eine kräftige Stütze finden werde.“ Auch die Oberbürgermeister von Trier, Koblenz und Düsseldorf taten nunmehr denselben Schritt. Für Bonner Kreise dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, daß aus dem Briefwechsel mit Heidel, den die Entwicklung der Sache bitter traf, hervorgeht, daß man als Standort den Platz unmittelbar vor der Universität am Neutor ins Auge gefaßt hatte.

Weder in Regierungskreisen noch am Hof in Koblenz wurde das Vorgehen Kaufmanns mißdeutet. Nach seinem Weggang von Koblenz hatten der Prinz und die Prinzessin von Preußen ihm ihr Wohlwollen bewahrt und ihn öfters mit Einladungen nach Koblenz beehrt. Am 18. Juli 1854 erschien die Prinzessin in Bonn, und nur der Oberst des 1852 in Bonn eingerückten Husarenregimentes, Graf Oriola, und Kaufmann waren benachrichtigt. Der Besuch der hohen Dame galt dem St. Johannes-Hospital und dem Friedrich-Wilhelm-Stift. Im Jahre 1866 erfreute die Königin Augusta von neuem beide Anstalten mit ihrem Besuche.

Die Bonner Zeitung vom 21. März 1897 hat in einem Artikel „Wilhelm I. am Rhein“ eine Reihe von Einzelheiten gebracht, die auch von dem Bonner Oberbürgermeister zu erzählen wissen.

Auf einer militärischen Uebung in Euskirchen, bei der Kaufmann als Landwehrleutnant einen Schützenzug befehligte, wurde, wie gewöhnlich, zum Schluß ein Carré gebildet. Als ein jeder seinen festen Platz eingenommen hatte, kam Prinz Wilhelm mit dem späteren General von Goeben zur Inspektion heran und meinte: „Das ist aber kein würdiger Platz, Herr Bürgermeister, daß Sie in der Queue stehen.“ Am anderen Tage fuhr der Prinz nach Koblenz zurück, und Kaufmann erschien am Bonner Bahnhof zur offiziellen Begrüßung. Da gab ihm der Prinz Wilhelm die Hand und sagte lachend: „Nun, Herr Leutnant, wie ist Ihnen die Uebung bekommen?“

Auch bei den späteren Besuchen des Königs Wilhelm I. in Bonn gab dieser Kaufmann Zeichen seiner huldvollen Gesinnung.

Die liebenswürdige Persönlichkeit des späteren Kaisers Friedrich hatte Kaufmann in Bonn bewundert, als Prinz Friedrich Wilhelm dort als Studierender die Universität besuchte. Ostern 1852 verließ der

Prinz die Stadt. Lindenberg schildert diesen Abschied [1]. „Mit einem glänzenden Fackelzuge nahmen die Studenten, sowie nach diesen am 20. März die Bürger Bonns von ihm Abschied; weit über 1000 Personen beteiligten sich an letzterem Zuge, der alle Bevölkerungsklassen und Berufsschichten vereinte. Die Gefühle der Bonner Bürgerschaft faßte der Bürgermeister Kaufmann in von wärmster Verehrung und Liebe durchwehten Worten zusammen: »Mit aufrichtigem Schmerze sehen wir Sie von uns scheiden, folgend dem hohen Rufe,« heißt es in dieser Rede, »denn Ihnen war es gegeben, sich die Herzen aller zu gewinnen, die sich Ihnen nahten. Ihr Andenken wird fortleben in unserer Stadt bei hoch und niedrig, bei arm und reich. Empfangen Sie zum Abschied die aufrichtigsten Glückwünsche der gesamten Bürgerschaft für Ihre Zukunft, erhalten Sie der Stadt Bonn ein freundliches Andenken und rechnen Sie unter allen Umständen und für immer auf die Treue der Bürger zu Bonn.« Die Worte, die der Prinz erwiderte, zeigten deutlich seine tiefe Bewegung, er pries die glückliche Zeit, welche er während zweier Jahre in Bonn verlebt hatte, und wie freudig ihn die Liebe der Einwohnerschaft berühre, stets werde er Bonn und seine Bewohner in lebhafter Erinnerung behalten und in diesem Gefühle nehme er den herzlichsten Abschied. Er durchschritt dann die Reihen, und von allen Seiten umbrausten ihn stürmische Hochrufe, die kein Ende finden wollten.“ Am folgenden Tage drückten die Eltern des Prinzen in Koblenz Kaufmann, der zu diesem Tage eine Einladung erhalten, ihren Dank für den freundlichen Abschied aus.

Die Universität hatte dem scheidenden Prinzen eine von Caspar Scheuren gemalte Adresse überreicht. Auch die Stadt Bonn wollte dem Prinzen ein Andenken weihen. Kaufmann wählte dazu ein Bild, das die Aussicht auf das Siebengebirge, den Rhein, den Godesberg und die mit Dörfern und Obstbäumen geschmückte Ebene festhalten sollte. Als schönsten Standort für den Maler bezeichnete er die Anhöhe auf dem Venusberg, die den Namen Casselsruh trägt. Nach Ueberlegung mit seinen Düsseldorfer Freunden wurde der hervorragende Düsseldorfer Landschaftsmaler Johann Wilhelm Schirmer mit der Ausführung betraut. Am 18. September 1852 durften Kaufmann und sein Freund, der Domänenrat de Claer aus Bonn, das gelungene Bild dem Prinzen in Potsdam überreichen.

Kaufmann unterließ es in der Folge nie, dem Prinzen alljährlich den Verwaltungsbericht der Stadt zu übersenden, und der Prinz ver-

---

[1] Vergl. Lindenberg, Kaiser Friedrich als Student. Berlin 1896, Ferd. Dümmler, S. 70 u. f.

folgte mit Interesse die Entwickelung Bonns, „wo ich so manche frohe Stunde verlebt“ (1857, 20. Februar, Breslau). In jedem Jahre benutzte der Prinz diese Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an die Stadt Bonn von neuem zu versichern.

Als sich der Prinz im Jahre 1857 vermählte und ihm die Stadt Bonn ihre Glückwünsche übersandt hatte, erwiderte er von London aus (24. Juni 1857): „Der Stadt Bonn spreche ich den aufrichtigsten Dank für die treuen Wünsche aus, welche dieselbe mir bei Gelegenheit meiner Verlobung mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeß Royal von Großbritannien ausgesprochen hat. Daß die Stadt, in welcher ich während mehrerer Jahre meines Lebens zu wissenschaftlicher Ausbildung verweilte, diesen neuen Beweis ihrer Teilnahme für mich so vielfachen anreihte, hat meine Braut und mich wahrhaft erfreut, und ergreife ich gern diese Veranlassung, die Stadt Bonn meiner unveränderten alten Gesinnungen zu versichern.“

Von den Verhandlungen, die Kaufmann in seinem Amt mit anderen Behörden in Bonn zu führen hatte, sei hier nur folgendes erwähnt.

Jahrelange Schwierigkeiten bereitete die Errichtung eines neuen Landgerichtsgebäudes in Bonn. Bei Teilung des ausgedehnten Bezirkes des Kölner Landgerichtes war die Stadt Bonn im Jahre 1850 Sitz eines neuen Landgerichtes geworden. Die Stadt hatte dabei die Verpflichtung übernommen, für den Bau eines geeigneten Gebäudes Sorge zu tragen. Am 8. August 1856 hatte die Stimme Kaufmanns die Entscheidung für die Errichtung eines Neubaues gegen den Ausbau des alten Gerichtsgebäudes in der Wenzelgasse gegeben. Lange zogen sich die Verhandlungen zwischen dem Justizministerium und der Stadt hin. Erst am 1. April 1862 übergab Kaufmann, als Vertreter der Stadt, dem Staate das Gebäude auf der Wilhelmstraße zum Eigentum. Abgesehen vom Bauplatz hatte die Stadt rund 88000 Thaler ausgegeben. Die zur Feier des 50jährigen Bestehens des Landgerichtes Bonn[1]) herausgegebene Festschrift erwähnt, daß Kaufmann als Aufschrift des Gebäudes vorgeschlagen habe: Aedes Themidi sacra sumptibus civitatis Bonnensis. A. MDCCCLVI condita. „Die Vorstandsbeamten des Landgerichtes fanden diese Aufschrift nicht für richtig, weil die Stadt das Gebäude nicht allein errichtet (der Staat hatte 10000 Thaler zugeschossen), nicht für zweckmäßig, weil die meisten am Gericht verkehrenden Menschen sie nicht verständen, nicht für angemessen, da sie den stillen Vorwurf enthalte, daß der Staat von der Stadt sich ein so bedeutendes Geschenk habe machen lassen.“

---

[1]) Bonn, Karl Georgi, 1900.

Einen Streit ganz eigener Art hatte Kaufmann im Interesse der Stadt mit den Universitätsbehörden in Bonn auszukämpfen. Einer der schönsten Punkte der Stadt, der eine herrliche Aussicht auf den Rhein und das Siebengebirge eröffnet, ist der sogenannte „alte Zoll". Nach der Stadt zu ist er durch eine gärtnerische Anlage mit dem Hofgarten verbunden. Im Herbst des Jahres 1858 erfuhr Kaufmann, daß von seiten des Kuratoriums der Universität der Verkauf des südlich vom alten Zoll gelegenen Gartens und eines Streifens des alten Zolls selbst im Werke war. Sowohl an der Koblenzerstraße als auch am Rhein sollten Bauplätze gewonnen werden. Dadurch würde der Eingang verengert und die Aussicht nach dem Rhein geschädigt worden sein.

Die Stadtverordneten wandten sich deshalb im November an das Kuratorium der Universität mit der Anfrage, ob dasselbe nicht geneigt sei, die Bedingungen anzugeben, unter denen es im Interesse der Stadt auf den beabsichtigten Verkauf verzichten wolle, erhielten aber zur Antwort, das Kuratorium könne nicht von seinem Projekt abstehen und müsse der Stadt überlassen, bei dem öffentlichen Verkauf die Grundstücke zu erwerben.

Hierauf wandte sich die Stadt auf den Antrag Kaufmanns an den Kultusminister mit der Bitte, er wolle 1. den beabsichtigten Verkauf nicht gestatten, und 2. veranlassen, daß der in Rede stehende Garten mit in die Anlagen des alten Zolls hineingezogen werde. Die Sache erregte allgemeines Aufsehen und in der Presse wurden wenig schmeichelhafte Urteile über den sonderbaren Plan laut. Und doch kostete es Mühe, den alten Zoll zu schützen. Die Abgeordneten für Bonn, Professor Dr. Braun und Graf Fürstenberg, nahmen sich in Berlin der Sache eifrig an. Braun schlug am 26. Februar 1859 eine allgemeine Adresse der Bürger an den Prinzregenten vor: „Schildern Sie den Vandalismus, den man zu üben im Begriffe ist, mit lebhaften Farben." Nicht weniger als ein Dutzend Briefe Brauns an Kaufmann handeln über die Beseitigung der entgegenstehenden Schwierigkeiten.

Einen mächtigen Protektor fand der gefährdete „alte Zoll" an dem Generaldirektor der königlichen Gärten, Lenné in Potsdam, einem geborenen Bonner. Auf dem alten Zoll steht die Dienstwohnung des Vaters und Großvaters Lennés, die beide Hofgärtner der Kurfürsten waren. Eine Gedenktafel befindet sich an dem Hause.

An ihn wandte sich Kaufmann. Die Angelegenheit hatte eine für die Stadt ungünstige Wendung dadurch erreicht, daß die Kölner Regierung sich für die Universität ausgesprochen hatte.

Am 26. März 1859 antwortete Lenné, er habe sich persönlich an den Kultusminister von Bethmann-Hollweg gewendet und ihm alle seine

Bedenken mitgeteilt. „Der Herr Minister hat die Gründe, welche ich gegen das Vorhaben der Regierung ausgesprochen habe, als vollwichtig anerkannt und wird dem ihm vorliegenden Antrag: »das in Rede stehende Areal ganz oder auch nur teilweise durch Verkauf in Privatbesitz übergehen zu lassen,« seine Zustimmung versagen."

Als im Jahre 1863 von seiten der Universität abermals der Versuch gemacht wurde, einen ähnlichen Verkauf einzuleiten, wandte sich Kaufmann erneut an Lenné, der auch dieses Mal für den günstigen Abschluß der Angelegenheit an maßgebender Stelle den Ausschlag gab. Damals hatte er auch die Notwendigkeit betont, den alten Zoll durch Anlage einer Rampe mit der neu erstandenen Rheinpromenade zu verbinden, was auch zur Ausführung gelangte.

Sechstes Kapitel.

Die Konfliktszeit der 60er Jahre. – Das Kriegsjahr 1866. Das Universitätsjubiläum 1868.

Präsentation Kaufmanns für das Herrenhaus 1861. — Erste Session März 1861. — Krönungsfeier in Königsberg. — Der Verfassungskonflikt im Jahre 1862. — Kaufmann unter den 17 „Verfassungstreuen" des Herrenhauses. — Die fortschrittliche Opposition in Bonn. — Untersagung eines Fackelzuges für Professor von Sybel. — Das Kölner Abgeordnetenfest und der Zwischenfall bei der Einweihung des Arndt-Denkmales in Bonn 1865. — Das Kriegsjahr 1866. — Das Universitätsjubiläum 1868.

Die politischen Konflikte der 60er Jahre haben auch im Leben Kaufmanns ihre Spuren hinterlassen. Am 16. April 1860 meinte die Schwester Julie Hüffer: „Mit großem Interesse bin ich den Verhandlungen der Kammer gefolgt, die ja so lebhaft den Kampf führt. Doch ich muß sagen, daß mir um Preußen anfängt sehr bange zu werden, die ganze Kammer erscheint als ein nutzloses Schauspiel. Das ganze Land stimmt der Kammer bei, die Leute wehren sich doch so tapfer, aber sie erschüttern nur die Luft, alle Maßregeln für die Militärorganisation werden eifrig betrieben, die jungen Leute treten massenhaft ein, um Offizier zu werden, und bewilligt ist noch kein Taler für die Sache, und die Kammer protestiert nach Kräften, ich begreife Hermann nicht, wie der Lust haben kann, in solchem nutzlosen Gefecht mitzukämpfen. Minister Schwerin hat doch alles Vertrauen verloren, sowie überhaupt das ganze sogenannte freisinnige Ministerium, wenn dies die Resultate sind. Nun,

die nächste Zeit wird ja zeigen, wie weit die Reaktion und die willkürliche Gewalt in Preußen gehen wird."

Bald sollte Kaufmann selbst mit in die Politik hineingezogen werden. Am 10. Januar 1861 wurde er durch Allerhöchsten Erlaß auf erfolgte Präsentation der Stadt Bonn zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit berufen und am 23. Januar als Mitglied vereidigt. Ueber den ersten längeren Aufenthalt in Berlin als Mitglied des Herrenhauses im März 1861 liegen eine Reihe von Briefen Kaufmanns vor. Am 4. März erzählt er seiner Frau: „Ich machte heute eine Reihe von Besuchen. Zuerst ging es zu Geheimrat Brüggemann, bei dem ich meinen guten Freund Holzer aus Trier traf. Von da fuhr ich zum Regierungsrat Linhoff, der früher in Münster war und jetzt hier in der katholischen Abteilung des Kultusministeriums arbeitet. Bei beiden blieb ich eine Stunde sitzen, so gerieten wir ins Plaudern. Von da ging ich zu Aulike, der mich ebenso, wie die beiden anderen, außerordentlich herzlich empfing. . . . Es ist mir sehr auffallend, mit welcher Offenheit die Herren sich mir gegenüber aussprachen. Erfreulich ist es zu sehen, wie hier die Katholiken zusammenhalten. Es ist gleichsam ein Hauptschlüssel, Katholik zu sein, der einem hier die Herzen öffnet. Mit diesen Männern, die eine so hervorragende Stellung haben, sprach ich in einer Vertraulichkeit, die hier nur selten vorkommt. Man sieht aber auch, welchen Wert man auf zuverlässige Mitteilungen aus der Provinz legt."

Am 4. März machte Kaufmann eine Gesellschaft bei dem Minister von Schwerin mit. Er sollte dort einen alten Bekannten wiederfinden. Er schildert in einem Briefe die Gäste und sagt, daß eine kleine Figur in Schwarz mit weißen Handschuhen [1]) seine Aufmerksamkeit erregt habe. „Es war ein Herr, der offenbar in den Salons nicht groß geworden war. Allmählich dämmerte in mir eine Erinnerung auf, es war Berthold Auerbach, der berühmte Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Als ich mich ihm näherte, erkannte er mich sofort und sagte gleich: »Der Leu, ach, wie mich das freut!« Er war sehr herzlich und gedachte in inniger Weise der guten Mutter." Ein Auerbach versprochener Besuch wurde ausgeführt. „Er wohnt auf der Potsdamerstraße vor der Stadt. Seine Frau war nicht zu Hause, er hat allerliebste Kinder, drei Knaben und ein Mädchen, die sich sehr nett produzierten und nichts Jüdisches haben. Wahrscheinlich ist die Mutter keine Jüdin. Heute war er der alte, gemütliche Auerbach, wir plauderten über die Bonner Zeiten, und er erzählte in der liebenswürdigsten und offensten Weise. Ich blieb sehr lange bei ihm. Die ganze Einrichtung ist äußerst behaglich; in allen

---

[1]) Wegen der Hoftrauer trugen die übrigen Gäste schwarze Handschuhe.

Zimmern, die ich mit ihm sehen mußte, interessante Bilder, kleine Kunstwerke der verschiedensten Art, kurz, alles atmete Kunstsinn und Gemüt."

Sein Quartier teilte Kaufmann mit seinem Freunde Hammers aus Düsseldorf, mit dem er viel zusammen war. Mittags aß er mit den Mitgliedern der katholischen Fraktion im Rheinischen Hof. Die Bonner, die in Berlin lebten, Bildhauer Heidel, der gerade an einem Konkurrenzentwurf für das Arndt-Denkmal in Bonn arbeitete, Andreas Simons, der bei der Ausführung des Baues der katholischen St. Michaelskirche beschäftigt war, Konzertmeister Hubert Ries, Generaldirektor Lenné, wurden bei den Besuchen nicht vergessen. Am 7. März 1861 traf er seinen Landsmann Dr. Velten. „Ich traf gegen 10 Uhr den Dr. Velten, der eben zur Königin gerufen wurde. Er hat ihren Antrag, Leibarzt zu werden, abgelehnt, weil er seine Unabhängigkeit nicht opfern will. Er sagte, er fürchte, daß ihm wieder neue Propositionen gemacht würden, so daß er beabsichtige, morgen Abend wieder nach Koblenz zurückzureisen." Bekanntlich waren die neuen Versuche erfolgreich. Dr. Velten blieb der ergebene und treue Arzt der Königin und späteren Kaiserin Augusta bis zu ihrem Tode.

Besonders angenehm war das Zusammensein mit seiner Schwester Julie, die damals gerade in Berlin weilte, man freute sich namentlich gemeinsam an musikalischen Genüssen. Kaufmann machte durch seine Schwester Bekanntschaft mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten, von denen nur der Bibliothekar der musikalischen Abteilung der Berliner Bibliothek, Dr. Espagne, genannt sei, mit dem auch später, in den 70er und 80er Jahren, der Verkehr in Berlin lebhaft unterhalten wurde.

Der wichtigste Gegenstand der Beratungen der Kammern war die neue Vorlage der Regierung über das Ehegesetz. In den verschiedenen Fraktionen wurden darüber Beratungen gehalten. Mit den Brüdern Reichensperger, mit Hermann Mallinckrodt traf Kaufmann häufig zusammen; er erzählt, Sonntags nach dem Hochamt in St. Hedwig hätten sich die katholischen Mitglieder der beiden Häuser aus Rheinland und Westfalen regelmäßig getroffen. Ueber seine Stellung zu dem Gesetzentwurf äußert sich Kaufmann in einem Bericht über die entscheidende Verhandlung im Herrenhause: „Von allen Reden war die des Präsidenten Bornemann ausgezeichnet. Er sprach entschieden für die obligatorische Civilehe, das ist für die Einrichtung, wie sie bei uns am Rhein besteht. Bloemer blamierte sich gestern gründlich, er sprach sehr langweilig und nur Persönliches, auf sein feindseliges Verhältnis zu Brüggemann Bezügliches. Dieser führte ihn mit wenigen Worten gründlich ab. Bloemer scheint sehr an Eitelkeit zu leiden, sonst wäre er den dringenden Bitten Bauerbands gefolgt, der ihn vom Sprechen abhalten wollte. Es ist nichts

unerquicklicher, als zwei Katholiken in Beziehung auf religiöse Auffassungen vor einer Versammlung überwiegend evangelischer Konfession sich herumzanken zu sehen. Ich werde heute mit Bauerband gegen die Vorlage der Regierung stimmen. Die beiden Minister, sowohl der Justiz als des Kultus, sprachen weniger wie mittelmäßig. Wohltuend war mir die Wahrnehmung, daß viele von den Herren noch recht gläubige Christen sind, denen es um die Wahrheit ihrer Ueberzeugung dringend zu tun ist. Ueberhaupt ist das Herrenhaus gar nicht uninteressant und wird vielleicht bald eine Zeit da sein, wo man froh ist, daß konservative Elemente den Umsturz aufhalten. Hier in Berlin und in den alten Provinzen überhaupt fängt die Demokratie an, sich wieder sehr breit zu machen, und ist es mehr als wahrscheinlich, daß die nächsten Kammern sehr starke demokratische Bestandteile mit sich führen werden."

Am 13. März war die Schlußdebatte über das Ehegesetz. „Es war ein ungeheures Publikum da, welches den Beratungen, vorzüglich aber der namentlichen Abstimmung mit der größten Spannung folgte. Bauerband und ich waren die einzigen Rheinländer, die gegen die Regierungsvorlage stimmten. Wahrscheinlich werden uns die demokratischen Blätter deshalb mitnehmen. . . . Die Niederlage der Staatsregierung ist ganz ungeheuer, kaum 40 Stimmen von mehr als 160. Hollweg und Bernuth vertraten aber auch höchst mittelmäßig die Vorlage. Es wird doch mit der Zeit dahin kommen, daß man die obligatorische Civilehe vorschlägt. Besser nichts, als etwas Halbes."

Im Herbst 1861 nahm Kaufmann als Mitglied des Herrenhauses an den Krönungsfeierlichkeiten des Königs Wilhelm I. in Königsberg teil. Am 18. Oktober fand in der Schloßkirche die Krönung des Königs und der Königin statt. „Der König erschien tief ergriffen, ein Bild männlicher, christlicher Demut, und benahm sich bei der ganzen Handlung, die von 10 bis 12½ Uhr dauerte, mit echt königlicher Würde." So schrieb Kaufmann über seinen Eindruck von der Feier in die Hauschronik. An diesem Tage wurde Kaufmann das Recht verliehen, die goldene Amtskette zu tragen, auch erhielt er die zur Erinnerung an das Fest geprägte Krönungsmedaille.

Die neue Regierung des Königs, die zielbewußt große Pläne und Absichten für Preußen und Deutschland verfolgte, stieß zunächst auf heftigen Widerspruch in Preußen selbst Die nächste Aufgabe des Königs war die Durchführung der Heeres-Reorganisation, die er schon als Prinzregent zu seinem Programm gemacht hatte. Der Herd der Opposition wurde die sogenannte Fortschrittspartei, die auf Grund eines im Juni 1861 zu Berlin aufgestellten Programms sich bildete. Vor ihr mußte die etwas gemäßigtere liberale Partei zurücktreten. Da beide Parteien

die Verringerung der Militärlast verlangten, standen sie den Plänen des Königs schroff gegenüber.

Die einzelnen Phasen des Militärkonfliktes, der sich zu einem Verfassungskonflikt zuspitzte, können wir nur andeuten. Für das Vaterland kamen peinliche, unerquickliche Zeiten, in welchen der Zwiespalt das ganze Volksleben zu vergiften drohte. Im Herbst 1861 hatte die Mehrheit des Abgeordnetenhauses der Regierung in einer Finanzfrage eine Niederlage bereitet. Der Staatshaushaltsetat war bisher immer in sehr allgemeiner Form abgedruckt worden. Im Abgeordnetenhause war nun der Antrag Hagen von der Fortschrittspartei gestellt worden, der dahin ging, daß die Rechnungen über die Einkünfte und Ausgaben der Staatsgelder spezieller gemacht werden sollten, damit das Haus der Abgeordneten eine genügende Uebersicht über die Verwendung der Staatsgelder gewinne. Man wollte dadurch verhindern, daß mit Ersparnissen aus anderen Etatsmitteln die Reorganisation aufrecht erhalten bliebe. Der Antrag war mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen worden (6. März). Die Folge war, daß das Abgeordnetenhaus aufgelöst wurde (10. März). Es entstand eine Ministerkrisis, und diejenigen Minister, welche die allgemeine Stimmung des Volkes als die liberalen bezeichnete, von Auerswald, Patow, Schwerin, Bernuth, legten ihr Amt nieder.

Bei den Neuwahlen, welche am 28. April 1862 für die Urwahlen, am 6. Mai für die Wahl der Abgeordneten selbst angesetzt waren, wurde im ganzen Lande eine fieberhafte Agitation entfaltet. In Bonn bildete sich der sogenannte konstitutionelle Verein. Die Fortschrittspartei, die für die Neuwahlen die genaue Beobachtung der verfassungsmäßigen Rechte der Kammern als ihren ersten Grundsatz proklamierte, siegte fast überall, auch in Bonn, wo die bisherigen konservativen Abgeordneten, darunter Professor Dr. Braun, nicht wiedergewählt wurden. An ihre Stelle traten zwei Mitglieder der Fortschrittspartei, Dr. Georg von Bunsen und Landgerichtsrat von Proff-Irnich. Es entstand in Bonn ein neues politisches Organ dieser Partei, das „Bonner Volksblatt“, das dreimal wöchentlich erschien. Wie das Programm des 9. September 1862 sagt, „haben mehrere freisinnige Männer der Stadt und Umgebung es für dringend nötig gehalten, ein Organ zu gründen, welches die liberalen Grundsätze entschiedener vertritt, als dies bisher der Fall war“.

Der Konflikt verschärfte sich. Im Herbst 1862 wurde von dem neugewählten Abgeordnetenhaus nach langen Debatten am 23. September die Streichung aller Ausgaben für die Heeresreform, ca. 60 Millionen, mit 270 gegen 68 Stimmen, beschlossen. Der König trug sich mit dem Gedanken, abzudanken. Die Lage der Regierung war höchst kritisch. Der

Ministerpräsident von der Heydt nahm seine Entlassung. Ein Reaktionär, so schien es, der damalige Pariser Gesandte Otto von Bismarck, wurde vom Könige an die Spitze der Geschäfte berufen.

Auch das Herrenhaus war in den Konflikt verwickelt worden. In den Briefen Kaufmanns aus jener Zeit läßt sich ein eigentümlicher innerer Kampf nachweisen. Die Notwendigkeit der Organisation der Armee erkannte er, aber sein Rechtsgefühl sträubte sich gegen die Art und Weise ihrer Durchführung. Wie sehr er auch bedauern mochte, daß das Volk fast blind gegen die Pläne des Königs eingenommen sei, nach den Bestimmungen der Verfassung war das Abgeordnetenhaus mit seinen Beschlüssen über das Budget formell im Recht. Im Herrenhause stellte sich aber die Majorität auf einen anderen Standpunkt als das Abgeordnetenhaus, und in der 22. Sitzung des Herrenhauses vom 11. Oktober 1862 faßte diese Majorität einen Beschluß, der als verfassungswidrig angesehen wurde. In der Sitzung hatte Brüggemann zu vermitteln gesucht, er hatte beantragt, den Etat pro 1862 dem Abgeordnetenhause noch einmal zur Erwägung, unter Berücksichtigung der von dem Herrenhause dagegen erhobenen Bedenken, zurückzugeben. Man wollte dadurch den Konflikt lösen und dem Abgeordnetenhaus Zeit lassen, seine Stellung zu ändern. Nur 39 Mitglieder des Hauses, unter denen auch Kaufmann war, stimmten für diesen Antrag.

Sodann wurde über den Etat, wie er nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses an das Herrenhaus gelangt war, abgestimmt. Dafür waren nur 17 Abgeordnete, darunter Kaufmann. Endlich kam der Antrag des Grafen Arnim, den Gesetzentwurf über den Staatshaushalt für 1862, wie er ursprünglich von der Regierung an das Herrenhaus gelangt war, anzunehmen, zur Abstimmung. Es stimmten 114 Mitglieder des Hauses für diesen Antrag, 44 dagegen; unter diesen war wieder Kaufmann. Zu dem Protokolle der Sitzung vom 11. Oktober 1862 gab Kaufmann mit Brandis, Richtsteig, Hammers, Diergard, Onderehk, Berndt, Jaehnigen, Bloemer, Stupp, Tellkampf, Engelhardt und Poelmann die folgende Erklärung ab:

„Die Unterzeichneten erklären, daß sie es mit ihrer Treue gegen den König und mit ihren Pflichten gegen das Land nicht haben vereinigen können, dem von dem Abgeordnetenhause zu 134 Millionen Reichstalern in Ausgabe genehmigten Staatshaushaltsetat für das Jahr 1862 ihrerseits die verfassungsmäßige Genehmigung zu versagen."

Diese Erklärung erschien sofort durch die Vermittelung Bloemers in den Berliner Blättern und darauf fast in allen namhaften deutschen Zeitungen. Auch ein längeres Gutachten Bloemers ging damals durch

die ganze Presse. Der Gedankengang Bloemers war folgender: So lange zwischen der Staatsregierung und dem Abgeordnetenhause nicht ein Einverständnis über das Budget erzielt war, durfte über dasselbe im Herrenhause eigentlich gar nicht diskutiert und noch weniger beschlossen werden. Gelang die Verständigung mit dem Abgeordnetenhaus nicht, und wollte die Regierung den Etat selbst nicht wieder zurückziehen, so mußte sie das bestehende Abgeordnetenhaus auflösen, und von diesem an das aus neuen Wahlen hervorgehende Abgeordnetenhaus appellieren. Diese Versuche müssen zwischen derselben oder einer in den Räten der Krone veränderten Staatsregierung und dem Abgeordnetenhause so lange fortgesetzt werden, bis sie zu einem positiven Resultat führen. Das Herrenhaus hat entweder diesen Bund zu besiegeln oder beiden Verbündeten zugleich den Krieg zu erklären, worauf die Pflicht für die Staatsregierung beginnt, den Widerstand des Herrenhauses in verfassungsmäßiger Weise zu besiegen. Daß aber das Herrenhaus unter Mitwirkung der Staatsregierung dazu berufen werde, um den von dem Abgeordnetenhause bewilligten Staatshaushaltsetat zu nullifizieren, um den Streit zwischen Regierung und Volksvertretung neuzugestalten und den Staatshaushalt ohne Etat herbeizuführen, erklärt Bloemer für einen völligen Widerspruch gegen die Natur der Dinge.

„Der Form nach ist die staatliche Ordnung jetzt in Frage gestellt,“ sagt er am Schlusse seiner Ausführung, spricht jedoch die Hoffnung aus, daß sie es nicht auch der Tat nach werde, und daß sich eine neue Verständigung der Volksvertretung mit der Krone erzielen lasse.

Am 12. Oktober bezeichnete das Abgeordnetenhaus das Verfahren des Herrenhauses als nichtig und verfassungswidrig. Beim Schluß der Kammern am 13. Oktober erklärte die Regierung, sie würde sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wollte sie nach Beschluß des Hauses die Heeresreform rückgängig machen. Sie sehe sich in die Notwendigkeit versetzt, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen.

Im ganzen Lande fand das Vorgehen der sogenannten „verfassungstreuen“ Abgeordneten den lebhaftesten Beifall. Auch Kaufmann erhielt viele Briefe, in denen sich diese Stimmung kundgibt. Seine Schwester Julie schrieb ihm damals: „Mit Deinem Votum war ich natürlich ganz einverstanden und ich bin sehr erfreut, Dich unter der kleinen mutigen Minorität zu finden. Daß die Stellung im Herrenhause für einen freisinnigen Mann jetzt nicht angenehm ist, kann man denken. Diese Junkerpartei ist wie eine geschlossene Phalanx, und nicht zu durchbrechen, es muß erst ein zweiter Schub von vernünftigen, unabhängigen Männern

herein, der durch die Zahl der Stimmen den Ausschlag geben kann. Zahlen können da nur entscheiden."

Ein alter Bekannter aus der Zeller Zeit, Dechant Printz, schrieb damals: „Es gereicht mir zu außerordentlichem Vergnügen, daß Ihrer verfassungstreuen Abstimmung so allgemeine Anerkennung gezollt wird, ohne Furcht und Tadel."

In den Rheinlanden wurden die „verfassungstreuen" Abgeordneten durch große Festlichkeiten gefeiert. In Köln fand am 19. Oktober ein von 600 Personen besuchtes Festmahl statt, auf dem auch der Oberbürgermeister Stupp, der gleichfalls unter den 17 Verfassungstreuen des Herrenhauses war, redete. In Bonn führte das neue Bonner Volksblatt eine erregte, heftige Sprache. So heißt es am 22. Oktober 1862: „Die Regierung bekommt jetzt zu fühlen, daß sie sich eine unhaltbare Lage bereitet hat. Aus allen Provinzen tönt ihr der Jubel entgegen, mit welchem die heimkehrenden Abgeordneten empfangen werden; überall geben die Wähler in rückhaltloser Sprache ihre Zustimmung zu den letzten Beschlüssen der Volksvertretung zu erkennen." Am 24. Oktober schloß der Leitartikel „Der Wille des Königs" mit den Worten: „Wer nicht widerstrebt, stützt nicht. Auf dem Schlammboden des Servilismus kann kein Thron ruhen."

Am 23. Oktober hatte man in Bonn „zu Ehren der Mitglieder beider Häuser des Landtages" eine Serenade gegeben. Zum 5. November lud das Komitee der Fortschritts-Partei zu einem Festessen in der Lesegesellschaft ein: „Zu Ehren der hiesigen Landtagsabgeordneten und der Mitglieder des Herrenhauses für Stadt und Universität Bonn."

Die Regierung beantwortete diese Angriffe mit der Beschlagnahme fortschrittlicher Blätter und mit Preßprozessen. Auch die Maßregelung von Beamten begann. Der Oberregierungsrat von Bockum-Dolffs, der Präsident der Budgetkommission und Führer des linken Centrums, wurde von Koblenz nach Gumbinnen versetzt, bald darauf der Regierungsrat Dr. Ziegert, ein Fraktionsgenosse von Bockum-Dolffs', von Arnsberg nach Oppeln. Diese Fälle mehrten sich so, daß man nun, wie anderwärts, so auch in Bonn in dem konstitutionellen Verein sich der Gründung des Nationalfonds zum Schutze wegen ihrer Verfassungstreue gemaßregelter Abgeordneter anschloß.

An dem Bürgerfest in Bonn, bei dem der Präsident des konstitutionellen Vereins, Regierungsbaurat a. D. Wallbaum, den Vorsitz führte, beteiligten sich von den geladenen Abgeordneten Geheimrat Brandis, Landgerichtsrat von Proff-Irnich, Dr. von Bunsen und Landgerichtsassessor Frank. Kaufmann, dessen Erscheinen das Bonner Volksblatt angekündigt hatte, glaubte sich wegen seiner amtlichen Stellung zurückhalten zu müssen.

In der Rede auf die Gefeierten bemerkte der Festredner Dr. Hagen: Sämtliche Abgeordneten Bonns seien dem alten Wahlprogramm, der Reduktion des Militär-Etats, unverbrüchlich treu geblieben, trotz der langen Dauer der Session habe das Haus der Abgeordneten mit Energie und Gewissenhaftigkeit sein Riesenwerk zustande gebracht; es habe gehandelt wie ernste deutsche Männer und befinde sich nach geschehener Arbeit im vollsten, einmütigsten Einklange mit dem Wunsche des Volkes. Gleich nach Schluß des Landtages sei aber schon die Idee der Verfassungslücke aufgetaucht, jene Idee, welche einem Zeitungsblatte seinen Ursprung verdanke, das den Frieden zwischen Krone und Volk zu untergraben, den Kern aus der Verfassung herauszuschälen und jenes Recht zu beseitigen unablässig bestrebt sei, wonach das Haus der Abgeordneten berechtigt ist, zuerst über das Budget zu beraten. Das Herrenhaus habe nur das Recht, das Budget im ganzen anzunehmen oder abzulehnen; aber auch in diesem Hause habe bei der Verhandlung der Budgetfrage ein der Kreuzzeitung verwandter Geist sich Bahn zu brechen gedroht. Da seien die Abgeordneten Bonns nach Berlin geeilt, um in der ewig denkwürdigen Sitzung vom 11. Oktober mit jenem kleinen Häuflein zu stimmen, welches mutvoll dem verfassungswidrigen Gebaren entgegentrat. Das Budget-Bewilligungsrecht sei der Kern der ganzen Verfassung, ohne dasselbe die Verfassung leerer Schein, eine gedeihliche Mitwirkung der Volksvertretung nicht denkbar und die Verfassung nichts weiter als „eine Geißel, geschwungen in der Hand des Absolutismus".

In dieser Zeit sollte Kaufmann erfahren, daß ein Beamter unter Umständen bei der Durchführung politischer Maßnahmen mitzuwirken hat, obgleich er sie persönlich nicht nach jeder Richtung billigt und sie für die Interessen des Staates nicht für förderlich erachtet. Die bisweilen kleinliche Stellung der Regierung gegen die Fortschrittspartei führte auch in Bonn zu unliebsamen Konflikten.

Der erste Anlaß hierzu trat im Jahre 1863 ein. Die Studentenschaft beschloß nämlich, dem Professor von Sybel eine Ovation darzubringen. Im Jahre 1861 war Sybel an die Stelle Dahlmanns von München nach Bonn berufen worden. Er hatte dort gleich eifrig an den politischen Angelegenheiten Anteil genommen und gehörte als Mitglied des Abgeordnetenhauses zu den schärfsten Gegnern der Militär-Reorganisation und auch der äußeren Politik der Regierung. Die Veranstaltung der Studenten galt offenbar dem fortschrittlichen Abgeordneten und nicht dem akademischen Lehrer. Kaufmann, der als Oberbürgermeister Chef der Polizei in Bonn war, sah sich veranlaßt, den Universitätsrichter Wildenow darauf aufmerksam zu machen, daß

er auf Grund des Vereinsgesetzes jede politische Kundgebung von seiten der Studentenschaft hindern werde. Der Schluß der Verhandlungen war, daß Kaufmann am 6. Juni 1863 dem Universitätsrichter eröffnete, „daß die Genehmigung für den beabsichtigten Fackelzug nicht erteilt werden könne".

Daß Kaufmann dabei persönlich seine prinzipielle Stellung festhielt, beweisen einige Briefe aus den Jahren 1863 und 1864. Am 20. Dezember 1863 erhielt er von dem Oberbürgermeister Hasselbach aus Magdeburg ein vertrauliches Schreiben:

„Die städtischen Vertreter und ich selbst haben in der letzten Zeit sich immer mehr von den Verhandlungen des Herrenhauses zurückgezogen, offenbar in der übereinstimmend geteilten Ansicht, daß unsere Teilnahme doch völlig wirkungslos sein würde. Inzwischen wird das Fernbleiben von den Verhandlungen des Herrenhauses bei der ernsten Lage des Landes doch auch vielfach getadelt, und es machen sich, wie mir scheint, nicht ganz ohne Grund, Stimmen geltend, die da verlangen, daß wir den Verhältnissen gegenüber eine bestimmte Position einnehmen und unsere Stimme im Herrenhause nicht ruhen lassen. Ich verspreche mir davon nur dann einigen Erfolg, wenigstens für die Zukunft, wenn die abwesenden Herren Kollegen sich veranlaßt fühlen, möglichst vollständig hier zu erscheinen, und wenn es gelänge, uns darüber zu vereinigen, daß wir zwar auf der einen Seite die Aufrechthaltung der Reorganisation der Armee als notwendig anerkennen, auf der anderen Seite aber auch für den verfassungsmäßigen Grundsatz eintreten, daß fortan keine neue Ausgaben ohne Zustimmung der Landesvertretung gemacht werden, und endlich auf dem Gebiete der inneren Verwaltung fortdauernd für eine Reform der Kreis- und Provinzialverfassungen wirken, wie solche den veränderten Verhältnissen entspricht.

„Es würde dann auch möglich werden, unser Verhalten gegenüber dem Budget pro 1864 gemeinschaftlich zu regeln. Ich habe es als einer der ältesten städtischen Vertreter im Herrenhause übernommen, um eine vertrauliche Aeußerung hierüber sowie darüber zu bitten, ob zu hoffen ist, daß Sie anfangs Januar hier erscheinen werden, wo wir dann das Weitere mündlich besprechen könnten. Die Antwort bitte ich hierher zu richten."

Kaufmann wandte sich am 27. Dezember an seinen Freund Oberbürgermeister Hammers in Düsseldorf und fragte an, was dieser und Oberbürgermeister Ondereyk von Krefeld in dieser Sache zu tun gedächten. Er äußerte sich dabei, daß es nach seiner Ansicht in der Budgetfrage Ehrensache sei, gerade so zu stimmen, wie vor zwei Jahren.

Hammers antwortete darauf, er und Ondereyk seien derselben Meinung. In der Antwort Kaufmanns an Hasselbach heißt es:

„. . . daß ich meinerseits mich nicht davon ausschließen werde, an den bevorstehenden wichtigen Beratungen des Herrenhauses teilzunehmen, wenn die übrigen Gesinnungsgenossen erscheinen. Freilich würde ich und, wie ich annehme, auch einige andere städtische Vertreter der in dem erwähnten Schreiben in Aussicht genommenen Stellung zur Königlichen Regierung nicht in allen Teilen beitreten können."

Am 17. Januar 1864 erhielt Kaufmann von Berlin einen Brief seines Freundes Hammers:

„Die Budgetkommission ist aufgefordert, ihren Bericht möglichst zu beschleunigen, und steht zu erwarten, daß das Budget in etwa acht Tagen zur Beratung gelangt, um, wie sich von selbst versteht, wie im vorigen Jahre verworfen zu werden. Nachdem dies geschehen, wird ohne Zweifel die Session sofort geschlossen werden. An eine Auflösung des Hauses der Abgeordneten glaubt man nicht mit Rücksicht darauf, daß die politische Lage sich jeden Augenblick ändern kann und eine Wiederberufung des Landtages nötig macht.

„Von mehreren unserer Kollegen sind die Zusagen eingetroffen, sich hier einzufinden, wenn das Budget vorkommt. Ich glaube indessen, daß die Zahl der Mitglieder des Hauses überhaupt, welche für die Annahme des Budgets stimmen werden, eine sehr geringe ist, vielleicht noch geringer, als im vorigen Jahre. Hasselbach will jetzt auch für die Annahme stimmen, jedoch möglichst mit einer Resolution oder einem Vorbehalt. Er will nun versuchen, die Zahl dieser Minorität möglichst zu verstärken. Möchte dieses aber nicht gelingen, dann zieht er es vor, bei der Beratung gar nicht anwesend zu sein und nach Hause zu reisen."

Kaufmann, Hammers und auch andere Städtevertreter hielten sich auch weiterhin den Sitzungen des Herrenhauses fern.

Die Opposition der Fortschrittspartei gegen die Regierung wuchs noch im Jahre 1865. Der dänische Krieg hatte zur Lösung des Konfliktes nicht beigetragen. Die Majorität verwarf außer Militärgesetz und Budget auch die nachträgliche Genehmigung der Kriegskosten. Im Sommer wurde in den Rheinlanden ein großes Fest geplant, das der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses galt. Am 22. Juli sollte in Köln ein großes Bankett sein, am folgenden Tage Festfahrt nach Rolandseck. Die Regierung beschloß, diese Manifestation nicht zuzulassen. Der Gürzenich, auf dem das Festbankett stattfinden sollte, wurde am Morgen des festgesetzten Tages polizeilich geschlossen. Den Festteilnehmern hatte man durch Extrablätter das Hotel Metz als vorläufigen Sammelpunkt angegeben. Dort erließen gegen 50 Abgeordnete einen Protest gegen

die Besetzung und Absperrung des Gürzenich unter Berufung auf Artikel 29 der Verfassung, wonach allen Preußen das Recht zustehe, sich in geschlossenen Räumen zu versammeln. Der Protest schloß mit den Worten: „Mit Zuversicht blicken wir in die Zukunft. So lange das Volk zu seinen verfassungsmäßigen Rechten steht, braucht niemand die Hoffnung sinken zu lassen; denn schließlich wird das Volk seine Geschicke bestimmen." In den Räumen des Kölner Zoologischen Gartens, wo man sich am Nachmittag versammelte, kam es zu stürmischen Auftritten. Es wurden Toaste auf die Verfassung, den Präsidenten Grabow und die Majorität des Abgeordnetenhauses und auf den damals hochgefeierten Kölner Stadtverordneten Classen-Kappelmann ausgebracht. Der Bürgermeister Eich von Longerich, auf dessen Gemeindegebiet der Zoologische Garten lag, wollte die Reden hindern, wurde verlacht, und erklärte nun die Versammlung für aufgelöst. Als man sich gar nicht darum kümmerte, wurde Militär requiriert, es erschien der Stadtkommandant von Frankenberg, und endlich löste sich die Versammlung auf.

Für den folgenden Tag war eine Rheinfahrt nach Rolandseck vorgesehen. Kaufmann wurde von der vorgesetzten Behörde angewiesen, jede Landung der Festschiffe in Bonn zu verhindern. Der Kommandeur des Bonner Husarenregiments, von Lindern, hielt die drei Landungsbrücken in Bonn mit je 40 Husaren und einigen Offizieren militärisch besetzt. Am Morgen fuhren die Schiffe an Bonn vorüber. Ein Versuch, das Fest in Lahnstein zu feiern, wurde durch das Dazwischentreten des nassauischen Militärs verhindert. Als am Abend die Festschiffe sich der Stadt Bonn näherten, wurde kein Versuch gemacht, dort zu landen. Das Ufer war von dichten Scharen besetzt, ein tausendfaches Hoch begrüßte die vorüberrauschenden Dampfschiffe, und es erschallte das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?", während an anderen Stellen das Lied: „Heil dir im Siegerkranz" angestimmt wurde.

Die Person Kaufmanns wurde noch mehr in den Streit hineingezogen durch einen Vorgang beim Bonner Arndtfest. Am 29. und 30. Juli 1865 fand die Enthüllung des Denkmals für Ernst Moritz Arndt auf dem „Alten Zoll" statt. Die polizeiliche Genehmigung zur Abhaltung des Festes wurde von Kaufmann unter Zustimmung des Festkomitees mit dem Vorbehalt erteilt, daß „diese Gelegenheit nicht dazu benutzt werde, um in irgend einer Art gegen die Staatsregierung zu demonstrieren". Dieser Weisung war am ersten Festtag entsprochen worden, wo ein Turner- und Sängerfest gehalten wurde. Am 30. Juli wurde Kaufmann morgens mitgeteilt, daß, entgegen der Verabredung, mittags ein Essen zu Ehren des als Deputierter der Kölner Stadtverordneten anwesenden Classen-Kappelmann gehalten werden solle. Das

Festprogramm hatte ein Festessen überhaupt nicht vorgesehen. Ein Mitglied des Komitees, Professor Dr. Gildemeister, hatte die Liste in Umlauf gesetzt. In gerechter Entrüstung darüber, daß ihm gegenüber nicht Wort gehalten wurde, stellte Kaufmann darauf den Professor Gildemeister zur Rede und machte ihn darauf aufmerksam, daß durch das projektierte Festessen, von dem bisher nie Rede gewesen, das ganze Fest einen politischen Charakter erhalte, den es nach der eigenen schriftlichen Erklärung des Festkomitees nicht haben sollte. Das Festessen könne unter den obwaltenden Umständen nur als eine der Staatsregierung feindliche Kundgebung angesehen werden. Da er das Festessen als solches nicht verbieten könne, so müsse er es dem Komitee anheimstellen, ob es auf der Abhaltung des Festessens bestehen wolle oder nicht. Würde das erstere der Fall sein, so müsse er die erteilte Genehmigung für die Fortsetzung des Festes zurücknehmen.

Im Auftrage Kaufmanns erklärte darauf der Polizeikommissar Schlönbach dem Präsidenten und dem stellvertretenden Präsidenten des Komitees, der Oberbürgermeister erwarte bis mittags 1 Uhr eine Erklärung, daß das beabsichtigte Festessen zu Ehren Classen-Kappelmanns nicht stattfinden werde, andernfalls werde er um 2 Uhr die Fortsetzung des Festes untersagen. Um 1 Uhr erschien der stellvertretende Vorsitzende, Advokat C. Wrede, und versicherte auf Ehrenwort, er habe nichts davon gewußt, daß auf Sonntag-Mittag zu Ehren Classen-Kappelmanns ein Festessen veranstaltet sei, er werde die Abhaltung des beabsichtigten Festessens in Gegenwart Classen-Kappelmanns nicht zugeben, und dafür sorgen, daß bei dem in der Lese- und Erholungsgesellschaft bereiteten Mittagessen keinerlei Demonstration gemacht würde. Er versicherte dabei, daß Classen-Kappelmann selbst erklärt habe, er werde die Stadt verlassen, um das Fest nicht zu stören.

In der Presse wurde der Vorfall lebhaft besprochen. In der „Westfälischen Zeitung" zu Dortmund erschien ein von Bonn aus inspirierter Artikel am 4. August 1865, in dem nicht nur der Bonner Oberbürgermeister, sondern auch das dortige Husarenregiment scharf kritisiert wurden. Es heißt am Schluß: „Der Vorgang wird noch drastischer dadurch, daß er gerade bei Gelegenheit der Enthüllung des Arndt-Denkmals in Scene gesetzt wird, und er wird kaum übertroffen durch die Ablehnung der Einladung seitens des Offizierkorps des Bonner Königs-Husaren-Regiments, weil bei dem Feste zu Ehren eines deutschen Mannes und seines deutschen Strebens und Wirkens »sogenannte« d e u t s c h e F a h n e n figurieren würden!! So fassen die Feudalen den »deutschen Beruf« Preußens auf, von dem sie so viel reden, wenn sie die Reorganisation dadurch zu sichern und die Reaktion im Innern zu stärken hoffen!"

Auch in Köln wurden die Vorfälle auf dem Abgeordnetenfest und in Bonn Gegenstand lebhafter Verhandlungen im Stadtrat. In der Sitzung vom 3. August 1865 berichtete der Stadtverordnete Roggen, die Zeitungen hätten gemeldet, daß das Arndtfest habe unterbrochen werden sollen, falls Herr Classen-Kappelmann an dem Festessen der Lese-Gesellschaft in Bonn teilnehme. Wenn diese Tatsache wahr sei, so liege darin eine Mißachtung der Kölner Deputation, welche dem Belieben der Beamten gegenüber so viel wie möglich in Schutz genommen werden müsse; er fordere deshalb Herrn Classen-Kappelmann zur Berichterstattung auf. Herr Classen-Kappelmann teilte nun mit, daß ihm von ehrenwerten Komitee-Mitgliedern erklärt worden sei, der Herr Oberbürgermeister Kaufmann habe ihnen bedeutet, sobald Classen an dem Essen teilnehme, würde die Fortsetzung des Arndt-Festes untersagt werden. Advokat-Anwalt Schneider stellte nun folgenden Antrag:

„In Erwägung, daß der von dem Oberbürgermeister und der Stadtverordneten-Versammlung zu Köln mit zwei anderen Mitgliedern des Kollegiums als Deputierter der Stadt zur Arndt-Feier nach Bonn entsandte Stadtverordnete Classen-Kappelmann erklärt hat, es sei ihm von seiten des Festkomitees angezeigt worden, Herr Oberbürgermeister Kaufmann zu Bonn werde die Abhaltung des in den Räumen der Lese-Gesellschaft für den 30. Juli beabsichtigten Festessens und die Fortsetzung des Festes untersagen, wenn der Stadtverordnete Classen-Kappelmann diesem Essen beiwohne — beschließt die Stadtverordneten-Versammlung, an den Oberbürgermeister Herrn Kaufmann die Frage zu richten, ob diese von ihm angeblich ausgegangene Drohung auf Wahrheit beruhe, und in dem Falle der Bejahung der Frage: wie derselbe diese Mißachtung der Vertretung einer benachbarten Stadt, deren Ehrenbürger der Gefeierte gewesen, rechtfertigen könne."

Dieser Antrag wurde nach eingehender Debatte an eine Kommission verwiesen, die zunächst den Tatbestand feststellen sollte. Oberbürgermeister Bachem von Köln richtete darauf eine entsprechende, verbindliche Anfrage an seinen Bonner Kollegen. Nach dem noch vorliegenden Entwurf eines Antwortschreibens lehnte es Kaufmann ab, über seine amtlichen Handlungen sich gegenüber einer anderen als der ihm vorgesetzten Behörde zu äußern. Das Schreiben wurde aber nach Rücksprache mit dem Kölner Regierungspräsidenten nicht abgesendet. Auch ein erneutes Schreiben Bachems blieb unbeantwortet.

Wenige Tage nach der Sitzung des Kölner Stadtrates machte Kaufmann mit seinem ältesten Sohne, der noch Gymnasiast war, eine Reise nach Ahrweiler. Als er in Bonn den Zug bestieg, entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch mit den Reisenden, die man dort antraf. Die

Rede kam auch auf die letzten Verhandlungen des Kölner Stadtrates, und ein Kölner Herr, der sich später als ein bekannter und tüchtiger Advokat herausstellte, sprach sein Urteil über das Bonner Stadtoberhaupt mit den drastischen Worten aus: „Dieser Bonner Oberbürgermeister muß aber ein rechter Esel sein.“ Kaufmann verlor keinen Augenblick seine Fassung, unsagbar erschreckt und erstaunt war das Gesicht, das daraufhin sein Sohn machte, mit großen Augen sah er den Vater an; um aber einer Aeußerung seines Sohnes zuvorzukommen, wandte sich Kaufmann schnell an den Sprecher und sagte in großer Ruhe: „Ich habe Gelegenheit, den Bonner Oberbürgermeister ziemlich genau zu kennen, und glaube, daß er ganz korrekt gehandelt hat.“ Er begann dann in seiner klaren Weise den Mitfahrenden den Verlauf der Angelegenheit darzustellen, so daß schließlich alles meinte, wenn die Sache so liege, dann habe der Bonner Oberbürgermeister allerdings ganz recht gehabt. Der Kölner Advokat hatte sich an den Erörterungen Kaufmanns so gefreut, daß er in Remagen, wo Kaufmann den Zug verließ, um zu Fuß nach Ahrweiler zu wandern, zu ihm sagte: „Wir haben uns so vortrefflich mit Ihnen unterhalten, daß Sie mir wohl gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle, ich bin der Justizrat . . . aus Köln.“ Kaufmann ließ darauf zuerst seinen Sohn aussteigen, und in der Coupétür sich umwendend, sagte er lächelnden Mundes: „Ich empfehle mich Ihnen, Herr Justizrat, ich bin der Oberbürgermeister Kaufmann.“ Das Gesicht des erstaunten Justizrates soll noch erschreckter gewesen sein, als vorher die Züge des kleinen Gymnasiasten. Der abfahrende Zug ersparte ihm eine lange Entschuldigung.

Am 18. September beschäftigte die Sache wieder den Kölner Stadtrat. Bachem verlas zwei ihm von Classen-Kappelmann übergebene Schreiben. Nach einer längeren Debatte nahm man schließlich mit 15 gegen 7 Stimmen, unter denen die des Oberbürgermeisters Bachem war, eine Resolution an, „die zwar keinen Tadel, sondern nur das Bedauern über die Behandlung Classen-Kappelmanns aussprach“.

Je mehr man mit der Vorgeschichte des Vorfalles auf dem Arndtfest bekannt gemacht wurde, um so günstiger wurde das Urteil über das Vorgehen des Bonner Oberbürgermeisters. Die Androhung der Zurückziehung der Genehmigung für den Fortgang des Festes war eine Folge der gerechten Entrüstung Kaufmanns. Das ihm gegebene Wort, „das Fest solle zu einer politischen Demonstration nicht gebraucht werden“, war nicht gehalten worden. Fiel seine Antwort darauf etwas scharf aus, so lag die Schuld an dem Vorgehen der unberufenen Veranstalter des Festessens für Classen-Kappelmann und viel weniger an Kaufmann.

Einen Beitrag zur Bestätigung dieser Ansicht bietet auch der Bericht über das Abschiedsfest zu Ehren des nach Leipzig scheidenden Bonner Professors Dr. Ritschl, das kurz nach dem Arndtfest gehalten wurde. Die Kölnische Zeitung vom 24. August 1865 bringt einen ausführlichen Bericht des Professors L. Bischoff: „Der schöne und harmonische Eindruck, welchen das zu Ehren Ritschls in Godesberg am 12. d. M. veranstaltete Abschiedsfest bei allen Teilnehmern hinterlassen, hat mehrfach den Wunsch rege gemacht, es möchten die hervorstechendsten der dort gehaltenen Ansprachen . . . auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden." Bischoff bringt dann zunächst den Wortlaut der Rede, mit welcher Kaufmann das Hoch auf den König begründete. Ritschl hielt dann eine tiefempfundene, fast wehmütige Rede, in der das Echo der harten Kämpfe mit seinem Kollegen Jahn durchtönte. Nach dem Dank brachte er auch seine Wünsche vor. „Der Stadt Bonn wünsche er ein ununterbrochenes Wachstum des Gedeihens und Wohlergehens, zu dem sie unter der so energischen wie umsichtigen, so einsichtigen wie um- und vorsichtigen Leitung ihres Hauptes emporblühe und immer sicheren Anspruch gewinne auf den Namen, den sie schon jetzt verdiene, als »die Perle des Rheinlandes«; insbesondere wünsche er ihr auch die Wiederkehr des schönen Einverständnisses, mit welchem Stadt und Universität so viele Jahrzehnte lang Hand in Hand gegangen seien, und die gründliche Hinwegräumung der Hindernisse, welche dieses für beide Teile so wertvolle Einverständnis erst in den letzten Jahren zu stören begonnen haben."

Für jeden Kenner der Bonner Verhältnisse war es deutlich, was Ritschl mit diesen Worten wollte. Nicht nur das Vorgehen des Kuratoriums in der Frage des „Alten Zoll", auch die scharf oppositionelle Haltung einiger fortschrittlichen Professoren, Gildemeister, Jahn und von Sybel, von denen einer den Vorfall beim Arndtfeste veranlaßt hatte, sollte damit getroffen werden.

Es waren aber nur vorüberziehende Wolken, die das Verhältnis Kaufmanns zur Universität zu trüben drohten. Keine wichtige Veranlassung hat er während der ganzen Amtszeit versäumt, um den notwendigen Zusammenhang zwischen Stadt und Universität zu betonen. In seiner Weise wußte er dann stets das rechte Wort zu finden. Die Bonner Tagesblätter weisen eine größere Zahl von Reden auf, die er bei den verschiedenen Festen und Jubiläen, die an der Universität gefeiert wurden, gehalten hat. 1856 nahm er namens der Stadt die Abhaltung eines Festes für den Konviktsinspektor Prof. Dr. Martin in die Hand, der damals als Bischof nach Paderborn zog, und richtete an den scheidenden Freund warme Abschiedsworte. 1859 finden wir

Kaufmann an der Spitze einer städtischen Deputation bei Professor Welcker, 1864 bei Professor Noeggerath, 1865 bei der Abschiedsfeier für Professor Ritschl, 1866 bei einer gleichen Feier für den spätern Minister Achenbach, 1869 beim Jubiläum seines Freundes Professor Walter, 1870 bei Bluhme usw. Der uns zugemessene Raum verbietet es, Proben der Ansprachen zu geben, die Kaufmann bei solchen Anlässen hielt und die jede in ihrer Art den Verhältnissen Rechnung tragen.

In den politischen Anschauungen des preußischen Volkes hat das Jahr 1866 einen völligen Umschwung gebracht. Kaufmann schrieb damals an seine Schwester Julie: „Die Lösung des großen deutschen Rätsels entwickelt sich in kürzester Frist vor unseren erstaunten Blicken, und dieses Jahr wird als der wichtigste Wendepunkt eingetragen werden in das Buch der deutschen Geschichte. Wir alle haben hier in Bonn lebhaft das Wehen einer großen Zeit empfunden, wir haben mit Geist und Herz das tapfere preußische Heer begleitet über die Grenzen des Vaterlandes. Die Schnelligkeit, mit der sich der Krieg abwickelte, erregte ebenso das allgemeine Staunen, wie die Frucht des Sieges. Den größeren Teil des deutschen Vaterlandes sehen wir schon von einem festen Band umschlossen und zu einem starken Ganzen vereint, mächtig genug zu eigenem Schutz gegen jede Gefahr.“ (15. September 1866.)

Für Bonn hatte der Krieg seine besondere Bedeutung durch den Anteil, den das Königs-Husarenregiment an den Siegen gehabt hatte. Bei dem glänzenden Fest, das die Stadt den heimkehrenden Husaren am 17. September 1866 gab, hat Kaufmann dem Regiment gegenüber dies ausgedrückt.

In Bonner politischen Kreisen vollzog sich eine deutliche Schwenkung, namentlich war von Sybel jetzt bestrebt, im norddeutschen Bundestag durch unbedingte Vertretung der Politik Bismarcks die Vergangenheit auszutilgen. So erklärt es sich, daß es möglich wurde, daß er bei dem großen Fest des 50jährigen Jubiläums der Bonner Universität als Rektor Magnifikus amtieren konnte. Der König und die Königin wohnten dem Festaktus bei und hörten die Rede von Sybels an. König Wilhelm, der im Jahre 1863 auf dem Bahnhof von Krefeld, dem Wahlkreis von Sybels, im Hinblick auf die oppositionelle Stellung von Sybels geäußert hatte: „Wenn ich das vorher gewußt hätte, niemals hätte ich den nach Preußen berufen,“ sprach jetzt nach Schluß der Festrede dem Rektor seine gnädige Anerkennung aus. „Fahren Sie so fort,“ sagte er, „wie Sie es beschrieben haben: an Mir und Meinem Sohne soll es nicht fehlen.“

Nach dem feierlichen Festgottesdienst am 2. August 1868 wurden in der Aula der Universität die Deputationen empfangen, in langer Reihen-

folge die Vertreter der verschiedenen Universitäten, die Geistlichkeit beider Konfessionen, der Oberpräsident der Rheinlande von Pommer-Esche. Nach ihm ergriff Kaufmann das Wort. In dem Festbericht der Bonner Zeitung (4. August) heißt es: „Ganz besonders hervorgehoben zu werden geziemt wohl die Vertretung unserer Stadt, die durch den Mund des Herrn Oberbürgermeisters in beredtester Weise auseinandersetzte, wie Bonn, durch die Universität gehoben, seit 50 Jahren eine neue Stadt geworden sei. Hier seine Worte: »Wenn die Anwesenheit so zahlreicher und in vielfacher Beziehung hervorragender Zeugen bei dem heutigen Feste in erfreulicher Weise bekundet, wie die hohe Bedeutung desselben in den weitesten Kreisen verstanden und anerkannt wird, so fühlen sich gewiß vor allen die Vertreter der Gemeinde gedrungen, ihre aufrichtigste Teilnahme auszusprechen, in deren Mauern die Alma Mater das erste halbe Säkulum verlebt hat. Was am Ende des vorigen Jahrhunderts der letzte der deutschen Fürsten dieses rheinischen Landes erdacht und ausgeführt hatte, die Gründung einer Universität in Bonn, das zerstörte die eiserne Fremdherrschaft. Der Weisheit des ersten Königs aus dem Hause Hohenzollern, der die Rheinlande mit der Krone Preußen vereinigte, war es vorbehalten, an der Stätte, wo einst Römer ihr Lager aufgeschlagen, eine neue Feste zu errichten, die mit friedlichen Waffen die Herrschaft deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft in den Grenzmarken des Vaterlandes gründen und behaupten sollte.

»Und wo konnte dafür eine passendere Stelle gefunden werden als hier, an den Ufern des Rheines, des schönsten Stromes der Welt, an dem ehrwürdigen Herde aller deutschen Kultur? Nicht umsonst rief daher der erste Rektor der neuen Hochschule der deutschen Jugend zu: ‚Introite, Juvenes, Invitat Vos Rhenus pater, salutant iugis caeruleis septem montes, totaque amoenissima et saluberrima regio.‘ Bald versammelten sich hier zahlreich nicht allein die Söhne der nahen Rheinlande, auch aus den weitesten Gauen des deutschen Vaterlandes eilten sie freudig herbei, um aus der frisch sprudelnden Quelle der Wissenschaft, Weisheit und Bildung zu schöpfen. War es Ahnung der großen deutschen Zukunft unseres preußischen Vaterlandes, oder war es Vorliebe für die neue Schöpfung, daß so viele königliche Söhne unseres neuen Herrscherhauses an der rheinischen Hochschule ihre Bildung vollendeten, daß sie hier mit der lebhaften und frischen Empfänglichkeit der Jugend echtes und unverfälschtes deutsches Volksleben mitfühlen und mitleben lernten? Der königliche Prinz, der berufen ist, einst die Krone seiner Väter zu tragen, hat hier das alte Frankenland erkannt und liebgewonnen, dessen Besitz einst den nächsten Anspruch auf die deutsche Kaiserkrone gegeben hat. Mit aufrichtigem Danke sehen daher

heute die Vertreter dieser Stadt auf den Zeitraum zurück, dessen Vollendung wir feiern. Wer jetzt das schöne Bonn in ungeahnter Blüte und frischem Wachstum schaut, dem wird es schwer fallen, in diesem freundlichen Bilde die ernsten Züge wieder zu erkennen, die eine vorübergehende Fremdherrschaft ihm aufgedrückt. Der feurige Geist der Wissenschaft hat die alten Mauern, die unsere Stadt beengten, gesprengt und das Gras vertilgt, das in den verödeten Straßen wuchs. Das bescheidene Haus des deutschen Sängers, dem wir am Rheine ein Standbild von Erz errichtet haben, steht nicht mehr einsam als Grenzmarke der Gemeinde da, es ist rings umgeben von einem reichen Kranze von schönen Häusern, Villen und Gärten, die das hohe Ufer des Rheines schmücken. An allen Enden der Stadt wachsen neue Straßen empor und in unmittelbarer friedlicher Nähe erheben sich neue Tempel der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zum Lobe und zur Ehre Gottes. Das alles danken wir zum größten Teile der Blüte unserer Universität, die wir mit den wärmsten und innigsten Wünschen in den neuen Zeitabschnitt ihres ferneren segensvollen Wirkens begleiten. Möge die Zuneigung unserer Landesherren und die Liebe der deutschen Jugend ihr auch ferner in demselben Maße erhalten bleiben, wie bisher, damit das schöne Bonn auch noch in späteren Tagen kommender Geschlechter in immer ungetrübtem Glanze erstrahle, als die Metropole des geistigen Lebens am Rhein.« Kaufmann teilte dann einen Beschluß des Stadtverordnetenkollegiums mit, wonach die Stadt Bonn zum Andenken an das Fest zwei jährliche Stipendien zu je 50 Taler nach dem freien Verfügen der Universitätsbehörden stiftete.

„In besonders herzlicher Weise erwiderte dann der Rektor von Sybel: »Es ist uns nicht eine überraschende, aber eine große Freude, auch Sie heute unter den glückwünschenden Gönnern und Freunden zu sehen. Die Universität ist für ihr Wirken auf geistige Kräfte angewiesen; aber auch für sie ist das geistige Tun bedingt durch die Verhältnisse des äußeren Daseins; auch die geistige Frucht reift nicht, wenn der Boden die zustimmende Nahrung versagt. Wenn es nun so gut geworden, daß wir hier im alten Bonn das volle Gefühl des heimischen Daseins haben, wenn es jedem von uns eine Freude ist, hier einzutreten, und ein Opfer, zu scheiden, wenn die uns umgebende Atmosphäre uns täglich das Gefühl der Stärkung, Hebung, Erfrischung verleiht: wem anders verdanken wir es als Ihnen, Ihrer Förderung und Unterstützung, Ihrem Entgegenkommen und Ihrem Verständnis? Ich weiß uns heute nichts Besseres zu wünschen, als daß unser Verhältnis bleibe, wie es gewesen, ein reines Gefühl des Zusammengehörens, nicht bloß der Nachbarschaft, sondern der echten, tiefen Befreundung.«"

Das ganze Jubiläumsfest verlief in harmonischer Weise. Seine Prägung hat es durch den Kronprinzen, den späteren Kaiser Friedrich, erhalten. Am Abend des 2. August hatte die Stadt Bonn in den weiten Gartenanlagen des alten Zolls und des Hotel Kley einen Festabend veranstaltet. 3—4000 Personen nahmen daran teil. „Von 7 Uhr abends an begann das Festlokal sich zu füllen; mit dem Einbruch der Dunkelheit entwickelte sich eine Beleuchtung von vielen Tausenden von Gasflammen und farbigen Lampen; Musik ertönte von allen Seiten; draußen war der weit ausgedehnte Hofgarten ebenfalls reich beleuchtet, mit Flaggen und Gewinden dekoriert und von dem Treiben eines unabsehbaren Volksfestes belebt." So schildert der vom Rektor und Senat herausgegebene Festbericht die städtische Veranstaltung. Um 8 Uhr wurde der Kronprinz vom Bahnhof abgeholt und sofort zum Festlokal geleitet. Er nahm Platz zu einem kleinen Souper. Zur Bedienung des hohen Gastes hatte Kaufmann Söhne Bonner Gastwirte ausgewählt, die unter den Fahnen gestanden hatten. In einer herzlichen Rede forderte Kaufmann auf, dem geliebten Prinzen ein Hoch auszubringen. Der Kronprinz antwortete gleich in huldvoller Weise und schloß seine Worte mit einem Hoch auf die Stadt Bonn. Erst um 11 Uhr zog er sich zurück.

Unvergeßlich schön war aber der Eindruck des großen Festessens am 3. August. Im Poppelsdorfer Schloß war die weite innere offene Rotunde überdeckt worden. 480 Gedecke waren gelegt. Der Kronprinz saß im Muschelsaal. Durch die weit geöffneten Pforten des gegenüberliegenden Terrassensaals bot sich ihm ein herrlicher Blick auf das Siebengebirge. Nach der Rede von Sybels auf den König erhob sich der Kronprinz. Die stattliche Figur des ritterlichen Prinzen, das freundlich gewinnende Antlitz, das volltönende, klangreiche Organ, die edle Begeisterung der wohlgesetzten Rede, alles wirkte zusammen, um eine wahrhaft stürmische Begeisterung hervorzurufen. „Hier war es," so hatte der Kronprinz gesprochen, „wo Mein Blick auf Höheres hingelenkt, wo Mir der Sinn für die geschichtlichen Aufgaben unserer Zeit und unseres Vaterlandes erschlossen wurde. Wie sollte Ich Mich somit nicht Bonn dankbar verpflichtet fühlen?" Abends näherte sich dem Poppelsdorfer Schloß der Fackelzug der Studenten. Die Festhalle wurde für einen großen Kommers bereit gemacht, und erst gegen halb elf verließ der Kronprinz das Schloß, das seitdem ein solches Fest nicht mehr erlebt hat. Am letzten Tag schloß eine Rheinfahrt und die Beleuchtung der Ufer und der Stadt die Festlichkeiten. In einem Rückblick auf das ganze Fest meinte damals die Bonner Zeitung: „Wenn wir zurückschauen auf das Fest, so tritt uns auch nicht der kleinste Moment ent-

gegen, der auch nur die winzigste Falte bildete in dem heiteren, fröhlichen Gesichte des herrlichsten aller Feste, das Bonn je erlebt."

Siebentes Kapitel.

Künstlerische, wissenschaftliche und musikalische Bestrebungen während der Bonner Dienstjahre.

Anfänge der Dürersammlung. — Vereinigung Bonner Kunstfreunde. — Förderung des Kupferstechers Joseph Keller. — Das Bonner „Freundeskränzchen". — Anstellung eines städtischen Musikdirektors. — Der Beethoven-Verein. — Wilhelm Joseph von Wasielewski. — Beethoveniana. — Bau der Beethoven-Halle. — Der hundertste Geburtstag Beethovens. — Die großen Musikfeste zu Ehren Beethovens 1871 und Schumanns 1873.

Neben seiner amtlichen Beschäftigung hat Kaufmann auch Stunden edler Erholung zu finden gewußt, er wollte in den Arbeiten seines Berufes eifrig tätig sein, ohne aber darin unterzugehen.

Eine sorgsam ausgewählte Bibliothek, die liebevolle Pflege der Musik in seinem gastlichen Hause, das häufig Künstler und Künstlerinnen beherbergte, eine kleine, aber geschickt angelegte Kunstsammlung und alljährliche Reisen boten ihm die erwünschte Erholung nach seinen Amtsgeschäften.

Die Anfänge der Dürersammlung Kaufmanns fallen in das Jahr 1860. Die ersten Ankäufe vermittelte Andreas Müller, der als Vorstand des Kupferstichkabinets der Düsseldorfer Akademie, noch mehr aber als Kunst-Berater des Fürsten von Hohenzollern stets die Kaufgelegenheiten im Auge hielt. Für den Fürsten hat Müller in den sechziger Jahren die schöne Kupferstichsammlung allmählich erworben, die später ihre Aufbewahrung zu Sigmaringen gefunden hat. In Bonn fand Kaufmann an seinem Freunde Professor Heimsoeth einen sachverständigen Berater. Heimsoeth sammelte selbst, und er war es, der Kaufmann darauf aufmerksam machte, daß ein Privatmann mit immerhin beschränkten Mitteln nur dann eine angemessene Sammlung erwerben könne, wenn er sich auf eine Schule oder auf einen Meister zu beschränken verstehe. Der feine Kunstkenner gab durch diesen Rat dem Freunde zugleich den Kanon, zur wahren Kunstkennerschaft zu gelangen. Ganz mit Recht hat jüngst Professor Neumann aus Heidelberg in seiner Rembrandt-Monographie[1]) gesagt: „Der Weg zur Kunst führt durch den einzelnen Künstler. Alles Wissen um Werden und Vergehen der Kunstepochen hilft nichts, wenn man nicht

---

[1]) Neumann, Rembrandt. Berlin und Stuttgart, Spemann 1902, Vorwort.

in eine Künstlerseele hineingeblickt und an ihren künstlerischen Problemen teilgenommen hat. Nur so erfährt der Laie, daß es sich bei der Kunst nicht um ein Spiel handelt, bei dem Abwechslung die Hauptsache ist, und nicht um einen heitern Zeitvertreib, sondern um eine tief innerliche Leidenschaft, einen Lebenstrieb und ein verzehrendes Verlangen."

In den ersten Jahren seines Sammelns hat Kaufmann kein Blatt angekauft, ohne daß es die strenge Kritik Heimsoeths bestanden hätte. Auch die außergewöhnlich reiche Kupferstichsammlung des in Bonn lebenden russischen Kunstfreundes Alferoff war für Kaufmann lehrreich. Manche Stunde hat er bei dem kranken Sammler, der jahrelang im Johanneshospital lag, zugebracht und mit Alferoff die Mappen durchstudiert. Nach dem Tode des Sammlers hat Kaufmann bei der Versteigerung der Sammlung einige seiner schönsten Dürerblätter erworben. In den siebziger Jahren trat Kaufmann in lebhaften Verkehr mit dem Aachener Kupferstichsammler Dr. Straeter.

Schon im Jahre 1858 machte Kaufmann den Versuch, die Kunstfreunde Bonns zu sammeln. Er schlug eine wöchentliche Zusammenkunft vor. Die erste Sitzung war am 3. November 1858. Professor Springer hielt den ersten Vortrag. Eine größere Anzahl von Kunstgelehrten und Kunstfreunden hatte sich eingefunden, darunter Professor Bernays, Musikdirektor Dietrich, Professor Karl Simrock, Professor Knoodt, Dr. von Bunsen, Advokat Ruland, der Buch- und Kunsthändler A. Henry u. a. Kaufmann entwickelte in längerer Rede seine Anschauungen über eine solche Vereinigung und wies deren Bedeutung und Notwendigkeit für Bonn nach. Wohl besitze man in der Universität einen Sammelpunkt für die Kunst, man habe sich aber dort naturgemäß besonders der Kunst des römischen Altertums zugewendet. Für die Freunde christlicher Kunst sei ein neuer Mittelpunkt in Köln entstanden in der Sorge für den Ausbau des Domes. Die neue Vereinigung solle aber dazu dienen, die verschiedenen und vereinzelten Kunstbestrebungen der Bonner Kunstfreunde zu sammeln.

Ueber die Entwicklung dieser Veranstaltung liegen leider nicht viele Nachrichten vor. Eine schöne Frucht hat sie gezeitigt. Im Jahre 1861 machte man dem Düsseldorfer Kupferstecher Professor Joseph Keller ein willkommenes Anerbieten. Keller hatte die Rafaelsche Madonna di San Sisto gezeichnet. „Um ihm die nötige Gemütsruhe und Sorgenfreiheit zur Vollendung der Kupferplatte zu verschaffen," machten die Bonner Kunstfreunde den Vorschlag, ihm für sechs Jahre, welche zur druckbereiten Vollendung der Platte erforderlich sein würden, einen jährlichen Vorschuß von 2000 Talern anzubieten. Keller nahm den Vorschlag dankbar an und schenkte später die 22 ersten Abdrücke als épreuves de

gegen, der auch nur die winzigste Falte bild … derern seines F…
lichen Gesichte des herrlichsten aller Feste, … stich der R…
… ch dem T…
… issseld…
… me…

Siebentes K…

Künstlerische, wissenscha… Bestrebungen während …

Anfänge der Dürersammlung. – … derung des Kupferstechers Joseph … Anstellung eines städtischen Musikd… Joseph von Wasielewski. — Ber… hundertste Geburtstag Beethove… 18…

… as W…
… ch die innere
… ich nur im Winter alle
Neben seiner amtli… der Mitglieder, deren Zahl
edler Erholung zu fin… r Gastgeber, der auch andere
rufes eifrig tätig sei… egel den Vortrag übernommen, an
Eine sorgsam … iches Abendessen anschloß, das die
in seinem gastliche… ächtlichen Stunde vereint hielt. Zu den
bergte, eine klein… chens gehörten Dahlmann, Welcker, Bluhme,
Reisen boten ih… und von Dechen.

Die Anfä… trat Kaufmann diesem Kreise näher. Es waren
1860. Die … der Oberberghauptmann von Dechen, der Astronom
des Kupfer… essor der Medizin Naumann, von Neufville, der Zoologe
Kunst-Ver… anthropologe Professor Schaaffhausen, Oekonomierat Weyhe
im Aug… eologe Professor Noeggerath. In den Protokollen findet sich
die schö… ab Kaufmann häufig als Gast erwähnt.
bewah… Am 15. Dezember 1866 verzeichnet der Bericht die Sitzung bei
an … von Neufville und bemerkt: „Bei Tisch brachte der Wirt in freundlicher
He… Weise einen Toast auf den Oberbürgermeister Kaufmann aus, der Mit-
m… glied des Kränzchens geworden ist.“

Die Vorträge, die von den Freunden gehalten wurden, zeichnen sich durch große Mannigfaltigkeit aus. Nach einer Zusammenstellung des

[1]) Es sind benutzt: Chronik des Bonner Freundeskränzchens von Dr. Moritz Naumann. Den Mitgliedern des Kränzchens zum 25jährigen Jubiläum gewidmet. Als Manuskript gedruckt. Bonn, Georgi 1868. 79 Seiten. Chronik des Bonner Freundeskränzchens 1868—1893. Nach Aufzeichnungen von v. Dechen, v. Neufville und Saemisch herausgegeben von Dr. Theodor Saemisch. Den Mitgliedern des Kränzchens zum 50jährigen Jubiläum gewidmet. Als Manuskript gedruckt. Bonn, Georgi 1893. 47 S., und der handschriftliche Nachlaß Kaufmanns.

·mifch betrafen ... März 1873 besprach Kaufmann wieder
·erkunde, ... Er teilte aus dem letzten Buche
der p... ...r unter der französischen Republik
... In ... ...he sich auf die Geschichte Kölns
...nf ... ...r bei Eulogius Schneider, der,
... ...n in Bonn, im Jahre 1791
...n der Revolution teilnahm.
...ers mit Albrecht Dürer,
...den auch Proben dieser
...h die Vorlegung von
...t 18. Januar 1868
...uer Robert Cauer
Vortr... ...ch über Albrecht
...childerung der ... ...er überaus an-
...a dieser Hinsicht, und ... Dürer, dessen
...er Vorteile, sowie der Nachteile ... 1870, sprach
...jen hat Kaufmann stets beschäftigt. Im ...n Meister
...en Freunden die Verbesserungen der Gefängniss... Wie das
Vorträge liegen noch vor. Besonders eingehend ist ...de be-
des Zellengefängnisses in Bruchsal, das Kaufmann aus ei... auf-
ung kannte und dessen Direktor Dr. Fuesslin er hoch schä... das
Bonner Freunde interessierten besonders die mitgeteilten Proben
Berichtes eines früheren Insassen dieses Gefängnisses, der damals gerade
sich in Bonn aufhielt. Es war ein politischer Gefangener, der ehemalige
preußische Offizier von Corvin, der nachmalige Begleiter des Prinzen Salm,
der dem unglücklichen Kaiser Max nach Mexiko gefolgt war. Auch die
von Alban Stolz nacherzählten Zuchthausgeschichten erwähnt Kaufmann,
der für die gemütreiche und kernige Schreibart dieses echten Volksschriftstellers eine besondere Vorliebe hatte.

Die ausgeprägte Liebe Kaufmanns zur rheinischen Heimat, die wechselvollen Geschicke des engern Vaterlandes, die sich vielfach auch in seiner eigenen Familiengeschichte bemerkbar gemacht hatten, führten Kaufmann naturgemäß in seinen wissenschaftlichen Neigungen zu historischen Studien, die sich mit Vorzug der Geschichte der Heimatsstadt zuwandten.

Am 9. November 1867 eröffnete Kaufmann die Reihe der Vorträge für den Winter in seinem Hause. Unter den Gästen sind dieses Mal Karl Simrock und Professor Floß genannt.

In dem Vortrage wurde die Geschichte zweier Bonner Konventshäuser und die Entwicklung des alten Leprosenhauses dargestellt.

In erweiteter Form erschien dieser Vortrag im folgenden Jahre [1]) im Druck.

Noch mehrere Male nahm Kaufmann Veranlassung, Gegenstände aus der rheinischen Provinzialgeschichte im „Kränzchen" zu besprechen. Im November 1868 machte er den Freunden Mitteilungen über den 1819 in Bonn verstorbenen Kunstkenner und Sammler Kanonikus Franz Pick. In der Zeit der Umwälzung aller kirchlichen und politischen Verhältnisse in den Rheinlanden hat dieser vortreffliche Mann in gleicher Weise wie in Köln die Wallraf und Boisserées, mit denen er befreundet war, in seiner Heimat aus aufgehobenen Klöstern und unterdrückten Kirchen eine Kunstsammlung zusammengetragen, deren Reichtum und passende Aufstellung ebenso das Gefallen Goethes fanden wie der „heitere, geistreiche Mann" selbst [2]). Leider hat kein günstiges Geschick über dieser Sammlung gewaltet, wie es bei den Schätzen der Kölner Freunde der Fall war; vergeblich bot der Kanonikus seine Sammlung der preußischen Regierung an. In Bonn erinnert an ihn nur noch der berühmte unter dem Namen ara Ubiorum bekannte Altar, den Bonn seiner Freigebigkeit verdankt. Kaufmann hat alle handschriftlichen, gedruckten und auch mündlich überlieferten Nachrichten über Pick gesammelt und das Material zu einem anziehenden Kulturbild vereinigt. Der Aufsatz erschien zuerst 1870 [3]); später (1884) hat ihn Kaufmann in den Sammelband „Bilder aus dem Rheinland" aufgenommen.

Am 4. Dezember 1869 gewährte Kaufmann seinen Freunden einen Einblick in ein Tagebuch, das ein Begleiter des Kölner Kurfürsten Joseph Clemens während dessen Aufenthaltes auf einem Schlosse bei Valenciennes 1712 niedergeschrieben hatte. Diese bis zu den geringsten Details des Lebens herabgehenden Notizen gewähren ein Bild des Fürsten, das sehr wenig Achtung gebietet. Auch dieser Aufsatz wurde veröffentlicht [4]).

Am 16. November 1871 verzeichnet die Chronik des Kränzchens: „Kaufmann gab eine Beschreibung der Stadt Bonn am Ende des vorigen Jahrhunderts und zeigte die vorhandenen Abbildungen. Hieran schloß er eine Schilderung des Auftretens der Franzosen in den Jahren

---

[1]) Vergl. Geschichte der Wohltätigkeitsanstalten in Bonn. Bonn, A. Henry, 1868.

[2]) Goethe, Kunst und Altertum am Rhein und Main. Stuttgart, Cotta 1816, 1. Heft, S. 31.

[3]) Vergl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 21. und 22. Heft. Köln 1870: Canonikus Franz Pick. Ein Beitrag zur rheinischen Kunstgeschichte von Leopold Kaufmann, S. 1—27.

[4]) Vergl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 24. Heft, Köln 1872. Landaufenthalt des Cölnischen Churfürsten Joseph Clemens auf dem Schlosse Reimes bei Valenciennes im Sommer 1712. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von L. Kaufmann, S. 1—69.

1794 und 1795.“ Auch am 29. März 1873 besprach Kaufmann wieder eine Periode der Bonner Geschichte. Er teilte aus dem letzten Buche Venedeys — Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik — die interessantesten Stellen mit, welche sich auf die Geschichte Kölns und Bonns bezogen. Länger verweilte er bei Eulogius Schneider, der, früher Professor der schönen Wissenschaften in Bonn, im Jahre 1791 in Straßburg als Anhänger der Jakobiner an der Revolution teilnahm.

Die Beschäftigung mit der Kunst, besonders mit Albrecht Dürer, macht es erklärlich, daß Kaufmann seinen Freunden auch Proben dieser Studien bot, zumal er seine Ausführungen durch die Vorlegung von Blättern seiner Sammlung erläutern konnte. Am 18. Januar 1868 werden Simrock, Hermann Hüffer und der Bildhauer Robert Cauer aus Kreuznach als Gäste verzeichnet. Kaufmann sprach über Albrecht Dürer. Die Chronik des „Kränzchens“ berichtet: „Der überaus anziehende und gefällige Vortrag handelte von Albrecht Dürer, dessen Leben geschildert wurde.“ Ein zweites Mal, im Jahre 1870, sprach Kaufmann wieder über Dürer, „er gab sein Urteil über den Meister und unterstützte dasselbe durch Vorlage seiner Holzschnitte“. Wie das noch vorhandene Manuskript zeigt, machte Kaufmann die Freunde besonders auf das tiefe Gemüt und die erfinderische Phantasie Dürers aufmerksam und legte aus seiner Sammlung die große Passion, das Marienleben und die Apokalypse vor.

Ein drittes Mal sprach Kaufmann über einen Kunstgegenstand im Jahre 1873. Er trug die Lebensgeschichte des Malers Asmus Carstens vor und zeigte die von Müller radierten Zeichnungen desselben. In dem Vortrag führte Kaufmann den Nachweis, wie Carstens als Mitbegründer der modernen Kunstepoche anzusehen sei.

Die Vorträge des Kränzchens gestatten genaue Rückschlüsse auf die wissenschaftlichen Neigungen und Studien Kaufmanns. Wie schon an anderer Stelle angedeutet wurde, war die Schulfrage für Kaufmann seit langen Jahren ein Gegenstand seiner Sorge. Wir finden darum auch unter den Vorträgen des Kränzchens zwei Themata, die aus dem Gebiete der Pädagogik genommen sind. Am 19. Februar 1870 behandelte er Pestalozzi und gab eine eingehende Würdigung seiner beiden Hauptwerke: „Lienhardt und Gertrud“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte“. Die fleißigen Vorstudien zu dem Vortrag liegen noch vor und verraten eine eingehende Kenntnis der Pädagogik und besonders der reichhaltigen Pestalozzi-Literatur. Auch im Winter des Jahres 1871 behandelte Kaufmann einen Gegenstand aus der Pädagogik. Er sprach über das Leben und die Anschauungen des Comenius und legte dabei den orbis pictus des Comenius in einer Nürnberger Ausgabe des Jahres 1746 vor.

Am 9. Januar 1875 hielt Kaufmann den letzten Vortrag im Kränzchen. Die Chronik notiert ihn nicht. „Die von diesem Winter vorhandenen Aufzeichnungen sind leider äußerst lückenhaft," bemerkt der Chronist. Der Vortrag liegt in den hinterlassenen Papieren Kaufmanns vor. Er behandelte einen Gegenstand aus einem Kaufmann sehr bekannten Gebiete: „Ueber die Biographien Beethovens mit besonderer Bezugnahme auf Thayer und Breuning".

Der Kulturkampf zerriß das Band, das Kaufmann an das Freundeskränzchen gefesselt hatte. Man bewahrte ihm aber gleichwohl ein freundliches Andenken. In der Ansprache, die Professor Saemisch bei der Ueberreichung der Chronik aus Anlaß des 50-jährigen Jubiläums im Jahre 1893 hielt, heißt es über das frühere Mitglied Kaufmann:

„Durch eine auffallende Sauberkeit der Sprache und Abrundung der Form zeichneten sich die Vorträge des Oberbürgermeisters Kaufmann aus, der sich leider unter dem Druck politischer Verhältnisse veranlaßt sah, aus unserem Kreise auszutreten. Vielfache, genußreiche Belehrung hatte er uns durch seine vorwiegend die Kunst und ihre hervorragendsten Träger und Vertreter betreffenden, sehr sorgfältig ausgearbeiteten Darstellungen geboten."

Noch ein Wort über die musikalischen Bestrebungen Kaufmanns während seiner amtlichen Stellung in Bonn.

Die Pflege der Musik in der Stadt Bonn bildete für Kaufmann einen Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit. Für ihn war diese Tätigkeit durchaus nicht bloße Liebhaberei, nach seiner Ansicht hat die Musik auf den Schutz der Gemeinde ein Recht und einen Anspruch. Im alten Bonn hatte die Tonkunst den Kurfürsten alles zu verdanken gehabt, die Früchte, die den Voreltern reif und mühelos in den Schoß fielen, sollten in dem neuen, stark heranwachsenden Bonn durch die eigene Anstrengung und die gemeinsame Tätigkeit der Bürger gezeitigt werden.

In mehreren rheinischen Städten wurden zu Beginn der fünfziger Jahre eigene städtische Musikdirektoren angestellt und die größeren Gemeinden gründeten eigene städtische Orchester. Bonn, das für seine Entwicklung vorzugsweise auf das Heranziehen wohlhabender Fremden angewiesen war, durfte auf diesem Gebiete hinter den Nachbarstädten nicht zurückbleiben. Die erste Aufgabe Kaufmanns war daher die Bestellung eines städtischen Musikdirektors. Er stieß aber zunächst auf Schwierigkeiten. Die Bemühungen des spätern Bonner Musikdirektors Wilhelm Josef von Wasielewski, des Freundes und Biographen Robert Schumanns, der 1852 nach Bonn gekommen war, hatten keinen Erfolg. Der Magistrat stimmte dem Antrag Kaufmanns auf Anstellung

eines Musikdirektors zu, aber der Gemeinderat lehnte ihn wegen der Kostenfrage ab. 1855 siedelte von Wasielewski nach Dresden über.

Trotz des Mangels eines städtischen Musikdirektors wurden in Bonn recht gute Konzerte gegeben. Der städtische Gesangverein, der Beethovenverein, die hervorragenden Leistungen des Professors Heimsoeth, die Pflege des Männergesangs in mehreren Gesangvereinen, alles wirkte zusammen, daß Bonn damals in der musikalischen Welt ehrenvoll genannt wurde.

Ein Beweis dafür ist ein Brief Ferdinand Hillers aus Köln (vom 30. Oktober 1854) an Kaufmann. Es wird darin „auf den Plan vom vorigen Sommer" zurückgekommen. Es handelte sich darum, ob Bonn in die Reihe der rheinischen Städte eintreten sollte, die noch jetzt alljährlich zu Pfingsten durch ein großes Musikfest die Kunstfreunde des Rheinlandes sammeln. Hiller bittet in dem Briefe um die Entscheidung Kaufmanns, da Aachen oder Düsseldorf benachrichtigt werden müßten, wenn Bonn nicht an der Veranstaltung teilnehmen wolle. „Es sollte mich sehr freuen, wenn Bonn sich zu einer so großartigen musikalischen Tat erheben könnte." Der Hauptgrund, weshalb Kaufmann, wenn auch schweren Herzens, ablehnen zu müssen glaubte, war der Mangel eines städtischen Musikdirektors in Bonn und damit des geborenen Dirigenten für die Vorbereitungen eines solchen Festes.

Im Jahre 1859 setzte Kaufmann im Stadtrat zwei für die Pflege der Musik wichtige Beschlüsse durch. Es wurde das Theater angekauft, das bis zur Stunde noch seinem Zwecke dient. Sodann wurde in der Person eines erprobten Künstlers, Albrecht Dietrich, ein städtischer Musikdirektor angestellt. Leider verließ Dietrich schon nach zwei Jahren Bonn, da ihm von auswärts ehrenvolle Anerbieten gemacht worden waren; er ging 1861 als Hofkapellmeister nach Oldenburg. An seine Stelle trat Kaspar Josef Brambach, der in Bonn, herangewachsen, bis dahin Lehrer an der Rheinischen Musikschule in Köln gewesen war. Er hat als geschätzter Komponist namentlich auf dem Gebiete des Männergesangs Bedeutendes geleistet. Bei seiner Ernennung betonte Kaufmann, nur durch die Bildung eines kräftigen Chores und die Wiederbelebung eines Orchestervereins würde es möglich sein, gegenüber anderen größeren rheinischen Städten etwas Bedeutendes zu leisten. Diese Erwartung ging in Erfüllung. Der städtische Verwaltungsbericht für das Jahr 1863 bemerkt:

„Im musikalischen Leben unserer Stadt ist durch die Neubelebung des Beethovenvereins unter Leitung des städtischen Musikdirektors Herrn Brambach ein nicht unwesentlicher Fortschritt gemacht worden. Der überaus zahlreiche Besuch der wöchentlichen Orchesterproben dieses Ver-

eins liefert aber den deutlichen Beweis, wie groß und allgemein die Teilnahme für die schöne Kunst der Musik in unserer Gemeinde geworden ist."

Oefters hat Kaufmann in dem Beethovenverein bei dem Stiftungsfeste das Wort ergriffen und die Musik gepriesen. So sagte er am 20. Dezember 1865:

„Wenn die wahre Pflege der Kunst nur in der Veredelung des Menschen ihr höchstes Ziel erkennt, dann muß vor allen andern der Tonkunst die erste Stelle zugewiesen werden.

„Sie ist es, die unmittelbar ergreift, die das Gefühl des Menschen am gewaltigsten bewegt, die den Trauernden in seinem Schmerze erhebt und tröstet, die zum höchsten Heldenmute entflammt für alles Schöne, Edle und Heilige, für die Ehre, die Freiheit und das Vaterland.

„Leben atme die bildende Kunst; Geist fordr' ich vom Dichter.
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus."

„Freuen wir uns deshalb, daß auch hier in unserer Stadt die edle Tonkunst eine freundliche Stätte gefunden, daß sich zu ihrer Pflege Männer aus den verschiedensten weitesten Kreisen vereinigen; Jünglinge, die des Wissens Drang hierher geführt, Männer, die des Tages Last und Mühe in den verschiedensten Berufen getragen. Alle finden sich hier in friedlicher Vereinigung, in schöner Harmonie."

Der Name des Vereins sollte kein leerer Klang sein. Kaufmann wies öfters darauf hin, daß, wenn man den größten Musiker der Welt zum Schildhalter erwählt habe, dadurch auch die ernste Pflicht entstehe, das Höchste zu erstreben, was auf dem Gebiete der Musik in Bonn zu erreichen sei.

Im Jahre 1869 trat an die Stelle Brambachs als Musikdirektor der vorhin erwähnte Wilhelm Joseph von Wasielewski, der auch als Verfasser der „Violine und ihre Meister" bekannt ist. Seit seinem Weggange von Bonn hatte er durch häufige Briefe und Besuche die in Bonn angeknüpften Verbindungen festgehalten. Schon 1859 wurde bei einem Besuch am Rhein und dann brieflich zwischen ihm und Kaufmann der Gedanke besprochen, dem auf dem Bonner Friedhof ruhenden Robert Schumann ein würdiges Denkmal zu setzen. Immer wieder betont Wasielewski in seinen Briefen an Kaufmann den Wunsch, an den Rhein zurückzukehren; er meint einmal, er habe an sich selbst erfahren, wie wahr das Wort Simrocks sei: „Mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein"; die einmal genossene Schönheit des Rheines erfülle in der Fremde das Herz mit einer unsagbaren Sehnsucht. Schon beim Weggang Dietrichs hatte sich Wasielewski mit der Bitte an Kaufmann gewandt, ihm zur

Stelle des Musikdirektors in Bonn zu verhelfen. Als 1867 die gleiche Stellung in Koblenz frei wurde, bat er erneut um die Unterstützung Kaufmanns. „Sie werden wohl gestatten, daß ich mich in Koblenz auf Sie und Heimsoeth, den ich deshalb auch anging, berufe. Unter den Bonner Kunstbeschützern sind Sie beide ja diejenigen, die am besten über künstlerische Befähigung urteilen können."

Die erste Aufgabe, die des neuen Musikdirektors wartete, waren die Vorbereitungen zu der Feier des 100-jährigen Geburtstages Beethovens.

Es war stets für Kaufmann eine Angelegenheit von Wichtigkeit gewesen, das Andenken **Beethovens** in seiner Heimat lebendig zu halten. Kaufmann gehörte zu den aufrichtigen Bewunderern des großen Meisters; für ihn bildete Beethoven den Höhepunkt der musikalischen Entwickelung. Daher verhielt er sich Wagner gegenüber ablehnend. Er meinte einmal in einer Festfeier des Beethovenvereins: „Bei politischen Festen pflegt das erste Hoch auf den König als den Landesherrn ausgebracht zu werden; wir begehen aber heute eine musikalische Feier. Fände die Regel auch hier für uns Anwendung, es bestände kein Zweifel, wen wir als unseren König im Reiche der Töne anerkennen und ehren sollten. Es ist dies der große Meister Ludwig van Beethoven, der in unserer Stadt das Licht der Welt erblickte."

Ueber bis dahin noch unbekannte Verhandlungen Kaufmanns mit dem Freunde und Biographen Beethovens, A. Schindler, gibt ein Brief vom 27. Oktober 1859 Auskunft, den ich im Interesse der Beethovenfreunde mitteile. Nach der Ansicht eines unserer besten Beethovenkenners, des Bearbeiters der Thayerschen Beethoven-Biographie, Geheimrat Dr. Deiters in Koblenz, handelt es sich wohl um die Büste von Franz Klein oder von Schaller[1]). Der Brief lautet:

„Bockenheim, 27. Oktober 1859.

Hochgeehrter Herr Bürgermeister!

Auf eine Erwiderung im Punkte der Marmorbüste, wie vorliegt, war ich kaum gefaßt. Daß dieser Ankauf nur infolge Ratsbeschlusses stattfinden könne, ist ja evident; wenn aber noch außenstehende Dilettanten gefragt werden, so ist eine Stimmeneinhelligkeit noch schwerer zu erzielen, denn nichts ist schwieriger, als mit Dilettanten in Kunstsachen zu tun zu haben. Da ich dies so oft zu erfahren gehabt, so bin ich voll Widerwillen gegen alle Einmischung oder Hineinziehen von Dilettanten. Man sollte diese Acquisition der Büste, die ihresgleichen als Beethovenbildnis in der Plastik nicht hat, nicht abhängig machen von der Acquisition der in

[1]) Beide sind abgebildet in der Beethoven-Biographie Theodor von Frimmels, Berlin 1901, S. 46 u. S. 74.

meinem Besitz sich befindlichen Reliquien des unsterblichen Meisters . . . und Bonner Kindes.

„Vernehmen Sie nun, mein hochverehrter Freund, was ich hinsichtlich dieser Reliquien, zuvörderst der Skripta, als Dokumente und Korrespondenzen, unter letzteren auch die bedeutende Anzahl der Briefe an mich, zu tun willens bin.

„Indem ich 1855 in der Stimmung war, alles Besitzende an einen sichern Ort zu deponieren, weil ich geglaubt, von den Skriptis selber keinen Gebrauch mehr machen zu müssen, so bin ich durch Erscheinen des Ulibischeffschen [1]) Buches 1857 über Beethoven eines anderen belehrt worden. Hatte ich mich früher gegen eine Ausgabe in neuer Bearbeitung gesträubt, — obwohl die zweite Auflage schon ganz auf der Neige ist —, weil mir vor einer solchen Arbeit, die in mancher Beziehung, z. B. Genesis der verschiedenen Werke Beethovens, Katalogisches ꝛc., äußerst schwierige Vorbereitungen erforderte, in der Tat gegraut hat — Ulibischeffs Buch hat alles dieses in mir verscheucht, und kaum gelesen, ging ich schon im März 1857 an die Arbeit. Der Lohn für die große Mühe scheint jetzt schon sich ergeben zu wollen, obschon es erst sechs Wochen sind, als das Buch die Presse verlassen hat. Eduard" — es ist Eduard Hüffer, der Eigentümer der Aschendorffschen Buchhandlung in Münster, der Schindlers Beethoven-Biographie verlegte —, „schrieb mir am 24. wörtlich: »Wenn ich nach der Menge der eingegangenen Bestellungen urteilen soll, so muß das Buch im Publikum große Aufmerksamkeit erregen. Wir wollen hoffen, daß wir bald in die Lage kommen, eine neue Auflage zu machen.«

„Nicht nur also die Besorgnis vor Mißbrauch der Dokumente ꝛc., wenn ich sie aus den Händen gäbe, sondern auch mein und meines Verlegers Verlangen und Interesse, obendrein das unseres großen Meisters, machen es ratsam, alles unter Schloß und Riegel verwahrt zu halten und die Verfügung zu treffen, die Skripta noch eine Anzahl von Jahren nach meinem Ableben unter Riegel irgendwo deponiert zu wissen, niemanden zugänglich als bloß der Aschendorffschen Buchhandlung, falls sie eins oder das andere daraus zu einer neuen Auflage meines Buches verwenden wollte — denn es befindet sich in Menge noch Unberührtes darin.

„Besehen Sie sich nur den Wortlaut meiner und des Verlegers Bitte an die musikalischen Schriftsteller am Schlusse des Vorworts, so haben die dort genannten Herren mit den früheren Auflagen gewirtschaftet, und was andere damit getan, ist garnicht zu sagen. Man muß

---

[1]) Lies: Oulibitscheff.

aber den Zusammenhang, Beweggründe ꝛc. der vorhandenen Papiere genau kennen, um selbst bei dem besten Willen keinen unpassenden oder gar schlechten Gebrauch davon zu machen. Mit bloßem Abschreiben und Mutmaßungen ist es nicht getan. Nun denke man sich aber den Heißhunger unzähliger Schriftsteller, irgend etwas Neues und Pikantes über Beethoven vorzubringen.

„Bei allfälliger Acquirierung seitens der Stadt Bonn würde man sicher und gewiß von versiegelten Paketen nichts wissen wollen; Prof. Jahn stände vielleicht an der Spitze der Protestierenden,. denn er hat gesehen, was vorhanden, und auch gleich kalkuliert, wie er es benutzen wolle. Durch Veröffentlichung nur der Hälfte der Briefe — und Jahn liebt es, Briefe in großer Zahl abzudrucken — läßt sich ein Band von 20 Druckbogen machen. Meinerseits aber erkläre ich mich offen gegen derlei Verfahren und verstehe das Wichtige vom Unwichtigen strenge zu scheiden, kurz: ich liebe überall die Kürze, andere die Weitschweifigkeit.

„So der Stand der Dinge in unserer Angelegenheit! Es zeigt zu deutlich, daß jedes weitere Sollizitieren von uns beiden doch zu keinem Resultate führen würde, — weil zu viele mit hineinreden, die ganz andere Zwecke verfolgen. Ich bin daher gefaßt, den besitzenden Schatz irgend einem Institut zu schenken, weil ich dann die Ueberzeugung mit ins Grab nehme, daß meine Verfügung respektiert werden wird.

„Schließlich bitte ich Sie inständigst, verehrter Freund und Gönner, Vorstehendes wie eine konfidentionelle Mitteilung zu betrachten, unter vier Augen gesagt. Warum sollen Sie sich noch Aerger und Verdruß mit dem Bonner Musikdirektor zuziehen, da es daran nicht fehlen wird mit anderen Dilettanten?

„Mit der alten Freundschaft und Anhänglichkeit zeichnet Ihr

A. Schindler.“

Den kostbaren Schatz des Beethovenschen Nachlasses, den Schindler hütete, verlor Kaufmann nicht aus dem Auge. Wenn er auch nicht für Bonn gewonnen werden konnte, so gehört es doch mit zum Verdienste Kaufmanns, daß er dem preußischen Vaterland erhalten blieb. Kaufmann hat die Bemühungen des Bibliothekars Espagne in Berlin, mit dem er durch seine Schwester Julie Hüffer befreundet war, dadurch unterstützt, daß er in Bonn den kunstsinnigen Rentner und Stadtverordneten Kyllmann bewog, zur Erwerbung des Schindlerschen Nachlasses eine bedeutende Summe zur Verfügung zu stellen, wodurch es ermöglicht wurde, die kostbaren Hinterlassenschaften Beethovens für die musikalische Abteilung der königlichen Universitätsbibliothek in Berlin zu erlangen.

Von Beethoven-Erinnerungen war in Bonn selbst leider wenig erhalten. Es gelang Kaufmann wenigstens, das Wenige vor dem Untergange zu retten.

Der sogenannte Fischersche Nachlaß wurde 1864 von Kaufmann für die Stadt erworben. Es sind Aufzeichnungen des im Alter von 83 Jahren in Bonn im Johanneshospital verstorbenen Gottfried Fischer, des ehemaligen Eigentümers jenes Hauses in der Rheingasse, in welchem zwei Generationen der Familie Beethoven gewohnt haben, in dem aber Ludwig van Beethoven nicht geboren ist. Deiters hat diese Aufzeichnungen in der deutschen Bearbeitung der Thayerschen Beethoven-Biographie mitgeteilt[1]).

Im Jahre 1866 teilte Kaufmann den Stadtverordneten mit, daß er beabsichtige, an dem Geburtshause Beethovens in der Bonngasse eine Gedenktafel anbringen zu lassen. Man hatte in Bonn lange über die Frage nach dem Geburtshause des großen Meisters gestritten. Die Beethoven-Biographie von Thayer löste die letzten Bedenken, welche man bezüglich des Hauses in der Bonngasse haben konnte. In der Stadtverordneten-Sitzung bemerkte Kaufmann, daß auf Grund der Forschungen Thayers „eine erste Autorität, Professor von Sybel, sich dahin ausgesprochen habe, daß nunmehr der historische Beweis für Beethovens Geburt in der Bonngasse in jeder Hinsicht festgestellt sei“.

Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß Kaufmann mehrfach während seiner Amtstätigkeit an den Wohnungen bedeutender Persönlichkeiten Gedenktafeln anbringen ließ, so für August Wilhelm von Schlegel, für Niebuhr, Generaldirektor Lenné u. a. Seinem historischen Sinn und seiner Pietät für die Vergangenheit erschienen auch solche Dinge als nicht bedeutungslos.

Der 100-jährige Geburtstag Beethovens sollte in Bonn seine Spuren dauernd hinterlassen. Durch reichliche Gaben einzelner Kunstfreunde und das Entgegenkommen der Stadt, die den Bauplatz und die Summe von 15000 Talern hergab, wurde der Bau der Beethovenhalle möglich. Am 2. April 1870 fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Für die Eröffnung am 17. Dezember waren große musikalische Feste geplant. Unter der Leitung Ferdinand Hillers sollten die größten Werke Beethovens gegeben werden. Der Ausbruch des Krieges hinderte die Ausführung des ganzen Programms. Doch die großen Siege des deutschen Heeres ließen es zu, daß der Tag nicht ohne eine Feier vorüberging.

---

[1]) Thayer, Leben Beethovens, übersetzt und bearbeitet von Hermann Deiters. 2. Afl. Berlin, Weber, 1901, S. XXV, S. 407—448.

Der einfache und schlichte Saal faßte 1500 Zuhörer, darunter auch viele rekonvaleszente Soldaten aus den Bonner Lazaretten, die dazu eingeladen worden waren. Auf dem Festprogramm standen nur Werke Beethovens, die Ouvertüre zur „Weihe des Hauses“, das Kyrie und Gloria aus der C-dur-Messe u. a. Was für einen Musiksaal die Hauptsache war, — „die Akustik erwies sich,“ wie Wasielewski in seinen Erinnerungen [1]) sagt, „als eine über alle Erwartung gelungene und ganz vorzügliche“.

Die Festrede Kaufmanns wurde mit Jubel begrüßt. Nicht nur seine Begeisterung für Beethoven, auch die frohe Stimmung und die Hoffnung, die sich mit den Siegen Deutschlands verknüpfte, fand darin beredten Ausdruck. „Heute vor hundert Jahren,“ so sagte Kaufmann, „wurde Ludwig van Beethoven in dieser Stadt geboren! Welch eine Fülle von Gedanken und Empfindungen weckt diese Tatsache bei allen, deren Herz warm schlägt für die Kunst, für die Ehre unseres Vaterlandes, für die Ehre der Menschheit.

„Unter dem Schutze eines geistig hochbegabten, kunstsinnigen Fürsten, dessen Streben ihn mit den Besten seiner Zeit vereinigte, in der paradiesischen Gegend des Rheines wurde der göttliche Funke des Genius gepflegt und zur hellen Flamme genährt. Mit Recht fühlen die Bewohner dieser Stadt sich hochgeehrt durch ihren größten Mitbürger; der Name der Stadt Bonn wird durch ihn für alle Zeiten erhalten, so lange Menschen die Erde bewohnen. Nicht allein hier, an unzähligen Stellen gedenken viele mit uns in freudiger erhobener Stimmung dieser wichtigen Stunde.

„Wie aber vereinigt sich dies mit der Spannung und der geistigen Aufregung, unter der wir alle leben, da die Geschicke unseres teuren Vaterlandes sich in der wunderbarsten Weise erfüllen und das tiefgehende Verlangen der Vereinigung bei dem deutschen Volke sich auch in der äußeren Erscheinung zu offenbaren anfängt?

„Wir haben in einigen Tagen wieder ein Deutsches Reich, nicht lange, und wir haben wieder einen deutschen Kaiser! . . . Wir Alle sind Zeugen, wie die edelste Begeisterung unsere Jünglinge und Männer entflammte, wie sie mutig zum Schwerte griffen, bereit, ihr Leben für das Vaterland zu opfern. Mit Stolz dürfen wir sagen, Deutschlands Söhne sind ihrer Väter wert.

„Wer aber weckte in unserem Volke die edle Begeisterung, wer erhielt und stärkte sie unter dem Drucke der wechselnden Zeiten?

---

[1]) Wilhelm Joseph von Wasielewski, Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897, S. 232.

„Es sind die großen Geister unserer Nation, die das Ideal in unseren Herzen erhielten, die uns stark machten, die Gefahren einer ungeahnten materiellen Entwickelung zu ertragen, ohne in Uebermut oder geistige Erschlaffung zu verfallen.

„Danken wir dafür den geistigen Vorkämpfern unseres Volkes, danken wir dafür unter ihnen dem größten Meister der Tonkunst. Bringen wir ihm heute den ersten Tribut unserer Verehrung und Liebe dar.

„Was Sterbliches an Beethoven war, das ruht schon seit einem Menschenalter in dem Schoße der Erde, sein Geist aber lebt noch unter uns, er erhebt uns zu dem Hohen und Einzigen, zu dem Urquell alles Guten und Schönen, er wird leben in seinen Werken, so lange Menschenherzen das Schöne empfinden und lieben. Das ist die Unsterblichkeit des großen Genius!"

Das geplante große musikalische Beethovenfest wurde am 20., 21., 22. und 23. August 1871 gehalten. Ferdinand Hiller hatte die Hauptleitung. Die größten Werke Beethovens kamen zur Aufführung, die Missa solemnis, die neunte Symphonie u. a. Unter den Solisten waren Joachim und Frau aus Berlin, Grützmacher aus Dresden, Hofopernsänger Vogel aus München. Die Teilnahme an dem Fest war eine ungemein große. Am vierten Tage machten die Comitémitglieder, die Künstler und Gäste eine gemeinsame Rheinfahrt.

Von ähnlicher Bedeutung war das große Schumannfest am 17., 18. und 19. August 1873. Der Reinertrag war dazu bestimmt, die Grabstätte Schumanns durch ein würdiges Denkmal zu zieren. In Bonn bestand schon längere Zeit unter dem Vorsitz Kaufmanns ein Comité für diesen Zweck. Man hatte sich mit Professor Donndorf aus Stuttgart in Verbindung gesetzt. Professor Joachim hatte dieses Mal die Hauptleitung des Festes, das durch das Erscheinen der Witwe Clara Schumann eine besondere Weihe erhielt. Es war ein erhebender Augenblick, als sie auf dem Podium des Orchesters erschien, um das Klavierkonzert ihres Gatten vorzutragen; die Begeisterung wollte kein Ende nehmen. Von den Solisten entzückte am meisten Julius Stockhausen als Doktor Marianus in den Faustszenen. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf. Der Gesangchor zählte 394 Mitglieder, 111 Künstler bildeten das Orchester. Der Ruhm der Bonner Musikveranstaltungen war so weit gedrungen, daß nach den Angaben des Bonner Verwaltungsberichtes für 1874 zwanzig deutsche und elf Blätter des Auslandes das Fest in anerkennender Weise besprachen. Für die Bemühungen Kaufmanns auf dem Gebiete der Musik in Bonn bildeten diese beiden Feste den Glanzpunkt. Besseres ist wohl in Bonn nicht mehr geleistet worden. Bei

der Schlußfeier des Schumannfestes hat Kaufmann in freudiger Stimmung ein Wort an die Künstler und Kunstfreunde gerichtet:

„Noch stehen wir unmittelbar unter dem überwältigenden Eindruck, den die Fülle des Schönen und Herrlichen aus der Welt der Töne während der eben vergangenen Tage auf uns alle und auf Tausende mit uns gemacht hat.

„Erscheint es auch gewagt, danach dem schlichten, einfachen Worte eine Stelle zu vergönnen, so erachte ich es doch für eine dringende Pflicht, ehe dieser auserwählte Kreis von Künstlern und Kunstfreunden sich trennt, den Gedanken noch einmal uns klar vor die Seele zu stellen, der uns vereinte, der die Verehrer des Meisters zusammenrief von nah und fern.

„Fast zwei Dezennien sind seit dem Hinscheiden Robert Schumanns vergangen. Seine Werke aber sind der Stolz und die Freude der deutschen Nation, das hochgeschätzte geistige Eigentum der ganzen musikalischen Welt. Ein Volk, das seine großen Männer ehrt, ehrt sich selbst; unser deutsches Volk fühlte die Pflicht, das Andenken des großen Meisters durch die möglichst vollkommene Aufführung seiner poesievollen Werke zu ehren und zum dauernden Andenken die Stätte durch ein Kunstwerk zu schmücken, wo die teure Asche ruht.

„Zu diesem Ausdruck der Dankbarkeit und Verehrung durfte wohl die Stadt die Anregung geben, unter deren Schutz das Grab Robert Schumanns gestellt worden ist.

„Weihen wir heute, ehe wir scheiden, dem Andenken des verklärten Meisters ein stilles Glas.

„Doch geben wir auch dem Leben sein volles Recht; danken wir zuerst und aus tiefstem Herzen der edlen Frau, die den großen Genius ihres Gatten erkannte und zur herrlichsten Entwickelung fördern half, die auch unserer Feier durch ihre Teilnahme eine rührende höhere Weihe verliehen hat.

„Stimmen Sie nun mit mir ein in den Ruf: hoch lebe die edle Gattin Robert Schumanns, die große deutsche Künstlerin, Frau Clara Schumann lebe hoch!“

Wie ein Widerhall des Festes mutet der Brief an, den Professor Joachim am 18. September 1873 von Norderney an Kaufmann richtete:

„Sie haben durch Ihre warmen Worte, mit welchen Sie im Auftrage des Comités dessen Zufriedenheit mit meinem und mit meiner Frau Anteil Ausdruck gaben, uns beiden eine große Freude bereitet, für die wir unseren herzlichen Dank sagen. Für mich am Dirigentenpult war es eine erhebende Empfindung, Werke des geliebten verstorbenen Freundes und Meisters in einer Weise zu Gehör zu bringen, wie

sie eben durch die ausgezeichneten Mitwirkenden möglich wurde, die zu gewinnen das Comité kein Opfer scheute. Wie wohltuend aber war es uns allen, die edle Frau Clara Schumann durch den Enthusiasmus der Versammlung in so hohem Maße die Ueberzeugung gewinnen zu sehen, daß ihres Robert Werke feste Wurzel im Herzen der Nation gefaßt haben. Wahrlich, die Tage sind mir unvergeßlich und auch das Vertrauen, mit welchem mich das Comité beehrte, werde ich mit Stolz in der Erinnerung bewahren."

Im Verlaufe des Briefes bemerkt Joachim: „Ihre Aufgabe, hochgeehrter Herr Oberbürgermeister, ist nach all Ihrer Arbeit für die schöne Sache nun doch erst zur Hälfte gelöst, und eigentlich kömmt jetzt für Sie der schwierigste Teil derselben: die Sorge um das Denkmal selbst!" Joachim bittet dann, daß man sich auch dem Wunsch Clara Schumanns gemäß mit „einem der bewährtesten Freunde des Schumannschen Hauses, der zugleich ein bedeutender bildender Künstler ist", mit Professor Bendemann in Düsseldorf, in Verbindung setzen solle, ehe man die Entscheidung über den Entwurf des Denkmals treffe. Ueber die weiteren Verhandlungen, an denen Joachim einen bedeutenden Anteil hatte, liegen zahlreiche Briefe vor. Kaufmann behielt den Vorsitz des Comités auch nach seiner Nichtbestätigung noch eine Zeitlang bei. In einem Schreiben an Professor Joachim vom 28. Juli 1875 erzählt er, daß er nach seiner Nichtbestätigung das Denkmalcomité in der Absicht versammelt habe, seinen Vorsitz niederzulegen. Den dringenden Bitten der Comitémitglieder habe er aus dem Grunde nachgegeben, weil er wohl gefühlt habe, daß durch seinen Rücktritt der wünschenswerte Ausgang der Sache gefährdet werde. Es waren nämlich künstlerische und finanzielle Schwierigkeiten bezüglich des Donndorfschen Entwurfes entstanden. Es gelang Kaufmann, nach beiden Richtungen hin Rat zu schaffen. Die finanziellen Bedenken wurden durch Kyllmann gehoben, „der in kurzer Zeit bei hiesigen reichen Leuten den angegebenen Betrag zusammengebracht hat". Erst nachdem dies erledigt war, legte Kaufmann seinen Vorsitz nieder, der auf seinen Freund Professor Schaaffhausen überging.

Die Bestrebungen Kaufmanns um die Musik fanden besonders in den Kreisen der Musiker selbst und auch der Musikschriftsteller vielseitigen Beifall. Mit vielen stand er in persönlichem und brieflichem Verkehr, ich nenne noch außer den schon Erwähnten den bekannten Verfasser der Musikgeschichte Emil Naumann, dessen Vater, Professor Naumann, Mitglied des Bonner Freundeskränzchens war, den jetzigen Geheimrat Deiters, Sohn des Professor Deiters in Bonn, der mit Kaufmann in der städtischen Verwaltung lange Zeit gearbeitet hatte, Ludwig Nohl u. a. Auch schriftstellerisch betätigte Kaufmann seine Liebe

zur Musik. Sehr anerkennend wurde eine kenntnisreiche Studie von ihm besprochen, die über „die Pflege der Musik an dem Hofe der letzten Kölnischen Kurfürsten“ handelte[1]). Auch für das Musikalische Konversationslexikon von Hermann Mendel lieferte er Beiträge. In einem Schreiben Mendels vom 10. April 1873 heißt es: „Genehmigen Sie meinen wärmsten und verbindlichsten Dank für den willkommenen Beitrag . . ., der mir auch in anderer Beziehung von besonderem Werte ist, da er bekundet, wie Sie als Oberhaupt der Kunststadt Bonn auch das musikalische Interesse Ihrer Bürger hegen und pflegen. Ihre nicht hoch genug zu schätzende Vorliebe und Fürsorge für Kunst und Künstler sind zwar allbekannt und anerkannt und haben eben erst durch Ihre Anordnungen zu Gunsten eines Robert Schumanndenkmals ein neues schönes Relief erhalten, allein für die Art, wie Sie auch fern der Oeffentlichkeit im stillen wirken, davon habe ich durch Ihre Gabe einen schönen Beweis erhalten.“

Achtes Kapitel.

Das Vatikanische Konzil und der Krieg von 1870/71.

Die religiösen Wirren vor dem Vatikanischen Konzil. Die Stellung Dieringers. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit im Juli 1870. Befürchtungen am Rhein beim Ausbruch des Krieges. Der Königswinterer Protest gegen den Beschluß des Konzils und seine Folgen, besonders für Dieringer. Die Tätigkeit Kaufmanns während des Krieges. Das Friedensfest am 22. März 1871. Die Entstehung des Altkatholizismus in Bonn. Die Brüder Reinkens und Karl Simrock. Die Bonner Kirchhofskapelle wird von den Altkatholiken benutzt. Die letzten Jahre Dieringers.

Kaum hatten sich die Wogen der politischen Kämpfe, die sich wegen der Militärreorganisation in Preußen erhoben hatten, gelegt, als eine andere Frage, die auf religiösem Gebiete lag, in Preußen und in ganz Deutschland viele Gemüter in Aufregung versetzte: es war die Einberufung eines allgemeinen Konzils durch Papst Pius IX. und die Erklärung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit, die auf dem Konzil erfolgen sollte. Bonn wurde neben München ein Hauptschauplatz der Kämpfe um das Vatikanum. Kaufmann wurde in diese aufregende Agitation mit hineingezogen. Einige seiner besten Freunde standen in dieser Zeit im Vordergrund des Kampfes.

---

[1]) Veröffentlicht in den „Bildern aus dem Rheinland“.

Es war vor allem sein langjähriger treuer Freund Professor Franz Xaver Dieringer. Kaufmann dankte ihm manche Anregung und Belehrung in religiösen Dingen. Um so gefährlicher mußte es deshalb für Kaufmann werden, daß Dieringer in der oppositionellen Bewegung gegenüber dem Vatikanum in Bonn im Anfang eine führende Stellung einnahm. So erschien es wenigstens den Fernerstehenden. Im Nachlaß Kaufmanns finden sich aus dieser bewegten Zeit zahlreiche Briefe und Notizen, die namentlich bezüglich der Stellung Dieringers manche wertvolle Aufklärungen gewähren. Aus dem Tagebuch des Professors Floß aus jenen Tagen, in das mir ein Einblick gestattet wurde, konnten einige Aeußerungen entnommen werden.

Gewiß wird man Professor Kaulen beistimmen [1]), wenn er die für viele ganz unerklärliche Stellung Dieringers, die mit seiner Vergangenheit im Widerspruch stand, zum guten Teil aus dem krankhaften körperlichen Zustand desselben herleitet. Auch die Zurücksetzungen, die Dieringer bei Bischofswahlen 1856 und 1864 erfahren hatte, wo sein Name von der Kandidatenliste der Domkapitel zu Paderborn und Trier durch die Regierung gestrichen worden war, schmerzten ihn. Nach dem Tode des Kardinals von Geissel stand er bei der Besetzung des Kölner Stuhles stark mit in Frage — auch hier erfuhr er eine neue Zurücksetzung. Unter dem Kardinal von Geissel hatte Dieringer zu den einflußreichsten und angesehensten Ratgebern und Freunden des Erzbischofs gehört. Von Geissel hatte ihn mit Ehren und Auszeichnungen bedacht, ihn zum Domkapitular und Geistlichen Rat ernannt. Weihbischof Baudri schildert in seiner Biographie Geissels [2]) das Verhältnis der beiden Männer: „Geissel behandelte Dieringer als Freund; seine biedere schwäbische Natur, sein tiefes Gemüt machten ihn bei seinen reichen Kenntnissen und Geistesgaben für die kirchlichen Angelegenheiten ebenso brauchbar als angenehm im Verkehr. So oft der Erzbischof in Bonn verweilte, sei es in Sachen der Fakultät und des Konviktes, sei es in Pastoralangelegenheiten, nahm er Wohnung in Dieringers geräumiger Behausung." Das wurde jetzt anders. Der neue Erzbischof Paulus Melchers und Dieringer waren grundverschiedene Naturen, die sich nicht verstanden. Dazu kam, daß der neue Erzbischof mit der theologischen Fakultät in Verwickelungen geriet, die sich sehr zuspitzten. An ihnen nahm Dieringer lebhaft Anteil.

Aus einer literarischen Fehde, die Dieringer 1868 im Bonner Literaturblatt gegen den Jesuitenpater Kleutgen begann und die mit den früher

---

[1]) Freiburger Kirchenlexikon, 2. Aufl., Bd. 3, S. 1727.

[2]) Baudri, Johannes von Geissel. Vereinsgabe der Görresgesellschaft, S. 72, Bachem, Köln 1881.

von Dieringer vertretenen Anschauungen im Widerspruch stand, ging er nicht als Sieger hervor. Obschon es gerade Dieringer gewesen war, der die Niederlassung der Jesuiten in Bonn eifrig betrieben hatte — in seinem Hause wurden 1855 die Unterhandlungen mit dem ersten Oberen Pater Dewis von seiten der Behörden geführt [1]) — geriet er jetzt in eine gereizte Stimmung gegen seine früheren Freunde.

Die Einladung zu den Vorarbeiten für das vatikanische Konzil, welche 1868 an Dieringer erging, lehnte er leider ab unter Berufung auf seine schwankende Gesundheit. „Ich habe dies tief beklagt," sagt Hettinger [2]), „und beklage es immerfort; vieles, vieles wäre anders geworden, für seine Person selbst, wie für die Fakultät zu Bonn."

In damaliger Zeit wurden in Bonn die religiösen Tagesfragen bei Spaziergängen eifrig besprochen. Man scharte sich dabei um Dieringer, der mit Vorliebe die schattigen Alleen des Hofgartens aufsuchte. Scherzend sind diese Zusammenkünfte die „geistliche Börse" genannt worden. Es fanden sich da außer den Professoren und Dozenten der Theologie von bekannten Bonner Laien die Professoren Bauerband und Walter, Legationsrat von Reumont, der damals einige Jahre in Bonn lebte, und auch Kaufmann ein, der nach Beendigung seiner Arbeiten auf dem Rathause die Stunde von 12—1 Uhr häufig zu einem Spaziergang benutzte. Dem klugen und ruhigen Blick Kaufmanns entging es bei diesen Zusammenkünften nicht, daß sein Freund Dieringer nur scheinbar in dem Kreise der Gegner der Unfehlbarkeit die führende Stellung einnahm. Sobald es für Kaufmann feststand, daß es vorzüglich Reusch war, der Dieringer in dieser Hinsicht beeinflußte, hielt er es für Freundespflicht, Dieringer aufzuklären. Er begleitete ihn eines Tages vom Hofgarten nach seiner Wohnung und sprach sich ihm gegenüber offen über seine Wahrnehmungen aus. Er warnte den Freund und gebrauchte dabei die Worte: „Lieber Dieringer, Sie glauben, Sie seien der Führer, aber darin irren Sie, Sie führen nicht, nein, Sie werden von anderen geschoben!" Dieringer antwortete sehr erregt und wollte der Auffassung Kaufmanns durchaus nicht zustimmen. Erst im Jahre 1874, als sich die Freunde zum letzten Mal in Veringendorf sahen, hat Dieringer das Gespräch wieder auf die damalige Aeußerung gebracht und Kaufmann eingestanden: „Sie haben damals doch recht gehabt."

Kaufmann hatte sich persönlich schnell in dem Wirrwarr der damaligen Kämpfe zurecht gefunden. Schon am 5. Juli 1869 schrieb er an Hermann Hüffer über diese Dinge ziemlich bestimmt und klar. Es handelte sich um die sog. Koblenzer Laienadresse an die Bischöfe.

[1]) Nach einem Brief Kaufmanns aus dem Jahre 1855.

[2]) Aus Welt und Kirche. 4. Aufl. Freiburg, Herder 1897, 1. Bd. S. 456.

„Hier in Bonn agitiert Bauerband für einen Anschluß an die bekannte Adresse aufgeklärter Katholiken in Koblenz und hat etwa dreißig Unterschriften erhalten, darunter Kampschulte, Schaaffhausen usw. Ich habe nicht unterschrieben, weil ich in meiner amtlichen Stellung mich nicht gern für eine Partei ausspreche, auch ist mir die Sache nicht klar genug in der Adresse ausgedrückt und manche Ansprüche dürften doch auch schwer zu begründen sein. Ob eine Teilnahme der Laien an dem Kirchen-Regiment förderlich und ausführbar wäre, kann man doch füglich noch sehr bezweifeln. Auch in der Vermehrung der Dogmen sehe ich gerade kein Unglück. Die Adresse soll unserem Erzbischof überreicht werden, der sie sicherlich ad acta legen wird. Was wollen nun die Unterzeichner der Adresse tun, wenn sie ohne alle merkbare Wirkung bleibt? Konsequent müßten sie austreten, was doch für manchen untunlich ist."

Je näher die Definition des Dogmas rückte, um so heftiger wurde die Opposition. Am 18. Januar 1870 erließ Stiftspropst Döllinger in München eine Erklärung gegen den Antrag der 400 Bischöfe auf Definierung der Unfehlbarkeitslehre. Von vielen Seiten ergingen Beifallsadressen an Döllinger — es war überhaupt die Zeit der Adressen. Auch von Bonn sandte man eine von Reusch redigierte Zuschrift an Döllinger ab, die auch Dieringer unterschrieb. Am 9. März 1870 erließ Döllinger eine zweite Erklärung, die sich mißfällig über die Geschäftsordnung des Konzils äußerte. Daraufhin erließ auch Dieringer eine Erklärung, die unklar war und nach keiner der beiden Seiten hin befriedigte.

Schnell schritt die Entwickelung der Entscheidungen weiter — religiös und politisch war der Monat Juli des Jahres 1870 von größter Bedeutung. In der Nacht auf den 16. Juli unterzeichnete König Wilhelm von Preußen die Mobilmachungsordre gegen Frankreich und am 18. Juli fand in Rom die entscheidende Abstimmung über die päpstliche Unfehlbarkeit statt.

Die Kriegsnachricht wirkte am Rhein überraschend. Eine Aufzeichnung Kaufmanns aus jener Zeit spricht sich darüber aus. Im „Kränzchen" hat er den Freunden davon erzählt. Man hatte am Rhein ernstlich mit der Möglichkeit gerechnet, daß ein Einmarsch der Franzosen bevorstehe. „In aller Stille war aber auch sofort alles für den schlimmsten Fall bereit gestellt, in geheimen Konferenzen, die täglich zwischen dem Kommandeur unseres Königs-Husarenregiments und mir stattfanden, war alles für den Rückzug des Regiments auf das rechte Rheinufer vorbereitet, an drei Punkten zugleich sollte der Uebergang stattfinden, die Mietwagen und das Fuhrwerk der Privatleute war speziell bezeichnet, um das Gepäck rasch zu befördern. Merkwürdig und bewundernswert war es, daß sich

angesichts der großen und nahen Gefahr nirgends Niedergeschlagenheit oder Kopflosigkeit zeigte, jeder schien von dem Gefühle erfüllt, es gelte jetzt die höchste Anspannung aller Kräfte und das einmütigste Handeln."

Der von Kaufmann erwähnte Oberst des Bonner Husarenregimentes ist der jetzige Generaloberst Freiherr von Loë in Bonn. Als das Bonner Regiment im Jahre 1902 die fünfzigste Wiederkehr des Jahrestages seines Einzugs in Bonn feierte, hat Generaloberst von Loë bei dem Gartenfest, das die Stadt Bonn in der Gronau dem Regiment gab, in einem Rückblick auf die vergangene Zeit davon berichtet, wie die Stadt Bonn im Frieden, aber auch im Kriege an allen Geschicken des Regimentes Anteil genommen habe. „Bewegten Herzens auf die Vergangenheit zurückblickend, erinnere ich zunächst an die Unterstützung, welche dem Regiment bei der Mobilmachung von 1870 das damalige Stadtoberhaupt, der Oberbürgermeister Kaufmann, und sämtliche Behörden dem Regimentskommandeur angedeihen ließen. Ich erinnere ferner an die unvergeßliche Teilnahme der Bevölkerung, welche an jenem denkwürdigen 25. Juli dem scheidenden Regiment das Geleit gab und während der ganzen Kriegszeit uns mit Liebesgaben reichlich versorgte" [1]).

Ein Schreiben des mit Kaufmann befreundeten Bildhauers Robert Cauer aus Kreuznach vom 15. September 1870 verrät eine ähnliche Stimmung. Er berichtet, daß er an dem Denkmal für Welcker infolge der Unruhe noch nichts getan habe. „Die Zeiten waren nicht dazu angetan, ruhig im Atelier an den Werken des Friedens und der Verehrung zu schaffen, denn Sie können sich denken, wie wir beim Ausbruch des Krieges hier mit Sorge und Spannung den Ereignissen entgegensahen, wie wir fürchten mußten, bei allem Vertrauen zu einem glücklichen Ende, überschwemmt zu werden von den Horden, die Napoleon als Bringer der Freiheit und Zivilisation auf uns losgelassen hatte. Kein Mensch wagte ja in seinen kühnsten Träumen einen solchen Erfolg unserer Waffen zu hoffen, und so war denn unsere Lage keine beneidenswerte, bis wir endlich unsere Truppen heranströmen sahen und sich die Häuser füllten mit den Vertrauen einflößenden Soldaten, die mit offenen Armen empfangen wurden wie vielleicht nie vorher, denn sie brachten wieder Leben in die Stadt, die nach der Flucht der Fremden wie ausgestorben dalag in schwüler, drückender Ruhe."

Die beginnenden Kriegsunruhen hielten die Bonner Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht ab, in ihrem Widerstand fortzuschreiten. Für den 14. August 1870 wurde in dem nahen Königswinter eine Protestversammlung gegen den Beschluß des Konzils einberufen. Zum

---

[1]) Bericht der Deutschen Reichszeitung vom 16. Juni 1902, Nr. 287.

Leidwesen vieler ließ sich Dieringer in Königswinter zu heftigen und erregten Worten hinreißen. Auch andere Freunde Kaufmanns hatten an der Versammlung teilgenommen, der scharfe Protest fand später in Bonn mehr als 100 Unterschriften.

Die Königswinterer Versammlung, die sich in offenen Widerspruch mit dem definierten Dogma setzte, veranlaßte den Kölner Erzbischof, gegenüber der Agitation gewisser Bonner Kreise Stellung zu nehmen. Dieringer hat in den nun beginnenden Verhandlungen unsäglich gelitten. Er kam selbst bald zur Einsicht, daß seine Haltung auf der Königswinterer Versammlung eine unglückliche gewesen war. Pläne, die man für ihn selbst bedauern muß, gingen ihm schon bald nachher durch den Kopf, und vergeblich suchte Kaufmann sie zu verscheuchen. Am 7. September 1870 notierte Floß: „Kaufmann erzählte mir, daß Dieringer beim Erzbischof war, er will sein Kanonikat niederlegen und mit seinem Professorengehalt auf sein Gut in Hohenzollern gehen."

Der Erzbischof sandte endlich den beteiligten Professoren der theologischen Fakultät Dieringer, Hilgers, Langen und Reusch, sowie den Geistlichen Birlinger und Knoodt, die der philosophischen Fakultät angehörten, am 20. September 1870 einen Revers, in dem „die Anerkennung der Oekumenizität des Konzils sincero animo und des Kanons über das päpstliche Lehramt" verlangt wurde. Die Unterschrift wurde innerhalb drei Tagen gefordert. Am 10. Oktober erfolgte dann eine zweite Aufforderung an die Professoren, die den ersten Revers nicht unterschrieben hatten. Es war nunmehr eine zehntägige Frist gesetzt und hinzugefügt worden, im Falle der Weigerung werde der Erzbischof genötigt sein, die Suspension und die Entziehung der missio canonica eintreten zu lassen. Am 18. Oktober lief der gesetzte Termin ab.

Dieringer hatte den ersten Revers vom 20. September in seiner Heimat Rangendingen in Hohenzollern erhalten, wo er gewöhnlich einen Teil seiner Ferien zubrachte. Ohne mit seinen Bonner Kollegen Rücksprache zu nehmen, hatte er sogleich geantwortet: „Als Konstitution Pius' IX. wolle er die erste dogmatische Konstitution des Vatikanischen Konzils über die Kirche Christi annehmen, nicht aber als Konstitution des Konzils." Der Standpunkt war unhaltbar, denn in diesem Falle hätte Pius in eigener Sache gerichtet, während tatsächlich Papst und Konzil, also die ganze lehrende Kirche, die genannte Konstitution erlassen hatte. Erzbischof Melchers hielt denn auch diese Erklärung für nicht genügend, beschloß aber wegen der Wichtigkeit der Sache, die Erklärung Dieringers in Rom vorzulegen.

Unterdessen nahm das Verfahren des Erzbischofs gegen die Kollegen Dieringers seinen Fortgang. Hilgers, Langen und Reusch hatten die

verlangte Erklärung nicht unterschrieben und der Erzbischof entzog ihnen zunächst die missio. Am 6. und 7. November machten die drei genannten Professoren durch einen Anschlag am schwarzen Brett der Universität bekannt, daß sie ihre Vorlesungen bis auf weiteres einstellen würden. Zugleich hatte der Erzbischof den drei Professoren und auch Knoodt von neuem die Suspension angedroht. Gegen Dieringer geschah nichts — so hatte es wenigstens den Anschein. Seine Lage war eine sehr peinliche, seine Kollegen griffen ihn heftig an. Am 14. November erzählte er seinem Freunde Kaufmann: „Langen habe ihm vorgeworfen, man messe in Köln mit verschiedenem Maß. Er werde, wenn man ihn suspendiere und Dieringer nicht, die Protokolle von Königswinter veröffentlichen" [1]). Es ist mehr als wahrscheinlich, daß niemand in Bonn wußte, weshalb gegen Dieringer nicht weiter vorgegangen wurde und daß der Erzbischof das Verfahren gegen Dieringer nur deshalb suspendiert hatte, weil er die Antwort von Rom noch abwartete.

Die Lage änderte sich vollständig, als die Antwort von Rom erfolgt war. Am 3. Januar 1871 erschien Dieringer vor dem Erzbischof, wurde mit einem Schreiben des Münchener Nuntius Meglia bekannt gemacht und erklärte: „Ich unterwerfe mich nicht nur der betreffenden Constitutio Pii IX. de ecclesia Christi als päpstlicher Konstitution im Glauben, sondern erkenne auch dieselbe auf Grund der päpstlichen Autorität als Entscheidung eines ökumenischen Konzils ohne Vorbehalt an" [2]). Durch diese demütige und ehrliche Erklärung war die kirchliche Stellung Dieringers wieder eine korrekte und seine Freunde Kaufmann, Walter, Floß, Oberpfarrer Neu u. a. erschienen bei ihm, um Glück zu wünschen.

Die Erregung der Gegner des Vatikanums über den „Gesinnungswechsel" Dieringers war aber eine furchtbare. Schon am 31. Dezember 1870 hatte eine hämische Notiz gegen Dieringer in der Kölnischen Zeitung gestanden. Es heißt da, Dieringer habe den Revers gar nicht unterschrieben, er betrachte den Beschluß über die Unfehlbarkeit als eine päpstliche Konstitution. Es liege darin nicht die Anerkennung des Beschlusses als Dogma. Man sei der Ehre Dieringers diese Erklärung schuldig. Die Gegner wußten augenscheinlich schon von seiner Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen. Am 4. Januar 1871 veröffentlichte die Münchener Allgemeine Zeitung einen ähnlichen heftigen Artikel gegen ihn. Floß meinte damals, „Dieringer scheint nur noch da zu sein, um Schläge zu empfangen". Was man gedroht hatte, wurde ausgeführt, Briefe und Be-

[1]) Tagebuch von Floß.

[2]) Im Katholik 1896, Bd. 2, S. 282 hat Stiftspropst Dr. Bellesheim in Aachen das Antwortschreiben des Nuntius Meglia in München vollständig mitgeteilt.

richte über die Stellung Dieringers in Königswinter wurden veröffentlicht. Auch die Nürnberger Adresse, die im Anschluß an die von Döllinger nach Nürnberg zum 25. August 1870 berufene Versammlung erlassen wurde, habe er unterschreiben wollen. Am 18. Februar 1871 erließ Dieringer eine Erklärung. „Er sei in Königswinter nicht Veranstalter noch Geladener gewesen, nur Gast. Es sollten nur notorisch gläubige und kirchlich pflichttreue Katholiken zur Unterschrift zugelassen werden, was nicht innegehalten worden sei, das genüge schon, um die Solidarität für gelöst zu erklären. — Die Laien und Priester hätten jetzt, nachdem von seiten des Episkopates kein Widerspruch mehr hervorgetreten sei, keine Berechtigung zum Widerspruch mehr; die Autorität der ecclesia dispersa sei der der ecclesia congregata gleich zu achten, die Privatauslegung der autoritativen nachzusetzen."

Unter diesen aufregenden und peinlichen Kämpfen brach Dieringer fast zusammen, er fühlte sich, wie sein Freund Weihbischof Baudri[1]) es ausdrückt „bei seinem weichen, empfänglichen Gemüt in dem Treiben und Wühlen . . . unheimlich und unglücklich." Im Februar 1871 fand ihn Kaufmann bei einem Besuche eines Tages weinend dasitzen, den Kopf in den Händen gestützt. Als Kaufmann auf ihn zutrat, stand Dieringer auf, fiel dem Freund schluchzend um den Hals und rief: „Länger halte ich es nicht mehr hier aus, man tritt mich mit Füßen, und nächstens wird man mich noch auf der Straße ins Gesicht spucken."

Die Versuche des Freundes, ihn zu beruhigen, waren vergeblich, vielmehr drang Dieringer darauf, gleich mit ihm zu beraten, wie er in Bonn seine Angelegenheiten, den Verkauf seines Hauses und dergleichen, regeln solle. Ein Brief an den Fürsten von Hohenzollern wurde aufgesetzt, in dem Dieringer um die erledigte Pfarre Veringendorf in Hohenzollern bat, die Patronatstelle der Fürsten von Hohenzollern war. Schon bald kam der Entschluß zur Ausführung. Kaufmann hat oft erzählt, daß der 8. Mai 1871, der Tag der Abreise Dieringers, einer der bittersten seines Lebens gewesen sei, „wie ein Begräbnis". Kaufmann und der treue Sanitätsrat Kalt fuhren mit Dieringer bis nach Koblenz. Als der Zug die Station Bonn verließ, wandte sich Dieringer weinend ab. „Laßt die Vorhänge herunter!" sagte er den Freunden, den Anblick der Stadt, in der er 27 Jahre gelebt und gewirkt hatte, konnte er nicht ertragen.

Selbst die Gegner beugten sich vor der Tragik dieses Momentes. Die liberale Bonner Zeitung schrieb damals:

„Heute Morgen verließ Professor Dieringer Bonn, ein weithin

---

[1]) A. a. O. S. 72.

rühmlichst bekannter Lehrer der katholischen Theologie, der auch bei seinen Mitbürgern die allgemeinste Achtung genoß und durch unermüdliche Tätigkeit bei Schöpfung wohltätiger Anstalten (Johanneshospital, Waisenhaus) ein bleibendes Andenken sich erworben, ein viel gefeierter Professor, ein angesehener und reich dotierter Domherr, der erste Vertrauensmann des verstorbenen Erzbischofs v. Geissel, als Nachfolger desselben viel genannt."

Inzwischen waren die entscheidenden Ereignisse des großen Krieges gegen Frankreich erfolgt. Die Tätigkeit Kaufmanns wurde sehr in Anspruch genommen. Die Freude und Begeisterung über die Siegesnachrichten war allgemein. Aber es wurde auch ein edler Wettstreit im Helfen, in außerordentlicher Opferwilligkeit entwickelt. Die in Bonn bestehenden Privatvereine wandten ihre Tätigkeit der Erquickung der durchreisenden Truppen, der Pflege der im Felde verwundeten Krieger, der Unterstützung der Familien der zu den Fahnen einberufenen Mannschaften zu. Gleich bei Beginn des Krieges hatte die Stadt an den König in einer Adresse die Bereitwilligkeit zu allen Opfern erklärt. Es wurden von der Stadt bedeutende Summen für dergleichen Zwecke verwendet. Es bestanden 5 neu errichtete Lazarette. Der Vaterländische Frauenverein richtete zwei solcher Lazarette ein mit insgesamt 60 Betten, eins auf dem sogenannten Knabengarten, das andere gegenüber der Wohnung Kaufmanns in der Poppelsdorferallee, wo dessen Frau sich in aufopfernder Weise der Verwundeten annahm. Der Verein zur Pflege der im Felde verwundeten Krieger hatte 3 Vereinslazarette, in die im ganzen 225 Soldaten aufgenommen wurden.

Ein Brief Kaufmanns vom 19. September 1870 gibt uns ein Stimmungsbild jener Tage. „Alles, was Hände hatte, griff mit an, und wir taten es alle mit Stolz und Freude. Der Bahnhof war ein wahres Feldlager. — Wie mancher von den stolzen Erscheinungen ist nun schon verscharrt in fremder Erde, der voll Mut und Feuer von hier wegzog. Nun kamen die Verwundeten, und da galt es, den edlen, tapferen Männern, die mit Löwenmut gekämpft, Erquickung zu reichen auf ihren Durchzügen, oder bei ihrer Ankunft hier zu helfen. Das war eine trübe Zeit und berührte um so schmerzlicher, je stiller diese Braven ihr Leiden trugen und noch tragen. Mit Wehmut im Herzen konnte man nur so ungenügend helfen und mußte doch glücklich sein, wenigstens helfen zu können. Erschütternd war es besonders Nachts, wenn Züge von tausenden Verwundeten hier durchkamen und nur leise Klagen hier und da zu hören waren und wenn nie ein Murren laut wurde. Wie viele von diesen sind nun ihren Schmerzen erlegen, und wie viele leiden noch unsäglich — doch alle getragen von dem Bewußtsein, daß sie für das

Vaterland gekämpft. Die Hülfe und die liebevolle Pflege tut ihnen gut, und daran soll es nicht fehlen."

Neben den Verwundeten beherbergte Bonn während des Krieges auch eine bedeutende Anzahl von Kriegsgefangenen. Es waren 2000 französische Offiziere, darunter auch Marschall Le Boeuf.

Schneller als man ahnen konnte, war dem deutschen Vaterland ein glorreicher Friede beschieden. Am 22. März 1871 wurde in der neuen Beethovenhalle das Friedensfest gehalten.

Ein zeitgenössischer Bericht über dies Fest[1]) sagt: Das war ein herrlicher, unvergeßlicher Tag, — der 22. März 1871, der ewig denkwürdig bleiben wird in unserer rheinischen Geschichte, von dem wir, die das hohe Jubelfest mit erlebten, gehobenen Herzens dermaleinst unseren Kindern und Kindeskindern erzählen werden. All die bange Sorge, die gepreßte Erwartung, der Schmerz um die herben Opfer, welche unsere Gemüter so lange Monate in steter Spannung hielten — sie bedurften eines Ausgleichs. —

Ein schöner, blauer Frühlingstag begrüßte das Fest. Da war kein Haus noch Häuschen, das nicht von der Stimmung seiner Bewohner durch Flaggen und sonstige Zierden Ausdruck gegeben hätte, in bunten Mengen durchwogten alt und jung die Straßen, heimkehrende Krieger sah man von ihren Angehörigen im Arm geführt, das Eiserne Kreuz auf der Brust — kurz, alles atmete Freude und Fröhlichkeit des Friedens.

Von den Kirchen erschallten die Glocken, und dichte Menschenmassen drängten sich nach dem Gotteshaus, um dem Allerhöchsten zu danken für all die Gnade, welche er an unserem Volke in dieser großen Zeit geübt hat.

Den Mittelpunkt der Festlichkeiten bildete zunächst das große Festessen in der Beethovenhalle. Der herrliche Saal war auf das geschmackvollste mit Fahnen und Guirlanden geschmückt. Kein Platz blieb leer. Nachdem die Klänge des Mendelssohnschen Festmarsches erschallt, nahm das Diner seinen Anfang und Herr Oberbürgermeister Kaufmann brachte alsdann in einer von hoher Begeisterung getragenen Rede, welche so ganz der patriotischen Stimmung aller Anwesenden entsprach und zündend wirkte, den ersten Trinkspruch auf Se. Majestät unseren König und Kaiser.

Hier ungefähr dessen Wortlaut:

Wenige Tage nachdem König Wilhelm der Erste den Thron seiner Väter bestiegen hatte, richtete er in einem Aufruf an sein Volk folgende Worte:

---

[1]) Bonner Zeitung vom 23. März 1871.

„Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener gottvertrauende Mut, welcher Preußen in seiner großen Zeit beseelte, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen."

Wie prophetisch klingt dieses königliche Wort, wenn wir seiner bei einem Rückblicke auf die großen Weltbegebenheiten gedenken, die sich vor unseren Augen entwickeln.

Wie hat sich der gottvertrauende Mut bewährt bei dem obersten Kriegsherrn, wie hat er sich bewährt bei den tapferen Streitern des ganzen deutschen Volkes?!

Mit jugendlichem Mut ging der ritterliche Greis voran als kühner Herzog in die Schlacht, mit unvergleichlicher Ausdauer, mit unübertroffenem Heldenmute folgte ihm das Volk in Waffen, das ganze Volk aber, es stand ihm zur Seite auf seinem Wege in Treue, Gehorsam und Ausdauer. Und der allmächtige Gott, der Lenker der Schlachten, war mit unseren Waffen, er segnete den König, er segnete das Volk mit den wunderbarsten Siegen ohne gleichen.

Was unsere Väter kaum mehr zu hoffen wagten, das sehen wir erreicht, die alten Reichslande kehren wieder zu uns zurück, das zerrissene, uneinige, schwache Deutschland ist jetzt einig, stark und mächtig; Volk und Fürsten begegnen sich in dem Wunsche, das geeinigte Vaterland unter den Schutz und Schirm des siegreichen, des mächtigen deutschen Kaisers zu stellen.

Groß und schmerzlich sind die Opfer, groß und herrlich werden auch die Früchte unserer Siege sein.

Möge Gott dem langersehnten Frieden Dauer verleihen, möge er den deutschen Kaiser, unseren vielgeliebten König und Herrn, mit seinem reichsten Segen beglücken, und die deutsche Krone auf seinem Haupte noch viele Jahre strahlen, dem treuen Volke ein Unterpfand der wiedergewonnenen Herrlichkeit.

Stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Hoch lebe der deutsche Kaiser, unser vielgeliebter König und Herr, Wilhelm der Siegreiche!

Ein nicht endenwollendes „Hoch" erscholl in der weiten Halle und die Kapelle fiel mit der Nationalhymne ein.

Von Sybel hielt die zweite Rede auf die drei großen Männer Roon, Moltke und Bismarck als Vorbereiter, Leiter und Förderer der nationalen Errungenschaften.

Gegen 1/2 6 wurde bei herrlichstem Wetter die Rheinfahrt gehalten. Als der Abend einbrach, begann die Beleuchtung der Ufer, der Bergeshöhen und der Stadt.

Am 6. u. 8. Juli 1871 wurde dem heimgekehrten Husarenregiment ein Fest gegeben; die Feierlichkeiten waren, wie der Verwaltungsbericht für 1872 sich ausdrückt, „in seltenem Grade volkstümlich und herzlich".

Ein Fest anderer Art, das um diese Zeit auf dem ganzen katholischen Erdkreis gefeiert wurde, das 25jährige Papstjubiläum Pius' IX., gab Kaufmann Veranlassung, in den religiösen Streitigkeiten, die damals entbrannt waren, seine Treue gegen das Oberhaupt der Kirche öffentlich darzulegen. Die katholische Bevölkerung Bonns hielt am 18. Juni 1871 eine festliche Veranstaltung zu Ehren des Papstes. Bei der Festversammlung, die abends im Kleyschen Gartensaale gehalten wurde, brachte Kaufmann das Hoch auf den deutschen Kaiser aus. Er benutzte die Einleitung seiner Rede dazu, um seiner Gesinnung gegen das Oberhaupt der Kirche Ausdruck zu verleihen. Die betreffenden Worte lauteten:

„Die heutige Feier ist so bedeutungsvoll und außerordentlich, daß sie unwillkürlich eine überwältigende Fülle von Gedanken und Empfindungen hervorruft. Ist es auch das Gefühl kindlicher Liebe und der treuen Anhänglichkeit in den Millionen von Herzen auf der ganzen Erde, die dem heiligen Vater heute in erhöhtem Grade entgegenschlagen, so geht doch auch ein Ton der Trauer und des tiefen Mitleids durch die ganze katholische Welt. Der heilige Vater ist beraubt und überwältigt von seinem eigenen Volke, von dem Volke, das ihm vor 25 Jahren in Hymnen entgegenjauchzte. Und doch wissen wir alle, daß kein blindes Schicksal die Welt beherrscht, wir finden Trost im zuversichtlichen Glauben, daß Gott auch in der Geschichte sich uns offenbart, daß in seiner Hand die Geschicke der Völker ruhen und die Herzen der Könige von ihm gelenkt werden wie Wasserbäche."

Kaum waren die Siegesfeste verrauscht, als ein neuer Kampf begann. Wohl stand das neue Reich mächtig und stark nach außen da, aber in der inneren Entwickelung Preußens und Deutschlands begannen Jahre erbitterter innerer Kämpfe, bei denen es sich um die höchsten Güter, um die Freiheit der katholischen Kirche handelte. Die Gegner des Vatikanums sollten in diesem Streit eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Ihr Vorgehen hat die preußischen Staatsmänner mit falschen Hoffnungen erfüllt und ihnen die Idee einer deutschen Nationalkirche „ohne Dogmenzwang und Formelkram" als ausführbar vorgespiegelt.

Als am 11. August 1873 Joseph Hubert Reinkens von dem jansenistischen Bischof Heykamp von Deventer in Rotterdam konsekriert worden war, schrieb die offiziöse Norddeutsche Allgemeine Zeitung einen

Artikel, der sich in den nachgelassenen Papieren Kaufmanns vorfand, mit der lakonischen Bemerkung: In memoriam!

Er lautete:

„Die in altkirchlicher Weise vollzogene Wahl und in apostolischer Succession erfolgte Weihe eines solchen Mannes zum Missionsbischof für Deutschland hat gewiß im Ratschluß der ewigen Weisheit ihre providentielle Bedeutung . . . Ist die Person des Bischofs Reinkens ganz zum Reformator innerhalb der katholischen Kirche geschaffen, so sind gewiß auch die Zeitverhältnisse, in denen seine Wahl und Weihe stattfand, von der Vorsehung herbeigeführt, um seine reformatorische Tätigkeit ersprießlich zu machen und durch ihr Gedeihen schließlich auch eine religiöse Einigung Deutschlands herbeizuführen. In dem Momente, kann man sagen, in welchem die Bischöfe Preußens den, weil rite zu stande gekommenen, auch vor Gott und im Gewissen verpflichtenden Staatsgesetzen den Gehorsam versagen und feierlich aufkündigen, wird Reinkens, wie für alles Erhabene, so auch für Kaiser und König, für Reich und Vaterland begeistert, von national gesinnten Geistlichen und Laien zum deutschen Missionsbischofe gewählt und kündet er in seinem Hirtenbriefe nach seiner Wahl feierlich an, daß er ein deutscher Bischof mit deutschem Herzen und deutscher Zunge sein wolle.

„In gar nicht vielen Jahren werden infolge des Ungehorsams der Bischöfe und des energischen Vorgehens der Regierung zahlreiche katholische Gemeinden ohne Seelsorger sein. Das Volk muß Priester haben und wird sie schließlich vom Bischof Reinkens erbitten, und der sendet mit Genehmigung des Staates Männer seines Geistes, die in dem bestehenden Weinberge der deutschen Kirche nach seinem Geiste wirken und arbeiten, mit einem Worte reformieren. Und wenn endlich nach langer, mühevoller Arbeit alle religiösen Fanatiker, alle vaterlandslosen und vaterlandsfeindlichen Römlinge verdrängt und durch deutsche Priester ersetzt sind, dann werden unsere Kinder und Enkel ihren evangelischen Brüdern die Hand zum Bruderbunde, zur deutschen Kirche ohne Dogmenzwang und ohne Formelkram reichen, das weise Walten der göttlichen Vorsehung erkennen und in stiller Anbetung loben und preisen."

Als man in den Verhandlungen zum letzten Friedensgesetz im April 1887 im preußischen Abgeordnetenhaus die Gründe zum Beginn des Kulturkampfes erörterte, hat in der Sitzung vom 22. April der Abgeordnete Freiherr von Hammerstein diesen Artikel vorgelesen und hinzugefügt: „Das waren also die Ziele und die Mittel, welche im Kulturkampf zur Geltung kamen, und man wird sich deshalb nicht wundern, daß weite positive und christliche Kreise im Lande es ablehnen, die Regierung in einem Kampfe zu unterstützen, welcher am letzten Ende gegen

die christlichen Grundlagen unseres Staates, gegen Kirche und Schule sich wandte" [1]).

Bonn wurde ein Hauptherd der sogenannten altkatholischen Bewegung. Seinen näheren Freunden gegenüber sprach sich Kaufmann mündlich und schriftlich über diese, in alle Verhältnisse von Bonn tief eingreifende Angelegenheit aus. So schrieb ihm als Antwort auf einen solchen Brief sein Freund Bildhauer Robert Cauer am 18. Dezember 1871 von Kreuznach:

„Sehr gut kann ich mir denken, daß die konfessionellen Wirren Ihnen viele Sorge und Verstimmung bereiten, da sie gewiß manches Gute und Nützliche zerstören, was gerade Sie sonst schaffen können und anstreben. Die Bitterkeit, mit der gekämpft wird, bringt nur zu häufig Menschen auseinander, die in edlem Streben auf beiden Seiten das Rechte wollen, aber im Zusammenstoß so betäubt werden, daß sie nicht mehr imstande sind, die Meinung des Gegners ruhig zu würdigen und die Person mit der Ansicht zugleich verdammen. Wenn nur abzusehen wäre, wie dieser Spalt gefüllt werden könnte, damit in dem neuen Reich so recht ungetrübt die Segnungen des Friedens genossen werden können."

Am 27. Dezember 1871 schrieb Kaufmann an Karl Müller: „Der letzte Teil des fast abgelaufenen Jahres hat mir viel Sorge gebracht durch die unglückliche Agitation der sogenannten Altkatholiken. Ich sehe die ganze Bewegung zwar als eine nur vorübergehende an, sie hat aber für den Augenblick hier den so schwer zu erhaltenden konfessionellen Frieden sehr getrübt. Die aufgeklärten Protestanten und Juden nehmen hier auf das leidenschaftlichste Partei für die Altkatholiken, was den Letzteren eigentlich die Augen öffnen könnte. Schlimm ist bei der Sache auch, daß die Regierung offen ihre Sympathien der neuen Bewegung entgegenbringt. Wenn Bismarck nicht bald einlenkt, dann fürchte ich für ihn, daß er an einem Wendepunkt angelangt ist. Eine mehr als tausendjährige Einrichtung, wie die katholische Kirche, widersteht auch den Feinheiten der Diplomaten und den rohen Ausbrüchen parlamentarischen Uebermutes. Die Katholiken fangen jetzt überall an sich zu regen."

Was Kaufmann persönlich schmerzte, war der Umstand, daß außer Dieringer auch noch andere Freunde in der Sache des Altkatholizismus mehr oder weniger schwankten oder ganz offen auf die Seite der Opposition traten. Kaufmann hatte seit Jahren mit dem feingebildeten Pfarrer von St. Remigius, Dr. Wilhelm Reinkens, verkehrt und namentlich dessen

[1]) Stenographischer Bericht 1887, 2. S. 822.

Pläne für die Herstellung künstlerisch vollendeter Altäre für seine Kirche lebhaft unterstützt. Der schöne Marienaltar von der Meisterhand Ittenbachs machte den Anfang [1]) 1864. In dem gastlichen Hause des Pfarrers von St. Remigius fand sich in den Herbstferien regelmäßig auch sein Bruder, Professor Joseph Hubert Reinkens aus Breslau, ein. Die Düsseldorfer Maler, namentlich Karl Müller und Ittenbach, und Bonner Freunde, Karl Simrock, Kaufmann, Knoodt und andere verlebten dann dort frohe Stunden. Auch wurden gemeinsame Ausflüge und Reisen unternommen. In der Hauschronik Kaufmanns findet sich eine nähere Schilderung der Schwarzwaldtour, die 1864 gemacht wurde und die Simrock in seinem „Malerischen und Romantischen Rheinland" erwähnt [2]). Er spricht da scherzend von den sechs Schöpfungstagen — die eigentliche Fußwanderung im Gebirge hatte sechs Tage gedauert — und meint: „Diese werden der erschöpften Kaufmüllittreinsimsamlei ewig unvergeßlich sein." Simrock nennt hier die Anfangssilben der Reisegenossen Kaufmann, Karl Müller, Ittenbach, die Brüder Reinkens und sich selbst.

Auch im Jahre 1865 verzeichnet die Hauschronik: „Am 28. August ging ich mit dem Professor Dr. Karl Simrock und dem Professor Dr. Joseph Reinkens von Breslau nach Ems, um von dort aus einzelne Partien der Lahn zu Fuß zu bereisen. Man besuchte die Burgen Nassau und Stein, das Kloster Arnstein und die Ruinen der Laurenburg. Für Simrock bot die Laurenburger Els einen reichen Stoff der scherzhaften Unterhaltung." Ueber Balduinstein wanderte man nach dem Schlosse Schaumburg. Ueber Oranienburg, wo sie die Strafanstalt besuchten, ging es nach Limburg, wo Pastor Reinkens und Professor Dr. Knoodt zu ihnen stießen. Gemeinsam wurde nun die Reise fortgesetzt bis nach Marburg.

In diesen treuen Freundeskreis brachten die altkatholischen Wirren einen tiefen Riß. Professor Dr. Joseph Reinkens trat mit an die Spitze der Altkatholiken. Für seinen Bruder, den Pastor Reinkens, hat Kaufmann mit vielen anderen Freunden gebangt und oft geäußert, daß ein Abfall dieses selten beliebten Mannes für Bonn eine große Gefahr geworden wäre. Auch Knoodt wandte sich der neuen Sekte zu, er hat wiederholt Versuche gemacht, auch Kaufmann dazu zu bewegen. Ueber die Stellung Simrocks liegt ein Brief Kaufmanns an Karl Müller vor (13. April 1873). „Unser guter Simrock," heißt es da, „hat sich vollständig ins Schlepptau der Altkatholiken nehmen lassen und den sogenannten

---

[1]) Ich verzichte auf nähere Angaben. Sie sind in dem Lebensbild Ittenbachs nachzusehen, vgl. Prof. Dr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach, Köln 1898, Vereinsgabe der Görresgesellschaft, S. 57 u. f.

[2]) 4. Aufl., S. 60.

altkatholischen Gottesdienst besucht. Ich stellte ihn deshalb auf einem Spaziergange zur Rede." Die langjährige Freundschaft der beiden Männer wurde durch diese unglückseligen religiösen Streitigkeiten leider getrübt. Simrock empfand das schmerzlich und gab dem Freunde noch im Tode (18. Juli 1876) einen Beweis seiner alten Gesinnung, indem er ihn bitten ließ, die Vormundschaft für eine seiner Töchter, die seit längerer Zeit erkrankt war, zu übernehmen, was Kaufmann bereitwillig annahm. In demselben Briefe heißt es: „Leid tut mir Reusch, der sichtbar gedrückt einhergeht, Langen dagegen sonnt sich in der offenbaren Sympathie der Protestanten. Knoodt tritt nicht mehr so ganz wie früher in den Vordergrund. Er ist mißstimmt, daß hier in Bonn die Sache nicht vorwärts will. Die kleine Anzahl von 98 Personen, Kinder inklusive, wächst nicht, dagegen sind die katholischen Kirchen besuchter wie je."

Es sollten Kaufmann aber auch amtliche Schwierigkeiten aus der sogenannten Altkatholiken-Bewegung erwachsen. Am 2. Oktober 1871 hatte Professor Dr. Knoodt an den Oberbürgermeister den Antrag gestellt, daß ihm gestattet werden möge, am 4. Oktober in der der Stadt Bonn gehörigen Kirchhofs-Kapelle für einen Verstorbenen die hl. Messe zu lesen. Kaufmann hatte an den Oberpfarrer Neu, in dessen Pfarrbezirk die zum städtischen Eigentum gehörige Kapelle gelegen ist, die amtliche Anfrage gerichtet, ob der Willfahrung jenes Antrages kein Hindernis im Wege stehe. Der Oberpfarrer legte nun formell Protest gegen die Gewährung des Antrags ein, weil die Kapelle zur Vornahme von katholischen Kultushandlungen nur solchen Personen eingeräumt werden dürfe, welche die dazu erforderlichen Befugnisse besitzen, was bei Professor Knoodt, der ab ordine suspendiert sei, nicht der Fall sei. Kaufmann lehnte darauf das Gesuch des Professors Knoodt ab. Geheimrat Professor Bauerband hatte in der Juristenkommission ein ausführliches Gutachten ausgearbeitet. Die Sache wurde auf eine Beschwerde Knoodts hin im Stadtrat am 3. November verhandelt und im Sinne des Oberbürgermeisters entschieden. Der Rekurs Knoodts an die königliche Regierung war erfolglos.

Ganz anders aber lag die Frage der Kirchhofskapelle im Jahre 1874, nachdem die Altkatholiken die staatliche Anerkennung bekommen hatten. Ueber die Handlungsweise Kaufmanns orientieren am besten zwei Briefe aus jener Zeit. Am 22. Februar 1874 richtete Karl Müller an seinen Freund einen erregten Brief, der die Stimmung der katholischen Kreise in damaliger Zeit widerspiegelt. Es heißt da: „Mit großer Betrübnis lese ich von dem Protest Eures Oberpfarrers gegen die bevorstehende Benutzung der Kirchhofskapelle zum altkatholischen Gottesdienst, von dem letzten dort gehaltenen katholischen und dem am Samstag stattfindenden altkatholischen

Gottesdienste in dieser Kapelle. Vergeblich habe ich in den Blättern danach geforscht, von wem denn eigentlich die Erlaubnis dazu gegeben worden, und ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, wie Du zur Zeit durch Klugheit und Umsicht diese Gefahr beseitigt hast, und nun wird mir zu meinem großen Schmerze privatim versichert, gerade du habest selber jetzt die heilige und gerechte Sache verraten und die Erlaubnis an die Altkatholiken aus eigener Initiative erteilt!

„Ich vermag das wirklich nicht zu glauben und bitte Dich inständigst, mich in dieser Beziehung zu beruhigen."

„Es ist mir sehr lieb," so lautet die Antwort Kaufmanns vom 22. Februar 1874, „Dir die Sache klarstellen zu können. In einem offiziellen Schreiben meldete mir der sog. Bischof Reinkens, daß er beabsichtige, für den verstorbenen Professor Hilgers entweder selbst oder durch einen unter seiner bischöflichen Leitung stehenden Priester in der Kirchhofskapelle eine Messe zu lesen oder lesen zu lassen, und bat, ihn anzuweisen, welcher Aufsichtsbeamte ihm die Kapelle zu der beabsichtigten Benutzung zu öffnen haben würde. Reinkens nahm nun in seiner Eingabe ausdrücklich Bezug auf den Beschluß der Stadtverordneten vom 1. November 1871, wonach das Gesuch des Professors Knoodt, in der Kirchhofskapelle Messe zu lesen, aus dem Grunde abgeschlagen worden, weil die Kapelle nur für anerkannte christliche Religionsgesellschaften bestimmt sei, und er den Nachweis nicht erbracht habe, daß er aus der katholischen Religionsgemeinschaft ausgetreten und in eine neue, vom Staate genehmigte Religionsgesellschaft eingetreten wäre. Reinkens führte nun den Erlaß des Königs vom 17. September 1873 für seine Anerkennung an. Juristisch war in der Sache nichts mehr zu machen, da die Schlußfolgerung des Reinkens als richtig anerkannt werden mußte. Dies ist die übereinstimmende Ansicht Bauerbands und Hopmanns, die ich deshalb konsultierte.

„Es war nun schon an und für sich zweifelhaft, ob die Sache in das Stadtverordneten-Kollegium hätte gebracht werden können oder müssen, darüber aber konnte gar kein Zweifel bestehen, daß dabei die Sache, auch wenn sie juristisch besser gestanden hätte, nicht gewonnen, sondern nur noch verlieren würde. Die Majorität der Stadtverordneten ist nämlich jetzt seit den letzten Wahlen evangelisch resp. altkatholisch. Was blieb also übrig, als daß ich, nolens volens, das Gesuch des Reinkens berücksichtigen mußte. Jedermann in Bonn aber wußte, daß dies nicht aus irgend einer Sinnesänderung bei mir geschehen ist. Von einer Initiative meinerseits kann also keine Rede sein, ich mußte so handeln, wenn ich auch das Odium allein auf mich ziehen sollte.

„Ich hoffe, daß diese Mitteilungen dazu beitragen, Dein Urteil über die Sache klarzustellen. Wenn ich von entfernter stehenden Personen deshalb verkehrt beurteilt werde, so muß ich das mit vielen anderen unvermeidlichen Unannehmlichkeiten meines Amtes in den Kauf nehmen, von meinen Freunden möchte ich aber nicht gern verkannt werden. Lieb wäre es mir daher, wenn Du auch Andreas und Ittenbach entsprechend informieren wolltest."

Dieringer schrieb damals (8. Juli 1874) in dieser Angelegenheit:

„Lassen Sie sich durch solche Vorkommnisse nicht Ihre innere Ruhe rauben, noch viel weniger zum Aufgeben Ihrer einsichtigen Verfahrungsweise bestimmen. Ich glaube ein gewisses Recht zu haben, in solchen Dingen ein Wort zu sagen, da ich die Rutenstreiche von rechts und links sattsam ausgehalten habe. Auch gegenwärtig bin ich wieder von der Gefahr bedroht, der wenig schmeichelhaften Kritik von den verschiedensten Seiten meinen ehrlichen Namen herleihen zu müssen." Er erzählt dann, daß sein Name vom Domkapitel zu Freiburg auf die Liste gesetzt und von der Regierung nicht gestrichen worden sei. „So wenig nun zu befürchten, ich sage in meinem Interesse »zu befürchten«, daß die Mehrheit der Stimmen sich auf mich lenken werde, so sicher glaube ich darauf zählen zu dürfen, daß . . . omne genus musicorum seine Stimmgabeln an mir probieren werden."

Dieringer hatte auch nach seiner Entfernung von Bonn die alten Beziehungen mit Kaufmann aufrecht gehalten und mit regem Interesse die Entwickelung der kirchlich-politischen Verhältnisse verfolgt.

In den ersten drei Jahren lauten seine Briefe an Kaufmann verhältnismäßig zufrieden. Am 8. Juni 1871 spricht er über die Entwickelung der altkatholischen Sache und bemerkt:

„Die kirchliche Frage, welche, wie ich der Köln. Volkszeitung entnehme, bei Ihnen noch immer die Geister erregt, hat hierlands durch die Stellung, welche mein Freund Hefele zu ihr genommen, einen minder nachteiligen Einfluß ausgeübt. Es wird selten mehr über dieselbe gesprochen, und wenn, so ganz in dem gleichen Sinne, wie auch ich sie für meine Person aufgefaßt und behandelt habe."

Die Tätigkeit im Pfarrdienste sagte Dieringer zu. So bezeugt er am 11. September 1871:

„Die Arbeiten in Kirche und Schule sind mir wahre Erquickungen. Dieselben haben den ganzen Sommer über keinen Tropfen Schweiß gekostet."

Erst die immer ungünstiger sich entwickelnde Lage der kirchlichen Verhältnisse brachte ihn in Unruhe. Der Mangel der Aussprache mit seinen alten Freunden war dem lebhaften Manne schwer, und er sah

dunkel in die Zukunft. Es ist nicht ohne Rührung zu lesen, wie er seine treue Besorgnis für die Person seines Freundes Kaufmann wiederholt zum Ausdruck bringt. Die amtlichen Schwierigkeiten Kaufmanns wuchsen, die Anfänge der unheilvollen Kulturkampfsgesetzgebung veranlaßten Dieringer, seinen Freund zu warnen. So schrieb er am 21. Februar 1873: „Ich bitte und beschwöre Sie, nicht an den Verhandlungen des Herrenhauses teilzunehmen. Sie können es mit Ihrer Ueberzeugung nicht vereinbaren. — Wird beiderseits Wort gehalten, dann gehen wir einem furchtbaren Chaos entgegen."

Auch machten sich seit Anfang 1874 bei Dieringer die Einflüsse einer schweren Erkrankung geltend.

Den wiederholten Aufforderungen und Bitten Dieringers, ihn auf seinem Pfarrdorfe zu besuchen, entsprach Kaufmann im Herbst 1874. Am 1. September trat er die Reise an, besuchte zunächst seinen Bruder Alexander in Wertheim und hatte dann in Sigmaringen ein frohes Zusammentreffen mit Andreas Müller, der dort mit der Ausschmückung der Kunsthalle des Fürsten von Hohenzollern beschäftigt war. Kaufmann besuchte dort auch seinen Jugendfreund aus der Koblenzer Zeit, Regierungsrat Longard. „Politisch und religiös standen wir ganz auf demselben Standpunkte, und tat es uns beiden wohl, ganz frisch von der Leber weg unsere Ansichten austauschen zu können."

Von Sigmaringen aus fuhr Kaufmann mit der Post nach dem etwa zwei Stunden entfernten Veringendorf. Die Freude des Wiedersehens war groß. Doch fand Kaufmann den Freund sehr gealtert. Am Abend des 10. September befand sich Dieringer nicht ganz wohl. „Ich muß Sie heute Abend allein lassen, aber ich habe Ihnen oben etwas auf den Schreibtisch gelegt, das müssen Sie ruhig durchlesen, und dann sprechen wir morgen davon." Kaufmann fand dort einen sehr wichtigen Briefwechsel.

Schon am 8. Juli 1874 hatte Dieringer, wie wir schon erfahren haben, seinem Freunde davon Mitteilung gemacht, daß sein Name bei der Besetzung des Bischofsstuhles von Freiburg mit in Frage komme.

Die Schriftstücke, die Kaufmann auf dem Schreibtische Dieringers vorfand, betrafen diese Angelegenheit. Es war zunächst ein Schreiben des Direktors des Großherzoglich Badischen Oberschulrats, Nokk, vom 10. August 1874, der um eine Unterredung bat. Am 28. August 1874 fand die Besprechung in Veringendorf statt. Als Vertreter der Regierung erschien Ministerialrat Joos. Es handelte sich um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg. Die badische Regierung hatte Dieringer dafür ins Auge gefaßt. Die Verhandlung erstreckte sich über

folgende Punkte: den römischen Stuhl, die katholische Kirche in Deutschland, namentlich in Preußen, die Landesgesetzgebung, die öffentliche Meinung, den Altkatholizismus, Personalien und endlich die Eidesfrage. Nur die Aeußerung Dieringers über den Altkatholizismus möge hier folgen: „Ohne Zweifel steht es in dem Belieben des Staates, neu sich bildende Religionsgesellschaften zuzulassen und ihnen den Umfang ihrer Befugnisse gesetzlich zu bestimmen, dies aber nicht auf Unkosten dritter. Die Altkatholiken bilden eine eigene, von der römisch-katholischen Kirche getrennte kirchliche Gemeinschaft. Daß sie sich den Namen »katholisch« beilegen, ist für die Sache ganz irrelevant. Noch alle im Verlauf der Zeit aufgetretenen christlichen Religionsparteien haben den Anspruch erhoben, die ursprüngliche wahre Kirche Christi zu sein, welche bekanntlich schon von dem Apostelschüler Ignatius und dem sogenannten apostolischen Symbolum als »katholisch« bezeichnet wird. Also die Sache, wenn auch nicht den Namen, haben alle für sich in Anspruch genommen. In diesem Punkte kann ein katholischer Bischof nicht anders urteilen als jeder unbefangene Schiedsrichter urteilen müßte, und als bekanntlich Döllinger selbst geurteilt hat. Ueber die vermögensrechtliche Seite dieser Frage wäre nach der Natur der Sache und nach dem Gewohnheitsrechte zu erkennen. Ob für Ausnahmefälle das Kirchenoberhaupt ein Simultaneum gestatten würde, muß sehr bezweifelt werden."

Ueber alle Punkte besprach sich Dieringer am folgenden Tage eingehend mit dem Freunde. Der Standpunkt Dieringers in der Beantwortung der einzelnen Fragen war durchaus korrekt, und am Schluß der Unterhaltung sagte Dieringer in seiner herzlichen Weise: „Lieber Freund, jetzt sehen Sie doch, daß ich wieder der alte Dieringer bin." Die beiden Freunde hatten geglaubt, die badische Regierung würde nach den Erklärungen Dieringers, besonders in der Eidesfrage, nicht mehr weiter mit ihm verhandeln. Zu seinem Erstaunen fand Kaufmann bei der Rückkehr nach Bonn ein Schreiben Dieringers vor. Die Regierung hatte Dieringer mitgeteilt, sein Name stehe auf der Liste, die dem Großherzog vorliege; es wurde dann ein erneuter Versuch gemacht, Dieringer in der Eidesfrage umzustimmen. Am 19. September 1874 war diese Anfrage erfolgt, am 22. September hatte Dieringer geantwortet; er verblieb auf seinem Standpunkt. Damit hatte er seine Kandidatur unmöglich gemacht. Die entscheidenden Briefe sollen jetzt zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergeben werden. Die Beantwortung der übrigen Dieringer vorgelegten Punkte wird an anderer Stelle mitgeteilt werden. Zum Verständnis ist es notwendig, die von Jolly verlangte Eidesform und die von dem Minister dazu gegebenen Erläuterungen zu kennen. Es heißt in dem Schreiben vom 19. September 1874:

„Ich schwöre und verspreche, bei den heiligen Evangelien Gottes, Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden und Allerhöchst Ihren Nachfolgern sowie den Gesetzen des Staates Gehorsam und Treue.

„Ferner verspreche ich, kein Einverständnis zu unterhalten, an keiner Beratschlagung teilzunehmen und weder im In- noch im Auslande Verbindungen einzugehen, welche die öffentliche Ruhe gefährden, vielmehr, wenn ich von irgend einem Anschlage zum Nachteil des Staates, sei es in meiner Diözese oder anderswo, Kunde erhalten sollte, solche Seiner Königlichen Hoheit zu eröffnen."

„Euer Hochwürden wollen aus dem völlig unumschränkten und vorbehaltlosen Wortlaut der eidlichen Beteuerung entnehmen, daß durch dieselbe der Schwörende sich bestimmt und feierlich verpflichtet, den Gesetzen und den rechtsgültig erlassenen Anordnungen des Staates schlechthin Gehorsam zu leisten, ohne daß aus irgendwelchen anderen Verhältnissen oder Beziehungen eine Einwendung oder Einschränkung abgeleitet werden könnte.

„Auf Grund dieser Mitteilung erlaube ich mir, Euer Hochwürden, sofern Sie geneigt sind, eine auf Sie fallende Wahl des Freiburger Domkapitels anzunehmen, ganz ergebenst zu bitten, mir eine Erklärung dahin zukommen zu lassen, daß Euer Hochwürden für den Fall, daß Sie zum Erzbischof von Freiburg gewählt werden, bereit sind, den staatlich vorgeschriebenen Eid zu leisten und demgemäß alle Gesetze des Landes und des Reiches, die rechtsgültig erlassenen Anordnungen der Staatsgewalt und desgleichen sämtliche Gesetze und rechtsgültig erlassenen Anordnungen der zur oberrheinischen Kirchenprovinz vereinigten Staaten, denen das gleiche Recht wie unserem Staate zusteht, zu befolgen, alles in dem oben näher entwickelten Sinne."

Dieringer antwortete:

„Veringendorf, 22. September 1874.

Euer Excellenz

beehre ich mich, unter Bezugnahme auf die Hochgeneigte Eröffnung vom 19. d. M. ganz gehorsamst zu erklären:

„Unter normalen, durch das öffentliche Recht geregelten und geschützten Verhältnissen und Beziehungen zwischen Staat und Kirche würde ich die mitgeteilte Eidesform für vollkommen unverfänglich erachten müssen. Bei der heutigen Lage der Dinge aber würde mein Gewissen mir nicht gestatten, ohne jeden Vorbehalt eine derartige Verpflichtung eidlich zu übernehmen. Es müßte wenigstens gestattet werden, dem Schlusse des ersten Satzes folgende erweiterte Fassung zu geben: »sowie

— unbeschadet meiner Pflichten gegen die Kirche — den Gesetzen des Staates Gehorsam und Treue«. Eine solche oder ähnliche Einschränkung versteht sich eigentlich von selbst, weshalb auch hin und wieder bei Ableistung des Treu-Eides staatlicherseits von den Bischöfen die Erklärung verlangt wird, daß ihr kirchlicher Eid ihren Pflichten gegen den Staat keinen Abbruch tue und tun dürfe.

„Wie Ew. Excellenz aus meinen mündlichen und schriftlichen, an den Hrn. Ministerialrat Joos abgegebenen Erklärungen bekannt ist, könnte ich mich zur Annahme einer eventuellen Wahl auf den Erzb. Stuhl zu Freiburg nur bereit finden lassen, wenn ich die moralische Ueberzeugung hegen dürfte, daß es mir mit Gottes Hülfe gelingen werde, dieses so hochwichtige Amt zum Heil und Gedeihen von Staat und Kirche nach bestem Wissen und Gewissen verwalten zu können. Bei der Unklarheit aber, welche heutzutage bei manchen Faktoren der Gesetzgebung über die Anfangs- und Endpunkte der Zuständigkeit im Schwange sind, und bei dem Mißtrauen, welches vielfach gegen die katholische Kirche obwaltet, dürfte es einem Mitglied und Diener der letzteren nicht übel gedeutet werden, wenn er darauf Gewicht legt, daß Selbstverständliches auch als solches Berücksichtigung finde.

„Mit aufrichtigstem und wärmstem Danke für das mir gewidmete Vertrauen und dem Ausdrucke ehrerbietiger Hochachtung

Ew. Excellenz

untertänigster

Prof. Dr. Dieringer,

Geistl. Rat und Pfarrer."

Die nun folgenden Briefe Dieringers stehen fast alle unter dem Eindruck der schweren körperlichen Leiden, die sich in furchtbaren Nervenschmerzen äußerten. Am 22. Dezember 1874 spricht Dieringer zum letzten Mal über den Altkatholizismus: „Der Fürst von Hohenzollern beurteilt den Altkatholizismus ganz richtig als eine dem weiten Schlunde des Akatholizismus zueilende Sekte. Schade, daß dieses von Männern wie Reusch noch immer nicht eingesehen wird." Am 30. Mai 1875 schrieb Dieringer einen ausführlichen Brief über seinen leidenden Zustand:

„Seit Ihrem Besuch bin ich keinen Tag völlig gesund gewesen, habe indessen meinem Kirchendienst, Gott sei Dank, fast ununterbrochen obliegen können. Eine Traubenkur und andere Naturheilverfahren waren nutzlos. Seit dem 5. Januar d. J. stehe ich unter der Obedienz von zwei Aerzten. Ich war so herabgekommen, daß ich einen Kreisrichter hierher gebot, um mein Zeitliches testamentarisch zu ordnen . . .

„Ein **Kurversuch** in Rippoldsau, wie die Aerzte meinen, ist mir teils aus **physischen**, teils aus moralischen Gründen unmöglich.

„**Es ist nämlich** mein über alle Beschreibung nichtswürdiger Kaplan endlich suspendiert und eingesteckt worden. Aus der Nachbarschaft ist keine zeitweilige Stellvertretung möglich, und auch diese würde maigesetzlich behandelt werden, es sei denn, daß ich bei dem Regierungspräsidenten die Anzeige machte, was beim jetzigen Stand des Kirchenstreites nicht angeht. Von Freiburg heißt es: »Helfen Sie sich, so gut Sie können«. Hätte ich ahnen können, daß in Preußen in solcher Weise Rache genommen werde wegen des Vatikanums — angeblich —, so würde ich auf Grund eines Attestes von Freund Kalt um Pensionierung als Professor eingekommen sein. Auf meine Pfarrei resignieren, hieße jetzt, dieselbe der Seelsorge berauben."

Der Herbst des Jahres 1875 brachte eine Steigerung der Leiden. Ein Brief vom 14. Oktober gibt eine trostlose Schilderung. Professoren in Freiburg und Tübingen wurden vergeblich konsultiert. „Sie sind ratlos. Alle schmerzstillenden Mittel, selbst Morphium, verfangen nicht. — Dazu die Not der Zeit und der Kummer meiner Gemeinde." Der Brief schließt mit der Unterschrift: „von Ihrem Schmerzenreich Dieringer."

Am 4. Dezember 1875 berichtet der Neffe des Kranken, Dr. Strobel, daß sich zu den Schmerzen im Unterleib jetzt auch furchtbare Kopfschmerzen eingestellt hätten. Der Kranke sei abgemattet und kraftlos, könne kaum mehr lesen und nur noch mit dem Bleistift schreiben.

Ueberaus rührend ist ein kaum leserliches Briefchen Dieringers vom 12. März 1876. Der arme Kranke hat es von Bonn aus datiert:

„Lieber Herr Gevatter! Ich grüße euch alle viel tausendmal, die ganze Familie und die Familien Walter, Floß und Neu, in Köln Baudri. Ihnen danke ich nochmals für alle Liebe und Freundschaft. Ich bete für euch, betet für mich." Das letzte Wort ist vom 4. Juli 1876:

„Teuerster Freund! Mein Zustand ist hoffnungslos. Das Grundübel sind Nerven. Die Schmerzen, Tag und Nacht, sind wahrhaft höllische. Die stärksten Gegenmittel: Morphium, Chlor-Hydrat verfangen nicht mehr. Die vielen Aerzte wissen keinen Rat noch Hülfe. — Mit aller geistigen Tätigkeit ist es zu Ende. Meine Gemeinde betet Tag und Nacht. Beten auch Sie und die Ihrigen alle für

Ihren unglücklichen Dieringer."

Fast zwei Monate lag der arme Kranke hülflos ohne Bewußtsein. Am 8. September 1876, am Tage Mariä Geburt, vormittags 11½ Uhr, ging er in die Ewigkeit ein.

„Möge er sanft ruhen auf dem stillen Friedhof zu Veringendorf, in der Reihe der ihm im Tode vorangegangenen Pfarrherren, südlich am Seitenschiff der Kirche, nach seiner langen Krankheit, die wohl verdient, ein Martyrium genannt zu werden [1]."

Eine nochmalige Erklärung des Verstorbenen über seine Rechtgläubigkeit, besonders über seine Stellung zum vatikanischen Konzil, die er den Händen des Stadtpfarrers von Veringenstadt anvertraut hatte, erschien am 20. September 1876 in der Germania. Seine reiche Bibliothek vermachte er zum Teil dem Priesterseminar in Freiburg und den Beuroner Benediktinern zu Volders in Tyrol; den Rest dem Gymnasium zu Sigmaringen. Der größte Teil des Vermögens kam an kirchliche und Wohltätigkeitsanstalten seiner Heimat. In Bonn wurde das Waisenhaus bedacht. Um der Vollständigkeit der Darstellung zu genügen, sei ein Absatz aus einem Schreiben des Neffen Dieringers, Dr. Strobel, vom 12. Dezember 1876 an Kaufmann mitgeteilt.

„Es hat mich schmerzlich berührt, ich kann es Ihnen als dem besten Freund meines unvergeßlichen Onkels wohl ausdrücken, daß ich aus einzelnen Nachrichten aus der Rheinprovinz entnehme, teils zwischen den Zeilen lesen mußte: die entsetzliche Krankheit meines Onkels sei die Folge des Aufgebens seiner Wirksamkeit und seiner Stellung dorten gewesen, und sein Aufenthalt zu Veringendorf nur ein Ort schmerzlicher freiwilliger Verbannung.

„Diese Anschauung ist grundfalsch. Der Onkel war in den ersten drei Jahren zu Veringendorf, als er noch leiblich gesund war, sehr gern und übte seinen Beruf mit aller Liebe und Zufriedenheit aus, was ich bei meinen häufigen Besuchen stets bemerken konnte. Er liebte so sehr die ländliche Abgeschiedenheit, liebte seine nächsten Anverwandten, und seiner Pfarrgemeinde wird er trotz der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit unvergeßlich sein. Hätte sein bescheidenes Gemüt nach Anerkennung getrachtet, so hätte er solche in reichem Maße finden können; hörte doch die gesamte Geistlichkeit hier zu Lande auf seinen Rat; zu Freiburg zog man ihn stets in ehrendes Vertrauen in wichtigen Angelegenheiten, wie ja auch das Domkapitel ihm die Ehre erwies, ihn auf die Wahlliste zu setzen und, wie ich weiß, wäre er gewählt worden, wenn von Seiten der Regierung in Baden überhaupt eine Besetzung des erzbischöflichen Stuhles ermöglicht worden wäre. Bei der Bevölkerung genoß er allgemeine Liebe und Hochachtung und wird auch in der Erinnerung noch lange als wahrhaft populäre Persönlichkeit fortleben. Der Fürst und der Erbprinz Leopold von Hohenzollern erwiesen ihm die größte Aufmerksamkeit und besuchten ihn wiederholt auf seinem Krankenlager.

[1]) Dr. Strobel, 16. 9. 76.

„Dann möchte ich noch bemerken, daß es hier in Süddeutschland nicht selten vorkommt, daß sich Professoren der Theologie auf Pfarreien zurückziehen, um da den Abend des Lebens in Ruhe zu beschließen; ich kenne mehrere solcher Herren, welche früher in Tübingen Mitglieder der Theologischen Fakultät waren.

„Das möchte ich noch erwähnen, wie überraschend und richtig er den Verlauf der bestehenden kirchenpolitischen Wirren öfters voraussagte. Dieselben betrübten ihn tief, doch behielt er ihnen gegenüber stets sein Gottvertrauen und glaubte an eine einstige glückliche Beilegung derselben."

Neuntes Kapitel.

Die Regierung verweigert der Wiederwahl Kaufmanns die Bestätigung, 1875.

Einstimmige Wiederwahl 1874. Stimmung in Bonn. Die amtliche Vernehmung Kaufmanns durch den Kölner Regierungspräsidenten. Gegner und Freunde. Das Urteil des Geheimrats Professor Dr. Schaaffhausen zu Gunsten Kaufmanns. Verzögerung der Entscheidung. Die Bestätigung wird versagt, 8. Mai 1875. „An meine Mitbürger." Beurteilung des „Falles Kaufmann". Die Interpellation Windthorst. „Tätig und duldsam sein." Die Ansprache an den Erzbischof Paulus Melchers 4. August 1875. Briefwechsel mit Windthorst.

Am 31. Juli 1874 wurde Kaufmann von dem Bonner Stadtrat durch einstimmige Wahl auf eine Reihe von 12 Jahren wiedergewählt.

Unter seinen Wählern befanden sich Männer der verschiedensten Parteien, der Konfession nach 18 Katholiken, 9 Protestanten und ein Israelit.

Als Kaufmann im Jahre 1862 einstimmig wiedergewählt worden war, hatte die königliche Bestätigung nicht lange auf sich warten lassen, sondern war am 15. August erfolgt. Dieses Mal sollte es anders kommen. Den religiös-politischen Kämpfen der sogenannten Kulturkampfszeit sollte Kaufmann zum Opfer fallen.

In Bonn zweifelte eigentlich niemand an der Bestätigung, bei allen Bewohnern der Stadt war Kaufmann als bewährter, königstreuer Beamter bekannt. Wohl hatte er in den Konfliktsjahren das Mißfallen der damals regierungsfeindlichen fortschrittlichen Partei erregt, und einer der Führer dieser Partei, Professor v. Sybel, war jetzt unter den eifrigsten Wortführern der unheilvollen Kirchenpolitik des früher von ihm so angefeindeten Fürsten Bismarck. Auch unter den Altkatholiken hatte sich Kaufmann

durch seine Stellungnahme manche Gegner zugezogen. Dazu kam noch ein Zwischenfall mit dem nach Bonn gezogenen Generalfeldmarschall Herwarth von Bittenfeld. Die an der Wohnung des Generals vorbeiführende Straße befand sich nach seiner Meinung nicht in der notwendigen Verfassung. Er wandte sich deshalb an den Oberbürgermeister, der ihm antwortete, „daß die Instandhaltung der betreffenden Straße nicht Sache der Stadt, sondern der Provinz sei". Diese Antwort befriedigte den General nicht; als er kurz darauf Kaufmann in einer Gesellschaft bei dem Oberberghauptmann Brassert traf, interpellierte er deshalb in ziemlich schroffer Weise den Oberbürgermeister. Kaufmann behielt seine gewohnte Ruhe und Selbstbeherrschung und erwiderte nichts als die Worte: „Excellenz, in amtlichen Dingen bin ich auf dem Rathaus zu sprechen."

In wie weit die angedeuteten Faktoren Einfluß auf die Nichtbestätigung Kaufmanns gehabt haben, muß einstweilen noch unaufgeklärt bleiben.

Fast ein halbes Jahr nach der Wahl war vergangen, als der Kölner Regierungspräsident von Bernuth ein Schreiben an Kaufmann erließ, und ihn zum 4. Februar, 11½ Uhr, auf das Kölner Regierungsgebäude beschied.

In den öffentlichen Blättern war es vielfach besprochen worden, daß der wiedergewählte Oberbürgermeister von Düsseldorf, Hammers, der langjährige Freund Kaufmanns, vor seiner Bestätigung in einer Besprechung mit dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, weitgehende beruhigende Erklärungen über seine Stellung zu den Maigesetzen gegeben habe. Am 15. November 1874 hatte Hammers von Berlin aus seinem Kollegen kurz berichtet: „Es war ein interessanter Kampf, den ich durchgemacht habe. Ich hätte nie geglaubt, daß meine Person noch zu solcher Staatsaffaire Stoff bieten werde." Auf den Inhalt der Verhandlungen geht aber dieser Brief nicht ein. Da seine Bestätigung so lange ausblieb, vermutete Kaufmann sofort, daß die Besprechung in Köln sich auf ähnliche Dinge beziehen würde. Es liegt von der Hand Kaufmanns ein eigenhändiger Bericht über diese Besprechung vor. Ist auch sein Inhalt im wesentlichen längst allgemein bekannt, so wirkt die Aufzeichnung doch durch ihre Unmittelbarkeit.

Sie lautet: „Ich stellte mich pünktlich um 11½ Uhr im Regierungsgebäude ein, wo ich im Geschäftszimmer des Regierungspräsidenten diesen und außerdem den Ober-Regierungsrat und Dirigenten der ersten Abteilung, von Guionneau, vorfand. Der Präsident verlas mir ein Reskript des Ministers des Innern, nach welchem ihm aufgegeben wurde, mich zu einer Erklärung in betreff des gegenwärtigen Kampfes des Staates und der Kirche zu veranlassen.

„Nach den Notizen, die ich noch an demselben Abend machte, wurde mir die Frage vorgelegt, ob ich die Notwendigkeit des gegenwärtigen Kampfes des Staates und der Kirche und die Gerechtigkeit der deshalb erlassenen Gesetze anerkenne. Es erfolgte darüber eine eingehende Besprechung, die fast zwei Stunden in Anspruch nahm. Der Regierungspräsident machte dabei auf mich weniger den Eindruck eines Kulturkämpfers, als der Ober-Regierungsrat von Guionneau. Die Notwendigkeit eines Kampfes mit der Kirche konnte ich nicht zugeben, wogegen ich die Notwendigkeit eines Vorgehens des Staates zum Zwecke der Regulierung seiner Stellung zur Kirche konzedierte. Die Maigesetze erklärte ich für unzweckmäßig und verderblich, letzteres aber mehr für den Staat als für die Kirche, dabei sei das Vorgehen der Staatsregierung im Wege der Gesetzgebung ohne ein einheitliches leitendes Prinzip und verfalle sogar in Widersprüche, indem durch das Gesetz über die Führung des Zivilstandes auf die Trennung des Staates von der Kirche hingewirkt würde, während die Maigesetze die Kirche mit eisernen Banden an den Staat schmieden sollten. Zum Schlusse erkärte ich, ich werde in meinem Amte die Gesetze ausführen, auch wenn ich nicht mit deren Inhalte einverstanden sei, so lange aber nur, als ich dabei nicht mit meinem Gewissen oder meiner Ehre in Konflikt kommen würde. Meine Auffassung wurde als nicht genügend, namentlich von dem Ober-Regierungsrat, kritisiert, sie sei mehr die eines Richters, als die eines Verwaltungsbeamten, er bat den Regierungspräsidenten, ihm zu gestatten, mir eine praktische Frage vorzulegen. Er fragte nun, ob ich es aus eigenem Antriebe über mich gewinnen könne, bei der Regierung den Antrag zu stellen, den katholischen Oberpfarrer Neu aus dem Schulvorstand zu entlassen, wenn dieser sich staatsfeindlich benähme. Ich erklärte, daß ich keinen Anstand nehmen würde, wenn der Oberpfarrer Neu das Gesetz verletze, gegen denselben vorzugehen, meines Wissens aber habe der Oberpfarrer Neu sich bis jetzt nie staatsfeindlich benommen. Der Ober-Regierungsrat stellte hierauf die Frage an mich, ob ich dies auch gern tun würde, worauf ich die Antwort verweigerte.

„Zum Schlusse ersuchte mich der Regierungspräsident, meine Erklärung auch schriftlich abzugeben. Ich diktierte meine Erklärung dem Ober-Regierungsrat in die Feder, nachdem ich mir Abschrift derselben ausgebeten hatte, die mir auch zugesagt wurde. Da mir aber keine Abschrift gegeben wurde, will ich dieselbe hier nach dem Gedächtnisse wiedergeben, ohne unbedingt für den Wortlaut einstehen zu können: »Ich erkenne die Notwendigkeit eines Vorgehens der Staats-Regierung zum Zwecke der Regulierung ihrer Stellung zur Kirche an, die Maigesetze halte ich für unzweckmäßig und verderblich, dem Staate noch mehr wie der Kirche.

Diese Anschauung wird mich aber, da ich das zu Recht bestehende Gesetz ehre, nicht behindern, in meinem Amte die Maigesetze zur Ausführung zu bringen.« — Ueber die ganze Unterhandlung wurde kein Protokoll aufgenommen, während der Ober-Regierungsrat fortwährend Notizen machte. Ich hatte das Glück, meine vollste Ruhe zu behalten, während namentlich Bernuth sehr aufgeregt war. Er hatte auf meine Bestätigung bei dem Minister angetragen und war nun über meine Erklärung in einen wahren Schrecken versetzt, er beschwor mich bei meiner bekannten Klugheit, bei meiner Bildung eine Form zu finden, die den Minister befriedigen könne. Der Ober-Regierungsrat ging in der Unterhandlung sehr weit und bemerkte unter anderem, es sei vielfach geäußert worden, ich sei ein Anhänger der ultramontanen Partei und meine Familie gehöre zu derselben. Ich verbat mir alle Beziehungen auf meine Familie, als nicht zur Sache gehörig, was auch Bernuth zugab und deshalb den Ober-Regierungsrat rektifizierte. Dieser rollte den Bogen, welcher meine Erklärung enthielt, triumphierend zusammen und entfernte sich mit der Miene eines Siegers. Bernuth machte mir noch den Vorschlag, nach Berlin zu gehen, und mich mit dem Minister Eulenburg zu verständigen. Ich lehnte dies ab mit dem Bemerken, daß ich nur dann nach Berlin gehen würde, wenn dies ausdrücklich befohlen würde, im übrigen müsse auch dem Minister meine Erklärung genügen, da ich bei ihm mich nicht anders äußern könnte, als ich jetzt getan hätte.

„Niemals habe ich mich so davon überzeugt, welche Kraft die Wahrheit ausübt; hätte eine dritte Person dem Inquisitorium beigewohnt, ohne die Personen zu kennen, er würde kaum in mir den Inquisiten erkannt haben, ich wurde immer ruhiger und bestimmter in meinen Ausführungen, je heftiger und lebhafter die beiden Regierungsbeamten wurden. Als ich mein Bedauern darüber aussprach, daß unser preußisches Vaterland durch den unnötigen Kulturkampf in so hohem Grade geschädigt werde, erhob sich Bernuth heftig von seinem Sessel, schlug sich vor die Brust und rief: »Ich bin auch kein Kulturkämpfer und unzählige Male habe ich das Erscheinen der Maigesetze beklagt.«

„Die Ueberzeugung hatte ich schon während der Unterhandlung, daß meine Erklärung nicht genügen würde, nachdem man es überhaupt für nötig gehalten hatte, eine solche von einem Beamten, dessen Treue durch langjährige Dienstführung außer allen Zweifel gestellt worden war, noch besonders zu verlangen."

Aus einem anderen Bericht Kaufmanns ist noch ergänzend nachzutragen, daß von Bernuth dem Oberbürgermeister eröffnete, der Minister habe es übel aufgenommen, daß Kaufmann im vorigen Jahre bei der Sedanfeier sich in keiner Weise beteiligt habe und verreist gewesen sei.

Der Minister halte es deshalb für nötig, eine Erkärung zu veranlassen, wie sich Kaufmann zum gegenwärtigen Kampfe des Staates mit der Kirche stelle.

Am 10. Februar 1875 richtete Kaufmann an seinen Freund Hammers einen Brief, der den Eindruck der Besprechung in Köln wiedergibt:

„Als ich Ihnen zu Ihrer neulichen Bestätigung gratuliert hatte, wünschten Sie, daß es mit der meinigen leichter gehen möchte. Es scheint, als ob Ihr Wunsch nicht in Erfüllung gehen solle. Nachdem ich am 31. Juli vorigen Jahres einstimmig wiedergewählt worden, hörte ich bis ganz vor kurzem von der Bestätigung nichts, erst vorige Woche wurde ich auf Veranlassung Eulenburgs von Bernuth eingeladen, mich über meine Stellung in dem gegenwärtigen Kampfe unumwunden auszusprechen. Das habe ich denn auch getan, aber nicht zur Zufriedenheit der hohen Behörde, dagegen fällt nun die wiederholte Wiederwahl und meine vierundzwanzigjährige Amtstätigkeit zu meinen Gunsten in die Wagschale, auch werden die Stadtverordneten, wenn sie von der Sache Kenntnis erhalten, möglicherweise irgend welche Schritte tun, so daß, alles zusammen genommen, die Wahrscheinlichkeit sehr nahe liegt, daß ich auch erst noch ein Examen bei Eulenburg bestehen muß, da das Tentamen bei Bernuth nicht genügend ausgefallen ist." Er bittet dann Hammers um vertrauliche Mitteilung über seine Vernehmung durch Eulenburg, die dieser auch gab.

Auch die Zeitungen begannen von der Besprechung Andeutungen zu machen. Es ist bezeichnend für das Ansehen Kaufmanns, daß die liberale Presse in Bonn bis nach der erfolgten Nichtbestätigung es ängstlich gemieden hat, ihn irgendwie anzugreifen. Erst nach der Nichtbestätigung eröffnete auch sie den Feldzug gegen Kaufmann. Die politischen Gegner bedienten sich bis dahin besonders eines auswärtigen Blattes, der „Elberfelder Zeitung", um ihre Angriffe gegen Kaufmann anzubringen. So berichtet die Elberfelder Zeitung vom 3. März aus Bonn: „Die Regierung soll ihre Bestätigung von gewissen Garantieen abhängig machen, Garantieen, welche sie sich in jüngster Zeit auch in anderen ähnlichen Fällen bereits verschafft hat. Man kann dies vorsichtige Auftreten der Regierung nicht tadeln. Ultramontane Elemente sind in unserem Stadtrat ziemlich zahlreich und Herr Kaufmann, ohne seinen Fähigkeiten als Verwaltungsbeamter darin zu nahe treten zu wollen, hat durch sein früheres Auftreten seinen Liberalismus durchaus nicht so evident dokumentiert, daß der Besitz ausreichender Bürgschaften für sein zukünftiges Verhalten ohne weiteres wegfallen dürfte."

Die zahlreichen Freunde, die Kaufmann in Bonn hatte, ließen aber auch die Hände nicht ruhen und suchten bei Eulenburg für Kaufmann

zu wirken. Unter denen, die mit großer Wärme für Kaufmann eintraten, sei nur ein zuverlässiger Freund Kaufmanns, der Professor Schaaffhausen, genannt. Ein Schreiben, das er am 12. März 1875 nach Berlin an hohe Stelle richtete, ehrt ebenso den Schreiber wie den, dessen Sache er vertrat.

Schaaffhausen schreibt: „Eine für unsere Stadt wichtige Angelegenheit . . . gibt mir Veranlassung zu diesen Zeilen. Es regt sich in mir wie in vielen meiner Freunde ein gewisses Pflichtgefühl, ein, wie es wenigstens scheint, drohendes Unglück von unserer Stadt abzuwenden; auch hege ich die Hoffnung, daß Sie der augenblicklichen Lage der Sache, die in Berlin der baldigen Entscheidung harrt, nicht ganz fremd gegenüber stehen und derselben Ihre einflußreiche Teilnahme nicht versagen.

„Die bis jetzt nicht erfolgte Bestätigung unseres wiedergewählten Oberbürgermeisters Kaufmann gibt zu einer Befürchtung Veranlassung, die hier in allen Kreisen Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung ist. Gestatten Sie mir, in freimütigster Weise Ihnen, der die hiesigen Verhältnisse kennt und zugleich den handelnden Personen in unserer Hauptstadt nahe gestellt ist, mitzuteilen, wie hier und zwar von dem Staate treu gesinnten Männern diese Angelegenheit beurteilt wird.

„Unser Oberbürgermeister hat sich in schwierigen Angelegenheiten stets als ein sehr gewandter, umsichtiger Beamter bewährt, zumal wenn es galt, zwischen erregten Parteien durch ein kluges, ausgleichendes und versöhnliches Auftreten den Frieden zu erhalten oder wiederherzustellen. Sein so gemäßigter, jeder Leidenschaftlichkeit fremder Charakter machte ihn gerade in einer Stadt wie der unserigen, wo durch eine das gewöhnliche Maß übersteigende Zahl Gebildeter in konfessionellen und politischen Dingen die Gegensätze geschärft sind, zu einer für sein Amt sehr geeigneten Persönlichkeit. Es haftet an diesem Manne kein Makel, und trotz der eigentümlichen Stellung, in die katholische Beamte den Maigesetzen gegenüber jetzt gebracht sind, wäre doch auch der leiseste Zweifel an seiner Amtstreue und an seinem Patriotismus nicht gerechtfertigt. Man glaubt vielmehr hier, die erprobte Tüchtigkeit seines amtlichen Wirkens in der Vergangenheit müsse als eine Gewähr auch für die Zukunft angesehen werden. Er ist ebenso in den niederen Schichten der Bevölkerung ein Mann des Vertrauens, als ihm in den gebildeten Kreisen der Katholiken wie der Protestanten die allgemeinste Anerkennung gezollt wird, der gegenüber kleinliche Nörgeleien und Feindseligkeiten einzelner, die einem öffentlichen Beamten niemals fehlen, gar nicht in Betracht kommen können.

„Bonn ist als Universitätsstadt in einer besonderen Lage. Der oberste Verwaltungsbeamte der Stadt hat hier häufig genug geschäftliche

Beziehungen zu den Mitgliedern der Universität, und es finden in wissenschaftlichen Bestrebungen wie in der Pflege der Kunst mannigfache Berührungen statt. Nach dieser Richtung hin hat nun unser Oberbürgermeister stets allen Wünschen und Bedürfnissen das richtige Verständnis entgegengebracht und durch seine vielseitige wissenschaftliche Bildung wie durch seinen Kunstsinn die glücklichsten Erfolge erzielt. Er hat ferner in hiesiger Stadt, die ihm den Theaterbau, die Beethovenhalle, neue Schulgebäude, den in einen Garten verwandelten Kirchhof und vieles andere verdankt, Einrichtungen ins Leben gerufen, welche ihr die Vorzüge einer Großstadt verleihen und sie zum Anziehungspunkte für viele gemacht hat, die hier von ihren Geschäften ausruhen und durch ihre Wohlhabenheit zum steigenden Wohlstand und zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt wesentlich beigetragen haben.

„Unsere zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten können keinen wärmeren Freund und Förderer haben; er ist als Eingeborener mit allen Interessen und Persönlichkeiten seiner Vaterstadt so innig vertraut, daß man sich fragt, wie gerade für ihn, wenn er von seinem Posten entfernt werden sollte, ein Ersatz zu finden wäre!

„Möchten Sie Gelegenheit haben, in den maßgebenden Kreisen der Hauptstadt von meiner vertraulichen Mitteilung über Stimmungen und Ansichten in unserer Stadt einen ersprießlichen Gebrauch zu machen, damit die einem hochgeachteten Bürger und treuen Beamten drohende Maßregel der Amtsentlassung abgewendet werde, die in der Ferne vielleicht als vom Staatsinteresse geboten erscheinen mag, von der aber jeder, der die hiesigen Verhältnisse genauer kennt, gerade im wohlgemeinten Staatsinteresse wünschen muß, daß sie nicht ausgeführt werde."

Ein Schreiben ganz ähnlichen Inhaltes, das von dem bekannten Professor der Chirurgie in Bonn, Geheimrat Busch, verfaßt war, gelangte durch die Hände eines hohen Militärs in den Besitz des Ministers von Eulenburg.

Gleichwohl waren die Nachrichten aus Berlin nicht günstig. „Alles hängt von dem Jupiter in der Wilhelmsstraße ab und alle anderen Minister dürfen ohne seine Zustimmung nichts tun," lautete eine Nachricht aus wohlunterrichteten Kreisen (6. März). Ein in hoher Stellung befindlicher Gönner in Berlin, dessen Namen zu nennen die Diskretion einstweilen verbietet, schrieb am 8. März: „Mit der Erklärung, die Gesetze des Staates in seiner amtlichen Stellung erfüllen zu wollen resp. ihre Erfüllung zu übernehmen, scheint mir der Oberbürgermeister jeder billigen Anforderung Genüge geleistet zu haben. Das Verlangen, über seine theoretischen Ansichten Rechenschaft zu geben, ähnelt dem Verfahren

der spanischen Inquisition. Wird es angewandt, so scheint mir darin der Beweis zu liegen, daß man ihn nicht will. Ist der Entschluß gefaßt, so wird meine Intervention durchaus erfolglos sein. Trotz der Aussichtslosigkeit will ich den Versuch machen." Am 8. März 1875 lief ein huldvolles Handschreiben des Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm ein, der für die Uebersendung des Verwaltungsberichtes der Stadt Bonn für das Jahr 1874 dankte, in dem es heißt: „Ich habe den Bericht mit besonderem Interesse empfangen und spreche Ihnen für die freundliche Mitteilung desselben meinen aufrichtigen Dank hierdurch aus." Von einigen optimistischen Freunden wurde dies als günstiges Zeichen gedeutet. Doch verzögerte sich die Entscheidung von Tag zu Tag. Am 12. April berichtet die Kölnische Volkszeitung (Zweites Blatt Nr. 100): „Bonn, 11. April. Bis zur Stunde ist die Wiederwahl des Herrn Oberbürgermeisters Kaufmann, dessen Amtsperiode mit Ende des Monates abläuft, noch nicht bestätigt. Dem Frankfurter Journal erscheint die Bestätigung neuerdings fraglich; das national-liberale Organ gibt sogar der Vermutung Raum, die Bestätigung werde verweigert werden."

Kaufmann schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Am 9. März 1875 schrieb er seinem alten Freund Andreas Müller: „Hier im Hause ist die Stimmung augenblicklich eine recht ernste. . . . Das gegenwärtige Stadium ist höchst peinlich, ich habe an keiner Sache mehr ein rechtes Interesse, ich arbeite mechanisch weiter." Am 16. April schrieb ihm sein alter Freund, der Bonner Buchhändler und Stadtverordnete Gustav Marcus von Berlin: „Ich hatte soeben eine Unterredung mit Exzellenz Achenbach, in welcher derselbe sagte: »Ich glaube, die Bestätigung wird doch erfolgen,« und später machte er noch eine Aeußerung ähnlichen Sinnes. Ich eile, Dir dieses mitzuteilen." Doch die Antwort ließ warten, bis der 30. April kam, ohne daß die Entscheidung vorlag. Die Stadtverordneten Bonns beschlossen einstimmig, sich an den Minister von Eulenburg zu wenden und um Antwort zu bitten, da mit dem 10. Mai die Wahlperiode des Oberbürgermeisters abgelaufen war. In Berlin schwieg man aber immer noch.

Da setzte am 7. Mai Kaufmann selbst ein Schreiben an den Minister von Eulenburg auf, in dem bei aller Höflichkeit das Gefühl der Entrüstung über die ihm zuteil gewordene Behandlung durchklingt. „Ew. Exzellenz," heißt es darin, „haben auf das Gesuch der Stadt Bonn vom 30. vorigen Monates betreffend die am 31. Juli 1874 geschehene Wiederwahl des Oberbürgermeisters Kaufmann bis heute keinen Bescheid erteilt. Da nun am 10. des Monates die Wahlperiode des p. Kaufmann zu Ende ist, so bedarf es keiner weiteren Begründung, daß die Verzögerung der Entscheidung in einer so wichtigen Angelegenheit die

Bürger Bonns in hohem Grade beunruhigt und aufregt. Auch kann ich es mir nicht versagen, Ew. Exzellenz hohem Ermessen ganz ergebenst die Beurteilung anheim zu stellen, ob dieses Verfahren der Königlichen Staats-Regierung mit den billigen und bisheran immer üblichen Rücksichten vereinbar ist, auf die ein Beamter vollen Anspruch zu erheben sich berechtigt halten darf, der ein ebenso wichtiges als schwieriges Amt mit unverbrüchlicher und stets gleicher hingebendster Treue gegen seinen König und Herrn, unter wiederholten Beweisen Allerhöchster Anerkennung und des ungeteilten Vertrauens seiner Mitbürger während 24 Jahren verwaltet hat. Ich bitte daher Ew. Exzellenz ehrfurchtsvoll und ebenso dringend als ergebenst, der Stadt Bonn hochgeneigtest umgehenden Bescheid zukommen lassen zu wollen, der per Draht in drei Worten erteilt werden kann und Ew. Exzellenz kostbare Zeit verhältnismäßig nur in dem geringsten Maße in Anspruch nehmen wird."

Diese Eingabe an den Minister ließ Kaufmann am 8. Mai bei den Beigeordneten und Stadträten zirkulieren. An demselben Tage erhielt er gegen Mittag die telegraphische Antwort Eulenburgs: „Die Entscheidung Seiner Majestät wird in diesen Tagen erfolgen." Erst der 15. Mai brachte endlich Klarheit. Dem Oberbürgermeisteramt ging aus Cöln eine vom 14. Mai 1875 datirte Verfügung der Königlichen Regierung zu: „Des Königs Majestät haben mittels des in beglaubigter Abschrift beigehenden Allerhöchsten Erlasses vom 8. dieses Monats der von der Stadtverordneten-Versammlung zu Bonn getroffenen Wiederwahl des Oberbürgermeisters Kaufmann daselbst zum Bürgermeister der Stadt Bonn die Bestätigung zu versagen geruht." Zugleich wird eine Neuwahl angeordnet, die innerhalb sechs Wochen zu vollziehen ist. Die Allerhöchste Ordre an den Minister des Innern lautet: „Auf den Bericht vom 7. Mai dieses Jahres will Ich der von der Stadtverordneten-Versammlung zu Bonn getroffenen Wiederwahl des Oberbürgermeisters Kaufmann daselbst zum Bürgermeister der Stadt Bonn hierdurch die Bestätigung versagen. Berlin, den 8. Mai 1875. gez. Wilhelm."

Am 17. Mai brachten die Bonner Zeitungen einen Aufruf des nicht bestätigten Oberbürgermeisters, der kein bitteres Wort enthält. Er lautet: „An meine Mitbürger! Als ich vor vierundzwanzig Jahren und abermals vor zwölf Jahren durch das Vertrauen meiner Mitbürger zu der Leitung unserer städtischen Angelegenheiten berufen wurde, sah ich vor mir eine Lebensaufgabe, ernst und schwierig, aber auch so lohnend und ehrenvoll, als ich nur wünschen konnte. Denn schon in früher Jugend war es das Ziel meines Ehrgeizes und meiner Neigung gewesen, einmal die Kraft des Mannesalters dem Wohle meiner geliebten Vaterstadt in einer Stellung widmen zu können, in welcher schon mehrere

meiner Voreltern nicht ohne Anerkennung und Erfolg gewirkt hatten. Mit aufrichtigem Danke gegen Gott blicke ich heute auf die rasch vergangenen Jahre zurück. Ich darf glauben, daß es mir vergönnt war, in Uebereinstimmung und mit nachhaltiger Hülfe der gesetzlichen Gemeinde-Vertretung manche Keime eines gesunden und echten Fortschritts auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens einer gedeihlichen Entwicklung entgegen zu führen und den lebhaften, nach den verschiedensten Richtungen hin auseinandertreibenden geistigen Strömungen in dem gemeinsamen Interesse der Stadt einen friedlichen Vereinigungspunkt zu bieten.

„Ernstes und Freudiges haben wir miteinander verlebt. Vor allem erheben sich in der Erinnerung stolz und glänzend die glorreichen Jahre des Kampfes gegen Frankreich. Denn an der Spitze der Bonner Bürger durfte ich täglich Zeuge sein der edelsten und aufopferndsten Vaterlandsliebe, der wunderbaren Einigkeit aller Parteien, der einmütigsten Erhebung unseres hochbegabten rheinischen Volkes bei der lange und heiß ersehnten Wiedergründung eines einigen deutschen Vaterlandes, unter der Führung unseres erhabenen vielgeliebten Königs und Herrn, des ersten Kaisers des siegreichen neuen Deutschen Reiches. Das Vertrauen meiner Mitbürger, das mich während einer so langen Zeit nicht verlassen und die Erfüllung meiner Berufspflichten wesentlich erleichtert hat, ist mir noch im vergangenen Jahre durch die ehrenvolle Wiederwahl und bis zum heutigen Tage von vielen Seiten in reichlichem Maße betätigt worden.

„Ich spreche dafür, da ich aus meinem Amte scheide, meinen wärmsten Dank aus und zugleich den hoffnungsreichen Wunsch, daß auch die Zukunft unsere geliebte Vaterstadt in steter Blüte und freudiger Entwicklung erhalten möge."

Den Eindruck, den die Nichtbestätigung Kaufmanns hervorrief, war ein ungewöhnlicher, nicht bloß in der Stadt Bonn, sondern auch auswärts. Zahlreiche Briefe seiner Verwandten und Freunde zeugen davon, daß man der Tatsache der Nichtbestätigung gegenüber wie vor etwas ganz Unerwartetem und Ueberraschendem dastand.

So schrieb der Jugendfreund Andrae-Roman am 28. Juni 1875: „Zunächst war ich höchlichst überrascht über Deine Nichtbestätigung als Oberbürgermeister, da ich gar nicht glaubte, daß auch Du mit den »Ultramontanen« in so nahen Beziehungen ständest, da ich Dich vielmehr für einen recht gemäßigten Mann halte. Doch ist in diesen Zeiten fast maßloser Tyrannei ja überhaupt nichts unmöglich. Es sind greuliche Zustände, in denen wir leben, und wenn ich auch die Position, welche die römische Kirche dem Staat gegenüber einnimmt, für unhalt-

bar halte, so sollst Du doch wissen, daß ich und sehr viele meiner konservativen Freunde das maßlose, ungerechte Vorgehen des Staates durchaus mißbilligen und es um so unhaltbarer halten, da die große Masse Eurer Gegner jedes positive Christentum hassen und uns geradenwegs in das Heidentum zurückführen würden, wenn Gott es zuläßt." Am Schlusse des Briefes, der noch eine weitere Entwicklung der Ansichten Andraes enthält, kommt der Freund nochmals auf die Frage zurück, von der er ausging: „Was ist denn der wirklich greifbare Grund, daß Du in Ungnade gefallen?"

Je mehr man aber mit den Einzelheiten bekannt wurde, die der Nichtbestätigung vorangegangen waren, um so mehr verwandelte sich die Verwunderung in gerechten Unwillen gegenüber dem „inquisitorischen Verfahren" gegen einen bewährten und treuen Beamten. So schrieb Hermann Hüffer in Bonn an seine Geschwister [1]) über das Ereignis und fügt die Worte hinzu: „Die Umstände, unter denen dieser Verlust erfolgte, lassen ihn als einen Gewinn an Ehre und hoffentlich für späte Nachkommen als erfreulichen Beweis erscheinen, daß in einer Zeit weitverbreiteter Knechtschaft und Korruption feste und mutige Männer unter ihren Voreltern nicht gefehlt haben."

Auch die gesamte deutsche Presse begann nun, sich mit dem „Fall Kaufmann" zu beschäftigen.

In einer Hinsicht lag nichts Neues vor. Die Staatsregierung hatte ja auch früher ihr Bestätigungsrecht ausgeübt und Beamten die Bestätigung versagt. Unter den Ministerien Manteuffel-Westphalen wurden Demokraten, unter Bismarck-Eulenburg Fortschrittler und Liberale des linken Centrums nicht bestätigt. Die liberale Presse bemühte sich, den „Fall Kaufmann" als einfache Analogie darzustellen. Und doch lag hier etwas Neues vor. In den vorhergegangenen Epochen war nur dann ein Gewählter nicht bestätigt worden, wenn der Gewählte durch Handlungen seinen Standpunkt dargetan hatte oder wenn seine der Regierungspolitik entgegenstehende Gesinnung sonst öffentlich hervorgetreten war. Das Neue im „Fall Kaufmann" war, daß hier die Gesinnung selbst inquiriert wurde. Etwas anderes bedeutete die Frage nicht, ob Kaufmann die fraglichen Gesetze auch „gern" ausführen würde. Damit wurde verlangt, daß er seine innere Zustimmung zu der Politik des Ministeriums offenbare, daß er bekennen solle, wie er auch als Privatmann über dieselbe denke. Darin lag das Unhaltbare dieses Vorgehens. Man wird von einem Beamten nicht verlangen können, daß er sich der oft schnell wechselnden Politik des jeweiligen

[1]) Familienzeitung „Julia" vom 1. Juni 1875.

Ministeriums in der Weise verpflichtet, daß er ihr auch jedesmal innerlich zustimmt und daß er über diese Zustimmung inquiriert werden kann. Nur eine Beamtenwelt, die auf jede eigene politische Anschauung verzichtet, wird das leisten können. Wer als Beamter die Politik der Regierung in seinem Amte durchführt, wenn er auch über deren Opportunität seine eigene Meinung hat, steht damit auf dem Boden des Amtseides. Kaufmann hatte ausdrücklich vor seiner Behörde erklärt, er wolle alle Gesetze ausführen, und er werde jeden zur Rechenschaft ziehen, der das Gesetz verletze. Er hat dabei die für einen Ehrenmann und auch loyalen Beamten selbstverständliche Einschränkung gemacht, die deutlich verständlich war, er würde aufhören, Beamter zu bleiben, sobald ihn die Ausführung der Gesetze in Konflikt mit Ehre und Gewissen brächte. Dafür, daß er wirklich bereit war, die Gesetze, über deren Unzweckmäßigkeit er seine Privatansicht hatte, auszuführen, hatte er Beweise gegeben.

Es war zunächst die Ausführung des Jesuitengesetzes gewesen. Kaufmann hatte am 29. August 1872 mit seiner Frau eine Reise angetreten, um Tirol und Venedig zu besuchen. Am 2. September erhielt er in Innsbruck ein Telegramm. Der unter dem 24. August erbetene sechswöchentliche Urlaub war abgeschlagen worden, „so lange die Ausführung des die Jesuiten betreffenden Gesetzes nicht ihre Erledigung gefunden hat“. In seiner Hauschronik bemerkt Kaufmann: „Vor den Toren des ersehnten Italiens wieder umzukehren, war sehr schmerzlich und konnte nur dazu beitragen, mir das illiberale und im höchsten Grade unpolitische Gesetz noch unangenehmer zu machen, als es mir schon gewesen war.“ Da in den Händen des Bonner Oberbürgermeisters die Polizeigewalt lag, mußte Kaufmann den Bonner Jesuiten ihre Ausweisung übermitteln. Am 14. August 1872 sandte er den Polizeikommissar Rusch an den Obern des Klosters, den P. Drecker, mit der Mitteilung, „daß auf Grund des Gesetzes den Jesuiten das Messelesen, Beichthören und Predigen vor selbst dem kleinsten Publikum untersagt sei“. Nach einer mündlichen Rücksprache des Obern mit Kaufmann fügten sich die Ordensleute der Anweisung ohne Widerstand. Ein anderer schon berichteter Fall betraf die Ueberlassung der Kirchhofskapelle an die Altkatholiken.

Auf diese Vorgänge spielt auch Dieringer an in einem Schreiben vom 19. Mai 1875. „Rechnen Sie mich unbedingt zu den Gratulanten. Ein anderes Verhalten als Sie beobachtet, hätte Ihnen kein rechtschaffener Christ und Ehrenmann anempfehlen können. Ich war natürlich auf den Ausgang dieser Angelegenheit sehr gespannt, war aber auch vollkommen sicher, daß Sie nicht à la X. handeln würden. Ueber kurz oder lang wird auch die Regierung nebst Gegenpartei das Ihnen

widerfahrene Unrecht erkennen. Waren Sie ja in kirchlicher Hinsicht den anderen gegenüber immer gefällig gewesen bis hinaus zu den äußersten Grenzen des rechtlich und sittlich Erlaubten und haben dieserhalb bei manchem der Unseren vielfache Verkennung verwinden müssen. Lieber kein Amt als ein solches! Leben Sie vorderhand für Ihre Gesundheit, Ihre Familie und Ihre Lieblingsstudien und lassen für das weitere Gott sorgen."

Eine Art religiösen und politischen Glaubensbekenntnisses hat in jenen Tagen Kaufmann seinem Freunde Gottfried Kinkel gegenüber abgelegt, der ihm einen herzlichen Brief aus Anlaß der Nichtbestätigung geschrieben hatte. In der Antwort schreibt Kaufmann (16. Juli 1875): „Was Sie über das Inquisitionsverfahren sagen, ist zu meinem Troste die übereinstimmende Ansicht aller, an deren Achtung mir etwas gelegen ist. Sie wissen, wie tolerant und wahrhaft freisinnig wir hier am Rhein aufgewachsen sind, das religiöse Bekenntnis habe ich immer als eine Sache angesehen, die eminent eigenste Herzensangelegenheit sein muß, die so zart ist, daß sie nur von den Nächsten berührt werden darf. Weder amtlich noch als Privatmann habe ich je einen Unterschied zur Geltung gebracht, der in dem religiösen Bekenntnisse seinen Grund gefunden hätte. Auch die Leiter eines großen Staates müssen von diesem Standpunkt ausgehen, wenn sie ein friedliches Untereinanderleben und ein gemeinsames Arbeiten der verschiedenen Parteien möglich machen wollen. Ich habe bisher immer das Prinzip der möglichsten Trennung des Staates und der Kirche für das richtige gehalten und tue dies auch heute noch; es war unvermeidlich, daß ich mit der neuesten preußischen Gesetzgebung in einen Widerspruch geriet; wie lange ich es noch über mich gebracht hätte, diese Gesetze auszuführen, weiß ich nicht. Jedenfalls durfte ich, darum gefragt, mit meiner Ansicht nicht zurückhalten, wenn ich auch darüber mein Amt verlor."

Ganz ähnlich lautet die Antwort an den Redakteur der deutschen Gemeinde-Zeitung in Berlin, Dr. Stolp, der sich am 6. Juni an Kaufmann gewandt hatte. Der Redakteur hatte geschrieben: „Ich halte Ihre Auslassungen gegenüber dem Regierungspräsidenten nicht nur für subjektiv durchaus berechtigt, sondern auch für objektiv richtig, wie ich denn auch stets die Maigesetze als verderblich für Staat und Religion überhaupt bekämpft habe." Die Bitte Stolps um eine Abhandlung über den „Fall Kaufmann" nicht vom Standpunkt der Gefährdung des Katholizismus, sondern vom Standpunkt der gefährdeten Staatsinteressen und öffentlichen Wohlfahrt lehnte zwar Kaufmann ab, er setzte aber Stolp seine Grundsätze auseinander (9. Juni 1875 von Wildbad aus): „Während meiner Amtsführung habe ich redlich dahin gestrebt, ohne Rücksicht auf Kon-

fession oder politische Gesinnung der Bürger nur das Wohl der Gemeinde im Auge zu haben, auf dem Rathause hatte ich keine Konfession und keine politische Parteifarbe. Das war oft schwer, und gerne hätte mitunter der Kaufmann gesprochen, wenn der Oberbürgermeister schweigen mußte. Damit habe ich aber die Genugtuung gehabt, daß ich alle Parteien in dem neutralen Gebiete des Gemeindeinteresses vereinigt habe.... Die Gemeinde ist ein Mikrokosmus des Staates, das Prinzip der Verwaltung ist für beide dasselbe; unsere Staatsregierung will aus Preußen einen protestantischen Staat machen, das ist meines Erachtens die falsche Anschauung eines eminent bedeutenden Mannes, der als Protestant nicht die Geistesfreiheit gewonnen hat, die ihn über die konfessionellen Gegensätze erheben kann. Wird dieses System von längerer Dauer sein, so fürchte ich, verlieren wir die Einigkeit im lieben deutschen Vaterland, wie wir sie leider schon in unserem preußischen Vaterland verloren haben. Als deutschgesinnter Rheinländer beklage ich dies tief und halte es für meine Pflicht, auch mit persönlichen Opfern dagegen anzukämpfen. Das ist auch die eigentliche Ratio der Windthorstschen Interpellation; eine Veröffentlichung des Inquisitionsverfahrens war in dem Umfange nicht möglich, als dies von der Tribüne herab geschehen kann. Dieser Weg schien mir der wirksamste, wenn ich mich auch dabei dem Haß und den Schmähungen einer servilen Presse aussetzen muß."

Den Anlaß zu dem Briefe Stolps hatte die Interpellation Windthorst gegeben, die am 4. Juni 1875 bekannt wurde. Die Tagespresse brachte folgende Nachricht: „Berlin, 4. Juni 1875. Der Abg. Windthorst (Meppen) hat folgende Interpellation über die Gründe der Nichtbestätigung des Oberbürgermeisters Kaufmann zu Bonn eingebracht:" Es folgt nun zunächst eine Darstellung der Verhandlungen, die der Nichtbestätigung vorangingen. Der Schluß lautet: „Ich richte auf Grund der mitgeteilten Vorgänge an die Königliche Staatsregierung die Fragen: 1. Ist es der Königlichen Staatsregierung bekannt, daß das vorstehend erwähnte inquisitorische Verfahren gegen den Oberbürgermeister Kaufmann stattgefunden hat? 2. Ist dieses Verfahren durch die Königliche Staatsregierung angeordnet, beziehungsweise veranlaßt? 3. Wird dasselbe von der Königlichen Staatsregierung gebilligt oder respektive wird etwas geschehen, dasselbe zu reprobieren? 4. Welches sind die Gründe für die Nichtbestätigung des Oberbürgermeisters Kaufmann, eines altbewährten Kommunalbeamten in hervorragender Stellung?"

Das Bekanntwerden der Interpellation Windthorst brachte in vollstem Maße die von Kaufmann vorhergesehene Wirkung hervor. Die liberale Presse erhob laut gegen dieselbe ihre Stimme, allen voran die Bonner Zeitung, die dies Vorgehen Kaufmanns ganz unbegreiflich

und unerhört fand. Am 4. Juni hatte auf den Antrag des Stadtverordneten Professor Dr. Bauerband der Stadtrat eine Kommission eingesetzt, um eine Adresse an den ausgeschiedenen Oberbürgermeister zu richten. Auf den 8. Juni 1875 war eine Versammlung von Bürgern einberufen worden, um über eine Ehrung zu beraten, die man für Kaufmann veranstalten wollte. Die Einladung war von vier Katholiken, darunter Geheimrat Professor Dr. Schaaffhausen, einem Altkatholiken, dem Professor Karl Simrock, zwei Protestanten, darunter Professor Dr. Troschel, und zwei Israeliten unterschrieben worden.

Infolge der Interpellation Windthorst kam der Beschluß der Stadtverordneten nicht zur Ausführung, die beiden Israeliten und ein Protestant erklärten den Austritt aus dem Bürgerkomitee und die Versammlung selbst, die unter dem Vorsitz des Justizrats Eich tagte, beschloß von allen geplanten Ovationen abzusehen und auf Vorschlag des Geheimrats Schaaffhausen ein Album mit acht Aquarellbildern, die sich auf die Tätigkeit des scheidenden Oberbürgermeisters beziehen sollten, anfertigen zu lassen.

Kaufmann hatte sich nach den Aufregungen, die auf seine Nichtbestätigung folgten, im Anfang Juni mit einigen Verwandten nach Wildbad begeben, um seine Ruhe wiederzufinden. Dort in den herrlichen Wäldern erholte er sich bald und seine Briefe zeigen wieder den Zug seines Charakters, der ihn so auszeichnete, sie sind ohne Bitterkeit, maßvoll und voll Gottvertrauen.

Die Frage, wie sich *seine Zukunft* gestalten solle, beschäftigte ihn begreiflicherweise sehr und die verschiedensten Pläne wurden erwogen. Der Fürst von Löwenstein-Wertheim, in dessen Diensten Alexander Kaufmann seit langen Jahren stand, ließ durch diesen dem abgesetzten Oberbürgermeister eine Stelle als Domänenrat anbieten, die Kaufmann unter dankbarer Anerkennung der wohlwollenden Gesinnung des Fürsten ablehnte. Schon die Rücksicht auf die Erziehung seiner Kinder und die Notwendigkeit, im Falle der Annahme mit den heimatlichen Verhältnissen brechen zu müssen, rechtfertigten diesen Entschluß.

Ohne noch über die Gestaltung seiner Zukunft im einzelnen ganz klar zu sein, schrieb Kaufmann am 22. Juni von Wildbad an seine Frau: „Meine Gedanken über die Zukunft, die immer noch nicht zur Ruhe und Klarheit kommen können, schütte ich in Dein treues Herz und hoffe, daß der liebe Gott unser gemeinsames Sorgen zum Besten wende und mir das eingeben wird, was für uns alle gut und wohl ist. Jedenfalls wollen wir keine übereilten Entschlüsse fassen und sehen, wie wir die nächste Zeit gut und nützlich zubringen. *Tätig und duldsam*

bleiben, das ist wohl das beste und vollkommenste Resultat alles Strebens nach Entwicklung und Ausbildung."

In Wildbad erfuhr Kaufmann auch das Schicksal der Interpellation Windthorst. Sie war am 14. Juni in der Kammer vorgekommen — der Minister von Eulenburg hatte die Beantwortung abgelehnt. Erst in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 6. Februar 1877 gab Eulenburg auf eine erneute Anfrage von seiten des Abgeordneten Schröder-Lippstadt eine Antwort: „Solingen und Bonn — Tripps und Kaufmann, beide sind mit voller Ueberlegung und auf meinen Antrag nicht bestätigt worden, und in beiden Fällen hat sich die Nichtbestätigung als durchaus gerechtfertigt (oho! links) und den Wünschen der verständigen Leute in diesen Kommunen entsprechend herausgestellt. (Widerspruch.) Dies ist ganz bestimmt von Bonn der Fall und auch in Solingen der Fall gewesen [1]).

Der Aufenthalt Kaufmanns in Wildbad zog sich bis in den Monat Juli hin. In Bonn feierte man inzwischen drei Tage lang den Kultusminister Falk mit Festversammlungen, Fackelzug und vielen Reden. Daß Kaufmann diesen Veranstaltungen gern sich entzog, war begreiflich. Bald nach seiner Rückkehr nach Bonn hatte er eine rechte Freude. Es erschien am 7. Juli eine Deputation der Bonner Lehrerschaft. Trotz der Verhetzung, die in den letzten Wochen in Bonn getrieben worden war, hatten die Lehrpersonen den Mut, ihre dankbare Gesinnung offen dem abgesetzten Oberbürgermeister auszudrücken. Sie wußten wohl, was sie an ihm verloren. Ihre Adresse gibt einen Beweis dafür, wie die verständnisvolle und rücksichtsvolle Pflege des Schulwesens, das Kaufmann als seine Herzensangelegenheit betrachtet hatte, bei den beteiligten Lehrpersonen durch dankbare Zuneigung und treue Anhänglichkeit gelohnt worden war.

Hatte schon die Interpellation Windthorst den Unwillen der damals auf dem Zenit stehenden liberalen Partei heftig erregt, so sollte bald der abgesetzte Oberbürgermeister noch mehr Anlaß zur Unzufriedenheit geben. Die Gelegenheit dazu gab die Anwesenheit des Erzbischofs Paulus Melchers in Bonn am 2. bis 5. August 1875. Der Erzbischof hatte gerade vorher eine Gefängnisstrafe wegen Uebertretung der maigesetzlichen Bestimmungen abgebüßt und die Mißstimmung der katholischen

[1]) Der „Fall Kaufmann" ist in der Folge noch sehr häufig im Parlament und in der Presse erwähnt worden. In den auf den Kulturkampf bezüglichen Schriften ist er mehr oder weniger vollständig dargestellt, z. B. Franz Xaver Schulte, Geschichte des Kulturkampfes in Preußen (Essen, Fredebeul und Koenen 1882) bringt den Wortlaut der Interpellation Windthorst S. 497. Eine sehr genaue Darlegung hat die Schrift: Die Parität in Preußen. Eine Denkschrift, 1897 Köln, Bachem, S. 9. Vergl. auch Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert von Dr. Heinrich Brück, Bischof von Mainz, 4. Bd. (Mainz, Kirchheim 1901) S. 373.

Bevölkerung kam in ergreifender Weise zum Ausdruck. Prozession, Fackelzug und sonstige Aufzüge waren zwar behördlich verboten worden, aber doch fand man Gelegenheit, in wahrhaft elementarer Weise die Gesinnung der Liebe und Treue gegen den Erzbischof auszudrücken.

Allen unvergeßlich ist namentlich der Abend des 2. August. Sechs Gesangvereine der Stadt hatten sich zusammengefunden, um dem Erzbischof ihre Huldigung darzubringen. Um der Polizeibehörde keinen Anlaß zu einem etwaigen Einschreiten zu geben, hatte man zur Ovation den hinter der Münsterkirche gelegenen, ringsum von Gebäulichkeiten umschlossenen großen Garten des Ober-Pfarrers gewählt. Gegen 9 Uhr abends war der Garten, sowie der ihn einschließende Kreuzgang von einer freudig erregten Menge dicht besetzt und die von Minute zu Minute in immer dichteren Scharen Zuströmenden mußten sich auf den vor dem Pfarrhause belegenen Platze, sowie auf dem anstoßenden Münsterplatze aufstellen. In lautloser Stille folgte das Volk den Vorträgen der imposanten Sängerschar. Mit begeisterten Worten begrüßte der zum Sprecher erwählte Dirigent des Cäcilien-Gesangvereins den geliebten Oberhirten als den Bekenner des Glaubens. Mit sichtlicher Rührung und weithin schallender Stimme erwiderte der Erzbischof, sprach den Katholiken Bonns seinen herzlichsten Dank für die ihm erwiesene Liebe aus und erteilte den erzbischöflichen Segen. Es war ein ergreifender Anblick, als der Erzbischof dastand in Mitte einer lautlos niederknieenden Menge, die Hand zum Segen erhebend, während das altehrwürdige Münster im magischen Lichte der bunten Lampions und bengalischer Flammen erglänzte. Und nun folgte eine Scene, die aller Beschreibung spottet. Wie auf einen Zauberschlag klang plötzlich aus tausend Kehlen von den draußen Harrenden das tief ergreifende Lied „Wir sind im wahren Christentum“ zum nächtlichen Himmel empor. Diesem folgte ein Gruß an die Himmelskönigin und „Großer Gott, wir loben Dich“ und dann erhob sich aus der zahllosen Menge ein nicht endenwollendes brausendes „Hoch“, bis der Erzbischof in einem zur Straße gelegenen Fenster sich zeigte, dankende und ermunternde Worte sprach und nochmals den Segen erteilte. Gleich darauf bestieg er den bereitstehenden Wagen, um zur Stiftspfarre zurückzukehren, wo er bei Dechant Lammertz abgestiegen war. Nur mit Mühe gelang es dem Kutscher, sich durch die Menge, welche Miene machte, die Pferde auszuspannen und selbst den Wagen zu führen, einen Weg zu bahnen. Unaufhörliche Hochrufe erschollen in allen Straßen, welche der Erzbischof passierte. Als er dann bei der Wohnung des Dechanten an der Stiftskirche anlangte, wurde er auch dort von einer seiner harrenden großen Volksmenge begeistert begrüßt, bis er sich auch hier noch einmal gezeigt und den Segen gespendet hatte.

Am 4. Aug. 1875 erschienen vierzig katholische Bürger in der Wohnung des Dechanten Lammertz, um dem Oberhirten die Gefühle der Treue der Bonner Katholiken auszudrücken. Kaufmann war an ihrer Spitze und begrüßte den Erzbischof mit der nachstehenden Ansprache: „Hochwürdigster Herr! Die katholischen Bürger der Stadt Bonn haben mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, Ihnen, Erzbischöfliche Gnaden, zu danken für den hohen Besuch, mit dem Sie die Pfarrgemeinden dieser Stadt beehrt haben und für die reiche Segensquelle, welche durch Ihre geweihte Hand über Tausende unserer Gemeindeglieder ausgegossen wurde. Unwillkürlich schweift in diesem Augenblicke der Gedanke in die Vergangenheit zurück zu der Stunde, wo es mir vor sechs Jahren vergönnt war, mit demselben Auftrage vor Ihnen, hochwürdigster Herr, zu erscheinen. Wie gewaltig ist die Macht der Ereignisse, die in dieser kurzen Spanne Zeit gefallen, wie nahe war uns die unerwartete Stunde der Prüfung, wo der Weizen von der Spreu gesondert werden, wo der Hirt geschlagen und von seiner Herde getrennt werden sollte. Wahrlich, könnten wir uns fürchten vor der Macht der Welt, wir hätten dazu überreiche Gelegenheit, wollten wir klagen, wo würden wir das Ende finden?

„Doch als katholische Christen wissen wir, daß denen, die Gott fürchten, alles zum Guten gewendet wird; wir sind eingedenk des Wortes, welches der große Apostel, dessen Namen Sie mit Würde führen, den ersten Christen zurief: Wachet, stehet fest im Glauben, seid männlich und stark!

„Wie haben Sie durch Ihr persönliches Erscheinen unter uns die Kraft und den Trost dieses apostolischen Wortes uns klar gemacht. Wir sehen Sie ungebeugt zurückkehren aus des Kerkers Enge und mit neuem Mute den gerechten Kampf fortsetzen mit dem blanken Schilde des Glaubens und dem feuerigen Schwerte der christlichen Liebe von der hohen Warte aus, auf die Sie Gott gestellt hat. Das von Ihnen gespendete Sakrament der heiligen Firmung wird in tausend jugendlichen Herzen die Flamme des Mutes und der Standhaftigkeit entzünden und mehren, um festzustehen in dem Kampfe, der uns aufgezwungen worden ist. Nehmen Sie für das überwältigende Gefühl des Dankes und des hingebendsten Vertrauens mit meinen schwachen Worten vorlieb, gestatten Sie uns nur noch, in dieser feierlichen Stunde Ihnen die Versicherung auszusprechen, daß keine Macht der Erde die treue Herde von ihrem Hirten trennen wird, daß wir unter allen Umständen fest stehen und treu halten wollen zu unserem rechtmäßigen Bischofe, den uns nur der Tod oder Christi Stellvertreter auf dem Stuhle Petri nehmen kann. In dieser Gesinnung bitten wie Sie zum Abschied um Ihren bischöflichen Segen."

Mit sichtlicher Rührung sprach der Erzbischof seine Freude darüber aus, so viele katholische Männer um sich zu sehen, und aus dem Munde

des Redners nochmals die Versicherung der Anhänglichkeit an die katholische Kirche und ihre Hirten zu vernehmen. Zwar bedürfe es einer solchen Versicherung nicht mehr, um ihn von den Gesinnungen der Katholiken Bonns zu überzeugen. Er habe zu jeder Zeit und namentlich in diesen Tagen so viele Beweise der Liebe und Anhänglichkeit von den Bonner Katholiken empfangen, daß über ihre Gesinnung kein Zweifel mehr bestehen könne. Er spreche daher hier nochmals für alle diese Liebe seinen herzlichsten und tiefgefühlten Dank aus.

Erst am 1. September 1875 richtete Kaufmann an Windthorst ein Dankschreiben. Er wollte, wie er schrieb, „die schwierige Katastrophe erst innerlich vollständig überwunden haben".

In seiner Nichtbestätigung, so führt der Brief aus, erblicke er das Walten der göttlichen Vorsehung, von der jeder Mensch geführt werde. Mit großer Liebe habe er an seinem Amt gehangen; um seiner geliebten Heimat nützen zu können, sei er aus Ueberzeugung preußischer Beamter geworden, ohne deshalb aber aufzuhören, katholischer Rheinländer zu sein. Gerade die Schwierigkeit der augenblicklichen Lage habe es ihm doppelt zur Pflicht gemacht, auf seinem Posten auszuharren, so lange als es mit seinem Gewissen und seiner Ehre vereinbar gewesen sei. „Diesen schwierigen Augenblick selbst zu finden und zu erkennen, ist mir durch die Nichtbestätigung erspart worden."

Seine Liebe zur rheinischen Heimat sei unverändert, ja stärker geworden, seitdem man in großer Kurzsichtigkeit das Heiligste rücksichtslos angreife. Er danke Gott, jetzt völlig frei dazustehen und er sei bereit, für die bedrohten Güter der Religion einzutreten. Ein Wort von Jeremias Gotthelf sei ihm nicht aus dem Sinn gekommen: „Was kann ich dafür, daß es in mir sprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieses Ländchens durch selbstsüchtige Leidenschaftlichkeit niedergetreten, durch Frechheit zerstört sehe; verzeiht es mir, wenn es mir überkocht, bin ich doch ein im Land geborenes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter seit einer schönen Reihe von Jahren, erlaubt man doch Fremden, das große Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheit."

In seiner Treue und Ergebenheit gegen Kaiser und König, in der Liebe zum Vaterland, in der Sorge und Arbeit für dessen Wohlergehen lasse er sich von niemanden übertreffen. Nur der unglückselige Kampf gegen die geheiligten Güter des Glaubens fordere von jedem, der es wohl meine mit dem Vaterland, zur Ehre der Wahrheit und der Freiheit einzutreten.

Am 7. September 1875 antwortete Windthorst von Hannover aus: „Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die freundlichen Zeilen vom 1. September. Der Ausgang der in Ihrer Angelegenheit ein-

gereichten Interpellation war mir im ersten Augenblick überraschend, und ich hatte das Gefühl der Unbefriedigtheit. Nach kurzer Erwägung aber fand ich, daß es für die Gegenseite keine ärgere Schlappe geben könne, als auf eine solche Anfrage schweigen zu müssen. Wer schweigt, wo er hätte reden müssen, bekennt. Uebrigens wird sich noch Gelegenheit bieten, auf die Sache zurück zu kommen. Diese Illustration kommunaler Freiheit ist zu drastisch, als daß sie den sogenannten liberalen Herren nicht wiederholt vorgeführt werden sollte. Ich bedauere nur, daß Sie nicht schon in nächster Session in unserer Mitte sind, um etwaigen Bemerkungen Herrn von Sybels, der Haupttriebfeder der Nichtbestätigung, entgegentreten zu können.

„Auf alle Fälle freue ich mich, daß Sie Ihre volle Freiheit gewonnen haben und imstande sind, auf der parlamentarischen Arena eine völlig unabhängige Stellung einzunehmen. Die Centrumsfraktion hat, von den allgemeinen Fragen abgesehen, insbesondere für die Fragen der inneren Verwaltung und der Finanzen neue und bewährte Kräfte nötig, und es ist mein dringender Wunsch, welchen ich auch überall den Freunden ausgesprochen habe, daß wir bald einen Wahlkreis für Sie finden und daß Sie dann nicht gehindert sind, anzunehmen."

Zehntes Kapitel.

Die ersten parlamentarischen Jahre Kaufmanns. Höhepunkt des Kulturkampfes 1876—1881.

Aufstellung Kaufmanns als Kandidat für das preußische Abgeordnetenhaus, Herbst 1876, in den Wahlkreisen Neuwied-Altenkirchen und M.Gladbach. Wahlreisen. Die Gründung der Görresgesellschaft 1876; von Hertling und Professor Simar. Der Borromäusverein. In Berlin 1877. Antrag Kaufmann-von Schorlemer wegen Vorlegung einer Landgemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz und Westfalen. Von Sybel über die Nichtbestätigung Kaufmanns. Die Antwort Windthorsts. Eindrücke des parlamentarischen Lebens. Die Interpellation Marpingen betreffend, 16. Januar 1878. Kaufmann tritt für die königlichen Kunstsammlungen in Berlin und für die Düsseldorfer Akademie ein. Freunde in der Fraktion. Tätigkeit in Kommissionen. Die ersten Friedensgesetze 1880/81. Reise nach Italien 1881. Römische Tage.

Die erste Aufforderung, ein **Mandat für das preußische Abgeordnetenhaus** anzunehmen, erging an Kaufmann im Frühjahr 1876. Es handelte sich um den Wahlkreis Neuwied-Altenkirchen; einer der beiden Centrumsabgeordneten hatte eine Wiederwahl abgelehnt. Domherr Thissen

von Limburg, der mit Kaufmann bekannt war, lenkte die Aufmerksamkeit der Wähler des Kreises auf seinen Freund, „dessen Namen am ganzen Rhein den besten Klang und Zug hat“. Bald darauf kam auch aus anderen Wahlkreisen die gleiche Anfrage an Kaufmann. So wurde ihm das Mandat Johannes Janssens vom Wahlkreis Malmedy-Montjoie angeboten; auch in Bonn hatte sich der Wunsch geltend gemacht, dem nichtbestätigten Oberbürgermeister durch eine Wahl in das Abgeordnetenhaus oder in den Reichstag ein Zeichen des unveränderten Vertrauens der katholischen Bevölkerung zu geben. Einer der Bonner Abgeordneten, Justizrat Statz aus Aachen, hatte sich bereit erklärt, sich in einem anderen Wahlkreise aufstellen zu lassen. Kaufmann wurde es schwer, gegenüber diesen verschiedenen Wünschen sich zu entscheiden, und wandte sich deshalb um Rat an Alfred Hüffer in Paderborn, der dem Vorstand des Centrums angehörte. Dieser antwortete am 29. März von Berlin, die Fraktion freue sich sehr über die Bereitwilligkeit Kaufmanns, ein Mandat anzunehmen, ob es aber praktisch sei, mit den Mandaten zu wechseln, bezweifle Windthorst. Nach Uebersicht der Wahldispositionen werde er näheres berichten. Der Entscheid lautete schließlich dahin, daß Kaufmann in Neuwied-Altenkirchen, und wegen der Zweifelhaftigkeit des Wahlresultates in diesem Kreise auch in M.Gladbach aufgestellt werden solle.

Am 29. Juli 1876 erschien in den Siegblättern eine Erklärung Kaufmanns: „Es soll an meiner Bereitwilligkeit, mich in dem Wahlkreis Neuwied-Altenkirchen als Kandidat der katholischen Partei aufstellen zu lassen, um so weniger fehlen, als mich angenehme Jugenderinnerungen gerade mit Ihrem Wahlkreise [1]) in Verbindung bringen. Doch auch abgesehen hiervon, sehe ich es als eine unabweisbare Pflicht an, den Weg einzuschlagen, den mir die göttliche Vorsehung anweisen wird, um nach meinen schwachen Kräften die heilige Sache der Wahrheit und des Rechtes in dem gegenwärtigen Kampfe zu verteidigen.“

Man muß sich die damaligen kirchenpolitischen Zustände in Preußen vor Augen halten, um es verständlich zu finden, daß sich Kaufmann schon so bald nach seiner Nichtbestätigung dazu entschloß, ein Mandat für das Abgeordnetenhaus anzunehmen, in das Centrum einzutreten und dadurch sich der Opposition gegen die Regierung anzuschließen.

Das leitende Motiv für Kaufmann war, wie zahlreiche Aeußerungen in Briefen der damaligen Zeit beweisen, nicht persönliche Gereiztheit wegen seiner Nichtbestätigung, es trieb ihn vielmehr sein Gerechtigkeitssinn, der durch die Kulturkampfsgesetzgebung die Rechte der Katholiken Preu-

[1]) Kaufmann hatte im Jahre 1848 die Bürgermeisterei Unkel verwaltet, die im Kreise Neuwied liegt.

ßens verletzt erachtete. Dazu kam der Wunsch, für sein Teil mitzuwirken, diese für Kirche und Staat gleich unheilvollen Zustände mit den erlaubten Mitteln des parlamentarischen Wirkens zu beseitigen. So sprach er sich seinen Freunden gegenüber aus und fand für diese Auffassung bei denen, deren Urteil nicht durch die Hitze des Kampfes getrübt war, das rechte Verständnis. So schrieb ihm Gottfried Kinkel am 7. Dezember 1876: „Herzlichen Glückwunsch zur Wahl. Sie kommt mir sehr erwünscht, denn Sie, als Mann des Staates, erkennen in diesem Streit schärfer die mögliche Grenze, also auch die mögliche Fundation einer Aussöhnung."

In zahlreichen Reden, die Kaufmann in damaliger Zeit in Wahlversammlungen hielt, hat er die unseligen Folgen der Kulturkampfgesetzgebung geschildert. Die meisten Bischöfe Preußens waren abgesetzt und in der Verbannung, die Erziehungsanstalten des Klerus geschlossen, zahlreiche Pfarreien entbehrten der regelmäßigen Seelsorge, die Niederlassungen der religiösen Orden, soweit sie sich nicht mit der Krankenpflege beschäftigten, waren aufgehoben. Auch auf dem Gebiete der Volksschulen machten sich die Folgen des Kulturkampfes geltend. Daneben besprach Kaufmann auch die berechtigten Forderungen seiner rheinischen Heimat auf anderen Gebieten.

Es war eine merkwürdige Zeit. Die spontane Erhebung des katholischen Volkes, die oft rührenden Aeußerungen der hingebenden Liebe zur Kirche wirkten ergreifend. Unvergeßlich war für Kaufmann eine solche Scene, die sich in Betzdorf an der Sieg zutrug. Kaufmann hielt dort am 15. Oktober 1876 eine Wahlrede. In der Versammlung, zu der die bergischen Bauern, trotz des rauhen Herbstwetters, stundenweit hergekommen waren, herrschte eine ernste Stimmung. Die Not, die durch die fehlende Seelsorge mancherorts entstanden war, hatte die schlichten Leute in dem getroffen, was ihnen am höchsten und heiligsten galt. Das kam in sehr deutlicher Weise zum Ausdruck durch einen einfachen Bauersmann im blauen Kittel, der sich das Wort erbat. Er schilderte, wie sich in seiner Gemeinde, die keinen Geistlichen mehr hatte, an Sonn- und Feiertagen die Gläubigen in der Kirche versammelten, um gemeinsam zu beten; keiner habe bis jetzt bei diesen Gelegenheiten gefehlt. Mit der Begeisterung tiefster Ueberzeugung pries der Mann aus dem Volke die Macht des Gebetes und forderte die Anwesenden auf, dieses wichtige Hülfsmittel im gegenwärtigen Kampfe nicht zu vergessen.

Am 10. September sprach Kaufmann in einer großen Versammlung in Linz am Rhein. Am 1. Oktober stellte er sich seinen Wählern in M.Gladbach vor, wo er in der Folge noch häufig als Redner erschien. Die Bekanntschaft mit den führenden Personen in beiden Wahl-

kreisen, mit dem Pfarrer und späteren Abgeordneten Steinbusch aus Wissen, dem Kaufmann und Abgeordneten Hermann Bender aus Vallendar, dem Fabrikanten Franz Brandts, dem jetzigen Vorsitzenden des katholischen Volksvereins für Deutschland, und mit Eduard Quack in M. Gladbach, gehörten zu den wertvollsten Erinnerungen Kaufmanns aus jener Zeit.

Das Erscheinen Kaufmanns wurde bei solchen Versammlungen freudig begrüßt, durch seine Haltung in den Verhandlungen mit der Regierung bezüglich seiner Bestätigung, war Kaufmann zu einer populären Persönlichkeit geworden. In seinen Reden ließ Kaufmann den Ton des Volksredners weniger anklingen, seine Ausführungen sind ruhige, sachliche Darlegungen; es sind die Klarheit der Gedanken, die Schönheit der Form und die Aufrichtigkeit der Gesinnung, die sie wertvoll machen.

Die Vorsicht der Centrumsleitung, Kaufmann außer in Neuwied-Altenkirchen auch in M.Gladbach als Kandidaten aufzustellen, erwies sich als berechtigt. Bei den Wahlen unterlag das Centrum in Neuwied-Altenkirchen, in M.Gladbach siegten die beiden Centrumsabgeordneten Landgerichtsrat Bernards aus Düsseldorf und Kaufmann mit 252 gegen 161 Stimmen.

Bevor wir die parlamentarische Tätigkeit Kaufmanns näher ins Auge fassen, mag eine andere Beschäftigung erwähnt werden, die ihn während dieser Jahre sehr in Anspruch nahm: es ist die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Mitten in den Kulturkampf fällt die Gründung dieser katholischen Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft. Einer der Gründer, Freiherr von Hertling, hat 25 Jahre später gemeint, es habe sich der Mut der Jugend dazu gehört, unter den damaligen Umständen einen katholischen Verein ins Leben zu rufen, der es nicht mit den drängenden Bedürfnissen des politischen Tageslebens, sondern mit der Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland zu tun haben sollte. Um so mehr wird man diesen Mut bewundern müssen, wenn man bedenkt, daß gerade von Bonn aus eine solche Anregung ausging. Kaufmann hat an diesem Verein, an seiner Gründung und Entwicklung, einen wesentlichen Anteil. Es war Kaufmann besonders sympathisch, daß der neue Verein unter den Namen Josephs von Görres gestellt werden sollte. Seit seiner Jugend verehrte Kaufmann den großen Sohn der Stadt Koblenz. Es sah in ihm einen gewaltigen Kämpfer der Ideen, die ihn begeisterten, namentlich aber einen gewichtigen Vertreter des Rheinlandes, geradezu eine Verkörperung desselben. In seinen Briefen wird die neue Gesellschaft zuerst in einem Schreiben an Karl Müller vom 31. Januar 1876 erwähnt.

„Besonders hat mich die Görresfeier und die Einrichtung der Görresgesellschaft vielfach in Anspruch genommen. Von der Görresgesellschaft erwarte ich möglicherweise recht viel; die zum Teil ausgezeichnet schönen Briefe der deutschen Bischöfe werde ich als Anlage zu einem demnächst zu veröffentlichenden Berichte über den bisherigen Gang der Sache drucken lassen. In der Woche nach Pfingsten hoffen wir die erste Generalversammlung der neuen Gesellschaft in Frankfurt halten zu können und es ist jetzt unsere nächste Aufgabe, möglichst viele Mitglieder zu werben.

„In Koblenz wurde ganz ausgezeichnet gesprochen. Der liebenswürdige Fürst von Löwenstein-Wertheim war auch erschienen und freute ich mich sehr, ihm meinen Dank noch einmal mündlich zu wiederholen, da er im vorigen Jahre mir in der freundlichsten Weise eine Domänenratsstelle hatte anbieten lassen."

Die erste grundlegende Besprechung hatte im Herbst 1875 in Rolandseck stattgefunden. Von Bonn waren außer Kaufmann zwei Privatdozenten anwesend, Hermann Cardauns und Freiherr Georg von Hertling, von Köln der Advokat Julius Bachem und der praktische Arzt Karl Hopmann, aus Koblenz der Advokat Eduard Müller. Am 9. Oktober 1875 [1]) fand in Koblenz eine zweite Besprechung statt. Es wurde ein Komitee gewählt, von den Teilnehmern der Rolandsecker Besprechung gehörten demselben von Hertling und Kaufmann an; dazu kamen Dr. Binder (München), Professor Dr. Haffner (Mainz), Domdekan Dr. Heinrich (Mainz), Professor Dr. Hergenröther (Würzburg) und Professor Dr. Janssen (Frankfurt).

Dieses Komitee richtete ein vertrauliches Zirkular an eine größere Zahl deutscher Gelehrten und während der nächsten Wochen liefen nahezu hundert Beitrittserklärungen ein. Auch wendete man sich an den Episkopat Deutschlands, der den Plan freudig billigte. Durch diesen Erfolg ermutigt, entschloß man sich, den 24. Januar 1876, den Tag vor der Feier des hundertjährigen Geburtstages Josephs von Görres, als den Gründungstag der neuen Gesellschaft zu wählen.

Am genannten Tage, nachmittags 3½ Uhr, fanden sich im Görresbau zu Koblenz etwa 200 Gelehrte und Freunde der Wissenschaft ein. Im Auftrage des provisorischen Komitees begrüßte Kaufmann die Versammlung und forderte zur Wahl des Büreaus auf. Durch Akklamation wurde er selbst zum Vorsitzenden, Dr. Cardauns zum Protokollführer, Dr. von Hertling zum Referenten gewählt. Nach eingehender Besprechung

---

[1]) Vergleiche den Bericht über die Gründung der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, abgestattet im Auftrage des provisorischen Komitees März 1876. Versendet im März 1876 „im Auftrage des provisorischen Komitees. A. A. Kaufmann, Bonn". Gedruckt bei Hauptmann in Bonn.

wurde der vorgelegte Entwurf der Vereinssatzungen in allen wesentlichen Punkten nahezu einstimmig angenommen. Auf Vorschlag des Vorsitzenden genehmigte die Versammlung die Ergänzung des provisorischen Komitees durch die Herren Professor Dr. Simar, Bonn, Privatdozent Dr. Stöhr, Würzburg, Advokat Julius Bachem und Dr. Hopmann, Köln.

Bei der großen Festversammlung, welche am Abend des 25. Januar Hunderte von Teilnehmern der Görresfeier im Saale des Koblenzer Görreshauses vereinigte, benutzte Domkapitular Dr. Haffner einen Toast auf die Wissenschaft dazu, um die erfolgte Gründung der Görresgesellschaft zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Am Abend zählte die neue Gesellschaft, einschließlich der früheren Anmeldungen, schon 285 Mitglieder.

Die erste Generalversammlung hielt die Gesellschaft zu Frankfurt a. M. am 6. Juni 1876. Als Sitz der Gesellschaft wurde Bonn bestimmt, und die innere wie äußere Organisation festgesetzt. Aus dem Gesamtvorstand wurde ein Verwaltungsausschuß gebildet, dem von Hertling als Vorsitzender, Kaufmann als Generalsekretär, Professor Simar als stellvertretender Generalsekretär angehörten.

Als Freiherr von Hertling am 30. Mai 1901 in Koblenz die Festrede zum Silberjubiläum der Görresgesellschaft hielt, hat er die Tage der Gründung in das Gedächtnis seiner Zuhörer zurückgerufen und gesagt: „Von den Aelteren, an die wir uns anlehnen durften, die uns Ratgeber und Führer waren, sind die meisten heimgegangen. Das schöne Büchlein, welches unser Generalsekretär den Gesellschaftsmitgliedern als Jubiläumsangebinde gewidmet hat, zählt die Toten auf, deren Andenken unter uns fortlebt, eine lange Reihe glänzender Namen. Ich begnüge mich drei herauszugreifen, welche mit der Geschichte unserer Gesellschaft besonders enge verknüpft sind, die Namen Kaufmann, Heinrich, Haffner."

Der Redner skizzierte dann kurz die drei Männer und sagte über Kaufmann:

„Daß der langjährige Oberbürgermeister von Bonn seine reiche Erfahrung und seine Geschäftskenntnisse, seinen feinen Geschmack und seine vielseitige Bildung und seine ganze erprobte Persönlichkeit gleich zu Anfang in den Dienst des jungen Vereins stellte, war von unschätzbarem Werte. Ich glaube nicht zu viel zu sagen mit der Behauptung, daß ganz wesentlich seine Beteiligung und der Umstand, daß er die Leitung der geschäftlichen Seite übernahm, der Görresgesellschaft das Vertrauen der Katholiken sicherte und ihr rasch zahlreiche Mitglieder zuführte. Fünfzehn Jahre hat er in selbstloser Weise seines mühevollen Amtes gewaltet und sich dadurch einen bleibenden Anspruch auf unsere Dankbarkeit erworben" [1]).

---

[1]) Jahresbericht der Görresgesellschaft für 1901. Köln 1902, Bachem, S. 37 u. 38.

Dr. Cardauns, der Nachfolger Kaufmanns in dem Amte als Generalsekretär, hat in einem feinsinnigen Nachruf auf der General-Versammlung der Görresgesellschaft zu Münster in Westfalen angedeutet, welche Last und Arbeit Kaufmann durch die Ausübung seines Amtes jahrelang auf sich genommen hat. „Wenige wissen, welch' ein Maß oft kleinlicher, unfruchtbarer, verdrießlicher Arbeit damit verbunden war. Als sein Nachfolger, der in eine bereits geordnete Verwaltung eintrat und eine organisierte Geschäftsstelle zur Verfügung hat (nämlich die Firma J. P. Bachem), welche ihm so ziemlich den ganzen Schematismus und Formalismus abnimmt, glaube ich darüber ein Urteil zu haben. Kaufmann mußte eben von vorn anfangen, den Grund legen, und wenn ich denke, daß er niemals mehr als eine einzige Hülfskraft hatte, den verstorbenen Herrn Dr. Thisquen, so sage ich: Ich hätt's nicht für ihn tun mögen" [1]).

Die Görresgesellschaft brachte aber neben diesen Arbeiten für Kaufmann auch edle Genüsse. An von Hertling und Professor Simar gewann er zwei fein gebildete und vornehm denkende Freunde. In den großen Schwierigkeiten, die sich von Hertling in seiner Gelehrtenlaufbahn entgegenstellten, erwies sich Kaufmann als treuer Freund; in Berlin war er unermüdlich in dieser Hinsicht tätig. Am 8. Dezember 1878 schrieb ihm von Hertling: „Ich fühle es tief und dankbar, daß Sie, und zwar als der erste und einzige, sich Mühe geben, der nach außen gescheiterten Carrière noch zu einem Fortgang zu verhelfen." Auch für seinen Freund Simar trat Kaufmann in Berlin ein. Durch seine Mithülfe und die Bemühungen des Geheimrates Stauder wurde Simar im Jahre 1881 endlich zum Ordinarius befördert, während der langjährige Privatdozent Kaulen Extraordinarius wurde. Ein Schreiben Stauders vom 6. September 1881 teilt diese Nachrichten Kaufmann vertraulich mit und bittet mit den Beteiligten über einige Formalien noch zu sprechen.

Als von Hertling im Jahre 1882 nach München berufen wurde, benutzte Kaufmann das Zusammensein mit demselben in Berlin, wohin Hertling als Reichstagsabgeordneter kam, um dort die Angelegenheiten der Görresgesellschaft zu besprechen. Professor Simar führte dann in Bonn die Geschäfte des Generalsekretärs.

Eine besondere Freude bereiteten Kaufmann die Generalversammlungen der Gesellschaft. Mit Genugtuung konnte er in den Verwaltungsberichten mitteilen, daß bis 1883 fortgesetzt ein Steigen im Mitgliederbestand zu bemerken war, ein Stillstand im Jahre 1884 war schon im nächsten Jahre überwunden. Die Gesamteinnahmen des ersten

[1]) Jahresbericht der Görresgesellschaft für 1898. Köln, Bachem 1899, S. 10.

Jahrzehnts waren 245036 M., die Gesamtausgabe 196075 M., das Vermögen Ende 1885 rund 50000 M.

In der Denkschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums (1900) der Gesellschaft ist von Dr. Cardauns darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese guten Ergebnisse um so bemerkenswerter seien, als der Apparat der Verwaltung bescheiden war. Doch machte die wachsende Ausdehnung des Geschäftskreises eine Neuregelung des Sekretariatsgeschäftes notwendig. Nach Vollendung des 71. Lebensjahres (13. März 1891) durfte darum Kaufmann die Tätigkeit als Generalsekretär einstellen.

Zur selben Zeit, als Kaufmann sein Amt niederlegte, wurde sein Stellvertreter Professor Dr. Simar zum Bischof von Paderborn erwählt. Beide wurden auf der Generalversammlung zu Hildesheim 1891 zu Mitgliedern des Ehren-Präsidiums ernannt. In einer Adresse wurde dies Kaufmann mitgeteilt, der in seinem Dankschreiben sagt:

„Die lange Reihe von Jahren, in denen ich in Verbindung mit Ihnen, hochgeehrter Herr Präsident, und so vielen anderen ausgezeichneten Männern meine schwache Kraft in den Dienst der guten Sache stellen konnte, gehören zu den schönsten meines Lebens und werden bei mir in dankbarem Andenken bleiben“[1]).

Ueber die Beteiligung Kaufmanns an den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft wird an anderer Stelle berichtet werden.

Auch auf einem anderen Gebiete hatten Simar und Kaufmann in Bonn gemeinsam gearbeitet, es war im Borromäusverein[2]) zur Verbreitung guter Bücher. In einem Schreiben vom 25. Oktober 1882 teilte der damalige Präsident des Borromäusvereins, Dechant Lammertz in Bonn, Kaufmann mit, daß man ihn zum Vicepräsidenten des Vereins erwählt habe. Durch seinen Freund Dieringer stand Kaufmann schon lange diesem Verein sympathisch gegenüber. Nach dem Tode Dieringers hatte Kaufmann die schwierigen Rechtsgeschäfte mit erledigt, welche die Ueberschreibung des Geschäftshauses des Vereins und des Vereinsvermögens notwendig machte. Als der um die Entwickelung des Vereins verdiente Dechant Lammertz am 18. Oktober 1883 starb, wurde Professor Dr. Simar zum Vorsitzenden gewählt und behielt das Amt bis zu seiner Berufung als Bischof von Paderborn. Auch mit seinem Nachfolger, Professor Dr. Felten in Bonn, der am 20. Oktober 1892 zum Vorsitzenden gewählt wurde, arbeitete Kaufmann in angenehmem Einvernehmen für die Sache des ihm lieben Vereins bis zu seinem Tode.

---

[1]) Adresse und Antwort abgedruckt im Jahresbericht für 1891, S. 27 u. 28.

[2]) Vergleiche die Gründung und Tätigkeit des Vereins vom hl. Karl Borromäus. Festschrift zum 50jährigen Jubelfest am 30. Mai 1895. Köln, Bachem.

Ueber die Zeit, die Kaufmann als Mitglied des Abgeordnetenhauses in Berlin weilte, liegen außer den stenographischen Berichten zahlreiche Briefe vor, die er regelmäßig an seine Familie und an zahlreiche Freunde richtete.

Im Jahre 1877 begann Kaufmann in Berlin seine Tätigkeit als Mitglied des Abgeordnetenhauses. Am 24. Oktober 1877 schrieb er an seine Frau:

„Möglicherweise hast Du schon in der Kölnischen Volkszeitung gesehen, daß Schorlemer und ich einen gemeinsamen Antrag wegen Uebertragung der Gemeinde-Reform-Gesetze auf die westlichen Provinzen gestellt haben, er wird wohl in der nächsten Woche an das Haus kommen und ich dann meine Jungfernrede aus einem spezifisch rheinischen Stoffe nehmen. Es ist mir das viel angenehmer, als wenn ich über Marpingen zum ersten Male sprechen müßte. Diese Sache erregt großes Interesse, es ist aber noch nicht abgemacht, wer den Antrag stellt, ob Windthorst oder Bachem, Kaufmann und Röckerath, als rheinische Landtagsabgeordnete. Möglicherweise spreche ich gar nicht in der Sache, jedenfalls nicht zu demjenigen Teil, in welchem das Militär berührt wird. Dann werde ich den James Marlow [1]) behalten, der mir weniger Kummer machen dürfte. Heute hatten wir eine zweistündige Beratung mit Windthorst, in welcher mein Entwurf einstimmig angenommen wurde. Windthorst meinte, ich möchte mich auch noch der Mühe unterziehen, die juristischen Deduktionen auszuarbeiten, sodaß das Aktenstück auch ohne mündlichen Vortrag in jeder Beziehung Auskunft erteilen würde. Ich werde mich mit dieser ebenso interessanten als schwierigen Arbeit beschäftigen. Du siehst, daß es mir nicht an Zeitvertreib mangelt."

Die beiden in dem Briefe erwähnten Angelegenheiten beschäftigten Kaufmann während des Winters 1877 lebhaft. Am 7. November 1877 erfolgte zunächst die Beratung des Antrages „betreffend die Vorlegung des Entwurfes einer Landgemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz und Westfalen".

Zur Begründung des Antrages nahm zunächst Kaufmann das Wort. Er führte aus, wohl keine Angelegenheit von hervorragender Bedeutung sei mit so seltener Einmütigkeit und zu wiederholten Malen im Abgeordnetenhause verhandelt worden, als der vorliegende Antrag. Nach einer Begründung der Notwendigkeit einer Reform auf dem genannten Gebiete für die beiden westlichen Provinzen, die gegenüber den östlichen Provinzen einstweilen trotz der gegebenen Versprechungen im Anschluß an das Dotationsgesetz vom 30. April 1873 noch immer auf die Vorlage eines entsprechenden Gesetzentwurfes warteten, bemerkt der Redner:

---

[1]) Es handelt sich um einen in der Marpinger Angelegenheit tätigen Berliner Geheimpolizisten.

„Daß auf solche Weise die mühsam für die preußische Regierung am Rhein erworbenen Sympathien nicht vermehrt werden, ist einleuchtend. Hat es doch das preußische Gouvernement nie verstanden, in neu erworbenen Landesteilen sich rasch Sympathien zu erwerben. Dies hat nicht verhindert, daß die Bewohner des schönen Rheinlandes im Laufe der Jahre die guten Seiten der preußischen Landesverwaltung kennen und schätzen lernten."

Er drückt dann die Befürchtung aus, man werde in den Rheinlanden durch die Verweigerung der Gewährung der in Frage stehenden Reformgesetze verstimmt werden. Zu einer solchen Verstimmung biete ohnedessen der sogenannte Kulturkampf, „dessen Notwendigkeit durch Tatsachen auch nicht annähernd erwiesen sei", genügend Grund. Er berichtet dann über die Stimmung in den Rheinlanden und erwähnt die „glücklichen persönlichen Beziehungen, deren die Rheinlande sich seit mehr als 20 Jahre zu dem Herrscherhaus zu erfreuen" gehabt hätten, und weist auf den glänzenden Empfang hin, der bei dem letzten Besuch des Kaisers im Herbst 1877 dem „geliebten König und Herrn" erwiesen worden sei, wo das katholische Volk gern und willig dem König und Kaiser die gebührende Ehre erwiesen hätte. „Dadurch hat die Rheinprovinz bewiesen, daß sie an wahrer politischer Bildung mancher anderen Provinz der Monarchie weit voraus ist, wenn Sie sich der Ereignisse während der letzten Konfliktszeit erinnern wollen."

Bei dieser Gelegenheit kam Kaufmann auf die falschen Stimmungsberichte zu sprechen, die der deutsche Verein durch die „Deutsche Provinzialkorrespondenz" in die Oeffentlichkeit bringe, ein Thema, das von Schorlemer weiter ausführte und zu einem energischen Angriff auf den Ehrenpräsidenten dieses Vereins, von Sybel, benutzte. Die Tätigkeit dieses Vereins wurde von Schorlemer einer so unbarmherzigen Kritik unterzogen, daß Sybel in seiner Erwiderung vom Präsidenten, als er die Angriffe Schorlemers „Insulte" nannte, ermahnt werden mußte, „einen solchen Ausdruck nicht wieder zu gebrauchen".

Bei der Beratung des Staatshaushaltetats für 1879 kam Sybel bei der Position: Ministerium des Innern am 12. Dezember 1878 nochmals auf die Angriffe Schorlemers zurück und benutzte diese Gelegenheit, sich auch über Kaufmann zu äußern. Diese Aeußerung ist um so wertvoller, weil sie gerade zu der Zeit gegeben wurde, als die politischen Gegensätze am schärfsten waren.

„Als es zur Neuwahl in Bonn kam, hatte ich die Ehre, Mitglied der Stadtverordnetenversammlung zu sein, ich kann also sehr bestimmt berichten, wie es dort bei der Wahl zugegangen ist.

„Es gab damals drei Gruppen unter den Stadtverordneten, eine klerikale Minorität, deren Stimmen dem bisherigen Oberbürgermeister Kaufmann vollkommen sicher waren, dann eine nationale oder liberale Majorität, deren Ansichten aber über die Frage auseinandergingen; der größere Teil dieser Majorität ließ die vielfach behauptete ultramontane Gesinnung des Oberbürgermeisters auf sich beruhen, war aber der Meinung, daß er davon in seiner bisherigen Verwaltung gerade keinen schlimmen Gebrauch gemacht hätte, hielt ihn für einen technisch tüchtigen Verwaltungsbeamten und war deshalb entschlossen, mit jener klerikalen Minorität zusammen für seine Wiederwahl zu stimmen. Meine Herren, diese Erwägungen sind mir doppelt genau bekannt, denn wie der Herr Kollege Kaufmann sich erinnern wird, gehörte ich damals eben zu dieser Gruppe der Majorität und hatte die Absicht, für Herrn Kaufmann zu stimmen. Eine dritte Gruppe wollte ihn nicht wieder in das Amt bringen, aus dem wieder sehr bestimmt ausgesprochenen Grunde, weil sie ihm das Lob eines technisch tüchtigen Verwaltungsbeamten nicht geben zu können meinte. Da aber die Majorität feststand, so machte diese Gruppe weiter keine Anstalt, sich nach einem Gegenkandidaten umzusehen, und so geschah es, daß Herr Kaufmann mit allen Stimmen, die überhaupt an der Wahl teilnahmen, gewählt wurde. Ich war zufällig behindert, an der Wahl teilzunehmen, ich habe aber unmittelbar nachher dem Herrn Kaufmann darüber mein Bedauern ausgesprochen und ihm gesagt, daß ich, wenn ich dort hätte anwesend sein können, für ihn gestimmt haben würde, was übrigens an sich eine gleichgültige Sache ist, da, wie gesagt, ein Gegenkandidat nicht existierte. Nun, meine Herren, darauf erfolgte denn nach vielen Verhandlungen endlich die Nichtbestätigung des Herrn Kaufmann durch die Regierung, und dann erfolgte ein Auftreten des Herrn Kaufmann, wodurch er dem Beschluß der Aufsichtsbehörde eine so glänzende Rechtfertigung gab, wie sie nur irgendwie gedacht werden konnte. Wenn jemand entschlossen war, der Königlichen Staatsregierung auf allen Wegen im ultramontanen Sinne Opposition zu machen, wenn jemand fest entschlossen war, den ultramontanen Parteibestrebungen auf alle Weise dienstbar und nützlich zu sein, so zeigte sich Herr Kaufmann, nachdem ihm die Bestätigung einmal verweigert war, als ein solcher Mann, und so trat der Fall ein, daß in der Tat die ferner stehende Aufsichtsbehörde die persönliche Qualifikation des Kandidaten richtiger beurteilt hatte als die ihm nahestehende Stadt.

„Es trat der Fall ein, der, wie ich von Herzen wünsche, selten sein möge, daß die zunächststehenden Mitglieder der Kommune sich in dem Kandidaten geirrt, daß die Königliche Staatsregierung aber ihn vollständig richtig beurteilt hatte.“

Die Verteidigung Kaufmanns übernahm Windthorst. Er gab zunächst eine Darstellung der Vernehmung Kaufmanns durch den Kölner Regierungspräsidenten, die mit der Erklärung Kaufmanns endete, daß er im Amte die Maigesetze auszuführen bereit und entschlossen sei, und fuhr dann fort:

„Nach dieser Erklärung des Oberbürgermeisters Kaufmann wurde ihm nun aber die weitere Frage vorgelegt, »ob er es auch gern tun würde« (Hört! im Centrum), und diese Frage zu beantworten, trug er allerdings Bedenken. Und nun, meine Herren (zur Rechten), die Sie Landräte sind, ich glaube, wenn Ihnen die Frage vorgelegt würde, ob Sie denn nun alle die Gesetze, die erlassen sind, nicht nur auf kirchenpolitischem Gebiete, sondern auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete, gern ausgeführt haben, so bin ich überzeugt, bei der Ehrenhaftigkeit, die ich bei Ihnen kenne, Sie hätten die Frage auch verneint. Sie müssen also eigentlich auch sämtlich entfernt werden, weil Sie nicht gern getan, was die Regierung und die hohe Majorität dieses Hauses beschlossen hat.

„Es wurde infolgedessen der Kollege Kaufmann nicht bestätigt. Nun freut sich der Kollege von Sybel, daß die entfernt stehende Behörde weitsichtiger gewesen sei als er und seine Kollegen, die Stadtverordneten, während sie den schwarzen Ultramontanen nicht entdeckt, derselbe in Köln, vielleicht gar durch Hilfe des deutschen Vereins, auch in Berlin erkannt worden sei. Meine Herren, wenn ein Beamter erklärt: ich will die Gesetze ausführen, ich tue es aber nicht gern, — wenn er diese Erklärung in voller Offenheit abgibt, und wenn es ihm dementsprechend gelungen ist, während seiner Amtszeit diese Gesetze, die ihm gegen das Herz gehen, auszuführen, dann hat er das Größte geleistet, was ein Beamter leisten kann, — ja, er hat vielleicht zu viel geleistet, und man sollte einen solchen Beamten wahrlich nicht entfernen, sondern ihn besonders in Ehren halten. Man hat das nicht getan, und was mich betrifft, so bin ich sehr glücklich, daß das nicht geschehen ist, denn wir haben infolgedessen diesen bewährten, tüchtigen Kenner der rheinischen Verhältnisse und der Kommunalverwaltung und vieler anderer schätzbaren Dinge in unserer Mitte."

Ueber den Erfolg seiner ersten Rede spricht sich Kaufmann in einem Briefe an seine Frau vom 9. November 1877 aus:

„Du wirst aus den Zeitungen ersehen haben, daß vorgestern mein Antrag fast mit Stimmeneinheit in dem Abgeordnetenhause angenommen wurde. Meine Jungfernrede hat viel mehr Beifall gefunden, als ich erwarten durfte. Die alten Koryphäen Windthorst, Osterath und Reichensperger sprachen ihre Anerkennung sehr lebhaft aus. Haanen als Präsident der Rheinischenhof-Fraktion ließ beim Diner Sekt anfahren

und der immer liebenswürdige Heereman präsentierte am Abend in der Nummer 11 namens der Fraktion ein Bouquet. Ich bin recht froh, daß ich mit einem mir als Rheinländer so sympathischen Stoff den Anfang machen konnte. Die Berliner Presse ist mit dem Ausgange der Debatte, die mit einer völligen Niederlage der Regierung endete, zufrieden, sie spricht aber ihr Bedauern darüber aus, daß es dem klugen und gemessenen Vorgehen des Centrums gelungen sei, der liberalen Partei den Vorrang abzugewinnen und diese zur Nachfolge zu zwingen. Mit dieser Beurteilung bin ich sehr zufrieden."

Am 12. November 1877 berichtete Kaufmann seiner Schwiegermutter Michels in Köln über den Berliner Aufenthalt:

„Die Eindrücke von dem parlamentarischen Leben, wie ich sie in der Session zu Anfang dieses Jahres empfangen habe, sind im wesentlichen dieselben geblieben. Sieht man dabei auf Erfolge, so ist die Stellung des Centrums eine höchst ungünstige, kommt es aber darauf an, die Verteidigung der Wahrheit auf den wichtigsten Gebieten ohne alle Scheu zu führen, so ist dazu keine Partei mehr geeignet, als diejenige, die nichts anstrebt und für die Personen ihrer Fraktion keinerlei Wünsche hegt, die von der Staatsregierung zu gewähren sein würden. Dieses alles gibt uns das Gefühl der inneren Unabhängigkeit und damit auch die Freudigkeit, in dem bisher resultatlosen Kampfe nicht zu ermüden. Die Stimmung unserer Hauptgegner, der National-Liberalen, ist aber seit dem Beginn des Jahres sehr herabgesunken, sie können das Gefühl der unbefriedigenden Abhängigkeit von der Regierung kaum mehr unterdrücken. Am heftigsten werden sie deshalb von ihren früheren Freunden, den Fortschrittlern, angegriffen. Dadurch gewinnt die Position des Centrums, und dies macht sich auch schon in schwachen Anfängen bei den Kommissionsarbeiten geltend.

„Diese Kommissionssitzungen machen mir am meisten Vergnügen, man lernt da am besten die Kräfte der Gegner kennen."

Am 26. November 1877 berichtet Kaufmann nach Hause:

„In den Plenarsitzungen wird immer noch viel in Kulturkampf gemacht, das Gefühl ist aber unverkennbar, kein Mensch hat mehr Freude an der Sache. Großen Eindruck machte die ehrliche Erklärung des konservativen Protestanten, des Landrates von Meyer-Arnswalde, daß er und seine politischen Freunde den Kulturkampf satt hätten, daß sie die Maigesetze für eine leidenschaftliche, gegen die katholische Kirche gerichtete Aktion ansähen. Der Fuchs Gneist und der fortschrittliche Virchow bemühten sich darauf sichtlich, den großen Eindruck, den die Erklärung dieses ehrlichen Mannes hervorgerufen hatte, abzuschwächen.

Diese Woche werden wir noch mit der Beratung des Kultusetats fortfahren, und hoffe ich gegen Donnerstag oder Freitag mit meiner Kupferstichkabinett-Rede eine friedliche Pause zu machen. Heute muß ich um 11 Uhr mich noch in der Unterrichtskommission mit dem bekannten Prediger Richter-Sangerhausen herumbeißen. Es handelt sich um eine Petition westfälischer katholischer Familienväter. Um 4 Uhr ist das erste Fraktionsessen im Norddeutschen Hof und heute Abend um 7 Uhr habe ich in der Sitzung der Gemeindekommission den ersten Vortrag zu halten. Du siehst also, daß ein Tag rasch herum ist.

„Mit Brüel, Alfred Hüffer und Thimus war ich vor einigen Tagen im Kupferstichkabinett, und erklärte ihnen die herrlichen Handzeichnungen Dürers. Es war ein wahres Vergnügen, wie der geistreiche und feine Brüel in das Verständnis einging. Je näher ich ihn kennen lerne, um so mehr schätze ich ihn. Er ist einer der bedeutendsten Mitglieder der Centrumsfraktion. Sehr nahe bin ich auch dem Polen von Stablewski gekommen, der wahrhaft ergreifend die Leidensgeschichte von Kosten vortrug. Er war selbst so übermannt von dieser wahren Tragödie, daß er mich mit Tränen in den Augen umarmte und küßte, als ich ihn zu seiner Rede gratulierte."

Die Marpinger Angelegenheit kam am 16. Januar 1878 in das Plenum des Abgeordnetenhauses. Ueber die Sitzung liegt ein Brief Kaufmanns vom 17. Januar 1878 vor:

„Gestern Mittag nach drei Uhr habe ich denn glücklich den lang verspeisten James Marlow von mir gegeben. Leider hatte mir Alfred den Rat gegeben, vom Platze aus und nicht von der Tribüne zu sprechen, weil Bachem, der als erster Antragsteller zuerst sprach, auch vom Platze aus zu sprechen pflege und es prätensiös aussehen würde, wenn ich von der Tribüne aus das Wort nähme. Da das Haus zum Brechen voll war und die National-Liberalen absichtlich sehr unruhig waren, fiel es mir schwer, durchzudringen. Ich hatte meine Rede stark gekürzt, und doch dauerte sie noch $^{3}/_{4}$ Stunden. Die Absicht, den Marlow lächerlich zu machen, habe ich vollständig erreicht, das Reskript des Ministers von Kamptz am Schlusse meiner Rede machte eine sehr gute Wirkung[1]) und wurde mit lebhaftem Bravo des Centrums, der Polen und der Altkonservativen begrüßt. Die Sitzung war eine äußerst erregte, die Debatte ist aber mit einem ganz ungeahnten moralischen Erfolge für uns geführt worden. Von Triumphieren der Gegner war nichts zu merken, unser sehr sachlich gehaltener Antrag wurde auch in keinem wesentlichen Punkte berichtigt, der gefürchtete Landgerichtsrat Sello aus Saarbrücken, von

[1]) Es war ein Reskript vom 8. Juli 1822 über Mißbräuche von Geheimpolizisten.

dem die liberalen Blätter vorausgesagt hatten, er würde unsere tatsächlichen Anführungen korrigieren, erfüllte diese Erwartung durchaus **nicht**.

Der zweite Gegner, Lippke, ein Kreisrichter, hielt eine **äußerst** langweilige Rede über Lourdes, bei der er erst ganz am Ende **auf** Marpingen kam. Der Minister Friedenthal sprach sehr geschickt, **hatte** aber einen schweren Stand mit der schlechten Sache. Ich konnte **ihn** in meiner Rede zweimal gründlich abführen, wegen der Legitimation des Marlow und wegen der Sperrung des Härtelwaldes. Bachem sprach ausgezeichnet, wir waren aber auch auf das sorgfältigste präpariert. Windthorst, der von einer ungewöhnlichen Aengstlichkeit befallen war, hatte noch am Dienstag-Abend mit mir, Bachem und Röckerath konferiert. Gestern war aber der alte Feldherr brillant, wir sind zwar mit unseren Anträgen, wie sicher zu erwarten war, gefallen, für das Centrum stimmten nur die Polen, die Altkonservativen und zwei Fortschrittler, der moralische Sieg war aber im höchsten Maße auf unserer Seite. Ich wurde förmlich mit Glückwünschen überschüttet, da ich allerdings ja die ganze Sache eigentlich gemacht habe und die Schwierigkeiten derselben allseitig anerkannt wurden. Ich hätte gewünscht, alle die klugen Leute; die immer vor dieser Sache gewarnt haben, wären im Abgeordnetenhause Zeugen der Verhandlung gewesen, sie hätten sich überzeugt, daß es notwendig war, unsere Anträge vorzubringen. Es war im Resultat ein gewichtiger Schlag im Kulturkampf, der noch seine Nachwirkungen haben wird. Lange hat die Regierung nicht mehr solche Pillen schlucken müssen, als gestern; ihre Rücksichtslosigkeit, aber auch ihre Kopflosigkeit wurden ihr scharf und klar vordemonstriert. Der alte Thimus meinte, ich habe goldene Worte am Schluß meiner Rede gesprochen, die nicht vergessen würden."

Wenn man jetzt die stenographischen Berichte über die Sitzung und den motivierten Antrag[1]) liest, wird man kaum anders urteilen können. Das Centrum hatte es vermieden, die Frage, ob in Marpingen wunderbare Erscheinungen vorgekommen seien, überhaupt zu erörtern. Bachem hatte sehr vorsichtig sogar die theoretische Möglichkeit eines Betrugs zugegeben. Es war dem Centrum nur darum zu tun, die harten und ungeschickten Maßregeln der Regierung gegen die durchaus friedliche Bevölkerung in Marpingen zu kritisieren, was unschwer gelang. Was speziell den sogenannten James Marlow angeht, so handelte es sich um den in der Maske eines übereifrigen Irländers auftretenden Berliner Kriminalkommissar von Meerscheidt-Hüllessem, der trotz seiner fingierten

---

[1]) Vergl. Stenograph. Berichte des Abgeordnetenhauses 1877/78, Bd. 2, S. 1147 bis 1181 und Anlagen zu den stenograph. Berichten 1877/78, Bd. 2, S. 1069—1073.

großen Frömmigkeit schon am ersten Sonntage seiner Anwesenheit in Marpingen es versäumte, die heilige Messe zu besuchen und infolge dessen sofort von den Bewohnern des Ortes durchschaut war.

Bevor die Marpinger Angelegenheit zur Verhandlung kam, hatte Kaufmann bei dem Kultusetat zu der Position „Kunst und Wissenschaft" das Wort ergriffen und sich eingehend mit dem Berliner Kupferstichkabinett befaßt (Sitzung vom 1. Dezember 1877).

Am 17. November hatte er seiner Frau geschrieben: „Ich werde demnächst einen kleinen Vortrag über das Kupferstichkabinett in Berlin halten. Mit Lippmann habe ich darüber konferiert. Geheimrat Schöne als Vertreter der Regierung ist sehr damit einverstanden. Windthorst legt vielen Wert darauf, daß gerade aus dem Centrum heraus auch andere Dinge als Beschwerden über den Kulturkampf vorgebracht werden."

Von Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit hat Kaufmann in Berlin die Verbindung mit den Vorständen der königlichen Kunstsammlungen unterhalten und in der Folge gern im Interesse der Kunst in der Kammer das Wort ergriffen. Was ihm an freier Zeit übrig blieb, widmete er mit besonderer Vorliebe der Beschäftigung mit der Kunst.

In der Centrums-Fraktion gewann Kaufmann bald eine angesehene Stellung. Um ihm einen Beweis der Hochachtung der Fraktion zu geben, nahm man Kaufmann schon nach kurzer Zeit in den Vorstand der Fraktion auf, dem er bis zur Niederlegung seines Mandates angehörte. Am 28. Oktober 1879 berichtet Kaufmann nach Hause, er habe im Abgeordnetenhause seinen Platz inmitten des Vorstandes der Partei, „neben mir Peter Reichensperger und Evers, dicht hinter mir Hüffer und Schorlemer, mein zweiter Nachbar ist Windthorst". Im Vorstand hat Kaufmann durch die Objektivität seines Urteils, durch die Versöhnlichkeit seines Charakters und sein Geschick, zu vermitteln, vieles gewirkt, was, den Blicken der Oeffentlichkeit verborgen, um so mehr die Anerkennung der Beteiligten fand. Die Meinungsverschiedenheiten, die unter den Führern mitunter herrschten — ich nenne die Namen Reichensperger, Windthorst, Schorlemer — hat Kaufmann durch seine Klugheit und Ruhe oft auszugleichen verstanden.

Auch im Jahre 1879 sprach Kaufmann wieder bei der Position Kunst und Wissenschaft. Er berichtete am 19. Januar: „Ich sprach zweimal über Kunstangelegenheiten mit vielem Beifall von allen Seiten des Hauses. Sogar ein jüdischer Advokat aus Berlin, Horwitz, ein Mitglied der nationalen Partei, sprach seine Uebereinstimmung mit dem Abgeordneten Kaufmann über die mehr zu berücksichtigende christliche Historienmalerei aus. Auch Professor Mommsen sprach mir persönlich seine Anerkennung aus. Die Stimmung im Hause war angenehm angeregt, Techow sagte

mir, es sei mein Verdienst, daß der Kampf bei dem Kultusetat harmonisch ausklinge."

Kaufmann war in der Sitzung vom 18. Januar 1879 für die Erhöhung der Fonds der Königlichen Museen warm eingetreten. Bei dem Titel, Ankauf von Kunstwerken für die Nationalgalerie, hatte er für seine Düsseldorfer Freunde gesprochen und beklagt, daß die Düsseldorfer christliche Malerschule nur durch ein Bild von Ittenbach vertreten sei. Er hatte die Bitte hinzugefügt, daß bei Ergänzung der Lücken für christliche Historienmalerei auch die Düsseldorfer Schule mehr Berücksichtigung finden möge.

Durch seine Tätigkeit in mehreren Kommissionen und namentlich auch durch seine anerkannte Kunstkennerschaft fand Kaufmann bei den anderen Parteien des Abgeordnetenhauses manche Anknüpfungspunkte. Seine Briefe erzählen oft davon. So heißt es am 5. Dezember 1879: „Ein Bruder des Totentanzmalers Spangenberg, ein älterer hannöverscher Geheimrat, hat sich mit mir bekannt gemacht und deutete mir gestern an, es würde seinen Bruder freuen, wenn ich sein Atelier besuchen würde. Er habe jetzt gerade zwei religiöse Bilder angefangen; ich denke bald hinzugehen."

Innerhalb der Centrumsfraktion freute sich Kaufmann besonders an dem Zusammenleben einer Reihe meist rheinischer Centrumsabgeordneten im Hotel zum „Rheinischen Hof", worüber die Briefe aus jener Zeit oft sprechen. So heißt es am 1. Januar 1879: „Biesenbach und Statz sind seit einigen Tagen hier, so daß es im Rheinischen Hof recht behaglich ist. Geheimrat Brüel und Alfred essen ein paarmal in der Woche bei uns. Mit dem Dichter der Dreizehn Linden, Sanitätsrat Weber, bin ich auch näher bekannt geworden, er macht einen äußerst liebenswürdigen und bedeutenden Eindruck. Dieden war vor einigen Tagen, zum allgemeinen Schrecken, tüchtig krank. Weber, der nicht nur ein tüchtiger Dichter, sondern auch ein vorzüglicher Arzt ist, behandelte ihn mit solchem Erfolge, daß er wieder ganz hergestellt ist. Schorlemer ist für ein paar Tage verreist, ich bin sehr viel mit ihm zusammen." Am 28. Oktober 1879 schreibt Kaufmann: „Landrat Janssen und Pfarrer Steinbusch sind auch im Rheinischen Hof abgestiegen. Bock und Statz sind auch schon da, im ganzen sind wir schon ein Dutzend bei Tisch."

Am 18. November 1879 berichtet Kaufmann über die Feier seines Namenstages im Rheinischen Hof und zugleich über seine Tätigkeit in den verschiedenen Kommissionen: „Der Vorsitz in der wichtigen Gemeinde-Kommission nimmt mich doch mehr in Anspruch, als ich gedacht hatte ... Mein Namenstag wurde gestern Mittag sehr heiter im Rheinischen Hof begangen, Windthorst, Hüffer, Brüel, Graf Schmiesing, Droste und von

Wendt nahmen außer den gewöhnlichen Tischgenossen, die an dem Landrat Janssen ein sehr gebildetes und liebenswürdiges Mitglied gewonnen haben, teil. Da Janssen und ich in denselben Kommissionen sind, haben wir viele Vereinigungspunkte. Meine Wahl als Vorsitzender der Gemeinde-Kommission gab zu dem ganz netten Scherz Veranlassung, daß mir durch Statz mit einigen munteren Versen eine hübsche Schelle, Kopie einer bekannten Schelle aus dem grünen Gewölbe zu Dresden, feierlich überreicht wurde. Der Vorsitz in dieser Kommission und die Mitgliedschaft in der Budget-Kommission nehmen meine Zeit sehr in Anspruch, ich bin in acht Tagen nicht mehr in einem Museum gewesen und ich fürchte, daß das bis Weihnachten so fort geht. Die Verhandlungen sind aber sehr interessant, auch geht es mit meiner Gesundheit leidlich. Bei Geheimrat Stauder habe ich sehr interessante Mitteilungen über die Wendung in der inneren Politik erhalten, er war über die Maßen aufgeknöpft. Im ganzen ist die Stimmung jetzt hier etwas friedlicher, das früher verschmähte Centrum wird jetzt von den Konservativen mit großer Zuvorkommenheit behandelt. Verschiedene Frei-Konservative haben schon bei uns im Rheinischen Hof gespeist."

Doch stand man im Centrum den ersten diplomatischen Versuchen der Regierung, mit Rom wieder anzuknüpfen, ziemlich skeptisch gegenüber. Am 16. November 1879 schrieb Kaufmann: „Von den Unterhandlungen, die durch Geheimrat Hübler in Wien mit dem Nuntius Jacobini geführt werden, erwartet man selbst hier im Kultusministerium nichts."

Auch das Jahr 1880 war reich an mancherlei Arbeit. So heißt es am 21. Januar 1880: „Diese Session ist eine furchtbar gehetzte, man kommt kaum zu Atem. Jeden Tag Plenarsitzung von morgens 11 bis nachmittags 4 Uhr, man kann sich kaum aus dem Abgeordnetenhause entfernen, da jeden Moment wichtige Abstimmungen möglich sind. Dabei fängt die Stimmung an, wieder gespannter zu werden ... Jeden Abend tagt unter dem Vorsitz Bennigsens die Kommission zur Beratung der Verwaltungs-Reorganisation. Der Minister Eulenburg nimmt permanent Anteil an den Beratungen.

„Heute machte ich mir nach der Kirche das Vergnügen, auf dem Museum den neu aufgestellten Saal deutscher Künstler und auf dem Kupferstich-Kabinett viel Neues zu sehen. Dann machte ich einen Besuch beim Dompropst Holzer.

„Windthorst ist im ganzen sehr deprimiert, der Kulturkampf nimmt noch immer kein Ende. Er speist sehr häufig bei uns im Hotel, Brüel fast täglich, er hat sich sehr an Janssen angeschlossen, er ist ein höchst geistreicher Mann, dessen Unterhaltung immer belehrend und anregend ist."

In das Jahr 1880 fallen die ersten Versuche der Regierung, die Härten der Kulturkampfgesetzgebung zu mäßigen. Am 29. Juni 1880 schrieb Kaufmann: „Gestern Nachmittag kamen wir im Abgeordnetenhaus zur Abstimmung über das Kirchengesetz.“ Es handelte sich um den am 19. Mai 1880 vom König genehmigten „Entwurf eines Gesetzes betreffend Abänderungen der kirchen-politischen Gesetze“. „Das Centrum stimmte wie ein Mann geschlossen mit Nein. Vorher hatte Windthorst in einer meisterhaften Rede unser verneinendes Votum motiviert und gleichzeitig dem Minister und der konservativen Partei auch für die Zukunft ein freundschaftliches Verhalten in Aussicht gestellt. Der Gesetzentwurf erhielt nur vier Stimmen Majorität.“

Auch im Winter 1880/81 übernahm Kaufmann wieder den Vorsitz in der Gemeinde-Kommission und seine Briefe berichten häufig über die wichtigen Beratungen in dieser Kommission. So erzählt er am 6. Februar 1881: „Am vergangenen Mittwoch habe ich eine verstärkte Sitzung der Gemeinde-Kommission abgehalten, in der die unnötigerweise zur cause célèbre aufgebauschte Angelegenheit der Vereinigung der Gemeinde Oberbonsfeld mit der Stadt Langenberg beraten wurde. Die Westfalen, welche das kleine Dörfchen Oberbonsfeld nicht an die Rheinprovinz abtreten wollen, setzen Hölle und Himmel in Bewegung, um die Sache zu hintertreiben. In der Kommissionssitzung, die bis 11½ Uhr abends dauerte, siegten die Rheinländer mit 11 Stimmen gegen 6. Aus Langenberg waren vier Herren hier, zwei Kommerzienräte und zwei Kommunalbeamte, der Bürgermeister und der erste Beigeordnete, denen ich allen auf meinem bescheidenen Zimmer Audienz gegeben habe. Auch der Geheime Ober-Regierungsrat Herrfurt kam im Auftrag des Ministers Eulenburg zu mir, um mir für die Leitung der Sache zu danken.“

Seinen Platz in der Budgetkommission hatte Kaufmann an seinen Fraktionsgenossen Mooren abgetreten, während er selbst den Vorsitz der Beschwerdekommission in der Fraktion beibehielt. Er berichtet am 8. Dezember 1880: „Am Sonntag-Morgen um 12 Uhr und gestern um 10 Uhr hielt ich zwei lange Sitzungen der Beschwerdekommission ab. Die Prüfung der einzelnen Beschwerden ist bei den verschiedenen Auffassungen, die möglich sind, oft recht schwierig und muß ich zwischen den einzelnen Richtungen innerhalb der Fraktion stets zu vermitteln suchen.“

Ueber die Bemühungen des Centrums wegen Abschaffung der drückendsten Kulturkampfgesetze berichtet Kaufmann im Januar 1881. Am 26. Januar war die erste Beratung des Antrags Windthorst betreffend die Straffreiheit der Spendung der Sakramente und des Messelesens, der am 27. Januar mit 254 gegen 113 Stimmen abgelehnt wurde.

„Die Kammerverhandlungen sind im ganzen recht spannend, Windthorst war bei besonderer Stimmung und sind wir mit dem Resultate im ganzen zufrieden. Es ist immerhin schon ein Anfang der Besserung, wenn die konservative Partei in einer motivierten Tagesordnung den Kulturkampf in so scharfer Weise kritisiert, wie dies jetzt bei dem Antrag Windthorst wegen straffreier Spendung der Sakramente geschehen ist. Ein großer Teil dieser konservativen Herren schaut doch immer noch sehr ängstlich nach dem Gewaltigen in Friedrichsruhe und würde es nicht gewagt haben, einer solchen Kritik sich anzuschließen, wenn der strenge Herr darüber gar zu ungnädig würde. Ich halte es für wahrscheinlich, daß ehestens die Unterhandlungen mit der Kurie wieder beginnen werden."

Die freien Stunden benutzte Kaufmann auch in diesem Winter für die Beschäftigung mit der Kunst. Er schildert am 2. November 1880 die Lessingausstellung. „Die höchst interessante Oktober-Ausstellung in dem Lokal der Kantian-Insel und eine solche von Werken des bedeutenden Lessing in der National-Galerie beschäftigten mich sehr. Du wirst einen Bericht in der Reichszeitung finden. Die Lessing-Ausstellung hatte einen besonderen Reiz durch die zahlreichen Handzeichnungen, die ein sehr klares Bild der künstlerischen Entwickelung dieses großen Landschaftsmalers geben, sie beginnen mit dem Anfang der 30er Jahre und gehen bis in sein Sterbejahr. Für einen Rheinländer hatte es ein besonderes Interesse, da die überwiegend große Zahl der Studien der Eifel und der Umgebung von Bacharach angehören; merkwürdig ist eine Sammlung von Porträts, die meisten mit Bleistift oder Kohle gezeichnet, die Hälfte gehört dem Anfang der dreißiger Jahre und den damals in Düsseldorf wohnenden interessanten Männern an, Immermann, von Uechtritz, Hiller, Hildebrand, Schirmer usw. Die andere Hälfte stammt aus dem Jahre 1848. Ich fand es durchaus bestätigt, daß nichts das Verständnis eines Künstlers mehr erleichtert als das Studium seiner Handzeichnungen, man kann dann fast unmittelbar verfolgen, wie der ursprüngliche Gedanke immer mehr entwickelt und endlich zur Reife gefördert wird."

Häufig galt sein Besuch dem Kupferstichkabinett der königlichen Museen, wo ihn besonders Dürerstudien fesselten. So schreibt er am 8. Dezember 1880: „Sonntag nach der Messe ging ich wieder ins Kupferstichkabinett. Lippmann war nicht anwesend, sein erster Assistent von Seidlitz zeigte mir eine nachgemachte Handzeichnung Dürers, die deshalb sehr merkwürdig ist, weil sie deutlich ein mit dem Radiermesser angefertigtes Wasserzeichen aufweist."

Auch benutzte Kaufmann im Winter 1880 seine freien Stunden zur Vorbereitung auf eine größere italienische Reise. Mit der italienischen Sprache beschäftigte er sich schon seit langen Jahren. In seiner

Bibliothek bildete die Danteliteratur eine eigene Abteilung. Seiner Vorliebe für den großen Dichter blieb er bis an sein Lebensende treu. In den Berliner Museen studierte Kaufmann in dieser Zeit eifriger als sonst die italienischen Meister. Die Reise sollte in Gemeinschaft mit seinem Freunde Karl Walther aus Erfurt angetreten werden, dem jüngst verstorbenen Besitzer des kunstgerecht ausgebauten Patrizierhauses „Zum breiten Heerd".

Am 3. März 1881 trat Kaufmann mit seiner Frau die lang geplante Reise nach Rom an. In München traf man sich mit der Familie Karl Walther bei dem gemeinsamen Freunde, dem damaligen Pfarrprediger der Aukirche und Landtagsabgeordneten Adalbert Huhn. Ueber den Brenner ging es nach Verona, wo namentlich San Zeno und das herrliche Meisterstück Mantegnas in dieser Kirche das Entzücken Kaufmanns erregte. In Bologna konnte man außer den Kunstgenüssen auch die Freuden des italienischen Karnevals genießen. Die Reisenden machten die Korsofahrt mit, das Wetter war prächtig, die geschmückte Stadt und das bunte Leben brachten es ihnen recht zum Bewußtsein, daß sie unter italienischem Himmel weilten.

In der Akademie war es die hl. Cäcilia Raffaels, die Kaufmann am meisten fesselte. „Die Perle der Sammlung ist Raffaels hl. Cäcilia, deren Komposition durch den kurz vor unserer Abreise ausgegebenen Kupferstich Kohlscheins noch lebhaft vor unseren Augen stand. Um so größer war die Freude, das herrliche Original jetzt bewundern zu können. Das Bild ist in der Farbe unübertrefflich, obschon es durch die Restauration gelitten hat; die brillanten drei Grundfarben in den herrlichsten Kontrasten und durch zarte Halbtinten abgetönt, die Symmetrie wunderbar einfach, die Gewandung in reichem wechselvollem Wurfe. Ganz unvergleichlich, und nur von Raffael auszuführen, ist die visionär gehaltene Gruppe der sechs singenden Engel, deren Sphärengesang die entzückte Heilige lauscht. Die prachtvolle Gestalt des auf sein Schwert gestützten Paulus, mit lockigem Haupt, ist vielleicht nur noch ebenbürtig von Dürer in seinem Münchener Apostelbilde dargestellt worden. Es spricht für die hohe Bedeutung des berühmtesten älteren Bologneser Malers Francesco Francia, daß man nach dem Raffaelschen Bilde noch seine in demselben Saale aufgestellten Bilder bewundern kann."

Von dort begaben sich die Reisenden nach Loretto, am 10. März waren sie in Rom.

Bei allen Kunstfreunden frägt man nach dem ersten Endruck der Peterskirche. Kaufmann hat folgendes darüber niedergeschrieben:

„Der erste Eindruck beim Eintreten in die riesig große Kirche war der einer Enttäuschung, die Größe der einzelnen Bauglieder kam mir

absolut nicht zum Bewußtsein, die Pracht der Farben und die vielen Kunstwerke erregten wohl mein Erstaunen, stimmten mich aber weniger zur Andacht, wie eine unscheinbare gotische oder gut romanische Dorfkirche. Die Zerstückelung des Raumes, teils durch die massigen, beengenden Pfeiler, teils durch die Menge von Seitenkapellen, und die durch diese Hindernisse unmöglich gemachte Zusammenfassung desselben in einer Anschauung, erschien mir als die Hauptursache, daß sie auf mich einen zu ihrem Umfange außer allem Verhältnis stehenden Eindruck machte."

Anders war es bei dem Grabe des Apostelfürsten, der Confessio. „Der Eindruck ist sehr erhebend, und voller Andacht knieten wir zum Gebete nieder, Gott dankend, daß es uns vergönnt war, diese ehrwürdige Stätte zu schauen."

Es begann nun eine Reihe schönster Tage. Kaufmann hatte die besten Empfehlungen für Rom und wurde überall freundlich aufgenommen und sachkundig geführt. Sein Neffe Wilhelm Hüffer, der damals einen Teil des Palazzo Borghese bewohnte, der Rektor des Campo Santo dei Tedeschi, de Waal, zwei junge deutsche Gelehrte, Dr. Galland, der als Stipendiat der Görresgesellschaft in Rom weilte, und der damalige Kölner Domvikar Dr. Bellesheim, der seine Quellenstudien zur „Geschichte der katholischen Kirche in Schottland" machte, waren öfters ihre Begleiter. Mehrmals besuchte Kaufmann den ihm bekannten Kardinal Hergenröther; am 19. März brachte er ihm als dem Protektor der Görresgesellschaft die Huldigungen der Gesellschaft zu seinem Namenstage dar. Der Kardinal sprach sich sehr offen über kirchliche Verhältnisse aus, auch über seine eigene schwierige Stellung in Rom, die ihm aber durch das unbedingte Vertrauen des Papstes erleichtert werde. An Kardinal Ledochowski war Kaufmann durch seinen Freund von Stablewski empfohlen. Kaufmann und sein Reisegenosse Walther wurden von dem Kardinal zum Essen eingeladen. Während der Mahlzeit wurde nicht über die Politik gesprochen. Nach Tisch nahm der Kardinal Kaufmann mit in sein Privatgemach. „Jetzt wollen wir über den Kulturkampf reden, entschuldigen Sie, wenn ich nicht immer den richtigen Ausdruck wähle, da ich der deutschen Sprache nicht mehr so mächtig bin, als früher." Als Kaufmann erwiderte, er möge nur französisch sprechen, meinte Ledochowski verbindlich: „Ich wußte, es sei meinen Gästen lieber, wenn ich deutsch rede." Ueber das kirchenpolitische Gespräch hat Kaufmann folgendes notiert:

„Der Kardinal war vollständig meiner Ansicht, daß ein fauler Frieden ein Unglück sein würde, um so mehr, als die Katholiken in dem fast zehnjährigen Kampfe jetzt angefangen hätten, der preußischen

Regierung gegenüber zu avancieren. Es sei deshalb schon gegen jede politische Klugheit, in einem so günstigen Stadium einen Schritt rückwärts zu tun. Der heilige Vater leide empfindlich unter dem ihm höchst fatalen Kampfe, bis jetzt aber habe er bei den Beratungen nie anders sentiert, als Kardinal Franzelin und P. Steinhuber beantragt hätten. Uebrigens bestehe auch zwischen ihm und dem Kardinal Hergenröther die vollste Uebereinstimmung. Die Kurie sei ausgezeichnet orientiert."

Durch Rektor de Waal hatte Kardinal Franzelin von der Anwesenheit Kaufmanns in Rom erfahren. Der Kardinal, der Vorsitzende der Kommission, die sich mit der Beilegung des preußischen Kulturkampfes beschäftigte, ließ darauf Kaufmann zu sich bitten. Franzelin empfing Kaufmann lächelnden Mundes mit den Worten: „Die Reise nach Rom haben Sie doch gern gemacht?" Der Kardinal zeigte sich auf das genaueste mit allen Verhältnissen in Preußen bekannt und suchte sich durch viele Fragen, die er an Kaufmann richtete, zu unterrichten. Als man auf Bonn zu sprechen kam, bat er Kaufmann, „den braven Professor Floß besonders zu grüßen".

Kaufmann äußerte sich auch hier ähnlich wie bei Kardinal Ledochowski, daß es besser sei, den Kampf fortzusetzen, als einen schlechten Frieden zu schließen. Der Kardinal meinte, man solle sich in Preußen in dieser Hinsicht nur beruhigen, der Papst sei sehr friedliebend, aber auch sehr ausdauernd. Der Kardinal schloß die Unterhaltung, die über eine Stunde gedauert hatte damit, daß er sagte:

„Es würde mir wohl angenehm sein, zu erfahren, daß meine Aeußerungen ganz mit denen von Windthorst übereinstimmten. Ich hatte nämlich bei der Einleitung der Unterhaltung gesagt, ich habe keinerlei Auftrag seitens der Fraktion, sondern äußere mich nur als Privatmann."

Durch die zahlreichen Empfehlungen gelang es den Reisenden, auch bei dem heiligen Vater Zutritt zu erhalten. Am 25. März durften sie der Privatmesse des Papstes beiwohnen und empfingen aus seiner Hand die hl. Kommunion. Nach mehreren Jahren schrieb Kaufmann darüber noch an seinen Reisebegleiter und Freund Walther (31. Dezember 1887): „In diesen Tagen, wo überall die Sekundizfeier des heiligen Vaters festlich begangen wird, und wir in Bonn dabei nicht zurückbleiben, habe ich, und ich bin überzeugt, auch Du, recht oft an den erhabenen Moment zurück gedacht, wo wir im Vatikan aus den Händen des großen Papstes die heilige Kommunion empfingen. Ich sehe noch immer die ehrwürdige, durch und durch geistige Erscheinung des Stellvertreters Christi auf Erden vor mir, und empfinde das Gefühl der ehrfurchtsvollen Stille, mit der wir des Erscheinens des Papstes harrten.

Das war doch ein Moment, der in meiner Rückerinnerung bis an mein Lebensende dauern wird."

Am folgenden Tage erschien Dr. Bellesheim bei Kaufmann und berichtete, der Agent des Erzbischofs von Köln, Monsignore de Montel, erwarte dringend den Besuch Kaufmanns. De Montel habe schon zwei Briefe von Erzbischof Melchers, der wünsche, daß Kaufmann eine Privataudienz beim heiligen Vater erhalte, „damit ein testis classicus dem heiligen Vater über die Stimmung der Katholiken der Erzdiöcese Auskunft geben könne". In einer nun folgenden Besprechung mit de Montel wurden alle Gegenstände durchgesprochen, die dem heiligen Vater vorgetragen werden sollten; als Tag der Audienz wollte de Montel den 4. April erbitten.

Leider sollte es nicht zur Ausführung des Planes kommen. Am 28. März meldete ein Telegramm die gefährliche Erkrankung der Schwiegermutter Kaufmanns in Köln. Am 29. März teilte Freund Huhn am Bahnhof in München Kaufmann und seiner Frau den Tod der vortrefflichen Frau mit.

Als Kaufmann und seine Frau Rom verlassen hatten, waren sie mit ihren Freunden zur Fontana di Trevi gegangen, „voller Wehmut tranken wir von dem herrlichen Wasser und warfen unseren Obolus in die klaren Fluten". Sie sollten die ewige Stadt wiedersehen!

Daß Kaufmann in seinem Urteil über die Verhältnisse in Preußen bei dem Besuch der verschiedenen Persönlichkeiten in Rom durchaus seiner Ueberzeugung gemäß berichtete, beweisen die häufigen Klagen in seinen Briefen aus Berlin über die scheinbare Aussichtslosigkeit des Kampfes. So hatte er noch kurz vor seiner römischen Reise am 12. November 1880 seiner Schwiegermutter geschrieben:

„Die Zeitverhältnisse gestalten sich recht traurig, der Kulturkampf geht ruhig weiter, Bismarck scheint zu hoffen, die Opposition der Katholiken durch die Länge der Zeit einzuschläfern. Unser Gottvertrauen wird in dieser Zeit recht auf die Probe gestellt."

Und am 1. Januar 1881 hatte er seinem Freunde Walther gegenüber sich in gleichem Sinne geäußert:

„Die parlamentarische Tätigkeit verliert sehr an Reiz, wenn man so ohne allen Erfolg arbeitet, wie es das Los des Centrums ist. Und dennoch rufen Pflicht und Gewissen uns zu fortgesetzter Arbeit auf.

„Sehr schön sprach Peter Reichensperger, als wir neulich seinen und Diedens siebzigsten Geburtstag in Berlin feierten, wir Mitglieder des Centrums könnten vielleicht versucht sein, stolz zu werden, wenn wir dächten, daß jedes Wort, das im preußischen Abgeordnetenhaus von uns zur Verteidigung der Kirche gesprochen werde, in den Herzen der

Katholiken der ganzen Welt einen freudigen Widerhall finde. Und doch hätten wir Ursache, recht demütig zu sein, da der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erschaffen, der mit einem Winke seine Feinde besiegen könne, die Verteidigung der von ihm gegründeten Kirche armen schwachen, sündigen Menschen übertragen habe. Gott ist aber stark auch im Schwachen, und das muß uns wieder neuen Mut geben, nicht nachzulassen im Kampfe für Wahrheit, Freiheit und Recht."

Elftes Kapitel.

Die Anbahnung des kirchen-politischen Friedens in Preußen 1882—1888.

Das zweite Friedensgesetz 1882. Die Bonner Generalversammlung der Katholiken Deutschlands 1881. Das Jahr 1883 und das dritte kirchen-politische Gesetz. Stillstand 1884. Die Monographie über Albrecht Dürer 1881 und 1887. Dr. August Straeter. Zehn Vorträge von Philipp Veit. Ein Lebensbild Karl Müllers. Die „Bilder aus dem Rheinland" 1884. Neue kirchen-politische Vorlage 1886. Die Entscheidung im Jahre 1887. Die Haltung des Centrums. Bismarck verurteilt den Kulturkampf. Tod der beiden Kaiser Wilhelm und Friedrich. Die erste Eröffnung des Landtages durch Kaiser Wilhelm II. am 27. Juni 1888. Kaufmann legt sein Mandat nieder, seine Gründe.

Die nun folgenden Jahre der parlamentarischen Tätigkeit stehen zunächst noch unter dem Eindruck der Mißstimmung, den die meist erfolglosen Versuche der Regierung und des Centrums zur Beseitiguug der kirchen-politischen Schwierigkeiten mit sich brachten. Wohl brachte das Jahr 1882 kleine Besserungen in der Lage der katholischen Kirche. Am 31. März schrieb Kaufmann an seine Frau: „Aus der Reichszeitung wirst Du schon ersehen haben, daß gestern der Kompromiß zwischen den Konservativen und dem Centrum ein günstiges Resultat der Abstimmung ergeben hat. Die Gründe zu dieser Schwenkung der Konservativen sind zwar noch nicht völlig klar. Viel ist zwar noch nicht gewonnen, es ist aber eine Stufe höher erklommen worden, um die schlimmsten Bestimmungen der vielbeklagten Maigesetze auszumerzen."

Es handelte sich um das sogenannte zweite Friedensgesetz, das die Fortdauer der diskretionären Gewalten des Gesetzes vom 14. Juli 1880 bestimmte. Es wurde dadurch die Wiedereinsetzung der abgesetzten Bischöfe ermöglicht, ebenso die Vornahme der Hülfsseelsorge ohne Anzeige, auch wurde das sogenannte Kulturexamen der Theologen beseitigt. Bei der

dritten Beratung am 31. März 1882 wurde der Entwurf mit 228 gegen 130 Stimmen angenommen. Es war die erste Regierungsvorlage, für die das Centrum stimmte. Das neue Gesetz datiert vom 31. Mai 1882.

Eine besondere Bedeutung hatten in den Jahren des Kulturkampfes die General-Versammlungen der Katholiken Deutschlands. In Eintracht scharte sich bei diesen Festen das katholische Volk um die Männer seines Vertrauens und lauschte auf ihre belehrenden Worte. Für die Führer der deutschen Katholiken bildete diese Einmütigkeit des katholischen Volkes eine tröstliche Bestärkung in ihrer Tätigkeit. Das Jahr 1881 sah die Katholiken-Versammlung in den Mauern der Stadt Bonn [1]).

An den Vorbereitungen und an der Leitung dieser glänzend verlaufenen Versammlung hat Kaufmann wichtigen Anteil gehabt. Als der Kommissar der General-Versammlungen Fürst Karl zu Löwenstein-Wertheim im Herbst 1880 von der Katholiken-Versammlung zu Konstanz aus die Anfrage nach Bonn richtete, ob man bereit sei, dort für das folgende Jahr die Katholiken-Versammlung zu beherbergen, fand diese Aufforderung in Bonn freudigen Widerhall.

Am 29. April 1881 konstituierte sich in einer großen Versammlung das vorbereitende Komitee, an dessen Spitze Freiherr Philipp von Böselager gestellt wurde. Die Stellvertretung übernahm Kaufmann, der auch den Vorsitz der Redner-Kommission führte. Es gelang, eine Reihe hervorragender Redner zu gewinnen, Professor Schaepman aus Utrecht, der über das Papsttum in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprach, Rechtsanwalt Dr. Porsch aus Breslau, der die Pflichten der Laien behandelte, Stadtprediger Huhn aus München, der sich über die Pflichten der deutschen Katholiken im heiligen Lande verbreitete. Auch die Polen und Elsässer waren unter den Rednern vertreten, der mit Kaufmann befreundete damalige Propst Dr. von Stablewski sprach über die katholische Bewegung unter den Slaven und Kanonikus Guerber erörtete die Stellung der Kirche als Mutter der Schule. Zwei Fragen, die Kaufmann persönlich sympathisch waren, wurden durch den Generalpräses Schäffer aus Köln und durch den damaligen Präses Hülskamp aus Münster behandelt: der Gesellenverein und die Görresgesellschaft.

Die General-Versammlung tagte am 4., 5., 6., 7. und 8. September. Beim Empfangsabend richtete Kaufmann im Namen des Bonner Komitees an die Gäste begrüßende Worte, die einen historischen Ueberblick über die Geschichte Bonns gaben. Schaepman, Windthorst und Stablewski

---

[1]) Vergl. Verhandlungen der XXVIII. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands in Bonn am 4., 5., 6, 7. u. 8. September 1881. Nach stenographischer Aufzeichnung. Bonn. In Kommission der P. Hauptmannschen Verlagshandlung.

ergriffen im Verlauf des Abends das Wort — die Versammlung hatte einen verheißungsvollen Anfang genommen.

Am 5. September feierte der greise Weihbischof von Köln, Dr. Baudri, in der Münsterkirche ein Pontifikalamt. Der geschulte Münsterchor trug unter der Leitung seines Dirigenten, des Kaplan Frischen, in vollendeter Weise die Messe Papae Marcelli von Palestrina vor[1]). Die erste geschlossene General-Versammlung wählte als Vorsitzenden den Freiherrn von Wamboldt aus Miltenberg in Unterfranken, als ersten und zweiten Vizepräsidenten Dr. Lieber aus Camberg und Kaufmann. Den Höhepunkt der Versammlung bildete ohne Zweifel die Schlußrede Windthorsts in der letzten öffentlichen Sitzung am 8. September. Er begann mit einer Erörterung der Berechtigung und des Wesens der Katholiken-Versammlungen, gab dann eine kurze Uebersicht aller gehaltenen öffentlichen Reden, um endlich im Schluß den augenblicklichen Stand der Verhandlungen zur Beilegung des Kulturkampfes zu entwickeln und die Forderungen der Katholiken in dem kurzen aber inhaltvollen Wort „Wiederherstellung des status quo ante“ zusammenzufassen.

Kaum war das Schlußwort der letzten öffentlichen Sitzung verklungen, so eilten die Teilnehmer an derselben dem Rheine zu. Tausende und Abertausende Menschen harrten dort, um teils die Festfahrt mitzumachen, teils den Festgenossen einen Abschiedsgruß zuzurufen. Vier große und vier kleinere Dampfboote, festlich geschmückt, lagen für die Mitglieder der Versammlung bereit. Aus Elberfeld, Essen, Köln und Krefeld hatten katholische Männer von Köln aus eigene Schiffe gemietet, die am Wimpel des Mastes den Namen der betreffenden Stadt trugen. Um 1 Uhr war die Abfahrt der Schiffe. Die Begeisterung stieg durch die herzliche Teilnahme der Bewohner der Rheinufer auf das höchste. In allen Gemeinden begannen beim Nahen der Dampfboote die Glocken zu läuten, die Böller krachten und die bunten Fahnen wehten. Ganze Gemeinden standen im Festgewand an den Ufern, die Vertreter der Schützengilden und Bruderschaften schwenkten ihre Banner zum Gruß.

Die Mehrzahl der Festschiffe legte in Königswinter an, während die Teilnehmer an dem offiziellen Festmahl bis Rolandseck weiterfuhren, wo ungefähr 400 Personen in dem großen Saale des Bahnhofgebäudes sich versammelten. Später fuhren alle Schiffe rheinaufwärts bis Linz, das man erreichte, als der Abend schon anbrach. Dort machte man einen kurzen Aufenthalt. Windthorst, durch den Empfang der Linzer ganz ergriffen, sprach zündend über den katholischen Glauben der Rheinländer und die

[1]) Kaufmann hat während der langen Jahre, in welchen er Vorsitzender des Kirchenvorstandes der Münsterkirche war, der Pflege des Kirchengesanges besondere Sorge gewidmet und die Leiter des Gesangvereins erfolgreich unterstützt.

Schulfrage; „auch wenn er und seine Freunde vom Centrum mit allen anderen Fragen fertig seien, werde diese Kernfrage noch viele Zeit zur Lösung fordern“.

Um neun Uhr wurde die Rückfahrt angetreten, und es bot sich nun das herrliche Bild der Beleuchtung der Rheinufer, das der Rhein bei Bonn so oft gesehen, das aber selten so ein Ausdruck freiwilligster, von Herzen kommender Huldigung gewesen ist, wie in diesen Tagen des Kampfes um die heiligsten Güter. Die Stimmung auf den Dampfschiffen stieg zur religiösen Weihe und Feierlichkeit, in mächtigen Tönen zog tausendstimmig der Gesang von kirchlichen Liedern über den Rhein und fand bei den am Ufer versammelten Bewohnern der Gemeinden ein vielfältiges Echo.

Die glänzende Versammlung hatte auch ein gutes finanzielles Ergebnis: 6000 Mark wurden aus den Ueberschüssen dem Bonifatiusverein überwiesen. Die unter der Leitung des Abgeordneten van Bleuten in Bonn stehende Christliche Kunst- und Gewerbe-Ausstellung hatte einen Ueberschuß von 2100 Mark, die Bonner Wohltätigkeits-Vereinen zugewandt wurden.

In die Vorbereitungen der Katholiken-Versammlung fiel der Tod eines Mannes, der namentlich nach dem Weggang Dieringers Kaufmann besonders nahe getreten war: Am 4. Mai 1881 starb Professor Dr. Heinrich Floß. Trotz seiner schweren Krankheit hatte er noch zwei Tage vor seinem Tod sich freudig angeboten, die Redaktionsarbeiten, namentlich das Schreiben an den heiligen Vater und die Einladungsbriefe an die Bischöfe zu entwerfen. Am 9. Mai schrieb Kaufmann seinem Freunde Karl Müller: „Der rasche, wenn auch nicht unerwartete Tod unseres guten Freundes Floß ist uns allen sehr nahe gegangen. Am vergangenen Freitag haben wir ihn in seinem Heimatsort Wormersdorf begraben, er wünschte neben seiner seligen Mutter zu ruhen. Die ganze Begräbnisfeier im schönsten Frühlingswetter, unter der rührendsten Teilnahme der Gemeinde, hatte etwas sehr Ansprechendes. Wie es mit der hiesigen katholischen Fakultät weiter gehen wird, weiß nur der liebe Gott, in dessen Ratschluß es lag, den tapfersten und unermüdlichsten Kämpfer gegen die altkatholische Majorität der Fakultät so früh abzuberufen.“ Aus den Briefen von Floß, die Kaufmann aufbewahrte, soll nur ein Satz mitgeteilt werden. Er gibt einen Begriff von der Arbeitslast, die Floß infolge der altkatholischen Bewegung auf seine Schultern nahm, um den Fortgang des theologlichen Studiums in Bonn zu ermöglichen. Am 19. November 1878 beginnt Floß einen Brief mit den in dieser Hinsicht charakteristischen Worten: „Im Begriff, zu meiner fünften heutigen Vorlesung in die Universität zu eilen.“

Ueber die weitere parlamentarische Tätigkeit Kaufmanns liegen aus seinen Briefen zahlreiche Aufzeichnungen vor.

Am 16. November 1882 schrieb er seiner Frau: „Gestern hatten wir Fraktionssitzung; ich mußte wieder den Vorsitz in der Beschwerde-Kommission übernehmen. Unsere Fraktion hat den Vorsitz in der Gemeinde-Kommission verloren und dagegen den sehr wichtigen in der Petitions-Kommission gewonnen. Delius wird wieder Präsident der Gemeinde-Kommission, ich erhalte die Stellvertretung."

Aehnliche Nachrichten bringt ein Brief vom 7. Dezember 1882: „Die parlamentarischen Arbeiten in den Kommissionen nehmen mich jetzt sehr in Anspruch; es vergeht kein Tag, an dem ich nicht einer Kommission beiwohnen muß. Die etwas schwierige Beschwerde-Kommission zur Prüfung der bei dem Kultusetat vorzubringenden Beschwerden der Centrumsfraktion arbeitet dieses Jahr sehr fleißig, da wir der vollständigen Stagnation der Regierung gegenüber etwas aggressiver auftreten müssen. Durch diese Arbeiten werden die Morgenstunden in Anspruch genommen, so daß ich weniger zum Besuch der Museen komme. Vorgestern glückte es mir aber, und ich habe drei sehr angenehme Stunden teils auf dem Kupferstichkabinett, teils in der Gemälde-Galerie zugebracht. Hertling, der hier zwei Tage zur Eröffnung des Reichstages erschienen war, besuchte mich jeden Tag schon um 9 Uhr, weil wir sonst keine freie Stunde finden konnten."

Von den kirchen-politischen Debatten im Jahre 1883 berichtet ein Schreiben vom 23. Februar 1883: „Hier gehen die politischen Wogen sehr hoch, die gestrige Sitzung war eine der merkwürdigsten, die ich je erlebt habe. Es war ein Duell zwischen Bismarck, für den der arme Kultusminister [1]) ins Gefecht treten mußte, und Windthorst, der sich selbst übertraf [2]). Er ist doch vielleicht das größte, jetzt lebende parlamentarische Genie, dabei ein Mann von 71 Jahren. Ich muß gestehen, daß es mir immer eine große und interessante Erinnerung bleiben wird, so hochwichtige Aktionen in der allernächsten Nähe mitzuerleben. Von dem Frieden sind wir aber, wie alle Welt fürchtet, jetzt wieder weiter wie je entfernt. So lange Bismarck bleibt, kommen wir zu keinem besseren Zustand."

Ueber seine Kunststudien erzählt ein Brief vom 22. April desselben Jahres: „Gestern Morgen hatte ich im alten Museum einen großen Genuß. Der neu angekaufte Dürer, das Porträt des Nürnberger Patriziers Jakob Muffel, ist von erster Schönheit. Die Aehnlichkeit muß sehr

---

[1]) von Goßler. — [2]) Es handelte sich um die Beratung des Kultusetats, wobei Windthorst die Stellung der katholischen Kirche in Preußen beleuchtete.

groß sein, denn ich habe kaum ein so lebendiges Gesicht gesehen; ernst, scharf, mit geschlossenen Lippen schaut unter einer schwarzsamtenen Kappe mit Goldstreifen das kluge, energische Gesicht dieses tapferen Verteidigers der katholischen Kirche bei der Einführung der Reformation in Nürnberg. Der Preis von 75000 Franks ist für ein so ausgezeichnetes Kunstwerk nicht zu viel. Der neu erworbene Dürer interessiert mich sehr. Geheimrat Schöne hat mich gebeten, das Bild in einem öffentlichen Blatte zu besprechen und Direktor Meyer hat mir infolgedessen eine stattliche Reihe von Büchern und Katalogen zur Durchsicht zugeschickt."

Am Schluß des Briefes heißt es: „Am Abend, um 6 Uhr, fand ein großes Festessen zu Ehren des 75. Geburtstages von August Reichensperger im Hotel de Rome statt. Es nahmen 150 Personen teil, Landtags- und Reichstags-Abgeordnete. Die Stimmung war sehr animiert; ich hatte die angenehme Aufgabe, den Jubilar als Kunstkenner und Forscher leben zu lassen, was mir, wie ich in aller Bescheidenheit sagen kann, sehr gut gelang. Ich saß mit Moufang und dem guten Prinzen Edmund von Radziwill zusammen, beide, sowie auch August Reichensperger, lassen Dich besonders herzlich grüßen. Nach dem Diner, das bis gegen 10 Uhr dauerte, schleppte mich Stablewski und Kantak in eine Polengesellschaft zum Bier, wo wir bis Mitternacht zusammen saßen. Stablewski wußte nicht genug von den Annehmlichkeiten seines Bonner Aufenthaltes zu erzählen. Er hofft uns im Sommer auf kurze Zeit besuchen zu können."

Die Beschäftigung mit der Restauration der Bonner Münsterkirche, über die noch nähere Mitteilungen folgen werden, nahm Kaufmann auch in Berlin in Anspruch. Er schreibt am 30. April 1883: „Den neuen General-Konservator der Altertümer von Preußen, von Dehn-Rothfelser, habe ich vorgestern besucht, er ist ein sehr angenehmer Mann ohne alle Geheimrats-Allüren, ich habe ihn sehr warm für die Restauration der Münsterkirche gemacht und hat er mir fest zugesagt, im Juni oder Juli ein paar Tage nach Bonn zu kommen."

Im Juni 1883 erschien von Dehn-Rothfelser in Bonn. Kaufmann war leider nicht dort anwesend, da in Berlin gerade wichtige Dinge sich abspielten. Ueber denselben Gegenstand handelt ein Schreiben vom 2. Februar 1884: „Am Montag-Mittag hatte ich eine lange und eingehende Besprechung mit Dehn-Rothfelser und einem Geh. Ober-Baurat Spicker wegen der Restauration der Münsterkirche. Das Projekt von Franz Schmitz[1]) ist in einigen Punkten noch mehr vereinfacht worden, was im Interesse stilgerechter Restauration geboten erschien. So sollen die beiden Türme möglichst einfach wiederhergestellt werden, auch die Westfassade selbst schlichter

[1]) Starb als Dombaumeister in Straßburg.

erscheinen. Ich muß diese Aenderung als Verbesserung anerkennen, die auch für den Kostenpunkt von Nutzen sein wird."

Ueber die weiteren Versuche der Beilegung des Kulturkampfes im Jahre 1883 handelt ein Schreiben vom 7. Juni dieses Jahres: „Die Staats-Regierung hat uns mit einer neuen kirchlich-politischen Gesetzesvorlage überrascht, die manche wünschenswerte Erleichterungen bringt, aber dennoch in dieser Form vom Centrum nicht angenommen werden kann. Es wird eine Kommission gebildet werden, die möglicherweise die Sache acceptabel machen kann. Heute Morgen schon um halb neun Uhr erhielt ich auf meinem sehr bescheidenen Zimmer den Besuch des alten Dompropstes Holzer, der als Mitglied des Herrenhauses hier ist. Sein Besuch hatte den Zweck, genau zu erfahren, wie das Centrum sich stellen würde. Er versicherte, die Staatsregierung wünsche aufrichtig, den Kulturkampf zu beenden, nur falle es schwer, einen ehrenvollen Rückzug zu finden. Biesenbach erschien während des Besuches und die interessante Unterhaltung fing mit neuer Lebhaftigkeit an. Holzer versicherte auf das bestimmteste, daß Bismarck selbst den Entwurf des Gesetzes gemildert und einen gefährlichen Satz daraus entfernt habe."

Am 24. Juni 1883 berichtete Kaufmann über die entscheidende Sitzung: „Die Majorität für die kirchenpolitische Vorlage [1]) war eine sehr bedeutende, da Centrum und Konservative fast alle da waren. Seitens der Nationalliberalen war aus nicht klar gewordenen Gründen eine namentliche Abstimmung veranlaßt worden. Hans Andrae [2]) war Berichterstatter, er hat sich durch sein bescheidenes und passendes Auftreten die allgemeine Zufriedenheit erworben. Er versicherte mir, sein Bonner Aufenthalt habe es ihm wesentlich erleichtert, sich von Vorurteilen gegen die Katholiken frei zu erhalten. Es scheint, als werde die Kurie das neue Gesetz tolerieren, und erklärte der Minister von Goßler ausdrücklich, daß die Verhandlungen mit Rom fortgesetzt werden sollten. Es hat den Anschein, als ob Bismarck selbst in etwa einlenken will, wie weit, ist aber abzuwarten."

Das Centrum ließ seinerseits es auch nicht an Anträgen fehlen. Im Dezember 1883 berichtete Kaufmann: „Soeben geht hier das Gerücht, Bischof Blum von Limburg sei begnadigt und kehre wieder in seine Diöcese zurück"; er erzählt dann, daß Windthorst den Antrag auf Wiederherstellung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassung einreichen wolle. Der Antrag wurde als Antrag Dr. Reichensperger (Olpe) am

[1]) Es war der dritte Versuch zur staatsseitigen Regelung der kirchen-politischen Verhältnisse (Gesetz vom 11. Juni 1883) und behandelt besonders die Anzeigepflicht.

[2]) Der Sohn des Jugendfreundes Kaufmanns, jetzt Landgerichtspräsident in Kiel, hatte als Student in den Jahren 1869/70 in Bonn viel im Kaufmannschen Hause verkehrt.

18. und 19. Januar 1884 verhandelt und abgelehnt. Im Januar 1884 wurde ein Antrag Windthorst auf Aufhebung der Temporaliensperre eingereicht und am 5. März 1884 mit 210 gegen 152 Stimmen verworfen. Die Stimmung im Centrum war infolgedessen in dieser Zeit keine hoffnungsreiche. Am 17. Mai 1884 wurde ein dritter Antrag des Centrums „betreffend die Vorlegung eines Gesetzentwurfs über die organische Revision der bestehenden kirchen-politischen Gesetzgebung" verhandelt und mit 168 gegen 116 Stimmen wieder abgelehnt.

Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich auch die Stellung der Fraktion im Jahre 1884 zu der Forderung der Regierung um einen neuen Fond von zwei Millionen zur Vermehrung der Sammlungen der königlichen Museen in Berlin. Kaufmann war entschieden für die Bewilligung dieser Summe, während die anderen maßgebenden Persönlichkeiten der Fraktion, namentlich August Reichensperger, die Nichtbewilligung verlangten. Am 5. März 1884 war die Abstimmung. „Da namentliche Abstimmung wegen der für die Museen zu bewilligenden Millionen stattfinden soll, werde ich an die Luft gehen, da ich nicht dagegen stimmen kann, und auch der Fraktion wegen nicht dafür stimmen möchte. Ich habe dies gestern Abend Schorlemer angezeigt, der sich damit zufrieden erklärte."

Bei dem Kultusetat war Kaufmann am 8. Februar 1884 für die Düsseldorfer Akademie eingetreten, hatte für die Kunsthalle aus den Beständen der Museen in Berlin Bilder begehrt und auf die Notwendigkeit der Vermehrung der Mittel hingewiesen.

In den Briefen, die er über diese Angelegenheit mit Karl Müller wechselte, beklagte auch dieser die Haltung des Centrums gegenüber der Forderung für die Berliner Museen. Bezüglich Düsseldorf schrieb Kaufmann am 17. Februar an Karl Müller: „Ich bin überzeugt, daß auch für die Erfüllung der Düsseldorfer Wünsche etwas geschehen wird. Es hat mir dies auch Schöne ausdrücklich zugesagt."

Am 28. März 1884 schildert Kaufmann launig die Feier des Kaisersgeburtstages. Nach dem Festessen des Abgeordnetenhauses machte Kaufmann mit dem Abgeordneten General von Glyscinski, mit dem er gern verkehrte, einen Spaziergang im Tiergarten. Später traf man sich mit anderen Fraktionsgenossen in dem bekannten Bierlokal von Zennig. „Kaum hatten wir Platz genommen, als zum großen Erstaunen August Reichensperger Arm in Arm mit dem verbissenen Kulturkämpfer von Zedlitz erschien und sich unter großer Heiterkeit an dem Tisch der schwarzen Centrumsherren niederließ. Doch nicht genug damit, kurze Zeit darauf erschien der Abgeordnete, Kaminfeger Metzner mit dem Freikonservativen Geheimrat von Bitter und machte den klerikalen Tisch voll."

Kaufmann hatte mit manchen Abgeordneten anderer Fraktionen angenehme Beziehungen. Er erwähnt in seinen Briefen häufig den national-liberalen Abgeordneten, Geheimrat Professor von Cuny, den derselben Fraktion angehörenden Landrat Knebel, den er in der Gemeinde-Kommission kennen gelernt hatte; auch werden der konservative Abgeordnete Hans Andrae und der in der Berliner Stadtverwaltung erfolgreich tätige fortschrittliche Abgeordnete Sanitätsrat Dr. Straßmann öfters genannt.

Einen Besuch bei dem fortschrittlichen Abgeordneten Goldschmidt aus Berlin erwähnt Kaufmann am 11. Februar 1885: „Ich fand recht vieles Interessante bei dem kunstsinnigen Direktor der größten Berliner Aktienbrauerei Patzenhofer. Er wohnt in einem ehemaligen Propsteigebäude gegenüber der alten Kirche St. Nikolai, und ist ein sehr gebildeter Mann, dessen Eltern von Schleiermacher getauft sind. Die behaglichen Zimmer des als Junggesell lebenden Herrn waren mit ebenso viel Geschmack als Pietät eingerichtet, seine Familie steht mit vielen interessanten Berliner Persönlichkeiten in Verbindung und er schenkte mir ein darüber von ihm herausgegebenes Buch."

Auch mit der Berliner katholischen Gesellschaft hatte Kaufmann Verbindung. Den Fraktionsgenossen von Kehler, den Geheimrat Vollmer, langjährigen leitenden Arzt des St. Hedwig-Krankenhauses, sah Kaufmann häufig. Auch pflegte er die von der rheinischen Heimat herstammenden Verbindungen. Außer dem schon früher erwähnten Bonner Landsmann Geheimrat Dr. Velten, dem Leibarzte der Kaiserin Augusta, ist der aus Bonn stammende General-Leutnant Otto von Claer, der langjährige persönliche Adjutant des General-Feldmarschalls von Moltke, zu nennen. Von Claer hat sich in allen Lebenslagen als treuer und hilfsbereiter Freund Kaufmanns erwiesen.

Am 28. Februar 1885 berichtet Kaufmann: „Ich habe vorgestern [1]) den Minister gebeten, die Benutzung der verschiedenen Kunstinstitute der Universität Bonn dem Publikum zugänglicher machen zu lassen, ich habe dabei auch des neuen Kurators gedacht. Der Minister antwortete sehr freundlich und ließ mir gestern durch Althoff noch besonders dafür danken, daß ich des Kurators Gandtner freundlich gedacht habe. Althoff sehe ich jetzt fast täglich, er ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, der sich aber in den Geheimratskreisen nicht wohl fühlt. Heute Mittag war ich bei Lippmanns, sie sind zuverlässige Leute, dabei er von seltener Gefälligkeit, vielleicht lasse ich mich durch mancherlei persönliche Beziehungen doch noch einmal bestimmen, ein Mandat anzunehmen."

---

[1]) Stenographischer Bericht des Abgeordnetenhauses, Jahrgang 1885, 2. S. 712.

Bevor wir die drei letzten Parlamentsjahre Kaufmanns überschauen, mag seiner schriftstellerischen Tätigkeit Erwähnung geschehen.

Während der Parlamentszeit hatte Kaufmann noch Zeit gewonnen, seine Kunstkenntnisse auch der Allgemeinheit zu nutze zu machen. Die Görresgesellschaft hatte in ihr Programm die Verteilung von drei jährlichen Vereinsschriften aufgenommen. Kaufmann übernahm gern die Aufgabe, in einer solchen Vereinsschrift dem von ihm hochverehrten Meister Albrecht Dürer eine Monographie zu widmen. In dem Vorwort sagt Kaufmann: „Mit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe hat der Vorstand der Görresgesellschaft den Verfasser beehrt. Liegt dieser Auftrag auch nicht auf dem Gebiete seiner früheren Berufstätigkeit, so hat doch ein eingehendes Studium Dürers während eines Zeitraums von zwanzig Jahren ihn mit dessen Werken auf das genaueste bekannt gemacht; die schöne Seele des großen Meisters offenbart sich immer mehr dem eindringenden Studium, immer klarer tritt das Bild des eben so edlen Menschen als ausgezeichneten Künstlers vor unser geistiges Auge. Verehrung und Dankbarkeit für den hohen Genuß, den das Studium des frommen und echt deutschen Meisters dem Verfasser gewährte, gaben ihm den Mut, auch für seinen Teil den Versuch zu wagen, die Erkenntnis Dürers in weitere und besonders in katholische Kreise zu tragen."

Die Schrift erschien als erste Vereinsgabe für 1881. Schon im Bonner Freundeskränzchen hatte Kaufmann, wie berichtet, einige Male über seine Dürerstudien gesprochen. Späterhin beteiligte er sich mehrmals in größeren Städten an populär-wissenschaftlichen Vorträgen. In den Jahren 1876—1884 hat er in Aachen, Bonn, Köln, Mainz u. a. öfters gesprochen, dabei wählte er dreimal als Thema: Albrecht Dürer. Auch benutzte Kaufmann die ihm jetzt mehr als früher zu Gebote stehende Muße zur Vertiefung seiner Dürerstudien. Berlin und die dortigen Kunstgelehrten, namentlich Lippmann, boten in dieser Hinsicht viele Anregung.

Unter den vielen auf Dürer bezüglichen Briefen aus jener Zeit nimmt einen großen Raum der Briefwechsel mit dem bekannten Kunstsammler und Forscher Dr. August Sträter in Aachen ein. Neben Bartel Suermondt war Sträter ohne Zweifel in Aachen in Kunstfragen der feinste Kopf, auf dem schwierigen Gebiete der graphischen Kunst war er einer der besten Kenner überhaupt und seine Sammlung galt als eine der schönsten Privatsammlungen Deutschlands. Durch ihre große Vollständigkeit übertraf sie bei weitem die Sammlung Kaufmanns. Dieser beschränkte sich im wesentlichen auf Dürer, von dem er 150, meist ausgezeichnet schöne Blätter gesammelt hatte. Sträter besaß außer dem fast vollständigen Dürerwerk auch die deutschen Kleinmeister. Eine

ganz hervorragende Zierde seiner Sammlung war das Radierungswerk Rembrandts in den besten oder seltensten Etats. Dazu kamen Folgen aus den Schulen deutscher, niederländischer, holländischer und französischer Meister. Wer, wie der Verfasser, das Glück gehabt hat, dem geistreichen Besitzer dieser Sammlung näher zu treten, dem öffnete Sträter seine Schätze und machte sich selbst zum Lehrmeister auf diesem so schwierigen Gebiete der Kunst. Ueber die vielen Detailfragen, die gerade bei der Beurteilung von Kupferstichen und verwandten Kunsterzeugnissen eine so große Wichtigkeit haben, enthält der Briefwechsel Sträters mit Kaufmann manches Wertvolle, das freilich nur für Fachmänner von Interesse ist.

Sträter und August Reichensperger waren es hauptsächlich gewesen, die Kaufmann ermunterten, über Dürer zu schreiben. Die Schwierigkeit der Aufgabe bestand darin, auf geringem Raume das reiche Leben und Wirken des großen Meisters in abgerundeter und abschließender Weise darzustellen. Die Aufgabe ist Kaufmann in bester Weise gelungen. Ohne aufdringlich zu sein, verrät das Ganze eine tiefe Kenntnis Dürers und eine gründliche Beherrschung der umfangreichen Dürerliteratur. Was der Schrift aber vor vielen anderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß sie nicht aus der bestehenden Dürerliteratur zusammengestellt ist, daß sie vielmehr das eigne Empfinden und Urteilen Kaufmanns wiedergibt. Auch die formelle Seite ist vollendet. Im Stil und in der Diktion zeigt die Schrift große Klarheit und Vollendung, die auch die sonstigen Schriften Kaufmanns auszeichnen. Neue Ergebnisse brachten namentlich die Abschnitte: „Dürer und die Reformation" und „Die Nachwirkung Dürers auf die spätere Zeit".

Von der Kritik ist die Monographie beifällig aufgenommen worden. Sträter schrieb eine eingehende Besprechung für das Wiener Vaterland[1]) und das Aachener Echo der Gegenwart[2]). Eine freundliche und für die Zukunft wichtige Annäherung wurde durch die Rezension der Dürerschrift im Literarischen Handweiser[3]) vermittelt, die der feinen Feder des damaligen Mainzer Dompräbendaten, jetzigen Domkapitulars, Dr. Schneider entstammte. In einem Schreiben vom 31. Juli 1881 regte Schneider den Gedanken an: „Erst wenn ein Bilderbuch zu Dürers Leben und Schaffen vorliegt, wird Verständnis und Liebe sich verbreiten. Denn so lieb und schön Dürer ist, so kann er doch nur von jenen genossen werden, die Dürers Kunst bereits kennen, den anderen bleibt er einstweilen noch eine unbekannte Größe." In der Kölnischen Volks-

---

[1]) 14. August 1881, Nr. 223. — [2]) 19. Juli 1881, Nr. 193. — [3]) 1881 Münster, Nr. 292.

zeitung[1]) schrieb der damalige Rektor, jetzige Domkapitular in Trier Aldenkirchen aus Viersen voller Anerkennung. In der Literarischen Rundschau[2]) bezeichnete August Reichensperger die Schrift Kaufmanns als „eine geradezu abschließende Arbeit über den großen Meister“.

Auch in anderen Kreisen erregte die Arbeit Interesse. Das Deutsche Literaturblatt von Herbst und Keck[3]) brachte eine eingehende Besprechung von August Sach in Schleswig, der sich namentlich mit dem Kapitel Dürer und die Reformation beschäftigt. „Jeder unbefangene Forscher wird heute zugeben, daß man von protestantischer Seite zu viel Evangelisches in Dürers Werke hineingetragen hat und am allerwenigsten berechtigt war, von evangelischen Marien desselben zu sprechen.“ Der Rezensent lobt zum Schlusse das letzte Kapitel über die Nachwirkungen Dürers, „worin unseres Wissens zum erstenmal in dankenswerter Weise die Spuren Dürers in den nachfolgenden Jahrhunderten im Zusammenhang verfolgt werden“. Die Deutsche Literaturzeitung von Rödiger[4]) brachte eine Besprechung des Kunstforschers W. von Seidlitz, worin die „liebevoll eingehende Beschäftigung mit den Werken Dürers“ und „die ansprechende Charakteristik“ gerühmt wird. Bezüglich der Stellung Dürers zur Reformation betont Seidlitz, daß beide Teile gehört werden müßten. „Kaufmanns Darstellung tritt in manchen Punkten ergänzend und berichtigend neben diejenigen Thausings, namentlich dadurch, daß betont wird, Dürer habe nicht förmlich mit der bestehenden Religion gebrochen.“ In ganz ähnlichem Sinn äußerte sich der Rezensent H. Janitschek, damals Professor an der Universität Straßburg, im Literarischen Centralblatt von Zarncke[5]): „Wohl vorbereitet ist der Verfasser an seine Aufgabe herangetreten. Er ist in der Dürer-Literatur ebenso zu Hause, wie er vertraut mit den Werken des Künstlers ist. Daher bei aller Knappheit und Beschränkung die Bestimmtheit der Umrisse der Charakteristik und die Lebenswärme der Schilderung ... ebenso wenig wird man sich der Ansicht Kaufmanns über Dürers Stellungnahme zur Reformation verschließen können.“ Während hier wenigstens der Auffassung eines „spezifisch lutherischen Elementes“ bei Dürer entschieden widersprochen wurde, trat das Repertorium für Kunstgeschichte von Janitschek[6]) vollständig dem Standpunkt Kaufmanns bei. Der Artikel war aus der Feder des bekannten Verfassers der „Geschichte der graphischen Künste“, J. E. Wessely, der in einem Briefe von Braunschweig am 25./2. 81 an Kaufmann schrieb: „Mit der Ehrenrettung des katholischen Dürer haben Sie meinen vollsten Beifall.“

[1]) 6. Mai 1881, Nr. 124. — [2]) 1. Juli 1881, Freiburg, Nr. 13.
[3]) Nr. 7 vom 1. Juli 1881. — [4]) Nr. 43, Berlin, 22. Oktober 1881.
[5]) 1882 Nr. 314, Januar. — [6]) 1881 Stuttgart, S. 316 u. f.

Eine besondere Freude für Kaufmann war die anerkennende Kritik seines Freundes Gottfried Kinkel in der Lützowschen Zeitschrift für bildende Kunst [1]), worin auch dieser der Ansicht Kaufmanns über die Stellung Dürers zur Reformation beitrat.

Von den Berliner Kunstfreunden will ich nur einige sprechen lassen. Julius Meyer, der damalige Direktor der Gemäldegalerie der königlichen Museen, schließt seinen Brief, in dem er eine eingehende Würdigung gibt, mit den Worten: „Wären alle Versuche, die Kunstgeschichte dem Volksbewußtsein — im besten Sinne des Wortes — zu erschließen (wie man das so gern, doch wohl nicht ganz richtig „popularisieren" nennt), mit solcher Gewissenhaftigkeit, Schönheit und Gewähr des Erfolges gemacht worden, wahrlich, es würde um die Verbreitung der Kunstgeschichte bei weitem besser stehen." Direktor Lippmann faßte sein Urteil zusammen in die Worte: „Ihr Buch ist sachlich so durchaus korrekt, historisch richtig und anziehend, daß es einen wirklichen Gewinn der für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmten Kunstliteratur bildet. Es ist wohltuend, zu empfinden, wenn diese Aufgaben in die richtigen Hände fallen."

Das Bedürfnis einer zweiten Auflage stellte sich bald heraus und es lag nahe, daß Kaufmann dem vielfach geäußerten Wunsche, einer neuen Auflage Bilder beizugeben, näher trat. Die Verlagshandlung von Herder in Freiburg übernahm diese Aufgabe. Bei der Auswahl der Bilder wurde darnach gestrebt, die Tätigkeit Dürers auf den verschiedenen Gebieten seines Schaffens zur Anschauung zu bringen. Der Text wurde etwas vermehrt und umfaßte 184 Seiten. Das Buch erschien 1887. Die Aufnahme, die der zweiten Auflage zuteil wurde, war eine sehr günstige. Von neuen Kritiken seien nur erwähnt diejenige des gelehrten Graner Domherrn und Dürerforschers Dankó in der Literarischen Rundschau [2]) und eine Besprechung im Repertorium für Kunstwissenschaft [3]), die Janitschek gab. Auch die befreundeten Kunstgelehrten und Kunstfreunde schickten dem Verfasser den Ausdruck ihres Beifalls. So schrieb Professor Springer aus Leipzig am 13. Sept. 1887: „Es hat mich nicht überrascht, daß Ihre Schrift einen so glänzenden Erfolg hatte, da Sie es wie wenige verstehen, von dem Meister ein lebendiges, klares Bild zu schaffen und überall das eingehendste und liebevollste Studium seiner Werke bekunden." Springer kommt dann auf die Angriffe zurück, die Thausing in der „Neuen freien Presse" auf Kaufmann wegen seiner Beurteilung der Stellung Dürers zur Reformation gemacht hatte. Der Artikel Thausings, Wien, 25. Okt. 1881, lautete „Dürer und die Reforma-

---

[1]) 1881, S. 332. — [2]) 1887, 1. März Nr. 3. — [3]) 1887, Heft 4.

tion". Die Ausführungen sind in einer bei Thausing nicht gewöhnlichen Höflichkeit gehalten und frei von persönlichen Angriffen. Der gelehrte Dürerkenner spendet Kaufmann das Lob, „er habe seine schwierige Aufgabe nicht bloß mit einer wohltuenden Begeisterung für den Helden, sondern auch mit einer für einen Dilettanten nicht gewöhnlichen Sachkenntnis gelöst." Thausing setzte den Aufsatz in seine „Wiener Kunstbriefe" [1]), auch in die zweite Auflage seines Dürerwerkes bei Kapitel 16. Kaufmann hatte aus wohlerwogenen Gründen geschwiegen. Die Eingeweihten billigten dies Verfahren. So schrieb Springer: „Daß Sie die Thausingschen Angriffe mit Schweigen übergehen, ist vornehm gedacht, der arme Mann war schon geisteskrank, als er die unglückseligen »Wiener Künstlerbriefe« herausgab. Hätte er länger gelebt, so würde er auch mit mir gebrochen haben, obgleich er mich immer seinen Lehrer nannte."

Kaufmann ergriff auch selbst als Kritiker in den Forschungen über Dürer oft die Feder [2]).

In der im Jahre 1887 begründeten Zeitschrift für christliche Kunst rezensierte Kaufmann das Buch Burckhardts über den Aufenthalt Dürers in Basel [3]) und den durch Lange und Fuhse herausgegebenen schriftlichen Nachlaß Dürers [4]). Er benutzte diese Zeitschrift auch zur Besprechung anderer Erscheinungen auf dem Gebiete der graphischen Künste. An der Gründung der Zeitschrift nahm Kaufmann lebhaften Anteil, er gehörte dem Vorstand der Vereinigung zur Förderung der Zeitschrift für christliche Kunst bis zu seinem Tode an. Mit dem Vorsitzenden dieser Vereinigung, Freiherrn Dr. Klemens von Heereman in Münster, hatte Kaufmann bei Gelegenheit ihres gemeinsamen Berliner Aufenthaltes als Abgeordnete viel verkehrt und manche Stunde genußreichen Kunststudiums verbracht. Auch mit dem verdienten Herausgeber der Zeitschrift, Domkapitular Professor Dr. A. Schnütgen, hatte Kaufmann mancherlei Beziehungen, die besonders der Entwickelung der Zeitschrift galten. Schnütgen hat nach dem Tode Kaufmanns des „feinsinnigen, kenntnisreichen, anregenden Kunstfreundes" dankbar gedacht, „denn um die Gründung unserer Zeitschrift hat er sich ganz besonders verdient gemacht, als Vorstandsmitglied ihre Entwickelung mit Eifer gefördert, als Mitarbeiter ihr aus dem Bereich seiner graphischen Spezialstudien schätzenswerte Beiträge zugewandt [5])."

---

[1]) Leipzig, Seemann 1884, S. 99.

[2]) Vergl. Hans Wolfgang Singer, Versuch einer Dürer-Bibliographie. Straßburg, Heitz 1903, zitiert die Arbeiten Kaufmanns unter Nr. 98, 296, 300, 372, 592.

[3]) 1892, Spalte 156—158. — [4]) 1893, Spalte 313—314. — [5]) Zeitschrift für christliche Kunst 1898, Spalte 27—28.

Auf seinen Reisen verfolgte Kaufmann, wo es möglich war, die Spuren Dürers. Als er im Jahre 1889 im Spätherbst in Venedig weilte, schrieb er in seine Hauschronik: „Besonders durch das Studium Dürers ist mein Interesse für Venedig immer größer geworden, wie freute ich mich, die Plätze und Straßen zu durchwandern, die der große Meister betreten in der Stadt, deren Herrlichkeit er in seinen Briefen so anschaulich geschildert hat, wo ihm die Schönheit des Lebens und der Kunst aufging und er, wie er selbst sagt, sich wie ein Edelmann fühlte." Die Schilderung des Venezianischen Aufenthaltes in diesem Jahre in der Hauschronik Kaufmanns ist ein wahres Kabinettstück von feinem Empfinden für Kunst und italienisches Leben, voll von bezeichnenden Bemerkungen über das, was sein kunstverständiges Auge dort entzückte. Leider verbietet es der Raum, daraus weitere Proben mitzuteilen.

Eine zweite Vereinsschrift für die Görresgesellschaft lieferte Kaufmann im Jahre 1891: Philipp Veit, Zehn Vorträge über Kunst. Mit Anmerkungen und einem Vorwort. Kaufmanns Freund, Jean Claude Longard aus Koblenz, war mit einer Tochter des Malers Philipp Veit vermählt. Im Nachlasse des am 18. Dezember 1877 in Mainz verstorbenen Veit befanden sich eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen. Frau von Longard wandte sich wegen der Herausgabe derselben an den Freund ihres Mannes und Kaufmann übernahm nach Einsicht des Materials gern diese Aufgabe. Es schien ihm von besonderem Interesse, wenn einmal ein bedeutender Künstler seine Ideen und Urteile über bildende Kunst und deren Entwickelung selbst ausspreche, da bei der historischen Richtung, welche die neuere Kunst-Wissenschaft genommen, die entsprechende Literatur im allgemeinen viel mehr von Gelehrten, als von Künstlern bearbeitet werde.

In dem Vorwort gibt Kaufmann in kurzen, aber scharfen Zügen eine Charakteristik Veits und seiner Gesinnungsgenossen, der Nazarener. Dann folgen 10 Abhandlungen Veits. Kaufmann versah diese Vorträge mit dem wissenschaftlichen Apparat der Anmerkungen. Veit selbst hatte Bedenken gehabt, die Vorträge zu drucken: „Meine Vorträge sind, wie Du bemerkt hast, möglichst populär gehalten, Citate aus dem Gedächtnisse, für deren Richtigkeit ich nicht einstehen mag" [1]). Mit der ihm eigenen Gründlichkeit hat Kaufmann diesen Mangel gehoben. In den Anmerkungen steckt viel Wissen und sie verraten eine umfassende Belesenheit.

Mit besonderer Sorgfalt entwarf Kaufmann im Jahre 1891 ein Lebensbild seines treuen Jugendfreundes Karl Müller. Mit

---

[1]) Im Vorwort Kaufmanns, S. 8.

dieser Freundschaft ist es gegangen wie mit edlem Rheinwein, der mit dem Alter zunimmt an Duft und Stärke. Der sehr ausgedehnte Briefwechsel der Freunde offenbart ihr innerstes Wesen, denn alles, was den einzelnen bewegte, was ihn erfreute oder was ihn zagen machte, spiegelt sich dort wider. In den Briefen aus den letzten Lebensjahren tönt immer vernehmlich das Wort des alten Horaz hervor: carpe diem! Fast jeder Brief spricht davon, wann man das nächstemal sich wieder treffen will, um über neue Projekte zu beraten, namentlich über die großen Altarbilder in der St. Remigiuskirche in Bonn, oder um gemeinsam hinauszuziehen nach der romantischen Ahr, wo man die Jugend gemeinsam genossen, oder auch, um in die weite Welt zu schweifen und sich zu erfrischen an den Werken Gottes und der Menschenhand.

Ein Münchener Kunstorgan, „Die Kunst für Alle", das in regelmäßigen Heften über lebende Künstler, Kunstausstellungen u. dgl. berichtet, widmet einzelnen hervorragenden Künstlern ein ganzes Heft, das außer einem Lebensabriß des Künstlers seine besten Werke in schönen Reproduktionen enthält.

Der Redakteur dieser Zeitschrift, Dr. Schwarz in München, wandte sich an Karl Müller um die Erlaubnis, eine Reproduktion seiner Werke vornehmen zu dürfen; er besprach bei dieser Gelegenheit auch die Frage, wer wohl den Text schreiben könne und solle. Dr. Schwarz nannte im Verlauf des Gespräches den Namen Kaufmanns. Karl Müller wandte sich deshalb an seinen Freund; in seiner Bescheidenheit meinte er, er könne es ihm wohl kaum zumuten, diese Arbeit zu übernehmen, er müsse freilich bemerken, daß er niemanden dafür tauglicher halte und auch niemanden wisse, von dem er mehr wünsche, daß es geschehe, als gerade von Kaufmann. Kaufmann zögerte keinen Augenblick, diese Aufgabe zu übernehmen. In Heft 2 und 3 des 7. Jahrganges der genannten Zeitschrift vom 15. Oktober und 1. November 1891 erschien das Lebensbild. Fünf Vollbilder und acht in den Text gesetzte Abbildungen nach den Werken Müllers, darunter hervorragende Proben seines zeichnerischen Könnens aus dem Skizzenbuch, dienten dem Text zur Erläuterung. Der Aufsatz ist von besonderem Wert für die künstlerische Beurteilung Müllers, von großer Genauigkeit in biographischer Hinsicht, voll von rheinischem Empfinden und freundschaftlicher Wärme für die von dem Freund vertretene und vielfach verkannte Richtung der christlichen Malerei. Finke hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es für die Düsseldorfer in gewissem Sinne verhängnisvoll gewesen ist, daß ihnen jahrelang eine erfahrene Feder gefehlt hat, die ihre Verteidigung geführt hätte. Es ist das Verdienst Kaufmanns, hierin zuerst ein entscheidendes Wort gesprochen zu haben.

Ein ansprechendes Buch, das eine Reihe zerstreuter Aufsätze kulturhistorischen Inhalts zusammenfaßte, ließ Kaufmann im Jahre 1884 bei Bachem in Köln erscheinen. Es führt den Titel „Bilder aus dem Rheinland" und ist seinem Freund August Reichensperger gewidmet. Es enthält neun Aufsätze: Gerhard von Kügelgen, eine rheinische Künstlergeschichte. Erinnerungen an Unkel, rheinisches Kulturbild. Das Leprosenhaus zu Bonn. Kanonikus Franz Pick, ein Beitrag zur rheinischen Kunstgeschichte. Jugend-Erinnerungen an Ahrweiler. Ein Blick in die vulkanische Eifel. Geschichte des Kreuzberges bei Bonn. Napoleons letzte Anwesenheit in Bonn am 6. November 1811. Die Pflege der Musik an dem Hofe der letzten Kölnischen Kurfürsten.

Die Kritik hat hervorgehoben, daß jeder Aufsatz in seiner Weise wie ein feines Miniaturbild wirke, sorgsam bis ins kleinste mit zarter Innigkeit gezeichnet und mit den ihm zukommenden Farbentönen illuminiert. Es sind gleichsam duftige, rheinische Aquarellblätter, aus denen die scharfe Beobachtungsgabe, das innige Gemüt des Verfassers, sein eindringendes Verständis für die Seele der geliebten Heimat hervorleuchtet und den Leser gefangen nimmt. Sie sind so recht das, was man Stimmungsmalerei nennt.

In jedem Strich verraten sie die geübte Hand des Verfassers. Was aber den Wert dieser Bilder erhöht, ist der Umstand, daß es sich nicht um Fantasiegebilde handelt, sondern um Darstellungen, die von historischer Treue sind. Sie stellen die Frucht der Forschungen dar, die Kaufmann in seinen freien Stunden auf dem Gebiete der Heimatkunde anstellte.

Dem Sammelpunkt dieser Bestrebungen im Rheinland, dem historischen Verein für den Niederrhein, gehörte Kaufmann seit 1859 an; er stand den Bestrebungen des Vereins durch seinen Freund Professor Floß, besonders aber durch Hermann Hüffer stets nahe. Von 1881 bis 1888 war er Mitglied des Vorstandes. Die in den Annalen des Vereins veröffentlichten Aufsätze über den Bonner Kanonikus Pick und über den Landaufenthalt des Kurfürsten Joseph Klemens auf dem Schlosse Raimes bei Valenciennes sind schon an anderer Stelle erwähnt worden. Hier sei noch des Vortrages gedacht, den Kaufmann auf der Generalversammlung des Vereins zu Godesberg, 17. Oktober 1878, über die Geschichte des Kreuzberges bei Bonn hielt, der die historischen Vorstudien zu dem Aufsatz über den Kreuzberg in den „Bildern aus dem Rheinland" bildet. Nach dem Hinscheiden Kaufmanns hat Hermann Hüffer, als Vorsitzender des Vereins, bei der Generalversammlung zu Nideggen, 25. Mai 1898, den historischen Sinn Kaufmanns und seine Beiträge für die Annalen rühmend hervorgehoben.

Kaufmann hatte bei der Herausgabe der „Bilder aus dem Rheinland“ noch eine besondere Absicht. Wie schon die Inhaltsangabe anzeigt, führt er uns in die Vergangenheit des schönen Rheinlandes. Die Ehre und den Ruhm dieser Vergangenheit sollte das Büchlein verteidigen gegenüber „den Dogmen der Schule eines bekannten Geschichtsbaumeisters, daß in den Rheinlanden vor der neuen preußischen Herrschaft auf allen Gebieten des geistigen Lebens tiefe Finsternis geherrscht habe“ [1]).

Die Methode, mit der Kaufmann vorging, war keine polemische; er erspart sich vollständig Auseinandersetzungen und Erörterungen, er läßt die Tatsachen selbst sprechen und beweisen. Indem er einzelne Personen oder Zustände darstellt, gestalten sich diese Schilderungen in ihrer Gesamtheit zu einem Bilde, aus dem das richtige Urteil über Menschen und Geschichte vergangener Tage sich von selbst ergibt. Volle Objektivität bei aller Wärme der Empfindung für die Heimat zeichnet die kleine Schrift aus, sie verletzt nicht, aber sie schmeichelt auch nicht.

August Reichensperger schrieb am 1. Oktober 1884 dem Freunde: „Dem Ihnen abgestatteten Dank für das so schöne, weit über mein Verdienst mich ehrende Buch folgt hierdurch von Herzen mein Dank für dessen Inhalt. Sie verstehen es gewiß recht, wenn ich sage, derselbe hat mich vielfach ungefähr so angemutet, wie feiner, würziger Obermosler, der immerfort nach mehr verlangt. Anderenteils wird indessen insoweit beim Lesen eine gewisse Schwermut in mir rege, als die von Ihnen so meisterhaft gezeichneten Bilder die unwiederbringliche Vergangenheit unseres lieben Heimatlandes abspiegeln. Das Hinschwinden der idyllischen Gemütlichkeit, woran ich denke, hat uns aber doch, Gottlob, noch ein gutes Stück rheinischer Eigenart übrig gelassen. Es gilt, dieselbe möglichst ans Licht zu stellen, zu pflegen und zu beleben, aus alten Wurzelstöcken neue Schößlinge hervorwachsen zu machen. Wie sehr Sie an Ihrem Teil darauf bedacht sind, beweisen eben wieder die »Bilder aus dem Rheinland«. Möchten recht viele seiner Söhne dadurch zu gleichem Streben ermuntert werden!“

Bei den Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus im Herbst 1885 entschloß sich Kaufmann, noch einmal ein Mandat anzunehmen. Im Jahre 1886 finden wir ihn wieder in Berlin. Von dort schrieb er am 13. März 1886: Heute morgen gedachte ich meines 65. Geburtstages mit aufrichtigem Danke gegen Gott, der mir mehr Gutes wie Böses gegeben hat, der mich sichtbar und freundlich geführt hat, der mir eine vortreffliche Frau und gute Kinder geschenkt hat.“

---

[1]) In der Einleitung zu Gerhard von Kügelgen, S. 3.

Die Freunde im Rheinischen Hof, Dieden, Biesenbach, Menken, von Monschaw, Dr. Bock, Janssen und der neueingetretene Peter Hauptmann aus Bonn veranstalteten ein kleines Fest, bei dem Dieden ein Gedicht auf den Gefeierten vortrug.

Die neue Legislaturperiode sollte eine große Bedeutung erhalten durch einen Gesetzentwurf, den die Regierung zunächst dem Herrenhaus vorgelegt hatte. Am 14. April 1886 schrieb Kaufmann: „Gestern ist mit 121 gegen 48 Stimmen im Herrenhaus der Gesetzentwurf der Regierung mit den Amendements des Bischofs Kopp durchgegangen, heute Morgen schon ist die amendierte Gesetzesvorlage dem Präsidenten des Abgeordneten-Hauses zugegangen, der sofort die Vorlagen an die Mitglieder des Hauses verteilen ließ. Es schwirren nun allerlei Gerüchte in der Luft, nach einer Leseart soll der Gesetzentwurf noch vor Ostern zum Gesetz gemacht werden."

Erst nach Ostern wurde der Antrag im Abgeordnetenhaus verhandelt. Kaufmann schrieb am 6. Mai 1886: „Den bisherigen Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen [1]) hast Du aus den Zeitungen ersehen. Das Centrum hat die angenehme Rolle des freudigen, stillschweigenden Zuschauers. Sehr interessant war es, wie die verschiedenen Parteien in Beziehung auf die Autorschaft des Kulturkampfes sich die Hände rein zu waschen versuchten. Der Streit zwischen Bismarck und Richter nahm einen sehr persönlichen Charakter an. Bismarck hat offenbar den Sieg über Richter davon getragen, es macht aber doch keinen angenehmen Eindruck und ist meinem Gefühl nach auch nicht passend, wenn der erste Beamte Preußens und des Deutschen Reiches sich so in Streitereien gefällt, wie Bismarck. Es ist das eigentlich nicht vornehm [2]). Morgen beginnt die zweite Lesung, Montag wohl die dritte."

Am 8. Mai 1886 berichtete Kaufmann: „Am Donnerstag aßen die Herren aus dem Hotel de Rome bei uns, Windthorst, Heereman usw. Mit Windthorst machte ich dann einen Spaziergang im Tiergarten; die vertrauliche Unterhaltung über dessen Tätigkeit bei den kirchenpolitischen Verhandlungen war mir sehr merkwürdig. Er ist doch ein ungemein interessanter Mann, und eine so vertrauliche Unterhaltung mit ihm im höchsten Grade anziehend."

Das neue Gesetz wurde am 10. Mai mit 259 gegen 109 Stimmen vom Abgeordnetenhaus angenommen und am 21. Mai vom König sanktioniert. Es enthielt unter anderem die Bestimmungen über die

[1]) Die Beratungen im Abgeordnetenhause waren am 4., 5. u. 10. Mai 1886.

[2]) Richter wies die Angriffe Bismarcks sehr scharf zurück: „... so kann ich das nur mit derjenigen Mißachtung zurückweisen, die solchen Insinuationen gebührt". Stenographischer Bericht 1886, S. 1912.

Bildung der Geistlichen; der königliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten wurde aufgehoben, der Vorsitz im Kirchenvorstand dem Pfarrer wieder übertragen, das Lesen stiller Messen und das Spenden der Sterbesakramente freigegeben.

Aus dem Jahre 1887 mögen einige Mitteilungen Kaufmanns folgen. Er berichtet am 6. März 1887: „Vorgestern war ich bei Stauder und dem kranken Linhoff. Gestern hatte ich für Kunstgenüsse einen guten Tag; ich ging gegen 11 Uhr aufs Kupferstichkabinett und nahm den seltenen Meister Jacopo de' Barberi durch. Lippmann kam, nahm mich mit in sein Zimmer, dort erschien der Kunsthändler Meder, der einen Teil der Kupferstichsammlung eines englischen Herzogs verkaufen soll: Rembrandt, Dürer, einiges ausgezeichnet, anderes mittelmäßig. Recht interessant war die Diskussion über ein kleines Blatt, Maria vor der Hecke mit dem Vogel, das sich aber zuletzt als stark aufgearbeitetes Original herausstellte. Ich machte dabei die angenehme Entdeckung, daß ich mit meinen kurzsichtigen Augen in der nächsten Nähe noch schärfer sah, als die beiden anderen Herren. Ich entdeckte zuerst die Anwendung der Tusche an Stellen, wo die Platte ganz abgeschlissen war; Lippmann, der ein ehrlicher Mann ist, benahm sich dabei sehr nett und erkannte mich unumwunden als Sieger an."

Am 11. März 1887 schrieb Kaufmann: „Mit van Bleuten ging ich zur St. Michaelskirche, wo die Concha mit Mosaikdarstellungen von Salviati dekorirt ist. Die Wirkung war sehr gut und feierlich. Wir fuhren von dort nach dem Gewerbemuseum, um die Anfertigung bestellter Durchzeichnungen nach alten Mosaiken in Erinnerung zu bringen. Berlin erweist sich immer mehr als Centralpunkt für einen großen Teil von Deutschland; Hertling ist seit einigen Tagen hier, wir kommen morgens um 9 Uhr zusammen, da im Tage wenig Zeit ist.

„Die Steinle-Ausstellung ist vorigen Donnerstag eröffnet worden. Gestern war ich zur stillen Feier meines Geburtstages zum zweiten Male dort. Steinle kommt dabei sehr gut weg, die Kartons für die Ausmalung der Hofkapelle des Fürsten Löwenstein in Klein-Heubach sind von wunderbarer Schönheit, ebenso verschiedene ausgezeichnet ausgeführte Aquarelle, darunter das schönste, Maria im Grünen, auch im Privatbesitz des Fürsten Löwenstein. Sehr geistreich sind die Handzeichnungen aus verschiedenen Epochen des langen Künstlerlebens, darunter höchst interessante Porträts von Klemens Brentano, Johannes und Philipp Veit, von Overbeck und anderen Nazarenern; darunter eine wunderbar fein empfundene Bleistiftzeichnung, auf der Overbeck, Veit und Cornelius die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten schauen. Die Auffassung der Charaktere der drei Meister ist genial, Cornelius feurig, Overbeck sinnend, Veit

unbefangen. Sehr tiefsinnig sind vier Kohlenzeichnungen, die vier Jahreszeiten als Perioden des Menschenlebens aufgefaßt: im Frühling säet der Ackersmann den Samen aus, im Sommer freut er sich des blühenden Feldes, im Herbst ist er mit dem Schneiden der Aehren beschäftigt und im Winter sitzt der alte Mann — es ist Steinle — still und nachdenklich in seiner Werkstätte, hinter seinem Rücken arbeitet ein kleiner Engel eifrig an der Vollendung eines auf der Staffelei befindlichen Gemäldes."

Der Brief schließt mit der Bemerkung: „Ich wohnte abends einer höchst interessanten Sitzung bei, über die ich aber einstweilen noch nichts sagen darf."

In seiner Hauschronik hat Kaufmann diese Sitzung beschrieben und zugleich eine Schilderung der Verhandlungen gegeben, die sich über das entscheidende Gesetz abspielten, wodurch der Kulturkampf beigelegt wurde.

„Am Donnerstag den 21. April 1887 wohnte ich als Mitglied des Abgeordnetenhauses der denkwürdigen Sitzung bei, in welcher der von dem Herrenhause beratene und angenommene Gesetzentwurf, betreffend Abänderungen der kirchenpolitischen Gesetze zur ersten Lesung gestellt war. Der früher vielfach als zu staatsfreundlich angegriffene Bischof von Fulda, Dr. Kopp, hatte in der Vorlage noch einige Verbesserungen in dem Herrenhause durchgebracht, namentlich wertvoll diejenige, daß die Anzeigepflicht sich nur auf die dauernd als Pfarrer angestellten Geistlichen, nicht aber auf die Pfarr-Verweser zu erstrecken habe, aber immerhin blieb der Gesetzentwurf der Anzeigepflicht wegen im höchsten Grade bedenklich und sprachen berufene Stimmen in der Presse sowohl als namentlich in dem katholischen Klerus sich sehr stark gegen den Gesetzentwurf aus.

„Bischof Kopp hatte auf Anweisung von Rom sich vor der Beratung des Gesetzentwurfes im Herrenhaus mit dem Centrum in Verbindung gesetzt. Der Vorsitzende der Fraktion, von Schorlemer-Alst, hatte den Vorstand auf Sonntag 13. März 1887 zu einer vertraulichen Beratung in der Privatwohnung des Abgeordneten Legationsrat a. D. von Kehler, Niederwallstraße Nr. 8, abends 1/2 8 Uhr eingeladen. Der Bischof Kopp erschien und legte uns seine Instruktionen von Rom vor, teilte im Detail mit, welche Anträge er im Herrenhause zu stellen beabsichtige, und ging dann mit dem Vorstand den Gesetzentwurf paragraphenweise auf das genaueste durch. Er schloß sich dabei in der zuvorkommendsten Weise den Wünschen und Anschauungen des Vorstandes der Centrums-Fraktion an, sodaß die Beratung gegen 11 Uhr abends in einmütiger Weise beendet wurde.

„Die Instruktionen, welche Bischof Kopp von Rom aus erhalten hatte und mitteilte, waren im ganzen unbestimmt, auch sprach sich Kopp nicht sehr vertrauensvoll über die von dem Fürsten Bismarck in Aussicht gestellte Hülfe aus.

„Nach der Beschlußfassung des Herrenhauses hatte der Erzbischof von Köln, Philippus Krementz, die Bedenken des preußischen Episkopates in einer sehr eingehenden Denkschrift zur Kenntnis des Papstes gebracht. Schon am Ende der Osterwoche wurde es vielfach besprochen, daß der Papst in einem an den Erzbischof gerichteten Schreiben die Annahme der Gesetzvorlage, wie sie aus den Beschlüssen des Herrenhauses hervorgegangen sei, empfohlen habe. An die Mitglieder der Centrumsfraktion ergingen die Einladungen, sich am 19. April, abends 7 Uhr, zu einer Sitzung der Fraktion in Berlin einzufinden. Am Montag den 18. April reiste ich mittags 12 Uhr mit den Centrumsmitgliedern Julius Bachem, von der Acht, Biesenbach, Janssen und von Monschaw nach Berlin. Julius Bachem hatte den Bürstenabzug einer Uebersetzung des päpstlichen Schreibens an den Erzbischof von Köln, die am folgenden Tage in der Kölnischen Volkszeitung erscheinen sollte, bei sich, die wir alle lasen; wir sahen, daß der heilige Vater auf das bestimmteste die Annahme der Gesetzesvorlage von seiten des Centrums erwartete.

„Bei der Fraktionssitzung gingen am Anfang der Debatten die Meinungen sehr auseinander, endlich aber siegte doch die Anschauung, daß die Fraktion verpflichtet sei, dem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche des Papstes zu willfahren, um so mehr, als in dem sechzehnjährigen Kulturkampfe wiederholt von den Führern der Fraktion die bestimmte Erklärung abgegeben worden war, man würde sich einem über ihre Köpfe weg zwischen der Kurie und der preußischen Regierung abgeschlossenen Frieden unbedingt unterwerfen. Am heftigsten und schärfsten sprachen die geistlichen und die demokratisch gesinnten Mitglieder der Fraktion ihre Bedenken gegen die Annahme aus. Am entschiedensten traten für die Annahme von Schorlemer und von Heereman ein, Windthorst war sehr zurückhaltend, er war durch Schorlemer für die Annahme gewonnen worden. Die beiden westfälischen Abgeordneten legten das Hauptgewicht darauf, daß die Kompetenz des heiligen Vaters in Fragen der Regelung des Kirchenregiments unzweifelhaft sei, was auch früher durch die Erklärungen der Fraktionsführer wiederholt anerkannt worden sei, endlich aber, daß ein einmütiges Vorgehen der Fraktion dringend zu wünschen sei. Schorlemer ließ, da kein Abstimmungszwang in der Fraktion besteht, in der Weise zum Schluß abstimmen, daß er aufforderte, diejenigen Mitglieder, welche gegen die Annahme der Gesetzesvorlage seien, möchten die Hand aufheben. Da keiner die Hand erhob, so konnte

Schorlemer die Einmütigkeit der Fraktion konstatieren. Windthorst wurde gewählt, um namens der Fraktion eine von dem Vorstand vorbereitete, sehr vorsichtig gefaßte Erklärung der Fraktion in der bevorstehenden öffentlichen Sitzung zu verlesen; im übrigen sollte in der Debatte gar nicht gesprochen werden.

„Am 21. April war das Abgeordnetenhaus bis auf den letzten Platz besetzt; kurz vor Beginn der Sitzung hatte sich Bismarck schon eingefunden. Er sah frischer und kräftiger aus als im vergangenen Jahr. Nach einer sehr langweiligen und doktrinären Rede von Gneist und der Verlesung der Erklärung der Centrums-Fraktion durch Windthorst hatte Richter das Wort und sprach in den stärksten Ausdrücken seine Bedenken gegen die Anzeigepflicht aus, Bedenken, die ein großer Teil der Centrumspartei im Lande teilte. Kaum hatte Richter geendet, als Bismarck das Wort nahm und mit wahrhaft verblüffender Offenheit sich über den Kulturkampf und die Maigesetze aussprach. Er griff dabei zurück auf das Jahr 1871 und sagt wörtlich: »Alle diejenigen, die sich dieser Zeit erinnern, — und das werden doch die meisten unter uns — werden mit mir darüber einig sein, daß von evangelischer Seite und von staatlicher Seite damals eigentlich keine Klagen stattgefunden haben — ich erinnere mich keiner — daß sie sich durch die Rechte der katholischen Kirche, die noch um einiges bedeutender waren, als diejenigen, die ihr jetzt wieder gewährt werden, beengt fühlten, und daß der Staat seine Aufgabe nicht habe lösen können. Wir haben sie bis 1871 gelöst, und zwar große Aufgaben; wir haben in diesem Zustand die deutsche Einheit hergestellt, große Kriege geführt, wir haben eine große innere Entwickelung gehabt. Wo sind denn da die Gefahren gewesen, die jetzt an die Wand gemalt werden, als wahrscheinlich eintretend, wenn wir diese Vorlage annehmen?«

„Bei der Fortsetzung der Debatte am 22. April griff der bekannte Hospitant der Centrumspartei, Abgeordneter Dr. Brüel, den Fürsten Bismarck sehr stark an, weil er den Kulturkampf lediglich als eine Frage nach Stärkung und Schwächung der politischen Macht angesehen zu haben erklärte. Er sagte wörtlich: »Ich weiß nicht, wie ich eine solche Politik mit den Anforderungen der Gerechtigkeit und des Sittengesetzes in Einklang bringen kann.«

„Bismarck erwiderte sehr heftig und ging in seinen persönlichen Angriffen gegen Brüel ungeheuer weit, Brüel antwortete eisig ruhig, aber scharf und treffend. Ich überzeugte mich wieder, daß ich recht habe, wenn ich Brüel für den schärfsten Kopf und den gebildetsten Mann im Abgeordnetenhaus gehalten habe, von dem sich selbst Windthorst das Konzept korrigieren läßt. Bei der Abstimmung blieb der Antrag der

National-Liberalen, die Gesetzesvorlage einer Kommission zu überweisen, in der Minorität.

„Am 25. April fand die zweite und am 27. April die dritte Lesung statt, in welcher die Vorlage mit überwiegender Majorität von einem großen Teil der Konservativen, von dem ganzen Centrum, den Polen und vielen Frei-Konservativen in namentlicher Abstimmung [1]) angenommen wurde.

„Diese Verhandlungen, durch welche dem Kulturkampf insoweit ein Ende gemacht wurde, daß, wie Bismarck sagte, ein modus vivendi zwischen Rom und Preußen hergestellt wurde, waren für mich persönlich um so bedeutender und eindrucksvoller, als ich nun aus dem Munde des gewaltigen, mächtigen Reichskanzlers das offene Geständnis hörte, daß die Maigesetzgebung eine verfehlte gewesen, und doch hatte ich wegen meiner abfälligen Kritik dieser Gesetze im Jahre 1875 erleben müssen, daß Bismarck meine Bestätigung durch den König verweigern ließ.

„Ob wir nun wirklich durch den modus vivendi zum Frieden kommen werden, muß die Zukunft lehren, immerhin bleibt die Besorgnis, ob es der Weisheit des Papstes Leo XIII. gelingen wird, auf dem diplomatischen Wege mit Bismarck die Frage der Anzeigepflicht, so zu regulieren, daß sie weniger gefährlich wird, als man jetzt vielfach fürchtet. Man darf aber hoffen, daß das Opfer des Gehorsams, welches das Centrum gebracht hat, bei dem Anerkennung finden wird, der doch am Ende alle Fäden in der Hand hat, wir müssen auf ihn vertrauen: Deus providebit!"

Die Ereignisse des Jahres 1888, der Tod Wilhelms I., die tückische Krankheit, die den Kaiser Friedrich nach einer Regierung von 99 Tagen dahinraffte, finden in den Briefen Kaufmanns eine lebhafte Besprechung. Voller Bewunderung äußerte er sich über den Heldenmut, mit dem Kaiser Friedrich die schreckliche Krankheit ertrug. „Seine Proklamation an das Volk und seine lange Jahre bekannte persönliche Liebenswürdigkeit weckten große Hoffnungen auf seine Regierung." Beim Tode des Kaisers schrieb Kaufmann in seine Hauschronik: „Mir persönlich sind meine früheren freundlichen Beziehungen zu dem ehemaligen Kronprinzen unvergeßlich. Meine Trauer ist groß und aufrichtig."

Unter den politischen Ereignissen des Jahres 1888 hielt Kaufmann die große Rede Bismarcks im Reichstag am 6. Februar für bedeutungsvoll. Er schrieb darüber am 8. Februar an seine Frau: „Aus den Zeitungen wirst du Kenntnis erhalten haben von der denkwürdigen und hocherfreulichen Sitzung des Reichstages vom 6. dieses Monates. Eine

[1]) Bei der Abstimmung waren 385 Abgeordnete anwesend, es enthielten sich 42 der Abstimmung. Mit Ja stimmten 243, mit Nein 100.

so würdige und kräftige Aeußerung einer ganzen Nation wird wohl hoffentlich nicht verfehlen, unsere kriegslustigen Nachbarn im Osten und Westen etwas abzukühlen. Die allgemeine Ansicht in Berlin geht dahin, daß jedenfalls die nächste Zukunft gesichert ist. Das ist immer schon etwas, unter Umständen sogar viel, wie wir aus der Rede Bismarcks über die letzten 20 Jahre sehen können. Wie oft haben wir in Kriegsgefahr geschwebt, ohne daß es uns klar geworden ist, und ebenso zerstreuten sich die drohenden Kriegswolken ohne unser Zutun. Die Rede Bismarcks ist ein wahres Meisterstück politischer Klugheit, es war gar keine gewöhnliche Kammerrede, die auf Beifall der Anwesenden spekulierte, es war vielmehr ein Manifest an ganz Europa. Du mußt es mit Aufmerksamkeit von A bis Z lesen. Bleibt man auch bei einigen Punkten zweifelhaft, ob man dem Redner glauben kann, so ist doch die Motivirung des mit Oesterreich abgeschlossenen Vertrages sehr natürlich und glaubhaft; man ist förmlich überrascht von der Ehrlichkeit, die sich ja auch aus dem Wortlaute des Vertrages herauslesen läßt. Gott gebe, daß uns der Friede noch lange erhalten werde, dafür sind die zu bewilligenden Millionen nicht zu viel."

Ueber die erste Thronrede Kaiser Wilhelms II. schrieb Kaufmann am 27. Juni 1888: „Wir fuhren gegen halb 12 ins Schloß: Biesenbach, Grand-Ry, Monschaw und ich. Der Aufzug im weißen Saale war prachtvoll, beide Häuser, das Herrenhaus und das Abgeordnetenhaus, waren sehr vollzählig erschienen, die Mitglieder des Herrenhauses meistens in Uniform. Die Rede des Kaisers befriedigte ihrem Inhalte nach vollständig, sie wurde an einzelnen Stellen mit lebhaftem Bravo aufgenommen. Die Stimme des Kaisers ist deutlich, sie hat zuweilen etwas Scharfes. Ich hatte mich auf den Rat von Lucius gerade in die Mitte des Saales, gegenüber dem Throne aufgestellt und konnte deutlich jedes Wort verstehen. Die Kaiserin, in tiefer Trauer, sah vortrefflich aus. Von Toilette war bei den Damen nicht viel zu sehen, da alles in Schwarz erschien."

Am 28. Juni wohnte Kaufmann der Vorstandssitzung des Centrums bei, um den Wahlaufruf für die bevorstehenden Neuwahlen festzusetzen. Schon längere Zeit hatte er den Gedanken erwogen, mit Schluß der Session sein Mandat niederzulegen. Die Fraktion wollte zwar davon nichts wissen, beim Abschied drang Windthorst, wie Kaufmann seiner Frau berichtet, sehr in ihn: „er hat mir stark zugesetzt und mich beinahe umgestimmt — es hängt von meiner Gesundheit ab".

Seit Jahren wurde Kaufmann von einem chronischen Halsleiden geplagt, das ihm oft hinderlich war. Die Sitzungen in den Kommissionen, „wo stark geraucht wird und die Hitze in den ungenügenden Räumlich-

keiten unerträglich ist," wurden ihm immer mehr unzuträglich. „Wenn man aber", so schrieb er am 19. November 1888 an Karl Müller, „nicht tüchtig in den Kommissionen arbeitet, wird man zum Schluß auf das bloße Abstimmen reduziert, das aber wäre für mich ein drückendes Gefühl".

Ueberdies war auch der größere Teil der Maigesetze aufgehoben oder wesentlich abgeändert. Kaufmann schrieb in diesem Sinne in seine Hauschronik: „Meine 12jährige parlamentarische Tätigkeit fiel gerade in die heftigste Kampfesperiode, ich glaube, daß es nächst der Weisheit des Papstes Leo XIII. der ausdauernden Widerstandskraft der Centrums-Fraktion zum guten Teil zu danken ist, daß der Friede zwischen dem Staate und der Kirche wieder angebahnt ist. Der wichtige Schulantrag Windthorsts, den ich mit unterzeichnete, ist meiner Ansicht nach für die nächste Zeit aussichtslos, er konnte mich nicht zu einer ferneren parlamentarischen Tätigkeit reizen. Die preußische Staatsregierung wird bei der protestantischen Majorität zu sorgen wissen, daß der Schulantrag nur kümmerlich zur Verhandlung kommt und keinerlei praktische Resultate erreichen wird."

Wenn wir die parlamentarische Tätigkeit Kaufmanns noch einmal überblicken, so muß zuerst bemerkt werden, daß ihm die Absicht, im politischen Leben eine Rolle zu spielen, fern gelegen hat. Man kann sogar ruhig behaupten, daß die Politik sein eigentliches Element nicht war. Als Redner ist er ziemlich selten hervorgetreten, umsomehr war er geschätzt in den zahlreichen Kommissionen durch sein reiches Wissen, seine geschäftliche Gewandtheit und sein besonnenes Urteil. Innerhalb der Fraktion, die ihn durch die sofortige Aufnahme in den Vorstand ehrte, gehörte er zu den versöhnlichen Elementen, und auch von den gegnerischen Parteien suchten manche seinen persönlichen Umgang. Kaufmann gehörte zu jenen seltenen Naturen, deren innere Harmonie alles sich angleicht, was in ihren Lebenskreis kommt. Sein hülfbereites Wesen hat ihm den Dank vieler gewonnen, für die er in der verschiedensten Weise in den Ministerien tätig war. Unter den zahlreichen Briefen, die er hinterließ, nehmen die Dankschreiben für seine tatkräftige Unterstützung keine kleine Zahl ein. Unter den Dezernenten in den Ministerien stand er besonders den Geheimräten Linhoff und Stauder nahe, auch mit Geheimrat Althoff, sowie mit dem ihm als rheinischem Landsmann bekannten, späteren Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Nasse, der damals im Kultusministerium beschäftigt war, unterhielt er freundliche Beziehungen. In regster Verbindung war er mit den Vorständen der Königlichen Kunstsammlungen, für die er auch im Plenum häufig das Wort ergriff. Den Generaldirektor der Königlichen Museen, Dr. Schöne, der verstorbene Konservator der Kunstdenkmäler, von Dehn-Rothfelser, die Direktoren

an den Königlichen Museen, Bode, Julius Meyer, Jordan und namentlich Lippmann, sah er sehr häufig und wurde von ihnen als feiner Kunstkenner geschätzt. Die Stunden, die er in Berlin der Kunst widmen konnte, gehörten zu seinen liebsten und wertvollsten Erinnerungen aus der Parlamentszeit. Sein Scheiden aus der Fraktion ist nicht nur von seinen Freunden bedauert worden. Die ihm am nächsten stehenden, v. Schorlemer, Brüel, Hüffer, Biesenbach, Janssen, v. Monschaw u. a., konnten sein Scheiden nicht vergessen. Biesenbach gab dieser Stimmung in herzlicher Weise Ausdruck, als er am 15. Februar 1889 schrieb: „Du kannst Dir denken, daß ich mich einsam und verlassen fühle, da Du nicht mehr hier bist. Alle liebgewordenen Lebensgewohnheiten sind gestört und fehlt mir der treue Freund, dem man sein Herz ausschütten kann. Ich hege immer noch die Hoffnung, daß Du noch einmal ein Mandat übernehmen wirst."

In seinem gemütvollen Humor hat Biesenbach in einem Briefe vom 2. August 1892 sich mit Kaufmann über seine Erinnerungen an die Parlamentszeit ausgesprochen. Kaufmann befand sich damals gerade auf dem Schloß Leerodt seines Schwagers von Schütz. Sein Brief an Biesenbach ist leider verloren. „Lebhaft kann ich mir vorstellen, wie Du jetzt auf dem Wasserschloß Leerodt bei der beschaulichen Beschäftigung des Fischfanges die mächtigen Eindrücke Deines vielbelebten Lebens Revue passieren lässest. Auch ich habe mich auf meinen Marienberg zurückgezogen. Statt einer langweiligen Badereise nach Karlsbad halte ich hier meinen Sommeraufenthalt. . . .

„Auch mir, mein lieber Freund, ist die liebste Beschäftigung in den Mußestunden die Rückerinnerung an die schöne Zeit unseres Zusammenlebens in Berlin, an die schweren Stunden des Kulturkampfes und an die trauten Stunden im Freundeskreis. Wie vieles haben wir zusammen erlebt, und wie sehr begegnen sich unsere Rückerinnerungen! Auf dem Wasserschloß Leerodt und auf dem Marienberge erscheinen die Gestalten von Falk, Wehrenpfennig und Sybel, von Puttkamer und Goßler und vor allem von Bismarck, dessen Charakter wir immer richtig beurteilt haben. . . . Auf der anderen Seite all die lieben Menschenkinder mit dem gläubigen Gemüt und dem biedern Herzen, die Götter und Halbgötter und die gewöhnlichen Sterblichen der Fraktion. Die Senioren Dieden und Menken, unser lieber Statz und der übersprudelnde Cornelio (Trimborn, Vater), il Theodoro (Mooren, Eupen), Grandy-Ry und Janssen, der Oberbonsfelder Eickenscheid, der grimme Hagen und wie sie alle heißen. Dann die fröhlichen Liebesmahle und das Tagen der »rheinischen Ritterschaft«, wie uns Windthorst scherzend nannte, im Rheinischen Hof, wo so mancher wirkliche und fingierte Namenstag in

harmloser Weise gefeiert wurde und man in Haanens D'Ester auf das Wohl unserer lieben Frauen trank. Auch die Abende bei Zennig und die Dämmerstunden auf unseren bescheidenen Buden sind der Erinnerung wert, wo die ernsten Gesetzgeber, unter anderen auch der jetzige Erzbischof von Stablewski, auf dem Bette und dem Koffer gelagert, Deinen interessanten Erzählungen lauschten und selbst Deine fabelhaften Geister- und Gespenstergeschichten geglaubt wurden, namentlich da sie von unserem Geschichtsforscher Scheben, der freilich von Dieden als »Verbreiter falscher Nachrichten« bezeichnet wurde, in ausführlicher Weise bestätigt wurden. Die wundersamen Zerstreutheiten unseres gelehrten von Fürth, sowie die kleinen Anekdoten, die mich selbst betreffen, werden mir unvergeßlich sein. . . . Folgende Geschichte wurde mir von unserer kleinen Excellenz oft nacherzählt. In heißer Jahreszeit hatte ich mich unter den Linden auf einen Stuhl etwas niedergelassen und gedachte meiner Lieben zu Hause. Ein Herr mit allen unzweifelhaften, sichtbaren Merkmalen seiner Abstammung vom Jordan durchquerte die breite Straße der Linden auf mich zu und sprach die geflügelten Worte: »Ich gehe wohl nicht fehl, können Sie mir sagen, wo hier der nächste jüdische Gasthof ist?« Die Sicherheit des Mannes imponierte mir, lachend gab ich zur Antwort: »Leider kann ich Ihnen keine Auskunft geben, unsere Vorfahren sind sicher bereits ante Christum natum aus Palästina ausgewandert.« Von Monschaw wiederholte mir oft gegenüber: »Ich gehe wohl nicht fehl.« Und noch was Schrecklicheres ist mir einmal passiert. Es begegnet mir jemand und begrüßt mich: »Sind Sie nicht Herr Simonsohn aus Mehlsack?« Denke Dir, aus Mehlsack!

„Solche und ähnliche Ereignisse, sowie die ernsten Debatten in den schweren Zeiten der 20jährigen parlamentarischen Tätigkeit stehen frisch vor meinem Geiste, wenn ich abends auf der Terrasse sitze und meine geliebte Vaterstadt und meinen Wahlkreis überschaue."

Zwölftes Kapitel.

Lebensabend und Tod.

Die Wiederherstellung der Bonner Münsterkirche. — Aufenthalt in Rom im Frühling 1892. — Schwere Verluste. — Geistige Frische und Beschäftigung mit Kunst und Literatur. — Die erste Mahnung an den Tod 1896. — Letzte Krankheit und Tod, 27. Februar 1898.

Die durch die Niederlegung des Mandates gewonnene Ruhe widmete Kaufmann zunächst einer Sache, die ihn schon längere Jahre beschäftigt hatte. Inmitten der Stadt Bonn erhebt sich die altehrwürdige

Münsterkirche. Es ist ein großer, stattlicher Bau, der mit fünf Türmen geziert ist. Im dem Bauwerk lassen sich drei verschiedene Bauperioden erkennen. Die ältesten Teile der Kirche entstammen dem 11. Jahrhundert, es gehören dahin die Langmauern des Chores und Teile des Westchores, während die Ostseite schon dem 12. Jahrhundert zuzuweisen ist. Von großer architektonischer Schönheit ist hier die Gliederung des Mauerwerkes. Die Chorapsis zeigt eine doppelte Arkadenstellung von sieben Säulen; in Höhe und Anordnung korrespondieren damit die Gliederungen der beiden Flankiertürme. Eine Zwerggalerie schließt die Chorarchitektur. Ueber dem Dache derselben baut sich der mächtige Giebel des Chorlanghauses heraus und verbindet die Massen der Türme miteinander. Ohne Zweifel bildet der Ostchor den Glanzpunkt der Architektur der Münsterkirche. Aus einer dritten Bauperiode, die ins 13. Jahrhundert fällt, sind die gesamte Langkirche, das Querschiff und der Vierungsturm. Die Verbindung der verschiedenen Baugruppen ist eine höchst gelungene, das 13. Jahrhundert zeigt wohl sein fortgeschrittenes Können, ohne aber die schlichteren Zeugen einer älteren Zeit ungebührend zu erdrücken.

Wenn jetzt der Fremde die innerlich und äußerlich erneute Münsterkirche erblickt, ahnt er wohl nicht, wie viel Sorgen und Schaffen es gekostet hat, bis das große Werk vollendet war. Der Name Leopold Kaufmann ist innig mit diesen Arbeiten verbunden.

Die ersten Bemühungen Kaufmanns für das Münster fallen in die Mitte der 60er Jahre. Er war es gewesen, der den Plan ersonnen hatte, daß Karl Müller die innere Ausstattung der Kirche durch die Ausmalung der Chorapsis beginnen solle. Wie es kam, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gelangte, hat Heinrich Finke in seiner Biographie Müllers dargelegt. Kaufmann hat diese schwere Zeit mit dem Künstler gemeinsam durchlebt, ihm hat Müller sein Herz ausgeschüttet.

Die Bemühungen für die künstlerische Wiederherstellung der Münsterkirche ruhten aber nicht. Man wandte sich in den 70er Jahren zunächst Rat suchend an verschiedene Männer, von denen der Direktor des germanischen Museums Essenwein und der Architekt Rincklake ausführliche Gutachten ausarbeiteten. Durch den Ausbruch des Kulturkampfes kamen alle Pläne ins Stocken. Nur mit großer Mühe und durch das Dazwischentreten einflußreicher Persönlichkeiten gelang es, die Ansprüche der Altkatholiken auf die Mitbenutzung des Münsters abzuweisen. Der glückliche Zufall, daß die Münsterkirche auch als Garnisonkirche für das Militär benutzt wurde, hat den entscheidenden Ausschlag gegeben. Um diese Zeit war Kaufmann Mitglied des Kirchenvorstandes geworden; in der Sitzung vom 4. Oktober 1878 wurde er an Stelle des erkrankten Justizrates Hopmann, der 15 Jahre lang Vorsitzender gewesen war, zum Präsidenten

des Kirchenvorstandes erwählt. Mit dem an der Münsterkirche wirkenden Pfarrer Karl Neu stand Kaufmann in freundschaftlicher Verbindung. Neu, der im Jahre 1869 nach Bonn gekommen war, hatte sich die Wiederherstellung des Münsters zur Lebensaufgabe gesetzt. Es war für die Lösung dieser Aufgabe von höchstem Nutzen, daß Kaufmann sich mit seiner Geschäftsgewandtheit, namentlich aber mit seinem feinen Kunstverständnis mit ganzer Liebe dieser Sache annahm.

Nach gründlichen Ueberlegungen wurde man darin einig, daß zunächst das Aeußere des Gotteshauses bei den Restaurationsarbeiten ins Auge zu fassen sei.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier eine Geschichte dieser Arbeiten zu schreiben. In dem zu Straßburg als Dombaumeister gestorbenen Architekten Franz Schmitz, damals in Köln, hatte man eine Persönlichkeit gefunden, die mit Sachkenntnis und Rücksicht die alten Formen des Baues im wesentlichen unberührt ließ. Die Hauptschwierigkeit bot der Aufbau der Westseite, wo die Fassade und die Türme von Grund auf neu hergestellt werden mußten. Bei den übrigen Arbeiten lag die Aufgabe viel leichter als hier, wo Pläne und Zeichnungen der früheren Anlage fehlten. Nach der großen Belagerung von 1703 waren diese Teile des Münsters ganz notdürftig, ohne Rücksicht auf Stil, hergestellt worden. Die äußere Wiederherstellung des Münsters, die mehrere Jahrzehnte in Anspruch nahm, ist als durchaus gelungen zu bezeichnen.

Viel größer waren die Schwierigkeiten bei der inneren Ausschmückung des herrlichen Bauwerkes. Die Vorarbeiten, die im wesentlichen von Kaufmann geleitet wurden, ließen sich leicht zu einer Geschichte der Restaurationsversuche rheinischer Kirchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgestalten. Im Nachlaß Kaufmanns liegt dafür ein reiches Material vor. Ein Versuch dieser Art ist der Bericht der rheinischen Provinzialkommission über die Wiederherstellung älterer Wandmalereien und über die letzten Ausmalungen rheinischer Kirchen [1]).

Kaufmann, der in den 60er Jahren sich vergeblich bemüht hatte, den Düsseldorfer christlichen Malern die Wände des Bonner Münsters für ihre Darstellungen darzubieten, sah sich in den 80er Jahren genötigt, dem Drang der Verhältnisse nachzugeben und die Dekoration der Wände in einer mehr archaistischen Weise vornehmen zu lassen. Er hat den Tod Steinles tief betrauert. Kaufmann, der dem Künstler auch persönlich im Leben nahe gestanden hatte, wollte diesen großen Meister, der

---

[1]) Berichte über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz VI. 1901. Bonn, Georgi, S. 66 u. folg.

das Berechtigte beider Richtungen im Frankfurter Dom zur Darstellung gebracht hatte, auch für das Bonner Münster gewinnen. Kaufmanns Briefe aus dem Ende der 80er Jahre zeigen das Bemühen, einen Künstler für die große Aufgabe zu gewinnen, der neben der genauen Kenntnis mittelalterlicher Traditionen auch künstlerische Selbständigkeit und maßvolles Eingehen auf berechtigte Forderungen modernen Könnens und Empfindens in sich vereinigen sollte. Er erblickte in dem Ueberhandnehmen ganz unzureichend ausgebildeter künstlerischer Kräfte, die rein geschäftlich die Ausmalung von Kirchen übernehmen, die größte Gefahr für das Ansehen der kirchlichen Kunst.

Seit dem Jahre 1886 war der Mainzer Domherr Dr. Friedrich Schneider als künstlerischer Beirat des Kirchenvorstandes von St. Martin tätig. Für die Anfertigung der Glasfenster wurden Professor Linnemann in Frankfurt a. M. und Fritz Geiges in Freiburg ausersehen; die schwierige Aufgabe der Ausmalung wurde dem Historienmaler F. A. Martin aus Kiederich übertragen.

Ueber die Tätigkeit Kaufmanns bei den Restaurationsarbeiten mag ein Urteil Friedrich Schneiders mitgeteilt werden. Im Hinblick auf den Briefwechsel mit Kaufmann sagt Schneider: „Sind die Briefe auch durchweg strikt sachlich, geschäftlicher Art, so sind sie doch ebenso viele Zeugnisse des Eifers und der einsichtigen Art, mit der Ihr Vater sich dabei tätig erwies. War er doch der geistige Ausgleich zwischen den verschiedenen und nicht eben gleichgesinnten Elementen. Bei seiner Klugheit, seinem Taktgefühl und seiner Geschäftskunde leitete er die Dinge lange Zeit zu glücklichen Zielen."

Ueber die Beurteilung des Ganzen sagt Schneider: „Kann ich den Ausfall im ganzen zwar nicht übersehen, so stehe ich nicht an, über manches mich auszusprechen.

„Gewiß ist mit großer, wohl selten so sorgfältig gewahrter Umsicht verfahren worden. Auch dürfte das Ergebnis im ganzen nicht von viel Fällen übertroffen werden. In der Schonung des Ueberkommenen, z. B. Stufenanlage im Vorchor, Inventar der Barockzeit usw. ist, so lange ich tätig war, nicht gefehlt worden; im Gegenteil habe ich diesen Punkt als meine besondere Aufgabe betrachtet. Ihr Vater hat auch darin die bessere Erkenntnis gehabt und mir beigestanden, mehrfach unter recht mißlichen Umständen."

Ueber die Malerei äußert sich Schneider: „Im ganzen ist m. E. etwas zu viel geschehen. Man hat in den Bildern lehrhafter Art nicht genug tun können und wollte alles vereinigen, was nur irgendwo in Darstellungen typologischer Art gefunden werden konnte. Daher die minutiösen Bildchen in den Rosenfenstern der Seitenschiffe und die

Häufung der Darstellungen auf den Wandflächen des Vorchores. Ich habe hier gleich anzufügen, daß ich mich bezüglich der letzteren entschieden gegen die von Martin beliebte Farbengebung aussprach. Martin hat hier Tonwerte und Durchbildung wie etwa bei spätgothischen flamischen Tafelbildern angeschlagen und den Charakter der Wandbilder mit seinen kalten, kalkigen Farben völlig preisgegeben."

Im allgemeinen decken sich diese Bemerkungen Schneiders mit dem Bericht der Provinzialkommission, der aber besonders hervorhebt, daß, „von ganz einfachen großen Dekorationen die Behandlung des Langhauses im Münster zu Bonn immerhin als eine der besten Leistungen bezeichnet werden kann".

Bei seiner körperlichen und geistigen Rüstigkeit hat Kaufmann diese Jahre der Ruhe zu zahlreichen Reisen benutzt, über die er in seiner Hauschronik sorgsam Buch führte.

Im März 1891 feierte Kaufmann seinen siebenzigsten Geburtstag. Seine Angehörigen benutzten diesen Tag, um dem verehrten Oberhaupt der Familie ihre Dankbarkeit und Liebe für seine treue Sorge zum Ausdruck zu bringen. Aber auch die zahlreichen Freunde freuten sich, bei dieser Gelegenheit ihre Anhänglichkeit zum Ausdruck zu bringen. Besondere Freude bereitete Kaufmann seine Ernennung zum Kommandeur des päpstlichen St. Gregoriusordens.

Im Frühjahr 1892 trat Kaufmann mit seiner Frau in Begleitung Karl Müller's und dessen Frau und Tochter eine längere italienische Reise an, deren Ziel Rom war, wo man volle zwei Monate weilte. Vorbereitet wie wenige, traten die beiden Freunde ihren Weg an. Wenig Menschen von all den Tausenden, die das ewige Rom betreten, wissen in den ganzen Zauber der Stadt einzudringen, in der die Jahrhunderte zu dem empfänglichen Fremdling so deutlich sprechen. In stiller Sammlung und mit Dankbarkeit gegen Gott haben die Freunde die Herrlichkeiten der Stadt durchwandert und sich versenkt in ihre Schätze. Die höchsten Erhebungen der Kunst knüpften sich an die Stanzen, die Loggien und die Capella Sistina. Ihr Eindruck, so deuchte es Kaufmann und seinem Freunde, hatte mit dem Alter nicht abgenommen, er war geläuterter, tiefer, heiliger geworden. Mit dem Ernst des Forschers, mit dem Streben des Künstlers — Müller stand noch vor der Vollendung seines größten Werkes, der Darstellung der Kirche für den Hauptaltar der Minoritenkirche in Bonn — und nicht zuletzt als fromme Pilger, deren Blick auf die Ewigkeit gerichtet war, haben sie den Aufenthalt zu wahrhaft weihevollen Stunden gemacht. Die Augenblicke, als sie aus der Hand des großen Papstes Leo XIII. die heilige Kommunion empfingen, und als sie in einer Privataudienz mit ihm Worte wechseln

konnten, bildeten den Höhepunkt in ihrer Stimmung. Auch der öftere Verkehr mit dem greisen Kardinal Melchers tat dem Herzen Kaufmanns besonders wohl. Ueber die Reise liegt ein ausführliches Tagebuch Kaufmanns vor.

Das folgende Jahr 1893 brachte für Kaufmann schmerzliche Verluste. Der Tod entriß ihm seinen Bruder Alexander und seinen Freund Karl Müller, den er wie einen zweiten Bruder geliebt hatte. Ebenso hart traf ihn der Hingang eines seiner besten Fraktionsfreunde aus dem Centrum, des Justizrates Biesenbach in Düsseldorf.

Je mehr aber um ihn her Freunde und Bekannte starben, um so lieber lebte Kaufmann mit der treuen und verständnisvollen Gefährtin seines Lebens in nie ermüdender Sorge für seine Kinder, bei seinen Kunstwerken und Büchern und im stillen Sinnen in der Vergangenheit.

Die Beschwerden des Alters machten sich wenig bemerkbar. Als 74jähriger schrieb er in sein Notizbuch: „Ich las heute die Rede Jakob Grimms über das Alter zum zweiten Male und sie befriedigte mich noch mehr als wie ich sie zuerst gelesen. Ich fand den folgenden Passus sehr anwendbar auf mein Alter. »Doch ab von allen diesen leiblichen oder sittlichen Gebrechen und Fehlern, bei deren Betrachtung, wenn sie auch mildere Seiten darbot, immer eine empfindbare Herbe hinterblieb, richten wir den Blick auf Tugenden und Vorzüge, die das Alter mit anderen Lebensstufen noch gemein hat, oder die ihm sogar als eigen zuerkannt werden mögen. Jene Vorstellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unseligen Alters wird sich umbilden in ein Bild von linder Milde, Behagen, Mut und Arbeitslust, das ist die lenis, placida, fortis senectus.«"

Je weiter Kaufmann hinaufstieg auf die Höhen des Lebens, um so lichter schaute sein geistiges Auge und er pries um so inniger die Güte Gottes, die den Menschen führt. Sein Merkbuch hat viele Stellen aus der Lektüre festgehalten, die diesen Gedanken enthalten. Was die Königin Louise 1807 an ihren Vater schrieb, war ihm so recht aus der Seele gesprochen: „Wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns." Er hat diese Erkenntnis selbst als den besten Gewinn seines Lebens bezeichnet. „Ich danke Gott, daß ich nicht umsonst ein mehr wie gewöhnlich hohes Alter erreicht habe, um mich immer mehr davon zu überzeugen, daß jeder in seinem Leben von der Hand Gottes geführt wird," schrieb er im Jahre 1897 in seine Hauschronik.

Die Aufzeichnungen, die Kaufmann in den letzten Jahren seines Lebens über seine Lektüre machte, gehören mit zu dem Besten und Reifsten, was er geschrieben. Sie verraten große Vielseitigkeit und erstaunliche Frische und Klarheit des Urteils. Neben histo-

rischen und kunstgeschichtlichen Werken bevorzugte er besonders die italienische Literatur. In den beiden letzten Jahren widmete er sich gründlichen Studien in der deutschen Literatur, arbeitete noch einmal den ganzen Faust durch und suchte sich mit neueren Werken bekannt zu machen. Ueber jedes Buch liegt sein Urteil vor; wir finden da vertreten Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Raabe u. a.

Um eine Probe seines Urteils zu geben, so interessierte ihn bei Keller besonders das, was sich auf die Malerei bezog. Kaufmann notierte sich nach der Lektüre des „Grünen Heinrich“: „Der Stoff des sogenannten Romans ist die eigene Jugend Kellers, sein Versuch, Maler zu werden. Die Stimmung des werdenden Malers ist unübertrefflich geschildert. Sehr gut beschreibt er die schlechte Schule, die er bei einem Züricher Künstler erhielt. Wahrer ist über solche Dinge nie geschrieben worden. Wollte man sich die Mühe geben, und all das, was der »Grüne Heinrich« an Wahrheiten in Bezug auf künstlerisches Werden enthält, zusammenstellen, so bekäme man ein Resumé, das jeden doktrinären Standpunkt in den Schatten stellen müßte und vielleicht manchem, der an maßgebender Stelle sitzt, die Augen darüber öffnete, was künstlerische Erziehung heißen will.“

Auch der Beschäftigung mit der Musik blieb Kaufmann bis zuletzt treu. Jahrelang wurden in seinem Hause unter der Leitung eines Hausfreundes, des bewährten Musikers und Komponisten Wilhelm Neuland, Kammermusik-Abende gehalten. Manche junge Musiker, wie Max Schillings, Felix vom Rath verdanken diesen Abenden „schönste musikalische Stunden und wertvollste Anregungen“ [1]).

Zahlreiche Freunde von nah und fern hielten in dem gastlichen Hause an der Poppelsdorfer Allee Einkehr und freuten sich an dem geistig so lebhaften Hausherrn und seiner Kunst, zu erzählen und sich mitzuteilen.

Die ersten Anzeichen der abnehmenden Kraft machten sich im Herbst 1896 bemerkbar. „Am 11. August 1896,“ so schrieb Kaufmann selbst in seine Hauschronik, „erhielt ich eine ernste Mahnung an den Tod.“ Bei einem Familienfeste befiel ihn ein Schlaganfall, von dem er sich schnell erholte.

Die Mahnung ließ Kaufmann nicht unbeachtet. Die ihm von Gott noch geschenkten Tage benutzte er in echt christlicher Weise zur letzten Vorbereitung auf den Hinübergang in die Ewigkeit. Was die Religion Tröstliches und Beseligendes besitzt, hat er in diesen stillen Tagen em-

---

[1]) So äußerte sich Max Schillings beim Pfingstfest in Aachen 1900 gegenüber Richard Strauß.

pfunden. Wenn es ihm nicht möglich war, an den Sonn- und Festtagen, wie es seine Gewohnheit seit langen Jahren war, in der Münsterkirche der Feier des Hochamtes beizuwohnen, hielt er zu Hause seine Andacht. An den Sonntag-Nachmittagen las ihm seine Frau regelmäßig aus den gesammelten Predigten des Fürstbischofs Förster, die Kaufmann besonders liebte, einen Abschnitt vor.

Der Winter des Jahres 1897 verlief günstig. Seine körperliche und geistige Frische hatte Kaufmann nach dem Anfall im Jahre 1896 ganz wiedergewonnen. Häufig sah er in seinem Hause liebe, altbekannte Gäste. Gemütlich und behaglich feierte er im Familienkreise das Weihnachtsfest, das letzte auf dieser Erde. Am 13. Januar 1898 besuchte er noch in voller Rüstigkeit eine Vorstandssitzung des Vereines „Beethovenhaus“ — es war der letzte Gang, den er durch die Straßen Bonns machte. Bald darauf machten sich die Anzeichen einer Lungenentzündung bemerkbar. Am 18. Januar ließ sich der Kranke die Sterbesakramente reichen, in voller Fassung und Ruhe. Er hatte vorher selbst geäußert, es sei so viel schöner, wenn man jedes Wort begreife und verstehe, das der Priester spreche, als wenn man im Sterben liege und nichts mehr verstehen könne.

Seine starke Natur schien noch einmal den Sieg davon tragen zu wollen. Die Lungenentzündung wurde überwunden, aber die Kräfte ließen nach. In den nun folgenden Wochen, in denen seine Angehörigen zwischen Furcht und Hoffnung schwebten, gab der Kranke ein Beispiel der größten Seelenruhe. „Er bleibt seiner rührenden Liebenswürdigkeit auch in der schweren Krankheit treu, ich kann mir keinen geduldigeren, dankbareren Patienten denken,“ schrieb eine seiner Angehörigen, die an der Pflege teilnahm. Für jede Handreichung des Krankenbruders hatte er ein freundliches Wort.

Am 8. Februar ließ sich der Kranke nochmals die heilige Kommunion reichen. „Machte schon die äußere Umgebung einen erbaulichen Eindruck auf uns,“ schrieb eines der Kinder Kaufmanns, „so war es erst recht die Frömmigkeit in dem Gesichtsausdruck des kranken Vaters; der kindliche Glaube, der sich darin aussprach, war ergreifend und ist mir unvergeßlich. Voll Andacht faltete der Kranke die Hände und antwortete auf die Gebete des Geistlichen.“ Bald nachher sprach er: „Man muß sich in den Willen Gottes ergeben; für die gute Mutter und für euch Kinder tut es mir leid. Ich sehe mit Mut und Vertrauen der Zukunft entgegen, ich fürchte mich vor dem Tode nicht.“ Noch am 11. Februar konnte sich der Kranke für einige Stunden erheben und an seinem Schreibtisch sitzen. Auf diesem fand man später seine letzte Niederschrift; es waren einige Verse des von Kaufmann besonders verehrten Uhland.

O Sonn', o ihr Berge drüben,
O Feld und o grüner Wald,
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!

Es war das letzte Aufflackern — bald schwanden die Kräfte schnell. So brach der 27. Februar, ein Sonntag, an. Es war ein Tag, sonnig und warm, wie das milde Rheintal ihn öfters schon in dieser Jahreszeit gewährt. Man erwartete das Ende des teuren Kranken, der sanft schlummernd auf seinem Bette lag. Melodisch klang an das Ohr der Beter, die um das Sterbelager knieten, der erste Sang einer Amsel, die der Sterbende täglich gespeist hatte; durch die geöffneten Fenster zogen Frühlingsdüfte in das stille Gemach. Kaum erkennbar war das Hinscheiden. Der Friede des Herrn lag auf dem erbleichenden Antlitz. Die Schrecken des Todes blieben dem Sterbenden erspart. Still und friedlich ist er hinübergegangen, dankbar dem Herrn, der ihn gnädig geführt, im Glauben an die Ewigkeit und an ein Wiedersehen. Die Glocken läuteten den Engel des Herrn zur Mittagszeit als seine Seele vor Gottes Angesicht trat.

Am 2. März 1898 um 12 Uhr wurde die irdische Hülle zur letzten Ruhestätte geleitet, nachdem vorher in der Münsterkirche ein Seelenamt gehalten worden war, bei dem der langjährige Freund Kaufmanns, Dechant Neu, in bewegten Worten dem Verstorbenen einen dankbaren Nachruf gewidmet hatte. Die Stadt Bonn dankte ihrem langjährigen früheren Oberbürgermeister durch ein „Ehrenbegräbnis". Beim Verlassen des Sterbehauses in der Poppelsdorfer Allee ehrte der Bonner Gesangverein „Concordia" seinen Mitbegründer durch einen Abschiedsgesang.

Was an Leopold Kaufmann sterblich war, ruht nun auf dem alten Bonner Friedhof in heimatlicher Erde. Ueber dem Grabe erhebt sich ein in gotischen Formen gehaltenes Denkmal nach den Plänen von Johannes Richter. Es ist überragt von dem Kreuze, in dessen Sockel der Phönix eingemeißelt ist, der sich in den Flammen verjüngt, ein altes Symbol der Auferstehung. Der Wahlspruch des Verstorbenen steht darunter: In Te, Domine, speravi, non confundar in aeternum!

Personenregister.

A.

Achenbach, Minister 132. 184
Acht von der, Abgeordneter 241
Achterfeld, Professor 74
Afinger, Bildhauer 108
Agoult, Gräfin 32. 33
Aldenkirchen, Domherr 231
Alferoff, Kunstsammler 137
Althoff, Geheimrat 228. 245
Andrae, Landgerichtspräsident 226. 228
Andrae-Roman, Politiker 30 31. 34. 75. 186. 187
Anno, Erzbischof 2
Anschütz, Theaterdirektor 48
Argelander, Professor 138
Arndt, Ernst Moritz 14. 16 27. 30. 37. 61. 127
Arnim, Bettina von 35. 72
Arnim, Achim von 6
Asten, Adelheid von, geb. Kinkel 41. 43
Auerbach, Dichter 16. 117. 139
Auerswald von, Minister 120
Augusta, Kaiserin 52. 72. 112 118
Augusta Viktoria, Kaiserin 244
Aumüller, Kunstmaler 106

B.

Bachem, Julius, Justizrat 200 201. 204. 209. 210. 241
Bachem, Oberbürgermeister 46 129. 130
Barberi de', Jacopo 239
Bartolini, Bildhauer 54
Baudri, Weihbischof 154. 160 175. 222
Bauerband, Professor 91. 118 119. 155. 168. 169. 191
Becker, Nikolaus, Dichter 38
Beethoven, Ludwig van 4. 11 35. 55. 142. 145 u. f. 254
Begas, Maler 72
Belderbusch von, Minister 5. 10
Bellesheim, Stiftspropst 159 217. 219
Bender, Hermann, Abgeordneter 199
Bennigsen von, Staatsmann 213
Berlioz, Hektor, 56
Bermann, Arzt 47
Bernays, Professor 137
Bernards, Abgeordneter 199
Berndt, Professor 121
Bernuth von, Minister 119 120
Bernuth von, Regierungspräsident 178. 179. 180. 181
Bethmann-Hollweg von, Minister 33. 34. 35. 47. 115 119. 138
Beyschlag, Professor 30. 40 47. 104
Biedermann, Gymnasialdirektor 19
Biesenbach, Abgeordneter 212 226. 238. 241. 244. 246 247. 252
Binder, Redakteur 200
Binzer von, Dichter 39
Birlinger, Professor 158
Bischoff, Professor 131
Bismarck, Otto Fürst 121. 163 166. 177. 183. 190. 215 219. 220. 224. 226. 238 241. 242. 243. 244. 246
Bitter von, Geheimrat 227
Bitzius, Jeremias Gotthelf 98 195
Bloemer, Abgeordneter 118 121. 122
Bluhme, Professor 91. 132. 138
Blum, Bischof 226
Bock, Abgeordneter 212. 238
Bockum-Dolffs von, Abgeordneter 123
Bode, Museumsdirektor 246
Böcking, Professor 33
Böselager-Heessen, Freiherr von 97. 99
Böselager, Philipp, Freiherr von 221
Boisserée, Sulpiz 106
Boisserée, Melchior 106. 140
Boosfeld, Präsident 4. u. f. 7
Bornemann, Abgeordneter 118
Brambach, Komponist 143
Brandis, Professor 121. 123
Brandts, Fabrikant 199
Brassert, Oberberghauptmann 178
Braun, Professor 74. 115. 120
Breidenstein, Professor 33. 54 56
Brentano, Clemens 6. 239
Breuning von, Arzt 142
Brocke, Oberst 54
Brüel, Abgeordneter 209. 212 213. 242. 246
Brüggemann, Geheimrat 117 118. 121
Bunsen Georg von, Abgeordneter 120. 123. 137
Burckhardt, Kunsthistoriker 40 233
Burgmüller, Komponist 56
Busch, Professor 183
Buschmann, Schulrat 19. 20 21. 22

C.

Camphausen, Minister 59
Camphausen, Maler 76
Carbach, Witwe 53
Cardauns, Hauptredakteur 200 202. 203
Carstens, Maler 141
Cauer, Bildhauer 21. 141. 157 166
Chamisso, Adalbert von 14
Claer de, Domänenrat 113
Claer von, Generalleutnant 228
Classen-Kappelmann, Abgeordneter 127. 128. 129. 130
Clemens, Professor 104
Clotzinski, von 46
Coburg, Albert von, Prinzgemahl 31. 56
Coburg, Ernst von, Herzog 30 31
Comenius, Pädagoge 141
Cornelius von, Maler 239
Corvin von, Schriftsteller 139
Cramer, Politiker 57
Cuny von, Abgeordneter 228
Czarnowski von 46

D.

Dankó, Domherr 232
Dahlmann, Professor 2. 34. 61 124. 138
Dante 216
Dechen von, Oberberghauptmann 104. 138
Deger, Maler 25. 29
Dehn-Rothfelser von, Generalkonservator 226. 245
Deiters, Schulrat 4. 145. 148 152
Deiters, Professor 34. 79. 89 91. 152
Delius, Abgeordneter 224
Delius, Professor 104
Dewis, S. J. 155
Dieden, Abgeordneter 212. 219 233. 246
Diergardt, Freiherr von 91. 121
Dieringer, Professor 84. 99. 100 103. 154. 155. 156. 158 159. 160. 170—177. 188 189. 203. 223
Dietrich, Komponist 137. 143 144
Döllinger von, Professor 156 160
Domine, Gymnasiallehrer 22 23
Donndorf, Bildhauer 150. 152
Drecker, S. J. 188
Droste. Annette Freiin von 36 42
Droste, Clemens August, Freiherr von, Erzbischof von Köln 27. 28. 29
Droste, Freiherr von, Abgeordneter 212
Dubelmann, Domherr 103
Dürer, Albrecht 136. 137. 141 209. 215. 220. 224. 225 229—234. 239
DuMont, Verleger 87
Druffel von, Geheimrat 5

E.

Eich, Bürgermeister 127
Eich, Justizrat 191
Eichmann, Oberpräsident 81
Eickenscheid, Abgeordneter 246
Eilender, Notar 81
Einsiedel von 8
Elshoff, Religionslehrer 19. 20
Eller, Beigeordneter 96
Engelmann 53
Erlenmayer, Sanitätsrat 31
Ernsthausen von, Oberpräsident 10. 30. 70. 71. 80
Espagne, Custos der Berliner Bibliothek 118. 147
Essenwein, Museumsdirektor 248
Eulenburg, Graf, Minister 178 180. 181. 183. 184. 185 192. 213
Evers, Abgeordneter 211

F.

Falk, Minister 192. 246
Fechemer, Vikar 24. 25. 29. 49. 50
Felten, Professor 203
Feuerbach, Schriftsteller 58
Fey, Pastor 27
Finke, Professor 235. 248
Fischenich, Staatsrat 4
Fischer, Gottfried 148
Floß, Professor 139. 154. 159 175. 218. 223. 236
Flügge, Pastor 31
Focke 46
Fontane, Schriftsteller 17
Förster, Fürstbischof 254
Förster, Kunsthistoriker 16
Fonck, Landrat 53
Forstheim, Bertha 35. 36
Francia, Maler 216
Frank, Abgeordneter 123
Frank, Maler 106
Frankenberg von, Stadtkommandant 127
Franzelin, Kardinal 218
Freiligrath, Dichter 40
Freybütter, Platzmajor 3
Friedenthal, Minister 210
Friedrich III., Kaiser 112. 113 114. 135. 184. 220. 243
Friedrich Wilhelm III., König 30
Friedrich Wilhelm IV., König 55. 63. 65. 72. 75. 76. 83 105
Frischen, Pfarrer 222
Fürth, Freiherr von, Abgeordneter 247
Fuesslin, Anstaltsdirektor 139
Fürstenberg, Egon Graf 56. 97 99. 115
Fuhse, Schriftsteller 233

G.

Galland, Pfarrer 217
Gandtner, Kurator 228
Geibel, Dichter 40
Geiges, Glasmaler 250
Geissel von, Kardinal-Erzbischof 33. 97. 154. 161
Gerhards, Beigeordneter 90
Gildemeister, Professor 128. 131
Gleichen-Rußwurm, Freifrau von, geb. von Schiller 105
Glyscinski von, Abgeordneter 227
Gneist von, Abgeordneter 208 242
Goethe, Wolfgang von 140. 253
Görges 27
Goerres, Joseph von 29. 199 200
Goerres, Pfarrer 28
Goldfuß, Anna 47
Goldfuß, Professor 47
Goldschmidt, Abgeordneter 228
Goßler von, Minister 224. 226 246
Grabow von, Abgeordneter 127
Grand-Ry von, Abgeordneter 244. 246
Graß, Bildhauer 41
Greiß, Abgeordneter 45
Grimm, Jakob 252
Grub, Amalie von 4. 54
Grün, Politiker 77
Grützmacher, Musiker 150
Gudenau, Freiherr von 5
Günther 53
Guerber, Kanonikus 221
Guionneau von, Oberregierungsrat 178. 179. 180

H.

Haanen, Abgeordneter 207. 247
Hähnel, Bildhauer 54
Haffner, Bischof 200. 201
Hagen, Abgeordneter 120
Hagen, Advokat 124
Hallberg von, Hofkammerdirektor 14
Halm, Oberregierungsrat 69 73. 81. 90
Hammer, Architekt 108
Hammers, Oberbürgermeister 110. 118. 125. 126. 178 181
Hammerstein, Freiherr von, Abgeordneter 165
Hansemann von, Minister 59
Hasenklever, Advokat 13. 22
Haskarl, Auguste 34
Hasse, Leo 38
Hasselbach, Oberbürgermeister 125. 126

Hauptmann, Karl, Stadtverordneter 97
Hauptmann, Peter, Abgeordneter 238
Haydn, Joseph 4
Hebbel, Dichter 253
Heereman, Freiherr von, Abgeordneter 233. 238. 241
Hefele von, Bischof 170
Heidel, Bildhauer 109. 118
Heimsoeth, Professor 48. 54 136. 137. 143. 145
Heinrich, Domdekan 200. 201
Heinzen, Politiker 38
Henry, Kunsthändler 137
Hensel, Dichterin 18
Henseler, Musiker 67
Hergenröther, Kardinal 200 217
Hermes, Professor 14. 19. 28
Hertz, Sanitätsrat 96
Herwarth von Bittenfeld, Generalfeldmarschall 178
Herrfurt, Minister 214
Hertling, Freiherr von, Professor 196. 199. 200. 201. 202 224. 239
Heß, Maler 106
Hettinger, Professor 155
Heydt von der, Freiherr, Minister 120
Heykamp, Bischof 164
Hildebrand, Maler 215
Hilgers, Professor 97. 158. 169
Hilgers, Freiherr von, Landrat 68
Hiller, Komponist 143. 148 150. 215
Hirscher, Professor 74
Hirschfeld von, General 70. 72
Hobrecht, Baurat 95
Hohe, Zeichenlehrer 108
Hohenzollern, Leopold, Erbprinz von 176
Hohenzollern, Karl Anton, Fürst von 160. 171. 174. 176
Holzer, Domprobst 51. 98. 117 213. 226
Homann, Lehrer 103
Hopmann, Justizrat 91. 169 248
Hopmann, Sanitätsrat 200. 201
Horwitz, Abgeordneter 211
Hübler, Geheimrat 213
Hüffer, Alfred, Abgeordneter 36 37. 50. 197. 209. 211. 212 246
Hüffer, Eduard, Verleger 101 146
Hüffer, Hermann, Professor 3 5. 141. 155. 187. 236
Hüffer, Johann Hermann, Oberbürgermeister 7. 58. 61. 72
Hüffer, Julie geb. Kaufmann 7. 9. 24. 28. 30. 32. 35 42. 50. 51. 53. 61. 71. 118 122. 132. 147
Hüffer, Wilhelm, Kaufmann 217
Hülskamp, Prälat 221
Huhn, Stadtpfarrer 216. 219 221
Humboldt, Alexander Freiherr von 56

I.

Immermann, Dichter 215
Ittenbach, Maler 25. 29. 167 170. 212
Iven, Pfarrer 28

J.

Jacobini, Kardinal 213
Jahn, Professor 131. 147
Janitschek, Kunsthistoriker 231 232
Janssen, Abgeordneter 212. 213 238. 241. 246
Janssen, Historiker 197. 200
Joachim, Musiker 150. 151 152
Joesten, Regierungsrat 41
Jolly, Staatsmann 172
Joos, Ministerialrat 171. 174
Jordan, Museumsdirektor 246
Jordan, Politiker 58
Joseph Clemens, Kurfürst 140 236

K.

Kalkreuth von 53
Kalt, Sanitätsrat 97. 160
Kampschulte, Professor 156
Kamptz von, Minister 209
Kanne, Gymnasiallehrer 20
Kantak, Abgeordneter 225
Kaufmann, Alexander, Archivrat 8. 12. 19. 25. 26. 30 34. 36. 37. 39. 40. 45. 48 60. 69. 76. 171. 191. 252
Kaufmann, Auguste 8. 45. 69 70. 76
Kaufmann, Elise geb. Michels 52. 83. 84. 85. 161. 216 220. 224. 244. 252. 254
Kaufmann, Franz, Bürgermeister 5 u. f. 7. 8. 9
Kaufmann, Georg, Professor 29
Kaufmann, Josephine, geb. von Pelzer 3. 5. 9. 12. 18. 19 22. 24. 28. 29. 30. 32. 33 34. 37. 44. 45. 47. 48. 50 52. 53. 54. 55. 58
Kaufmann, Marianne Henriette geb. Rubens 6
Kaufmann, Mathias Joseph, Hofkammerrat 6
Kaufmann, Peter, Cistercienserkonventuale 14
Kaufmann, Peter Joseph, Bürgermeister 6
Kaulen, Professor 154. 202
Kehler von, Abgeordneter 228 240
Keller, Dichter 253
Keller, Kupferstecher 137. 138
Kinkel, Gottfried 14. 20. 22 23. 24. 34. 36. 37. 38. 39 40. 42. 43. 45. 47. 49. 50 57. 61. 67. 71. 72. 74. 75 189. 198. 232
Kinkel, Johanna 34. 35. 36 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43 48. 71. 72
Klee, Professor 9, 16
Klein, Bildhauer 145
Klein, Gymnasialdirektor 32. 35 99
Kleist-Retzow von, Oberpräsident 110
Kleutgen, S. J. 154
Klostermann, Regierungsrat 78
Knebel, Abgeordneter 228
Kneisel, Gymnasiallehrer 20
Knoodt, Professor 137. 158 159. 167. 168. 169
Kohlschein, Kupferstecher 138 216
Kolping, Gesellenvater 83. 84 85. 100. 102. 103. 104
Kopp, Kardinal-Fürstbischof 238. 240. 241
Krementz, Kardinal-Erzbischof 241
Kremers 57
Korten, Schulrat 21
Krebs, Buchhändler 104
Krebs, Karoline geb. Kaufmann 8. 45. 54
Kügelgen, Gerhard von, Maler 236
Künzer 52. 70
Küppers, Bildhauer 108
Kuhl, Jakob 45
Kyllmann, Stadtverordneter 91 147. 152

L.

Lakanal, Gouvernements-Kommissar 6
Lamberz, Justizrat 9. 12. 28 76. 78. 79. 91
Lameth, Präfekt 5
Lammertz, Dechant 193. 194 203
Lange, Schriftsteller 233
Langen, Professor 158. 168
Lasaulx, Amalie von 97
Lassen, Professor 34
Laufenberg, Lehrer 11
Le Boeuf, Marschall 162
Ledochowski, Kardinal 217. 218
Lenné, Generaldirektor 12. 115 116. 118. 148
Lentze, Maler 76
Leo XIII., Papst 218. 241. 243. 245. 251
Lersch, Professor 16. 37. 49
Lessing, Maler 215
Letellier, Arzt 10. 34. 45. 65 70
Lezay-Marnesia, Präfekt 5
Lieber, Abgeordneter 222
Liers, Notar 77. 81
Lietzem, Gymnasiallehrer 21
Lilljehorn von, Oberst 106
Lindenberg, Schriftsteller 113
Lindern von, Oberst 127
Linhoff, Geheimrat 117. 239 245
Linnemann, Glasmaler 250
Lippke, Abgeordneter 210
Lippmann, Museumsdirektor 211. 215. 228. 229. 232 239. 246
Liszt, Franz 32. 54. 55. 56
Loë, Freiherr von, Generaloberst 157
Loewenstein-Wertheim, Fürst von 45. 191. 200. 221. 239
Longard, Frau von, geb. Veit 234
Longard, Jean Claude von, Geheimrat 46. 47. 78. 171 234
Longard, Justizrat 47
Longard, Sebastian, Abgeordneter 47
Lucas, Schulrat 21. 22. 47
Lucius, Abgeordneter 244
Ludwig I. von Bayern 106
Ludwig, Dichter 253
Luise, Königin 252
Lyra, Pastor 31

M.

Maaßen, Maler 25
Mallinckrodt, Hermann von 118
Mantegna, Maler 216
Manteuffel, Freiherr von, Minister 78
Marcus, Buchhändler 184
Mark von der 46
Marteleur, Hofmaler 4
Martin, Bischof 131
Martin, Maler 250. 251
Massenbach von, Regierungspräsident 52. 68. 70
Maßmann, Professor 49
Mastiaux von, Hofkammerrat 4
Mastiaux, Maria Anna von, geb. von Pelzer 4
Mastiaux, Therese von 13
Mathieux, Buchhändler 35
Max Franz, Kurfürst von Köln 2. 6. 12. 56
Meder, Kunsthändler 239
Meerscheid-Hüllessem von, Kriminalinspektor 204. 209. 210
Meglia, Nuntius 159
Melchers, Kardinal-Erzbischof 154. 158. 159. 177. 192 193. 194. 207. 219. 252
Mendel, Musikschriftsteller 153
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 34. 36
Mendelssohn, Professor 34. 36 47
Menken, Abgeordneter 238. 246
Mertens-Schaaffhausen, Frau 36
Metzner, Abgeordneter 227
Meyer-Arnswalde von, Abgeordneter 208
Meyer, Museumsdirektor 225 232. 246
Meyerbeer, Komponist 56
Michels, Frau 219
Michels, Gustav 87
Michels, Peter 83. 85
Mockel, Gymnasiallehrer 20. 35 36. 37
Möller von, Regierungspräsident 82. 110. 111
Monschaw von, Abgeordneter 238. 241. 244. 246
Moltke, Hellmuth, Graf von 163. 228
Mommsen, Professor 211
Montel de, Prälat 219
Montez, Lola 56
Mooren, Abgeordneter 214. 246
Moritz, Landrat 73
Moscheles, Musiker 56
Moufang, Regens 225
Müller, Andreas, Maler 25 26. 29. 49. 50. 106. 109 136. 170. 171. 184
Müller, Beigeordneter 90
Müller, Eduard, Justizrat 200
Müller, Frau Galeriedirektor 24. 25. 45. 50
Müller, Frau, geb. Lenné 251
Müller, Hubert, Galeriedirektor 22. 24
Müller, Karl, Maler 25. 26 34. 50. 66. 87. 166. 167 168. 199. 220. 223. 227 234. 235. 245. 248. 251 252
Müller, Konstantin, Kupferstecher 26. 29
Müller, Ober-Appellationsgerichtsassessor 24
Müller, Wolfgang, Dichter 40
Münchow von, Professor 16

N.

Napoleon I. 7. 8
Nasse, Oberpräsident 245
Nasse, Professor 35
Naumann, Musikschriftsteller 152
Naumann, Professor 35. 138 152
Neu, Dechant 159. 168. 175 179. 193. 249. 255
Neuenburg, Abgeordneter 64
Neufville von 138
Neuhäuser, Professor 104
Neuland, Musiker 253
Neumann, Professor 136
Neven, Christine geb. DuMont 87
Niebuhr von, Staatsmann 148
Noeggerath, Professor 91. 104 132
Nohl, Musikschriftsteller 152
Nokk, Staatsmann 171
Norden von, Professor 35

O.

Oberniedr, Lehrer 98
Oesterreich, Johann Erzherzog von 63
Onderdyk, Oberbürgermeister 121. 125. 126
Oppenhoff, Oberbürgermeister 12. 61. 76. 77. 78. 88 89. 97. 106
Oriola, Graf von, Oberst 112
Osterath, Abgeordneter 207

Oulibitscheff, Musikschriftsteller 146
Overbeck, Maler 49. 50. 239
Overberg, Pädagoge 98

P.

Palestrina, Musiker 222
Patow von, Minister 120
Pelzer von, Geheimrat 3. 10 24
Pelzer, Therese von, geb. Freybütter 3 10.
Peretti, Bartel 36
Perthes, Professor 34. 91. 103 104
Pestalozzi, Pädagoge 98. 141
Pettenkofer von, Professor 95
Pick, Kanonikus 4. 140. 236
Poelmann, Abgeordneter 121
Pommer-Esche von, Oberpräsident 133
Porsch, Abgeordneter 221
Printz, Dechant 73. 74. 123
Proff-Irnich, Freiherr von, Abgeordneter 120. 123
Puttkamer von, Minister 246

Q.

Quack, Fabrikant 199
Quast von, Konservator 108

R.

Raabe, Dichter 253
Radziwill, Edmund Prinz von 225
Raffael 216
Rath vom, Komponist 253
Rauch, Bildhauer 106
Raschdorf, Architekt 99
Redwitz, Freiherr von, Dichter 39. 103
Rehfues von, Kurator 8. 16 33
Reichensperger, August 100 118. 225. 227. 230. 231 236. 237
Reichensperger, Peter 118. 207 211. 219. 226
Reimann, Elisabeth 10. 11. 45
Reinkens, Joseph Hubert, Professor 164. 167. 169
Reinkens, Wilhelm, Pfarrer 20 166
Rembrandt 230. 239
Reumondt von, Diplomat 155
Reusch, Professor 155. 156. 158 168
Richter, Architekt 255
Richter, Eugen, Abgeordneter 238. 242
Richter-Sangerhausen, Abgeordneter 209
Richtsteig, Abgeordneter 121
Ridel 8
Riegeler, Beigeordneter 90
Ries, Franz, Kapellmeister 35 48. 56
Ries, Hubert, Konzertmeister 118
Rincklake, Architekt 248
Ritschl, Professor 108. 131. 132. 138
Ritter, Dompropst 8. 9. 16. 28 48. 69
Ritterath 10
Röckerath, Abgeordneter 204 210
Roon, Graf von, Kriegsminister 163
Roquette, Dichter 39
Rousseau, Jean Jacques 5
Rubens, Peter Paul 7
Ruland, Advokat 137
Runkel von, Landrat 46

S.

Sach, Schriftsteller 231
Sack, Mineraloge 16
Saemisch, Professor 139. 142
Salm-Dyck-Reifferscheidt, Graf von 105
Salm, Prinz 139
Salomon von 77. 78. 79. 81
Salomon von, Universitätsrichter 77
Salviati, Mosaikfabrikant 239
Seidlitz von, Kunsthistoriker 215 231
Sell, Karl, Professor 34
Sello, Abgeordneter 209
Simar, Erzbischof 196. 201 202. 203
Simons, Architekt 38. 45. 47 48. 67. 118
Simrock, Karl 1. 8. 9. 93. 137 139. 141. 167. 168. 191
Spangenberg, Abgeordneter 212
Spangenberg, Maler 212
Spankeren von, Regierungspräsident 82
Spicker, Geheimrat 225
Spiegel von, Erzbischof 28
Spohr, Komponist 55
Springer, Anton, Kunsthistoriker 2. 104. 137. 232. 233
Suermondt, Kunstsammler 229
Sybel, Heinrich von, Professor 91. 124. 131. 132. 133 135. 148. 163. 177. 205 206. 246

Sch.

Schaaffhausen, Professor 104 138. 152. 156. 177. 182 191
Schadow, Wilhelm von, Akademiedirektor 1. 25. 28. 29
Schadt, Abgeordneter 65
Schäffer, Generalpräses 221
Schaepman, Professor 221
Schall, Maler
Schaller, Bildhauer 145
Schauenburg, Arzt 74. 75. 76 77
Scheben, Abgeordneter 247
Scheffel von, Dichter 39
Scheuren, Maler 113
Schiller, Charlotte von 13. 105
Schiller, Ernst von 12. 13. 22 105
Schiller, Magdalene von, verw. von Mastiaux, geb. Pfingsten 12. 13. 48. 54
Schillings, Komponist 253
Schindler, Musikschriftsteller 48 56. 145 u. ff.
Schirmer, Johann Wilhelm, Maler 113. 215
Schistel, Lehrer 98
Schlabberndorf, Emilie Gräfin 18
Schlabberndorf, Leopold Graf 17 59. 60 61
Schlegel, August Wilhelm von 107. 148
Schleiermacher, Philosoph 228
Schlönbach, Polizeiinspektor 128
Schmiedtborn, Rentner 107
Schmiesing, Graf, Abgeordneter 212
Schmitz, Franz, Dombaumeister 225. 249
Schneider, Advokatanwalt 129
Schneider, Domherr 230. 250 251
Schneider, Eulogius 141
Schnütgen, Domherr 233
Schöne, Generaldirektor 211 225. 227. 245
Schopen, Gymnasialdirektor 20 23. 99. 103. 108
Schorlemer-Alst, Freiherr von, Abgeordneter 204. 205. 211 212. 227. 240. 241. 242 246

Schorn, Kammerpräsident 30
Schroeder-Lippstadt, Abgeordneter 192
Schütz von Leerodt, Freiherr 246
Schumacher, Pfarrer 82
Schumann, Klara 107. 150 151. 152
Schumann, Robert 107. 142 144. 150. 151. 152. 153
Schurz, Politiker 72
Schwarz, Kunstschriftsteller 235
Schwerin von, Minister 117 120
Schweitzer, Domherr 98

St.

Stablewski von, Erzbischof 209 217. 221. 225. 247
Statz, Abgeordneter 197. 212 213. 246
Statz, Vincenz, Baumeister 55
Stauder, Geheimrat 202. 213 239. 245
Stedmann von, Gutsbesitzer 53
Stein von, Minister 27
Steinäcker, Freiherr von, Oberst 69
Steinbusch, Abgeordneter 199 212
Steinhuber, Kardinal 218
Steinle von, Maler 29. 33 239. 240. 249. 250
Stifter, Adalbert 86
Stirner, Schriftsteller 58
Stockhausen, Sänger 150
Stöhr, Privatdozent 201
Stolp, Redakteur 189
Stolz, Alban 101. 139
Straeter, Kunstsammler 137 220. 229. 230
Stramberg von 53
Straßmann, Abgeordneter 228
Strobel, Sanitätsrat 175. 176
Strodtmann, Schriftsteller 39
Stromeyer, Schriftsteller 58
Stupp, Oberbürgermeister 109 110. 121. 123

T.

Techow, Abgeordneter 211
Tellkampf, Abgeordneter 121
Tesch, Bierbrauer 72
Thausing, Kunsthistoriker 232 233
Thayer, Musikschriftsteller 142 145. 148
Thiele von, General 52
Thimus, Freiherr von, Abgeordneter 209. 210
Thisquen, Professor 202
Thissen, Domherr 196
Thomann, Stadtbaumeister 95
Trimborn sen., Abgeordneter 246
Tripps, Bürgermeister 192
Troschel, Professor 138. 191

U.

Uechtritz von, Schriftsteller 215
Uhland, Dichter 254
Ulrich, Geheimrat 82

V.

Veit, Johannes, Maler 239
Veit, Philipp, Maler 220. 234 239
Velten, Arzt 70
Velten, Leibarzt 118. 228
Viktoria, Königin von England 31. 35
Virchow, Abgeordneter 208
Vleuten van, Abgeordneter 223 239
Vogel, Sänger 150
Vogelgesang, Professor 28
Vollmer, Arzt 228

W.

Waal de, Rektor 217. 218
Wagner, Richard 145
Wallbaum, Stadtverordneter 123
Wallraf, Kunstsammler 140
Walter, Professor 33. 97. 104 132. 155. 159. 175
Walther, Kaufmann 216. 217 219
Wamboldt, Freiherr von 222
Wasielewski von, Musiker 142 143. 144. 149
Weber, Beda, Stadtpfarrer 87
Weber, Friedrich Wilhelm, Abgeordneter 37. 212
Weerth aus'm, Professor 104 108
Wegeler, Geheimrat 56
Wehrenpfennig, Geheimrat 246
Welcker, Professor 132. 138 157
Wendt, Freiherr von 213
Wenigmann, Musiker 56. 67
Wessely, Kunsthistoriker 231
Weyhe, Oekonomierat 138
Wichelhaus, Pastor 38. 104
Wichern (Rauhes Haus) 101 102
Wilberg 49
Wildenow, Universitätsrichter 124
Wilhelm I., Kaiser 52. 56. 70 80. 112. 119. 132. 162 185. 205. 220. 243
Wilhelm II., Kaiser 244
Windscheid, Professor 34
Windthorst, Ludwig 177. 190 191. 192. 195. 197. 204 207. 210. 211. 212. 213 214. 215. 218. 222. 224 226. 227. 238. 241. 242 244. 245. 246
Wiseman, Kardinal 87
Wolff, Arzt 29. 47
Wolters, Pastor 104
Wrede, Advokat 128
Wutzer, Professor 94

X.

Xaveria, Ordensfrau 99. 100

Z.

Zedlitz, Freiherr von, Abgeordneter 227
Zedlitz von, Dichter 68
Zeller, Paul 24
Ziegert, Abgeordneter 123
Zwirner, Dombaumeister 55. 95

Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

(Die vergriffenen Schriften sind nicht aufgeführt.)

Komm.-Verlag von J. P. Bachem, Köln. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** 2. Aufl. M. 1.20.

1878. III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. M. 2.25.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** M. 1.80.

1880. III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** M. 1.80.

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. M. 1.20.

1883. II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner, und andere Missionare. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** M. 1.80.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703—1709. M. 1.80.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellungen der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. M. 1.80.

1889. II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hautinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** M. 1.20.

1890. II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. M. 1.80.

III. **A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. M. 2.—.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildnis des Malers Veit. M. 2.—.

II. **Dr. Albert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. M. 1.50.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** M. 1.80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe u. Tagebuchblätter.** M. 1.80.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** M. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** M. 1 20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** M. 2.25.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** M. 1.80.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. M. 2.—.

III. **Julius Bachem, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** M. 1 80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** M. 1.80.

III. **Zurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** M. 1.50.

II. **Prof. Dr. Heinr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildnis des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. Mit Abbildungen. Geh. M. 2.—.

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** M. 1.50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** M. 2.25.

1900. I. **P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** M. 1.80.

II. **Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** Mit Abbildungen. M 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** M. 1.80.

1901. I. **Dr. Herm. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876—1901.** Denkschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. M. 1.80.

II. **Dr. Wilhelm Lossen, Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. M. 2,50.

III. **Dr. Jos. Mausbach, Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze u. Aufgaben.** Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Auflage. M. 2,50.

1902. I. **Dr. H. J. Wurm, Die Papstwahl.** Ihre Geschichte u. Gebräuche. M. 2,—.

II. **Prof. J. Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart.** Historisch-geographische Skizzen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres.** Zweite Folge. M. 1.80.

1903. I. u. II. **Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann,** Oberbürgermeister von Bonn (1821—1898). M. 4.—.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Dritte Vereinsschrift für 1903.

Dr. Max Ettlinger, Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie.

Köln, 1903.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

(Die vergriffenen Schriften sind nicht aufgeführt.)

Komm.-Verlag von J. P. Bachem, Köln. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** 2. Aufl. M. 1.20.

1878. III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. M. 2.25.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** M. 1.80.

1880. III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** M. 1.80.

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. M. 1.20.

1883. II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner, und andere Missionare. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** M. 1.80.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703–1709. M. 1.80.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga** i. p. i., **apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709–1728.** M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann. Die veränderlichen Sterne.** Darstellungen der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. M. 1.80.

1889. II. P. **Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hautinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** M. 1.20,

1890. II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. M. 1.80.

III. **A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. M. 2.—.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildnis des Malers Veit. M. 2.—.

Untersuchungen

über die

Bedeutung der Deszendenztheorie

für die Psychologie.

Von

Dr. Max Ettlinger.

Köln 1903.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Meinen lieben Eltern.

„Ubi non est scientia animae, non est bonum;
et qui festinus est pedibus, offendet."
(Prov. XIX, 2.)

Vorwort.

Der Gegenstand der folgenden Untersuchungen ist ein bedeutender. Dessen bin ich mir wohl bewußt, und nicht minder, daß mir die Bewältigung erst unvollkommen geglückt ist. Ich hoffe aber trotzdem, einiges zur Klärung der einschlägigen Begriffe beizutragen und damit zur vermehrten Fruchtbarkeit kommender Diskussionen. Vielleicht erscheinen solche theoretische Untersuchungen manchem als Begriffsspielerei. Dann möge man aber bedenken, ob nicht vielmehr diejenigen mit den Begriffen spielen, welche sie anwenden, ohne sich hinreichend Rechenschaft von ihrer Bedeutung zu geben.

Angesichts der großen Fortschritte der empirischen Psychologie im verflossenen Jahrhundert läßt sich unserem Thema nicht mehr gerecht werden, wenn man sich mit einer vieldeutigen Popularpsychologie behilft. Dieser Vorwurf trifft aber die weitaus meisten Behandlungen unserer Frage, wie sie von naturwissenschaftlicher Seite gegeben werden. Wenn ich einem solchen Verfahren entgegentrete, so liegt darin gewiß keine Unterschätzung der Naturwissenschaften, und ebensowenig eine Ueberschätzung der Psychologie. Auch wer der Psychologie keine allbeherrschende Stellung zuerkennen will, wird ihr doch das Recht zugestehen, ihren theoretischen Aufbau gemäß der Eigenart i h r e s Wissensgebietes und seiner besonderen Probleme zu vollziehen. Und an diesem Kriterium allein kann auch die Brauchbarkeit einer aus ganz andersartigen Wissensgebieten hereingetragenen Theorie gemessen werden.

Erst als diese Schrift schon weit vorgeschritten war, wurde mir eine Arbeit bekannt, welche ein ähnliches Thema mit vielfach übereinstimmendem Resultat behandelt: Die großzügige Festrede von C a r l S t u m p f „Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie." [1]) Da ich aber zu dieser Uebereinstimmung durchaus unabhängig gekommen bin, gibt sie mir eine Ermutigung

[1]) Leipzig 1900.

zur Aussprache der eigenen Ueberlegungen. Auch die ganz kurzen, aber treffenden Bemerkungen Oswald Külpes in seiner Besprechung Baldwins[1]) nenne ich im gleichen Sinne.

Die mancherlei Literaturangaben in Text und Anmerkungen erheben auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch. Zwar wurde die unliebsame Verzögerung der Drucklegung — die Niederschrift der Arbeit war im wesentlichen im Frühjahr 1902 beendet — zu manchem Nachtrag benutzt; aber die Zahl der einschlägigen Arbeiten ist eine unabsehbare.[2]) Und wenn dies jedenfalls zur Folge hatte, daß manche beachtenswerte übersehen wurde, so hat der Verfasser doch auch gar manches gelesen, das zu nennen er keinen Anlaß findet.

In den meisten Fällen letzterer Art liegt der Grund der Unfruchtbarkeit offenkundig darin, daß das Interesse der betreffenden Verfasser weniger auf ihr eigentliches Thema, als auf weit darüber hinausliegende „letzte Fragen" gerichtet war. Um so mehr habe ich mich bemüht, diesen Fehler zu vermeiden. Zunächst vermag ich einen unmittelbaren und zwingenden Zusammenhang zwischen der Antwort auf die Abstammungsfrage und derjenigen auf die „Welträtsel" keineswegs einzusehen. Ich schließe mich vielmehr in dieser Hinsicht durchaus der Meinung Georg von Hertlings an, der bereits im Jahre 1875 gesagt hat:[3])

„Philosophie und Theologie haben keineswegs an der Bewahrung oder Nichtbewahrung der Deszendenztheorie, solange man bei ihrem nächsten Inhalt stehen bleibt, das entscheidende Interesse, das eine unrichtige Schätzung ihrer Tragweite dafür in Anspruch nimmt."

Soweit sich dagegen solche jenseitige Beziehungen indirekt durch die allseitige Ausdehnung der Theorie von der natürlichen Zuchtwahl zu knüpfen scheinen, wird es Aufgabe der Einleitung sein, dieselben abzugrenzen und damit unserer Frage eine solche Bestimmtheit zu geben, wie sie die Voraussetzung einer fruchtbaren Behandlung ist.

München, im September 1903.

Dr. Max Ettlinger.

---

1) Ztschr. für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane Bd. 12, S. 208 ff.

2) Außer den unvollständigen Angaben einiger Spezialwerke dienen am besten die betr. Rubriken in der „Bibliogr. d. ges. philos. Literatur" des „Archivs f. system. Philos.", die „Bibliogr. d. psychophys. Literatur" in der „Ztschr. f. Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane" und der „Zoolog. Jahresbericht". Letztere beide auch vielfach mit Inhaltsangaben.

3) „Ueber die Grenzen der mech. Naturerklärung." (Bonn, 1875.) S. 58.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort . . . . 5—6

Einleitung. Der Ursprung des Entwicklungsgedankens in den Geisteswissenschaften. — Abgrenzung des teleologischen Problems und seiner vermeintlichen Lösung durch die Selektionstheorie . . . . 9—17

Erstes Kapitel. Heuristischer Wert der Deszendenztheorie für die Psychologie. — Voraussetzung der systematischen Anwendung wäre eine vergleichende Psychologie. — Begrenzte Möglichkeit derselben. . . . . 18—26

Zweites Kapitel. Ueber die Kriterien des Bewußtseins . . . . 27—42

Drittes Kapitel. Das Lernen der Tiere durch Gedächtnis, Uebung und Nachahmung . . . . 42—57

Viertes Kapitel. Die Eigenart des tierischen Seelenlebens. — Ichbewußtsein und Individualitätsproblem . . . . 57—63

Fünftes Kapitel. Die Eigenart des menschlichen Seelenlebens. — Das Lernen des Menschen durch Einsicht und Belehrung . . . . 64—81

Sechstes Kapitel. Deszendenztheorie und Psychologie . . . . 81—86

Einleitung.

Der Ursprung des Entwicklungsgedankens in den Geisteswissenschaften. — Abgrenzung des teleologischen Problems und seiner vermeintlichen Lösung durch die Selektionstheorie.

Das Verständnis der geistigen Entwicklung des Menschen zu gewinnen, ist die Aufgabe der Psychologie; und dies nicht nur ihrem vornehmsten praktischen Anwendungsgebiet, der Erziehungslehre, zuliebe, sondern gemäß der Natur ihres Gegenstandes. Wenn es irgendwo ein beständiges und zugleich unendlich wechselvolles Fortschreiten gibt, dann in unserem Seelenleben, in diesem „Strome des psychischen Geschehens". Jedes einzelne psychische Gebilde hat seine Geschichte und kann nur aus ihr begriffen werden. Daher sind alle Geisteswissenschaften, mögen sie nun Sprache, Kunst, Religion, Recht und Sitte, den einzelnen Menschen oder die Völker zu ergründen suchen, notwendig historische Wissenschaften, und dieses auch immer gewesen.

Der Entwicklungsgedanke muß nicht erst, wie manche meinen, in unseren Tagen aus den Naturwissenschaften in die Geisteswissenschaften verpflanzt werden. In letzteren vielmehr hat er seinen Mutterboden und auf ihm bereits lange, von Aristoteles bis Hegel, köstliche Früchte getragen. Seine *wissenschaftliche* Anwendung nun aber, im Gegensatze zur phantasievollen Mythologie, ist nur da möglich, wo wir das sich entwickelnde Geschehen entweder unmittelbar beobachten können oder zuverlässige Urkunden der einzelnen Stadien erhalten sind. Deshalb hat der Entwicklungsgedanke erst dann festen Fuß auch in den Wissenschaften der organischen Reiche fassen können, als ihm die Fortschritte der Embryologie und Paläontologie ein hinreichendes Tatsachenmaterial boten.

Als *Kant* diesen Erkenntnisgang (im 80. Paragraphen seiner „Kritik der Urteilskraft") genial voraussah, mußte er ihn im Hinblick auf das

damalige Wissen noch „ein gewagtes Abenteuer der Vernunft“ nennen. Aber er hat nicht nur die Fruchtbarkeit des Gedankens erkannt, sondern auch seine Gefahr. Und nachdem er es aussprach:

„Diese Analogie der Formen . . . verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur anderen . . .“, warnte er zugleich den „Archäologen der Natur“ mit den Worten:

„Allein er muß gleichwohl zu dem Ende dieser allgemeinen Mutter eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beilegen, widrigenfalls die Zweckform der Produkte des Pflanzen- und Tierreiches ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu denken ist.“

Damit war klar auseinandergelegt, was später durch die besondere Darwinsche[1]) Begründung der Abstammungslehre, seine Selektionstheorie so unheilvoll durcheinandergeschoben worden ist; nämlich erstlich die Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der Organismengattungen, und zweitens die Frage nach der Zweckmäßigkeit der organischen Natur und damit das teleologische Problem überhaupt.

In den folgenden Untersuchungen soll nicht die Bedeutung der Selektionstheorie, sondern diejenige der Deszendenzlehre für die Psychologie erwogen werden. Es dürfte daher zweckmäßig sein, zunächst noch einmal den Unterschied dieser beiden so oft zusammengeworfenen Theorieen kurz zu bezeichnen. Die Deszendenzlehre, wie sie bereits vor Darwin vertreten worden ist, hat einen wesentlich historischen Inhalt. Sie nimmt an, daß die heute bestehenden Organismengattungen nicht von Anfang an unveränderlich neben einander hergegangen sind, sondern daß sie sich aus einfacheren Grundformen allmählich entwickelt und abgezweigt haben. Ueber die Kräfte, welche diese Entwicklung verursacht haben, sagt die Deszendenzlehre als solche gar nichts aus. Auf diese Frage ist vielmehr noch eine besondere Antwort nötig, und den bekanntesten Erklärungsversuch der einmal als gegeben vorausgesetzten Entwicklung hat Darwin mit seiner Selektionstheorie unternommen.

Seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl wurzelt in der Anschauung, daß, ebenso wie bei künstlicher Zuchtwahl der menschliche Züchter zufällig auftretende Varietäten ausliest und erhält, so auch die Natur vermittelst des Kampfes ums Dasein eine Auswahl unter den auftretenden kleinen Varietäten trifft. Aus der hierdurch erfolgenden Häufung

---

[1]) Ich weiß sehr wohl, daß Darwin nicht, wie Wallace, Weismann u. a., die natürliche Zuchtwahl als allein wirksamen Entwicklungsfaktor betrachtet hat, sondern nur als den „wichtigsten“. („Entstehung der Arten“ [Deutsch bei Reclam] S. 29.)

der zunächst nur kleinen Unterschiede sollen dann allmählich die jetzt vorhandenen großen Gattungsdifferenzen entstanden sein.

Wir nun werden uns, wie gesagt, in den folgenden Untersuchungen darauf beschränken, die etwaige psychologische Bedeutung der Deszendenzlehre zu prüfen, und im Hauptteil die Selektionstheorie beiseite lassen. Zur Rechtfertigung für diese Beschränkung wollen wir uns aber nicht mit dem Hinweis begnügen, daß auch bei den Biologen über den Erklärungswert der Selektionstheorie weit weniger Uebereinstimmung herrscht als über die Deszendenzfrage; daß die Ansicht immer mehr an Boden gewinnt, es bedürfe zur Erklärung der Deszendenz, da sie zugleich eine Aszendenz, ein bestimmt gerichteter Fortschritt [1]) ist, auch eines besonderen, richtunggebenden Prinzips, welches z. B. Nägeli als „Vervollkommnungstendenz, Kölliker als „Entwicklungsplan" bezeichnet, — sondern eine kurze Erwägung der Unzulänglichkeit des Selektionsgedankens ist auch für unser Thema von unmittelbarer Bedeutung. [2])

Erstlich gewinnt dadurch unsere Fragestellung im allgemeinen an Bestimmtheit und wird sich klar scheiden von allen allgemeinphilosophischen Erörterungen, und außerdem wird ein Begriff, der uns später (Kap. 2.) notwendig wieder begegnet und der zu den vieldeutigsten gehört, von vornherein geklärt; nämlich der Begriff der Zweckmäßigkeit.

Die in der Selektionstheorie erstrebte Lösung des Zweckmäßigkeitsproblems ist schon deshalb nur eine vermeintliche, weil sie den fraglichen Begriff nach Umfang und Inhalt zu enge nimmt; sie wendet ihn nämlich nur auf Lebenserscheinungen an, [3]) und da nur im Sinne der Nützlichkeit für die Erhaltung von Individuum und Gattung. Mit Recht bemerkt daher Albrecht, [4]) daß derlei Anschauungen „mit der alten Teleologie gar nichts zu tun haben", und keineswegs hat Darwin, wie Ernst

[1]) Unter den wenigen, welche die Anwendung der Begriffe „Fortschritt," „Vervollkommnung" auf die Deszendenz klar und bestimmt ablehnen und dieselbe einer „Veränderung ohne Ende" ausdrücklich gleichsetzen, sei hier Max Verworn hervorgehoben. (Vgl. dessen „Allg. Physiologie", Jena 1901, 3. Aufl., S. 333.) Aber er findet doch eine Entwicklung vom Einfacheren zum Komplizierten. Ist nun aber damit nicht etwa auch schon eine eindeutige Richtung gesetzt? Warum sollte eine Veränderung ohne Ende nicht ebenso oft eine Entwicklung vom Komplizierten zum Einfachen aufweisen?

[2]) Diese Zeilen wurden bereits im Frühjahr 1901 niedergeschrieben; seitdem hat die Einsicht in die Unhaltbarkeit des Darwinismus auch in naturwissenschaftlichen Kreisen noch beträchtliche Fortschritte gemacht.

[3]) Besonders deutlich tritt dies z. B. bei G. H. Schneider hervor, der den ersten Abschnitt seines Buches „Der tierische Wille" (Leipzig o. J.) überschreibt: „Die Zweckmäßigkeit, das Gemeinsame aller Lebenserscheinungen", und darin gleich S. 25 sagt: „Die Zweckmäßigkeit existiert nur innerhalb des organischen Reichs." Aehnlich Bethe in Pflügers Archiv, Bd. 70, S. 19.

[4]) „Vorfragen der Biologie" (Wiesbaden 1899), S. 16.

Häckel[1]) meint, die teleologische Weltansicht durch eine kausale ersetzt. Der Grundsatz jener[2]):

„ὁ θεὸς καὶ ἡ φύσις οὐδὲν μάτην ποιοῦσιν“[3])

(Die Gottheit und die Natur bringen nichts umsonst hervor) bezieht sich stets auf die Gesamtheit aller Geschehnisse und schließt die Allgemeingültigkeit der Kausalität nicht etwa aus, sondern setzt sie sogar voraus.[4]) Ausgeschlossen ist für diese umfassende Weltansicht nur die Annahme, daß solche Vorgänge, deren Zweck wir nicht einsehen, deshalb auch keinen Zweck hätten, genau ebenso, wie es die Allgemeingültigkeit der Kausalität unmöglich macht, da, wo wir die Ursachen nicht erkennen, an den Mangel der Ursächlichkeit, an den Zufall zu glauben. Freilich sind meistens gerade die Lebenserscheinungen als einleuchtendes Exempel der Zweckmäßigkeit des Geschehens gewählt worden, ebenso wie man als Beispiel der kausalen Bedingtheit das Gebiet der Mechanik zu wählen pflegt. Aber deshalb entbehren weder die Lebenserscheinungen der kausalen Bedingtheit, noch fehlt den mechanischen Vorgängen die innere Zweckmäßigkeit. Vielmehr sind gerade die beiden Grundsätze, auf denen unsere ganze theoretische Physik beruht, die beiden großen Erhaltungsprinzipien, durchaus teleologischen Charakters.[5]) Daher verträgt sich eine mechanische Auffassung der Lebensprozesse ebensogut mit einer teleologischen Grundansicht[6]), als etwa eine „vitalistische“ oder gar „psychologistische“ Auffassung der Atomvorgänge[7]) dem Kausalgesetz entsprechen muß.

[1]) Vgl. z. B. im ersten Band der „Generellen Morphologie“ (Berlin 1866) den 5. Abschnitt des 4. Kap. des 1. Buches, der den Titel trägt: „Teleologie und Kausalität (Vitalismus und Mechanismus)“.

[2]) Ich verweise auf die klassische Darstellung in Trendelenburgs „Logischen Untersuchungen“, Bd. II, Abschnitt IX ff.

[3]) Aristoteles, De coelo, A 4, 271 a, 34.

[4]) Vgl. auch Sigwarts „Logik“ (Freiburg 1893), Bd. II, S. 249 ff.

[5]) Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade ein so strenggläubiger Christ wie Robert Mayer das Energieprinzip aufgedeckt hat. Man lese hierüber nach bei Kneller, „Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft“. (Beilage zu den Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg 1903.)

[6]) v. Hertling hat das fast mit diesen Worten bereits gesagt. („Ueber die Grenzen der mechanischen Naturerklärung“, S. 161, Anm.) Das markanteste Beispiel einer zugleich antivitalistischen und teleologischen Denkweise gibt Hermann Lotze, der wissenschaftliche Vernichter des älteren Vitalismus.

[7]) E. Häckel sagt u. a. in dem Vortrag: „Ueber die Wellenzeugung der Lebensteilchen oder die Perigenesis der Plastidule“ (Populäre Vorträge, Bonn): „Lust und Unlust, Begierde und Abneigung, Anziehung und Abstoßung müssen allen Massenatomen gemeinsam sein.“ Dann gilt freilich Verworns Folgerung (Allg. Physiologie, S. 42): „Alle Wissenschaft ist in letzter Instanz Psychologie.“ Vgl. hierzu auch O. Hertwigs Bemerkung in seinem Vortrag „Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert“ (Jena 1900), S. 29: „Auch derartige Ansichten sind schon ausgesprochen worden, so daß über die wichtigsten Fragen sowohl in der Zellenlehre wie in der Physik und Chemie der Psychologe würde Auskunft zu geben haben.“

Die Zweckmäßigkeit im umfassenden Sinne birgt in sich das größte Problem der Philosophie; diesem vermochten nur universelle Geister, wie ein Aristoteles oder Leibniz, gerecht zu werden. In der Selektionstheorie aber ist nicht nur mit dem Begriff auch das Problem der Zweckmäßigkeit eingeengt, sondern zudem ungelöst gelassen. Nichts ist irrtümlicher als die Meinung, Darwin habe eine rein mechanische Erklärung der organischen Zweckmäßigkeiten gegeben. In der Selektionstheorie handelt es sich überhaupt nur um die Erhaltung und Auslese zweckmäßiger Bildungen, nicht aber um die Entstehung derselben. Diese ist vielmehr unter dem Titel der allgemeinen Variabilität vorausgesetzt. Die Theorie will nur erklären, wie aus der richtungslosen Variabilität eine bestimmt gerichtete Entwicklungslinie hervorgehen konnte: im Kampf ums Dasein sollen in immer wachsendem Verhältnis nur diejenigen Variationen erhalten bleiben, welche „zweckmäßig" sind.

Nur angedeutet sei hier der dabei unterlaufende Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeitsrechnung; nach dieser müßten nämlich in der zweiten Generation die zweckmäßigen Variationen fast mit demselben Grad von Wahrscheinlichkeit verschwinden, mit welchem sie in der ersten Generation aufgetreten sind. Eine Einschränkung dieser Wahrscheinlichkeit, oder, positiv ausgedrückt, eine Erhöhung für die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung findet nur statt durch die Schärfe des Daseinskampfes, wie er sich in der Verhältniszahl der ausgerotteten Individuen zu den erhaltenen kundgibt. Hier müßte eine direkte Proportion stattfinden und der Fortschritt dort am deutlichsten zu erkennen sein, wo eine besonders fruchtbare Gattung einer besonders starken Dezimierung unterliegt. Da aber nach der Malthusschen Idee, von welcher Darwin ausging, die größere Fruchtbarkeit an sich eine Verschärfung des Daseinskampfes bedeutet, so wären die Vervollkommnungsaussichten am besten bei Kaninchen und Fischen, am schlechtesten bei Elefanten oder Menschen. Diese Rechnung stimmt nicht mit den Tatsachen überein.[1])

Doch mehr als an diesem Argument liegt hier daran, zu zeigen, daß die Variationen, welche die Träger des Fortschritts sein sollen, mit der Bezeichnung: „zweckmäßig" keineswegs eindeutig bestimmt sind, so daß sie eine einheitliche Entwicklungsrichtung, einen Fortschritt gewährleisten.

Wie sollen wir die Nützlichkeit einer Variation für die Erhaltung von Individuum und Gattung anders bestimmen, als aus dem Erfolg? Diesen aber zeigt nur ein Vergleich: Nützlicher veranlagt für die

---

[1]) Eine ähnliche Beweisführung ist mir erinnerlich aus der Vorlesung des Zoologen Pauly in München über „die Darwinsche Theorie als psychologisches Problem", welcher ich vielfache Anregung und Belehrung danke.

Erhaltung oder kürzer gesagt: existenzfähiger[1]), bevorzugt[2]) ist von zwei Individuen offenbar dasjenige, welches unter völlig gleichen Bedingungen überlebt, unter denen das andere zu Grunde geht. Daraus erhellt, daß die Darwinsche Zweckmäßigkeitsbestimmung immer nur eine relative ist. Es handelt sich bei ihm immer nur um eine Steigerung der Lebensfähigkeit, nicht aber um das Wesen der organischen Existenzweise überhaupt, und es ist nicht etwa nur ein Ausdruck der Bescheidenheit, wenn er wiederholt ablehnt, den Ursprung des Lebens zu ergründen.[3])

Dementsprechend bezeichnet er auch wesentliche Merkmale des Lebens ausdrücklich als unabhängig von der natürlichen Zuchtwahl. Dies bezeuge nur ein Beispiel. Die „Wechselbeziehung der Veränderung" (»korrelative Variation«) ist nach „Entstehung der Arten" S. 195 „unabhängig von der Nützlichkeit und daher auch von der natürlichen Zuchtwahl".

Und ähnlich heißt es im zweiten Bande seines Werkes über „das Variieren der Tiere und Pflanzen"[4]) S. 456: „Obgleich jede Abänderung entweder direkt oder indirekt durch irgend eine Veränderung in den umgebenden Bedingungen verursacht wird, so dürfen wir doch nie vergessen, daß die Natur der Organisation, auf welche gewirkt wird, weitaus der bedeutungsvollste Faktor zur Erlangung des Resultates ist."

Und wenden wir uns nun vom Wesen des Organismus zu seinen umgebenden Bedingungen, so darf man geradezu sagen, daß die Entwicklungsrichtung, welche den inneren Variationen abgesprochen ist, in die äußeren Variationen, die Veranlassungen jener, hineinverlegt wird. Nicht nur müssen die Lebensbedingungen von vornherein sich derart entwickeln, daß ein Kampf ums Dasein entbrennt,[5]) sondern sie müssen

---

[1]) Vergl. Sachs: „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie" (1882) S. 14: „Im Grunde versteht man unter dem Ausdruck, es sei diese oder jene Einrichtung an einem Organismus zweckmäßig, weiter nichts, als daß dieselbe mit zur Existenzfähigkeit desselben beiträgt . . . . . zweckmäßig heißt also im allgemeinen so viel als existenzfähig . . . . ." (Nach dem ausführlicheren Citat bei Coßmann)

[2]) Vergl diesen Ausdruck im Untertitel der „Entstehung der Arten": oder „die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein".

[3]) Vergl. „Entstehung der Arten" S. 328: „Ich will hier vorausschicken, daß ich nichts mit dem Ursprung der Geisteskräfte, noch mit dem Leben zu schaffen habe" und „Abstammung des Menschen" (deutsch bei Reclam) S. 98: „In welcher Weise die Geisteskräfte bei den niedersten Organismen zuerst entwickelt wurden, ist ebenso hoffnungslos zu untersuchen, wie, in welcher Weise das Leben entstanden sei."

[4]) Als vierter Band der Ges. Werke; deutsch Stuttgart, 1878. — Eine ähnliche Stelle auch „Abst. d. M.", B. I, S. 66.

[5]) Auch der Tod hat sich nach der Meinung Weismanns, Verworns u. a. erst entwickelt. Letzterer widmet in seiner „Allg. Physiologie" (1895, ebenso 1901) einen besonderen Abschnitt, den dritten des vierten Kapitels, der „Geschichte des Todes" und sagt darin: „Die Unsterblichkeit geht als unzweckmäßig (?) in der Selektion verloren."

dann auch, um die vorteilhaften organischen Variationen allgemein werden zu lassen, hinreichend lange bis zur Vollendung der Auslese gleichmäßig fortdauern; und wenn die äußeren Lebensbedingungen dann wieder einmal abändern, dann muß es in gleicher oder ähnlicher Richtung geschehen, wie vorher; andernfalls würde die erworbene Variation ihre Zweckmäßigkeit einbüßen und allmählich wieder verschwinden, in keinem Falle aber weiter und feiner ausgebildet. In solchem Maße auf die Züchtung neuer Organismenformen zugeschnitten sind aber offenbar die Verhältnisse in der Natur nur ausnahmsweise.[1]) Sie finden sich vielmehr meist nur bei der künstlichen Zuchtwahl, deren Verhältnissen Darwin allzu hohen Analogiewert für die Naturerklärung beimaß.

Aus diesen Ueberlegungen ergibt sich, daß die Bestimmung der Zweckmäßigkeit bei Darwin nicht nur insofern eine relative ist, als sie nur aus dem Vergleich mit anderen, minder begünstigten, erhellt, sondern auch insofern, als sie nur in Beziehung zu den jeweiligen Lebensbedingungen vorhanden ist.

Deshalb leidet aber die Konstatierung dieser Art von Zweckmäßigkeit nicht etwa an geringeren Schwierigkeiten, als wir sie oben (S. 11—12) bei dem umfassenden Begriff fanden. Darwin selbst betont[2]):

„Vor allem wissen wir viel zu wenig von dem ganzen Haushalt irgend eines organischen Wesens, um bestimmen zu können, welche geringe Abänderungen wichtig wären und welche nicht.“

Daß aber solche Zweckmäßigkeit bereits den ersten kleinen Schritten der organischen Entwicklung zukomme, ist die Grundlage seiner ganzen Theorie und von ihm auch immer und immer wieder[3]) betont worden. In der Tat wird also die Zweckmäßigkeit der schließlichen, weit differenzierten Entwicklungsprodukte nur in ein Aggregat von lauter unansehnlichen, aber nicht minder zweckmäßigen Abänderungen zerlegt. Damit aber ist das Zweckmäßigkeitsproblem nicht gelöst, sondern vervielfacht, und es offenbart sich gerade an den kleinen Verhältnissen in seiner ganzen Größe.

Hiermit dürfte die Kritik der Selektionstheorie für unsere Absicht hinreichend weit geführt sein; vielleicht scheint sie ohnehin manchem Leser schon vom eigentlichen Thema abzuschweifen. Aber solchem Vorwurf dürfte die folgende Nutzanwendung begegnen. Es kam einerseits darauf an, das große teleologische Problem von unserem Thema abzu-

---

[1]) Vergl. hierzu die Bedeutung der Isolation, auf welche im Anschluß an Gulick Romanes: „Darwin und nach Darwin“ (deutsch, Leipzig, 1892—97), Bd. II, S. 257 ff., Bd. III, Kap. I und II hinweist.

[2]) „Entstehung der Arten“ S. 258.

[3]) „Entstehung der Arten“ S. 118, 121, 131, 136 und sehr oft.

grenzen. Es wurde in Kürze bezeichnet und vor allem sein universeller Charakter betont, der weit hinausführt über biologische und psychologische Fragestellungen.

Zugleich ergab sich, daß die Selektionstheorie, indem sie Zweckmäßigkeitsproblem und Abstammungsfrage zugleich aufklären will, keinem von beiden gerecht wird; jenem nicht durch die Eingeengtheit ihres Zweckmäßigkeitsbegriffs, und diesem nicht, weil sie für die Entwickelung der Lebensformen die Eigenart des Lebendigen und eine bestimmte Richtung der äußeren Variationen voraussetzt.

Damit haben wir also eine bessere Rechtfertigung gewonnen für die Vernachlässigung der Frage, ob die Selektionstheorie für die Psychologie von Bedeutung sei, als sie ein Hinweis auf die Meinungsverschiedenheiten der Biologen gegeben hätte. Aber wir können aus diesen doch noch eine weitere Rechtfertigung für unsere Einschränkung auf die Deszendenztheorie gewinnen: Wir finden nämlich, daß der fast einzige Anhänger der Selektionstheorie, welcher sie allein für völlig ausreichend zur Erklärung der organischen Entwicklung hält, Wallace[1]), zugleich ausdrücklich die Zulänglichkeit dieses Prinzips für die geistige Entwicklung des Menschen bestreitet.

Und sehen wir nun zu, welche anderen Prinzipien noch zur Erklärung der Descendenz herangezogen werden, teilweise auch von Darwin selbst, so ergibt sich, daß dieses in weitem Umfang psychologische sind. Das gilt schon für das von Darwin in späterer Zeit immer mehr hervorgehobene Prinzip der geschlechtlichen Zuchtwahl. Besonders aber für alle jene Erklärungsweisen, die man unter dem Namen Lamarcks zusammenzufassen pflegt. Sie alle führen den Begriff der aktiven Anpassung, der Uebung ein, der, der Welt des mechanischen Geschehens völlig fremd, nur aus der Betrachtung des Seelenlebens Sinn und Bedeutung gewinnt, wie wir im dritten Kapitel untersuchen wollen. Im Geltungsbereich solcher Prinzipien ist aber dann offenbar die Psychologie zur Lehrerin und nicht zur Schülerin geeignet. Auch darüber wird am Schlusse noch einiges gesagt werden. Bis dahin enthalten wir uns nun jeder theoretischen Stellungnahme in der Frage, wie die etwa gesicherte Deszendenz zu erklären wäre, wir fragen nur noch, was dieselbe, sofern wir sie als Hypothese annehmen, auf psychologischem Gebiet erklären kann. Daß für dieselbe in der Tat der Anspruch erhoben wird, für das Verständnis des menschlichen Seelenlebens von grundlegender Bedeutung zu sein, zeigt uns ein Ausspruch von P. J. Romanes, dem Manne, welchen Darwin durch Ueber-

---

[1]) Vergl. „Darwinism“ (London, 1889), S. 474 u. ö.

gabe aller seiner auf psychologische Fragen bezüglichen Manuskripte zu seinem geistigen Erben einsetzte.[1]) Er sagt auf der ersten Seite seines Werkes über „die geistige Entwicklung beim Menschen“ :[2])

„Ich wünsche zu zeigen, daß auf dem einen, wie auf dem anderen Gebiete (der Menschen- und Tierpsychologie) das Licht, welches von der Entwicklungslehre verbreitet wird, von einer Fülle ist, die wir jetzt erst zu würdigen beginnen; und daß, wenn wir die Theorie von der ununterbrochenen Entwicklung von der einen Art des Geistes zu der anderen annehmen, wir imstande sind, die ganze geistige Beschaffenheit des Menschen wissenschaftlich zu erklären, selbst in jenen Teilen, welche seither völlig unerklärlich schienen.“

Und wenn man annehmen könnte, daß Romanes, der später in so vielem anderer Meinung wurde, in reiferem Alter diese anspruchsvolle Anschauung aufgegeben habe, so finden wir sie bei einem zeitgenössischen Forscher auch heute noch festgehalten. August Forel hat in seinem Vortrag über „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen“ [3]) erklärt, daß er die diesbezügliche These, die er vor 25 Jahren bei seiner Habilitation aufstellte, auch heute noch festhält und ihr eine weitere hinzufügt. Seine beiden Thesen lauten:

„Sämtliche Eigenschaften der menschlichen Seele können aus Eigenschaften der Seele höherer Tiere abgeleitet werden“ und:

„Sämtliche Seeleneigenschaften höherer Tiere lassen sich aus denjenigen niederer Tiere ableiten“.

---

[1]) Vergl. das Vorwort von Romanes: „Die geistige Entwicklung im Tierreich. (Deutsch Leipzig 1885.)

[2]) Deutsch Leipzig 1893. — [3]) München 1901, S. 42.

Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie.

Kapitel 1.

Heuristischer Wert der Deszendenztheorie für die Psychologie. — Voraussetzung der systematischen Anwendung wäre eine vergleichende Psychologie. — Begrenzte Möglichkeit derselben.

Die Bedeutung einer wissenschaftlichen Theorie kann niemals darin bestehen, daß sie uns mit neuen Tatsachen bekannt macht; denn diese liefert überall die Erfahrung. Aufgabe der Theorie dagegen ist es, die ungeordnete Menge der Erfahrungen zu einem verständlichen Ganzen zusammenzufassen, indem sie einen einfachen Gedanken gibt, eine Prämisse, als deren Konsequenzen sich alle die verschiedenen empirischen Fälle darstellen lassen.

Auf einem indirekten Wege freilich dient jede Theorie auch dem Fortschritt der reinen Erfahrung. Indem sie nämlich da, wo sie sich als unzulänglich erweist, wo „theoretische Schwierigkeiten" bleiben, uns notwendig dazu antreibt, das betreffende Erfahrungsgebiet noch genauer ins Auge zu fassen; wenn es dann dabei bleibt, daß die erste Meinung nicht betrogen hat, die ursprüngliche Auffassung des Tatbestandes sich als stichhaltig behauptet, dann verfällt die Theorie selbst der Verwerfung oder Modifikation. Im anderen Falle aber erweist sie sich als richtig dadurch, daß die erneute Forschung uns feinere Unterscheidungen lehrt; der Theorie aber kommt dann, nebst der Bewährung ihrer erklärenden Kraft, das Verdienst zu, zu den neuen Erkenntnissen Führerin, „heuristisches Prinzip" gewesen zu sein.

Dieses letztere Verdienst können sich nun offenbar aber auch solche Theorien erwerben, die sich bei dieser Gelegenheit oder später einmal als falsch erweisen. Indem nämlich gerade sie, mit ihrer geringen Vertrauenswürdigkeit, uns um so mehr antreiben, das fragliche Gebiet noch genauer zu durchforschen. In der Tat bietet die Geschichte der Wissenschaft einen fortlaufenden Beleg dafür, daß niemals zufälligen Einzelerfahrungen, sondern letzten Grundes überall dem theoretischen Bedürfnis der Fortschritt unserer Erkenntnis zu danken ist. Gerade da, wo die verirrten Blöcke einer abstrakten Theorie als starre Klippen emporragen, kann der Strom der Forschung nicht zu einem unbedeutenden Gerinnsel

von Spezialuntersuchungen verflachen, sondern bäumt sich zu sonst nie erreichten Höhen auf. Und wo der oberflächliche Blick nur ein unentwirrbares Geschäume von ewigen Irrtümern sieht, da erkennt tiefere Betrachtung die unerschöpfliche Geburtsstätte neuer Wahrheiten.

Mit solch erhebenden und huldigenden Gefühlen wollen wir unseren gedanklichen Weg fortsetzen, wenn er uns nun abermals gegen die Geistesarbeit jenes Mannes angehen heißt, an dessen Namen man nicht mit Unrecht außer seiner Selektionstheorie auch die Deszendenztheorie zu knüpfen pflegt; denn hat Charles Darwin diese auch nicht gefunden, so hat doch erst er sie zu weiter Wirksamkeit gebracht. Und dies nicht zum mindesten dadurch, daß er sie auf den Menschen und dessen geistiges Leben anzuwenden suchte.

Schon in der „Entstehung der Arten" (1859) erschienen ihm die Instinkte der Tiere (Kapitel 8) als eine der größten Schwierigkeiten seiner Theorie; und als dann 1871 seine „Abstammung des Menschen" erschien, füllte die „Vergleichung der Geisteskräfte des Menschen und der niedrigeren Tiere" und „die Entwicklung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten während der Urzeit und der zivilisierten Zeiten" die zentralen Kapitel. Und seine weitere Beschäftigung mit diesen Problemen: 1872 „Ausdruck der Gemütsbewegungen"[1]), 1877 „a biographical sketch of an infant mind"[2]) beweist besser als alle gelegentlichen Aeußerungen der Bescheidenheit, daß er niemals jenem blinden Dogmatismus verfallen ist, wie gar viele seiner Mit- und Nacharbeiter.

Freilich hat das Interesse an der Tier- und Kinderpsychologie keineswegs erst mit Darwin begonnen; aber die vielgeschäftige und ergebnisreiche Bearbeitung dieser Gebiete in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat niemand anders in solchem Maße angeregt. Allerdings ist, zumal auf dem erstgenannten Gebiete, gegen Ende des Jahrhunderts die Ernüchterung nicht ausgeblieben; sie zeigte sich u. a. darin, daß auf dem internationalen Psychologenkongreß 1900 zu Paris kein einziger tierpsychologischer Vortrag gehalten worden ist.[3]) In der Tat hat ja in manchen Arbeiten der völlige Mangel klarer psychologischer Begriffe zu solcher Willkür der Behauptungen gemäß irgend welchen Vorurteilen geführt, daß sich hier und da die Meinungen ungefähr so gegenüberstanden, wie in jenem tierpsychologischen Disput in der ersten Szene des „Wilhelm Tell", wo auf die rühmenden Worte des Hirten Kuoni von seiner klugen Kuh die Gelehrten sich also äußern:

---

[1]) „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und bei den Tieren." Deutsch: Ges. Werke, Bd. 7.

[2]) In der Zeitschrift „Mind" 1877, Nr. 7, S. 285 ff.

[3]) Vgl. den Bericht der „Revue philosophique", Bd. 50, S. 543.

Ruodi (der Fischer): „Ihr seid nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —"
Werni (der Jäger): „Ist bald gesagt. Das Tier hat auch Vernunft, . . ."

Während auf solche Weise z. B. Büchner („Aus dem Geistesleben der Tiere") den Tieren eine Intelligenz zuschreibt, welche der menschlichen zum mindesten gleichkommt, findet auch die Descartes'sche Auffassung der Tiere als Reflexmaschinen immer wieder ihre Vertreter, z. B. neuerdings in Bethe („Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben?")[1] wenigstens für das Gebiet dieser besonders durchforschten und umstrittenen sozialen Insekten. Aber neben solchen Extremen, die naturgemäß immer besonders gewaltsame Erklärungsweisen mit sich bringen — z. B. nimmt Bethe da, wo andere vom Ortsgedächtnis der Bienen reden, eine „unbekannte Kraft" an[2]) —, stehen vermittelnde und zugleich erfolgreiche Arbeiten von Fabre, Forel, Lubbock, Morgan, Thorndike, Wasmann u. a. Für diese Forscher handelt es sich nicht darum, ob überhaupt den Tieren ein Bewußtseinsleben zuzuschreiben sei, sondern welcher Art dieses ist, und besonders auch darum, ob zwischen dem Geistesleben der Tiere und des Menschen nur graduelle oder wesentliche Verschiedenheiten bestehen. Dieser Streit dauert fort, und auch wir werden uns im folgenden fragen müssen, ob und wie er zu schlichten sei. Ueberall aber zeigt sich bei ihm, daß, je ernsthafter man ihn führte, desto mehr aus den Problemen der Tierpsychologie in diejenigen des menschlichen Seelenlebens eingemündet wurde. Und für die Erkenntnis des letzteren sind so die Darwinschen Problemstellungen von weit größerer und unbezweifelterer Fruchtbarkeit gewesen. Sie halfen die Bande lösen, welche die psychologische Forschung mit den überragenden Fragen einseitiger Philosophien verknüpften, und unterstützten die junge, selbständige Wissenschaft in ihren ersten notwendigen Schritten. Man lernte wieder, den Menschen nicht nur immer in seinen höchsten und verwickeltsten Betätigungen ins Auge zu fassen, als denkendes, künstlerisches, sittliches Wesen, sondern in den einfacheren und grundlegenden Verhaltungsweisen, und vor allem in dem engen Zusammenhang des seelischen und körperlichen Daseins. Mit vorwiegendem Interesse und Erfolg ward zunächst das Gebiet der Sinnesempfindungen und des sinnlichen Gefühls- und Trieblebens durchforscht.

Während nun aber auf solche Weise die Einsicht in die seelische „Ontogenese" fortschreitet, kann nicht zugleich auch die Erkenntnis einer „Phylogenese" sich so unabhängig entwickeln, wie in den biologischen

---

[1]) Pflügers Archiv Bd. 7, S. 15—200.
[2]) A. a. O. S. 89.

Wissenschaften. Während es diesen möglich ist, zum Aufbau einer vergleichenden Anatomie und Physiologie zunächst die verschiedenen Daseinsformen jede für sich zu studieren, ist diese Möglichkeit auf dem Gebiet der vergleichenden Psychologie von vorherein völlig abgeschnitten. **Wir können etwa von Aufbau und Funktionen des Ameisenkörpers eine weitreichende Kenntnis gewinnen, ohne von den entsprechenden Verhältnissen bei uns selbst eine wissenschaftliche Ahnung zu haben; aber wir können uns vom Seelenleben dieses Tieres auch nicht die geringste Vorstellung machen, ohne unser eigenes zu Rate zu ziehen.** Alle fremden Bewußtseinsvorgänge vermögen wir nur nach Analogie der eigenen Erlebnisse zu erschließen. Nur in dem Maße, als Beobachtung und Verständnis des entwickelten menschlichen Seelenlebens vorgedrungen sind, können auch Tier- und Kinderpsychologie zu neuen, sicheren Ergebnissen gelangen und nirgends einen Schritt darüber hinaus.

So baut sich denn auch die erfolgreichste Bearbeitung der vergleichenden Psychologie, welche dem Verfasser bekannt ist, C. **Lloyd Morgans** „An Introduction to Comparative Psychology“ [1]) auf dem ausgesprochenen Grundsatz auf [2]):

> „introspective study must be the basis and foundation o al comparative psychology“
>
> (Das Studium durch Selbstbeobachtung muß die unverrückbare Grundlage aller vergleichenden Psychologie sein) —

und die Bearbeitung des Stoffes geschieht in der Weise, daß immer das eine Kapitel durch allgemeinpsychologische Untersuchungen die Frage klärt und das folgende die tierpsychologische Antwort gibt; z. B. Kap. VI: „Memory“; Kap. VII: „Memory in Animals.“

Dies alles ruht freilich auf der nicht überall zugestandenen Voraussetzung, daß Gegenstand der Psychologie einzig und allein die Bewußtseinsvorgänge sind, physiologische Daten aber nur insofern heranzuziehen sind, als sie zum Verständnis der Gesetzmäßigkeiten im Bewußtseinsleben beitragen, dagegen für den Psychologen als solchen kein selbständiges Interesse haben. Daher geht es auch nicht an, mit **Spencer** [3]) einerseits eine „objektive Psychologie“ aufzubauen, die es „mit jenen Funktionen des neuromuskularen Apparates zu tun hat, welche die organischen Anpassungen hervorrufen“, und daneben eine „subjektive Psychologie“, die es mit den Bewußtseinserscheinungen zu tun hat, „welche die direkten oder indirekten Begleiterscheinungen dieser wahrnehmbaren Anpassung

---

[1]) London 1894. — [2]) Ebenda S. 37.

[3]) „Prinzipien der Biologie“ Bd. I, S. 107. (Deutsch Stuttgart 1876.)

sind". Ehe die erstgenannte Wissenschaft zur Psychologie gerechnet werden kann, müßte zum mindesten bewiesen werden, daß die Bewußtseinsvorgänge stetige und notwendige „Begleiterscheinungen" der organischen Anpassung sind. Die Möglichkeit dieses Beweises schneidet sich aber Spencer von vornherein ab, indem er auf dem Gebiet der vergleichenden Psychologie nur den objektiven Teil als einer wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich ansieht.[1]) Und mehr als diese programmatischen Erklärungen Spencers beweist uns seine Praxis, indem seiner „Prinzipien der Psychologie"[2]) erster Teil, der von den „Tatsachen der Psychologie" handeln soll, sich in fünf von sieben Kapiteln ausschließlich mit physiologischen Dingen beschäftigt, was er auch selbst mit den Worten bekräftigt[3]): „Die meisten Leser werden ohne Bedenken zugestehen, daß die ersten fünf Kapitel dieses Teils Erörterungen enthalten, welche ausschließlich morphologischer und physiologischer Natur sind." Und doch sagt er wenig später[4]): „Wer einzusehen vermag, daß Worte wie Gefühle, Ideen, Gedächtnis, Willenstätigkeit ihre Bedeutung durch Selbstanalyse erlangt haben, . . . für den ist es auch einleuchtend, daß die objektive Psychologie als solche nicht existieren kann, ohne ihre grundlegenden Tatsachen von der subjektiven Psychologie zu borgen." Diese Begriffsverwirrung (welche freilich im Anpassungsbegriff den Ansatzpunkt zur Lösung bietet) ist typisch für viele Untersuchungen, welche unter psychologischem Titel rein Physiologisches bieten.[5])

Nun gibt es aber auch Versuche, aus eigentlich psychologischen Gedankengängen heraus ein solches Verfahren zu rechtfertigen. Z. B. sagt Ernst Häckel in seinem Vortrag „Zellseelen und Seelenzellen"[6]): „Aufmerksame Selbstbeobachtung lehrt uns, wie tausendfach bewußte und unbewußte Handlungen fortwährend in einander übergehen. Zahllose Verrichtungen des täglichen Lebens . . . beruhen auf verwickelten Tätigkeiten der Nerven und Muskeln, welche ursprünglich mit sorgfältiger Ueberlegung und klarem Bewußtsein langsam erlernt werden mußten, allmählich

---

[1]) Ebenda S. 108. Aehnlich Ziegler, „Ueber den Begriff des Instinkts" (Verhandlungen der deutschen zoolog. Gesellschaft 1892). S. 123: „Der Begriff des Bewußtseins erweist sich in der vergleichenden Psychologie als völlig wertlos."

[2]) Deutsch Stuttgart 1882. — [3]) Ebenda S. 133. — [4]) Ebenda S. 145.

[5]) Ich verweise diejenigen, welche immer noch das Heil der Psychologie von der Physiologie erwarten, auf die Schrift des Physiologen Edinger: „Hirnanatomie und Psychologie" (Berlin 1900), deren Tenor der Verfasser selbst gelegentlich (Zeitschrift für Psychologie, Bd. 24, S. 445) so zusammenfaßt: „Zweck meiner kleinen Schrift war, zu untersuchen, wie weit die Hirnanatomie in psychologicis nützen kann, . . . und ich komme zu dem Schluß: Da die Anatomie über das Bewußtsein nichts aussagt, bleiben alle psychologischen Untersuchungen sensu strenuo der Psychologie überlassen."

[6]) „Gesammelte populäre Vorträge" (Bonn 1878), S. 160.

aber durch Uebung und Gewohnheit völlig unbewußt geworden sind. . . . Umgekehrt gelangen wieder die verschiedensten unbewußten Handlungen sofort zum klaren Bewußtsein, sobald aus irgend einem Grunde unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet und die Selbstbeobachtung angeregt wird."

Auch hier liegt eine Unklarheit der psychologischen Begriffe vor, welche in der vergleichenden Psychologie verhängnisvolle Folgen zeitigt: Es gibt keine verschiedenen Stufen oder Grade des Bewußtseins, sondern nur solche des Beachtetseins, der „Aufmerksamkeit". Daher kann auch ein Bewußtseinsvorgang niemals allmählich auftreten oder verschwinden, sondern er findet entweder statt oder nicht. In welchen Fällen nun bestimmte Bewußtseinsvorgänge sich abspielen oder nicht, darüber kann uns in der Tat nur „aufmerksame Selbstbeobachtung" Aufschluß geben. Nun ist aber diese von sehr verschiedener Zuverlässigkeit. Meist kann sie nur nachträglich in der Erinnerung stattfinden; unmittelbar während der Handlungen nur da, wo sie ohnehin durch die Natur der Umstände bedingt ist. In allen übrigen Fällen hängt das Resultat von der Zuverlässigkeit des Gedächtnisses ab. Nun wissen wir aber, daß vergangene Bewußtseinserlebnisse um so eher erinnert werden, in je höherem Grade sie damals beachtet wurden. In keinem Falle aber findet sich so typisch ein allmähliches Nachlassen des Beachtens, als eben bei der Einübung einer Handlung. Während wir in den ersten Stadien unsere Aufmerksamkeit mit aller Macht konzentrieren mußten, also ohne alle psychologische Nebenabsichten unmittelbare Selbstbeobachtung in weitem Umfang vornahmen, schwindet dieselbe immer mehr mit dem Fortschritt der Uebung und in gleichem Maß mindert sich die Wahrscheinlichkeit, daß wir uns der betreffenden Bewußtseinsvorgänge noch nachträglich erinnern. Daher ist die Annahme unberechtigt, daß sich die betreffenden Handlungen nun gänzlich unbewußt abspielen; sondern, wenn wir gewiß häufig Bewußtseinserlebnisse annehmen müssen, wo uns die Erinnerung im Stich läßt, dann ist dazu in unserem Falle besonderer Anlaß. Wie nahe diese Annahme im Grunde auch Häckel liegt, verrät seine unbefangene Ausdrucksweise. Er sagt, daß auch „unbewußte" Handlungen bei Anregung der Selbstbeobachtung sofort zum „klaren Bewußtsein" kommen. Schon das Attribut „klar" deutet darauf hin, daß sonst doch wenigstens etwas wie ein „unklares Bewußtsein" anzunehmen sei. Und wenn wir bedenken, daß diese „Anregung der Selbstbeobachtung" gewiß nicht während der Handlung stattfinden kann — sonst würde der ganze Erfolg der Uebung illusorisch —, sondern erst nachträglich, so stehen wir bereits auf dem Boden unserer Anschauung, nach der es sich nicht um ein mehr oder minder klares Bewußtsein, sondern um klare oder unklare Erinnerung handelt. Mehreres über die Uebung wird noch später zu sagen sein; hier kam es nur

darauf an, daß auch solche Ueberlegungen, wie die angeführte Häckels, die einzigartige Stellung der Bewußtseinsvorgänge nicht erschüttern und die deutliche Grenze zwischen Psychologie und Physiologie nicht verwischen.[1])

Ist also Gegenstand der Psychologie das Bewußtseinsleben, und zwar zunächst dasjenige des normalen, erwachsenen Menschen, so ist Gegenstand der vergleichenden Psychologie, der Kinder- und Tierpsychologie eben auch das Bewußtseinsleben der Kinder und Tiere.

Hiergegen erhebt sich von vornherein der skeptische Einwand: Da wir die Bewußtseinsvorgänge bei anderen nur nach Analogie der eigenen erschließen, seien sie niemals mit Sicherheit festzustellen. Aber ohne Analogieschlüsse vermögen wir nirgends in der Wissenschaft auszukommen, und gerade auf unserem Gebiete hat sie selbst der große Skeptiker David Hume als berechtigt anerkannt.[2])

Damit freilich könnten wir diesen Einwand nicht widerlegen, daß wir ihm entgegenhielten, auch das Bewußtsein unserer Mitmenschen werde nur nach Analogie erschlossen; denn erstlich kann der Skeptiker um jeden Preis uns auch diesen Schluß bestreiten wollen (wonach wir freilich nicht weiter disputieren werden), und ferner uns mit vollem Recht einwenden, daß beim erwachsenen Menschen die Analogie doch eine viel weitergehende ist. Unseren Hauptschlüssel für die Bewußtseinserlebnisse anderer Menschen bildet immer die Sprache. Und auch da, wo eine experimentelle Psychologie unmittelbarer mit physikalischen Apparaten dem psychischen Verhalten der Versuchspersonen auf den Leib zu rücken scheint, wird doch das psychologisch wertvolle Material in erster Linie den Aussagen der Versuchspersonen entnommen; deshalb wählt man diese auch mit Vorliebe unter den Fachgenossen; und auch bei solchen Methoden, wo während des Versuchs und nach demselben kein Wort nötig ist, finden vorher ausführliche Verabredungen statt. Gerade da, wo neuerdings die vergleichende Psychologie am aussichtsvollsten zu arbeiten beginnt, nämlich zunächst unter Beschränkung auf normale Individuen, als „differenzielle Psychologie"[3]), zeigt sich der Vorteil der Sprachverwendung gegenüber den Verfahrungsweisen der Tier- und Kinderpsychologie besonders deutlich.

---

[1]) Wie wenig vorteilhaft sich seitdem Häckels Psychologie entwickelt hat, zeige eine hierher gehörige Stelle aus den „Welträtseln" (Bonn 1899, S. 124): „Wie jedermann weiß (?), ist das neugeborene Kind noch ganz ohne Bewußtsein, und, wie Preyer gezeigt hat (?), entwickelt sich dasselbe erst spät, nachdem (!!!) das kleine Kind zu sprechen angefangen hat. . . ."

[2]) Vgl. „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand" zu Anfang des neunten Abschnitts: „Von der Vernunft der Tiere" (Deutsch Leipzig 1893), S. 125, 126.

[3]) Vgl. L. William Stern: „Ueber Psychologie der individuellen Differenzen." Lpz. 1900.

Hieraus ergibt sich für die beiden letztgenannten Gebiete eine wichtige Einschränkung des Bereichs ihrer Möglichkeit: alle diejenigen geistigen Betätigungsweisen, welche sich uns beim Menschen nur durch die Sprache offenbaren, vermögen wir bei Tieren und kleinen Kindern auf keine Weise zu erschließen.

Dieses gilt vor allem von dem Gebiet der höheren Abstraktion, [1]) zumal wir wissen, daß dieselbe nur mit Hülfe der Sprache sich so hoch entwickelt. [2]) Gerade an diesem Beispiel zeigt sich auch besonders deutlich, wie wenig uns unter Umständen die Beobachtung des körperlichen Verhaltens über seelische Vorgänge Aufschluß gibt. Abstrakte Ueberlegungen führen nur dann zu äußeren Handlungen, wenn die allgemeinen Gedankengänge in besondere Entschlüsse einmünden. Und so kann es sich fügen. daß diejenige Verhaltungsweise, welche den Alten als die höchste galt, das *θεωρεῖν*, in ihren äußeren Erscheinungsmerkmalen dem vollendeten Stumpfsinn ähnlich sieht. Danach ist der Fehlschluß klar, der in folgenden Worten Darwins [3]) liegt: „Nur wenige Leute bestreiten noch, daß die Tiere eine gewisse Denkfähigkeit besitzen. Stets ist zu sehen (?), wie Tiere zaudern, überlegen, sich entschließen."

Aehnlich ist die Bedeutung der Sprache auf ästhetischem und ethischem Gebiet. Fehlt sie, so können wir uns über die ästhetischen Gefühlsregungen anderer Menschen, sofern sie keine produktiven Künstler sind, aus ihrem äußeren Verhalten zu Kunstwerken kaum ein Urteil bilden. So sollen auch nach mancher Meinung Spinnen musikalisch sein. Aber wie viel näher liegt es, daß sie für Lufterschütterungen besonders empfindlich sind. [4]) Ebenso schwer erschließen wir allein aus Handlungen sittliche Qualitäten, so lange man uns nicht die Motive aufrichtig beichtet. Wie sehr müßten wir uns sonst vor den Bienen schämen, von denen uns H. v. Buttel-Reepen [5]) zuverlässig berichtet, daß bei verhungernden Völkern stets die „Königin" zuletzt stirbt, weil die anderen Bienen, selbst wenn sie schon vor Schwäche auf der Seite liegen, noch Versuche machen, sie zu füttern.

Gerade auf diesen Gebieten also entbehrt die vielbeliebte Anwendung vergleichend-psychologischer und damit meist auch deszendenztheoretischer Gesichtspunkte von vornherein in weitem Umfang der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit.

---

[1]) Vgl. Emery: „Instinkt, Intelligenz und Sprache". Biolog. Zentralblatt 18.

[2]) Ich verweise auf die Schilderung, welche Sigwarts Logik (Freiburg 1889) Bd. I, S. 48 ff. von der Bildung der allgemeinen Vorstellungen im Zusammenhang mit der Sprache gibt.

[3]) „Abstammung des Menschen", S. 112.

[4]) Vgl. John Lubbock: „Die Sinne und das geistige Leben der Tiere" ꝛc. (Deutsch Leipzig 1889), S. 75.

[5]) „Sind die Bienen Reflexmaschinen?" Biol. Zentralblatt, Bd. 20.

Der besonderen Bedeutung der Sprache ist es auch zuzuschreiben, daß uns lautliche Kundgebungen, selbst wenn sie mit unserer Begriffssprache gar nicht zu vergleichen sind, doch als ein weit eindringlicheres Merkmal psychischer Vorgänge zu erscheinen pflegen, als andere Ausdrucksbewegungen. Aber dieses gilt nur für eine naive Beobachtungsweise und kommt ja darin zum Ausdruck, daß der Volksmund die stummen Tiere auch als die dummen bezeichnet. (Auch in unserem Zitat aus „Wilhelm Tell“ [vgl. S. 20] spricht charakteristischerweise der Fischer vom „unvernünftigen Vieh“.) Ebenso pflegt man dieselben für weit unempfindlicher zu halten, und sie haben daher besonders unter der Tierquälerei zu leiden. Wie schwer es ist, diese gefühlsmäßige Anschauungsweise abzulegen, weiß wohl jeder, der die Eindrücke bei Vivisektionen kennt und vergleicht. Die Verwendung der meist stummen Kaninchen oder Tauben und Frösche wirkt weit weniger peinlich, als von Hunden oder Katzen, und es macht anderseits einen besonders unangenehmen Eindruck, wenn sogar die Kaninchen zu schreien anfangen. Bei der Operation narkotisierter Personen wirkt das Schreien auch dann peinlich auf den naiven Zuschauer, wenn er ganz gut weiß, daß die Operierten nichts spüren.

In der Tat ist nichts einer objektiven Berichterstattung und Interpretation der Tierbeobachtungen so hinderlich, als jenes liebenswürdige ästhetische Einfühlungsbestreben, durch welches unsere Phantasie die Außenwelt beseelt und uns anähnelt. Aber während diese Neigung sich soweit betätigen kann, als sie *vermag*, ist die *wissenschaftliche* Annahme psychischer Vorgänge in die Grenzen gebannt, in welchen sie erfolgen *muß*. Hier entscheidet nicht Neigung, sondern Nötigung. Und so schwindet denn unwiderbringlich vor dem kritischen Scharfblick von Forschern wie *Wasmann*, *Bethe* u. a. die Zuverlässigkeit jener rührend-erbaulichen Erzählungen dahin, die so Wunderbares von der Klugheit oder Treue oder Kunstbegabung mancher Tiere zu berichten wußten und die noch in *Brehms* „Tierleben“ einen ungebührlichen Raum einnehmen. Zu bedauern ist hieran nichts, da es die Wahrheit gilt; was aber schön und wertvoll an diesen Erzählungen ist, kommt durch eine reinliche Scheidung in seinem Geltungsbereich nur zu erhöhter Bedeutung. In wissenschaftlichem Zusammenhange aber gilt es, wie *Thorndike*[1]) kurz und treffend sagt, an Stelle der „Eulogy“ der Tiere ihre Psychologie zu setzen.

---

[1]) „Animal Intelligence.“ Psych. Review. Monograph Supplement. June 1898, S. 3.

Kapitel 2.

Ueber die Kriterien des Bewußtseins.

Wo sprachliche Verständigung nicht möglich ist, bleiben als Kriterien des Bewußtseins die Bewegungen der Organismen. Zuverlässig aber kann ein solcher Schluß auf psychische Vorgänge nur in denjenigen Fällen sein, wo wir die betreffenden Bewegungen ohne das Heranziehen psychischer Faktoren nicht zu erklären vermögen und durch die Heranziehung dann auch wirkliche Aufschlüsse gewinnen. Selbstverständlich kann hiermit nicht gesagt sein, daß sich durch solche Annahmen nun auch alle Schwierigkeiten lösen müssen. Es genügt zur Rechtfertigung einer Hypothese, wenn sie unter allen möglichen am weitesten führt.

Ein solches Schlußverfahren von organischen Verhaltungsweisen auf psychische Vorgänge ist nun freilich nur dann berechtigt, wenn wir von der Grundanschauung der psychophysischen Wechselwirkung ausgehen, während auf dem Boden des psychophysischen Parallelismus der Aufbau einer vergleichenden Psychologie überhaupt nicht unternommen werden kann; denn der Grundsatz dieser Auffassung lautet, wie Münsterberg[1]) sagt:

> „Die psychischen Begleiterscheinungen sollen ohne den geringsten Einfluß auf den Ablauf der körperlichen Vorgänge bleiben."

Dann ist es unmöglich, aus der Art der letzteren bindende Schlüsse auf erstere zu ziehen.

Die Theorie des psychophysischen Parallelismus kann jedoch, insofern sie nicht nur ein neuer Name für einen längst überwundenen, weil erkenntnistheoretisch unhaltbaren physiologischen Materialismus ist, überhaupt nicht als eine positive Hypothese angesehen werden, sondern sie bedeutet vielmehr den ausdrücklichen Verzicht auf eine solche. Kein Wunder also, daß sie auch in unseren Fragen den Fortschritt der Erkenntnis lähmt.

Wenn nun auch anderseits die Theorie der psychophysischen Wechselwirkung, welche notwendig zur Grundlage der folgenden Erörterungen genommen werden muß, hier nicht in allen ihren Teilen gerechtfertigt werden kann, so sollen doch an dieser Stelle wenigstens die beiden hauptsächlichsten Einwände, mit denen man sie gemeinhin bekämpft, in Kürze zurückgewiesen werden. Im übrigen sei, was die erkenntnistheoretische Seite der Frage betrifft, auf Sigwarts „Logik"[2]) verwiesen, und für

---

[1]) „Grundzüge der Psychologie" (Leipzig 1900), Bd. I, S. 457—458.

[2]) Bd. II, S. 524 ff. (Freiburg u. Leipzig 1893).

alle weiteren Einzelheiten auf das neue zusammenfassende Werk von L. Busse: „Geist und Körper, Leib und Seele“ [1]).

Jene beiden Hauptbedenken aber, die hier in Kürze behoben werden können, fließen erstlich aus dem Kausalgesetz und zweitens aus dem Prinzip von der Erhaltung der Energie.

Was zunächst den Einwand aus dem Kausalgesetz betrifft, so setzt derselbe irrtümlich voraus, dieses Gesetz sage irgend etwas über die Natur der Ursache aus und verlange insbesondere, daß die Ursache gleicher Natur mit der Wirkung sei. Sonst, meint man, ist die Kausalwirkung unbegreiflich. Einer solchen immer wiederkehrenden Auffassung hat Lotze bereits im Jahre 1842 [2]) entgegengehalten, daß der Zusammenhang der Bewirkung zwischen Leib und Seele nicht im allermindesten dunkler ist, als irgend ein rein mechanischer Kausalzusammenhang, z. B. die Art, wie es beim Stoß ein Körper anfängt, dem anderen seine Bewegung mitzuteilen. Wenn man also in dieser Weise die Frage nach der Tatsächlichkeit oder Möglichkeit eines Kausalzusammenhanges abhängig machen wollte von seiner Begreiflichkeit, dann dürfte man nirgends, auch nicht in der Physik, einen solchen annehmen und müßte schließlich auf jede wissenschaftliche Erklärung verzichten.

Was zweitens den Einwand aus dem Prinzip der Erhaltung der Energie betrifft, so wird derselbe namentlich von solchen Parallelisten erhoben, welche die Tragweite dieses physikalischen Prinzips überschätzen und nicht selbst Physiker sind. So geschieht dies noch neuerdings durch Forel. [3]) Dagegen sagt gerade einer der hervorragendsten Physiker, Ernst Mach, obgleich er sich selbst ausdrücklich zur parallelistischen Auffassung bekennt [4]):

„Ich muß meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß das Energieprinzip so oft in bezug auf die Frage, ob es ein besonderes psychisches Agens gibt, herangezogen wird. Mit der Konstanz der Energie ist der Ablauf physikalischer Prozesse aber keineswegs vollkommen eindeutig bestimmt. Die Erfüllung des Energieprinzips in allen physikalischen Fällen lehrt bloß, daß die Seele weder Arbeit verbraucht noch leistet. Darum könnte sie noch mitbestimmend sein.“

Man sieht also: Die beiden hauptsächlichsten prinzipiellen Bedenken, mit denen manche die Theorie der psychophysischen Wechselwirkung von

---

[1]) Leipzig 1903.

[2]) In dem Artikel „Leben und Lebenskraft“ in Wagners „Handwörterbuch der Physiologie“ (Braunschweig 1842); abgedruckt in Lotzes „Kleinen Schriften“, Bd. I (Leipzig 1885). Siehe hier S. 196.

[3]) „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen“ (München 1901), S. 9 u. 40.

[4]) „Die Analyse der Empfindungen“ (Jena 1900), S. 41, Anm.

vornherein als „unwissenschaftlich“ zurückweisen wollen, entspringen entweder Mißverständnissen oder noch mehr einer phantastischen Ueberschätzung der Tragweite, die den einschlägigen wissenschaftlichen Prinzipien zukommt. [1])

Weit gewichtiger aber, als die Einwendungen, welche sich im allgemeinen gegen die Annahme psychophysischer Wechselwirkung und damit auch gegen die Aufstellung von Kriterien des Bewußtseins erheben, sind die besonderen Schwierigkeiten, die sich den psychologischen Deutungsversuchen tierischer Bewegungen im einzelnen entgegenstellen.

Von altersher ist es besonders die Zweckmäßigkeit tierischer Verhaltungsweisen gewesen, aus der man auf Bewußtseinsvorgänge bei den Tieren geschlossen hat. Dabei kann zunächst die Alternative unberücksichtigt bleiben, ob man den Tieren eine gewisse Einsicht in die Zweckmäßigkeit ihres Verhaltens zuschrieb, oder nur annahm, daß sie „instinktiv“ das richtige treffen. Es handelt sich an dieser Stelle nur darum, ob überhaupt die Zweckmäßigkeit tierischer Bewegungen ein zuverlässiges Kriterium für die Annahme ihrer psychischen Bedingtheit abgibt.

Dabei erinnern wir uns der Vieldeutigkeit des Zweckmäßigkeitsbegriffs, mit der wir schon in der Einleitung zu kämpfen hatten. Die Zweckmäßigkeit im Sinne einer umfassenden teleologischen Weltansicht kann es offenbar in keinem Falle sein, welche uns zur Annahme psychischer Faktoren nötigt; sonst müßten wir deren Wirksamkeit schließlich bei jedem Geschehen, dem Arbeiten der Maschine, wie dem Wirbel der Atome voraussetzen; zudem finden wir diese Art der Zweckmäßigkeit auch im seelischen Geschehen selbst; es ist z. B. sehr zweckmäßig, daß uns bei Wiederkehr ähnlicher Situationen frühere Erfahrungen einfallen, daß uns das Essen meist nur Vergnügen bereitet, solange wir noch nicht genug haben u. dgl. m. Wenn man nun alle Zweckmäßigkeit durch Annahme psychischer Faktoren erklären wollte, so müßte es auch bei der Zweckmäßigkeit psychischer Vorgänge geschehen; wir müßten hinter den psychischen Vorgängen erster Instanz solche einer zweiten suchen und gerieten in eine Spirale ohne Ende.

---

[1]) Auch eine selektionstheoretische Ableitung der psychischen Entwicklung vermöchte der Annahme psychophysischer Wechselwirkung nicht zu entbehren; denn damit die etwa zufällig entstandenen Bewußtseinsvorgänge und ihre Variationen sich als nützlich im Kampf ums Dasein erweisen, müßten sie doch von Einfluß auf das Verhalten der Organismen sein. Diesen notwendigen Zusammenhang zwischen der Selektionstheorie und der Annahme psychophysischer Wechselwirkung bestätigt auch G. H. Schneider, wenn er sagt (Der tierische Wille S. 49): „Da das Zweckmäßigkeitsprinzip nichts Zweckloses bestehen läßt, so müssen wir uns wohl fragen, welchen Zweck die Bewußtseinserscheinungen haben, ob dieselben für gewisse Bewegungen überhaupt notwendig sind oder nicht, da die rein physiologischen Bewegungen ohne Gefühlserscheinung ihrem Zweck dienen.“

Schränken wir aber mit Darwin den Zweckmäßigkeitsbegriff auf die Nützlichkeit für die Erhaltung von Individuum und Gattung ein, so gibt uns auch dies kein zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins. Wäre das der Fall, so müßte sich die Analogie bei unseren eignen Verhaltungsweisen aufzeigen lassen, welche ja allein das Recht zu solchen Schlüssen gibt. Man findet aber diese Art der Zweckmäßigkeit beim Menschen nicht nur in seinen Trieb- und Willenshandlungen, sondern auch, und zwar noch allgemeiner, bei seinen Reflexbewegungen, welche sich unabhängig von allem Bewußtseinsgeschehen abspielen. Freilich könnte man auch für diese wenigstens indirekt einen psychischen Ursprung annehmen, wie es Wundt tut, der alle Reflexhandlungen als „mechanisierte Willenshandlungen“ auffaßt, und meint, dann ergebe sich deren Zweckmäßigkeit „von selbst aus der Natur der Willenshandlungen, da diese stets nach bestimmten Zweckmotiven erfolgen“ [1]). Zunächst ist aber dagegen mit Bethe[2]) einzuwenden, daß bei einem großen Teil der Reflexbewegungen, z. B. denjenigen der Herzaktion, gar nicht auszudenken ist, wie sie ursprünglich aus Willenshandlungen hervorgegangen sein sollten. Außerdem aber muß man entgegenhalten, daß eine zweckmäßige Handlungsweise und eine solche, die nach Zweckmotiven geschieht, in keiner Weise dasselbe sind. Dies erläutere ein Beispiel:

Jemand, der nicht schwimmen kann, fällt ins Wasser. Nun arbeitet er krampfhaft mit Armen und Beinen unter dem ausdrücklichen Zweckbewußtsein, sein Leben zu retten. Aber er erreicht damit gerade das Gegenteil und muß elendiglich ertrinken. Dieser hat zweckbewußt, aber unzweckmäßig gehandelt.

Einem anderen, ebenso unkundigen widerfährt dasselbe Unglück. Aber durch den Schreck gelähmt oder an der Rettung verzweifelnd, rührt er kein Glied, kommt dauernd an die Oberfläche und wird gerettet. Dieser hat sich sicher nicht zweckbewußt, vielleicht sogar bewußtlos, aber zweckmäßig verhalten.

Und ein weiteres verdeutlicht dieses Beispiel: Zweckmäßigkeit ist keine Eigenschaft, die der Handlung an sich zukäme, sondern sie ergibt sich nur aus deren Beziehung zu den umgebenden Faktoren. Eine Handlung kann genau dieselbe bleiben, nur in den äußeren Verhältnissen, unter welchen sie das Tier ausführt, hat sich irgend eines geändert — und aus der Zweckmäßigkeit wird gerade das Gegenteil. Hat man dann

---

[1]) So „Völkerpsychologie“ Bd. I, 1. S. 35. Aehnlich in den „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“: (3. Aufl., S. 249.) „Demnach wird uns auch die Zweckmäßigkeit der Reflexe leicht verständlich, wenn wir sie als die mechanischen Erfolge von Willenshandlungen vergangener Generationen auffassen.“

[2]) Pflügers Archiv, Bd. 70, S. 17.

vorher von der „Klugheit“ der Tiere gesprochen, so wird man nun ebenso voreiliger Weise von ihrer „Dummheit“ reden. So findet z. B. Lubbock[1]) neben den „wundervollen Instinkten“ ebenso „überraschende Beweise der Dummheit“ und Schneider widerfährt die Inkonsequenz, nachdem er eben („Der tierische Wille“, S. 58) die alte Definition der Instinkthandlung als „zweckmäßigen Handelns ohne Bewußtsein des Zweckes“ angenommen hat, kurz darauf (S. 60) doch von Fällen zu reden, wo der Zweck nicht erreicht wird, die nach der Begriffsbestimmung „zweckmäßigen“ Handlungen also zwecklos oder gar zweckwidrig sind. Schneider führt selbst das Beispiel des Bibers an, der auch in der Gefangenschaft eine wahre Bauwut zeigt. Wir wollen noch eines hinzufügen, das Pflüger[2]) erzählt: Eine streng isolierte, niemals begattete Truthenne legt zwar entwicklungsunfähige, aber mit allen Hüllen versehene Eier und bebrütet dieselben im eigens hergestellten Nest mit rührender Emsigkeit.[3])

Sollten nun etwa diese Tiere nur dann mit Bewußtsein so bauen und pflegen, wenn sich ihre Tätigkeit als zweckmäßig erweist, im anderen, vorliegenden Falle aber nicht? — Das müßte doch wohl so sein, wenn wirklich Zweckmäßigkeit ein Kriterium des Bewußtseins wäre.

Mag nun also auch Wundt[4]) einer Auffassung wie der unserigen vorwerfen, sie lasse das Problem der Zweckmäßigkeit ungelöst; wir jedenfalls haben uns gemäß den Ueberlegungen der Einleitung dies hier gar nicht zur Aufgabe gesetzt. Uns genügt es, einzusehen, daß die Zweckmäßigkeit tierischer Verhaltungsweisen sich nicht aus psychischen Faktoren erklärt, also auch nicht zur Annahme derselben berechtigt. Wer aber trotz aller Einwendungen unserer Einleitung an die selektionstheoretische Lösbarkeit des Zweckmäßigkeitsproblems glauben will, den begnügen wir uns hier auf die resignierten Worte Darwins hinzuweisen, die derselbe am Schlusse seiner nachgelassenen Abhandlung „Ueber den Instinkt“[5]) bezüglich der Ableitung der Instinkte und ihrer Zweckmäßigkeit mittels der Selektionstheorie äußert:

„Es mag vielleicht nicht ganz logisch sein, aber jedenfalls ist es für meine Auffassung viel befriedigender, . . .“

---

[1]) „Die Sinne und das geistige Leben der Tiere usw.“, Leipzig, 1889, S. 256, wo auch zahlreiche Beispiele, besonders nach Fabre.

[2]) „Die teleologische Mechanik in der lebendigen Natur“. Pflügers Archiv, Bd. 15, S. 57 ff.

[3]) Zahlreiche ähnliche Beispiele gibt Romanes: „Die geistige Entwicklung im Tierreich“, S. 178 ff. unter dem Titel: „Der unvollkommene Instinkt“.

[4]) „Völkerpsychologie“, Bd. 1, Teil 1. (Leipzig 1900) S. 35.

[5]) Deutsch als Anhang zu Romanes: „Die geistige Entwicklung im Tierreich“, Leipzig 1885, S. 437.

So scheint denn eher die häufige Verwertung der Zweckmäßigkeit als Kriterium psychischen Geschehens ein gut Teil Schuld daran zu tragen, daß man den Tieren schließlich jedes Bewußtseinsleben absprechen zu können meinte; indem man in so vielen Fällen die Unzuverlässigkeit dieses Kriteriums einsah.

Besonders trugen dazu jene Fortschritte der empirischen Forschung bei, welchen es gelang, eine große Anzahl komplizierter tierischer Bewegungserscheinungen, die man früher als Willens- oder Triebhandlungen ansprach, durch sorgfältige Analyse in ihre einfacheren Bestandteile zu zerlegen und als ihre Elemente Reflexvorgänge zu erkennen. Indem es dann weiter gelang, solche Reflexvorgänge, die sich ja auch nach den Erfahrungen an uns selbst unabhängig von jedem Bewußtseinsgeschehen abspielen, in nahe Beziehungen zu gewissen Bewegungserscheinungen der Pflanzen, zu den „Tropismen" zu bringen, gelang es bereits teilweise, eine physikalisch-chemische Erklärung ihrer Gesetzmäßigkeiten anzubahnen. Und wo diese gelingt, wird die Annahme einer psychischen Bedingtheit oder auch ursprünglich psychischen Herkunft der betreffenden Bewegungsformen nicht nur überflüssig, sondern völlig ausgeschlossen.

So sagt denn Jacques Löb, den wir wohl als vornehmlichsten Vertreter dieser Bestrebungen ansehen dürfen, in seiner „Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie" bezüglich der Zweckmäßigkeit der Reflexe [1]):

„Ich bin der Meinung, daß weder die Anthropomorphismen der natürlichen Zuchtwahl, noch die meist metaphysischen Spekulationen der Lamarckianer uns hier weiter helfen. Ich glaube, daß besonders die physikalische Chemie berufen ist, uns die einstweilen noch fehlenden Einsichten zu gewähren."

Mag man nun an die Erfüllung dieser Hoffnungen glauben oder nicht, jedenfalls legt die Tatsache, daß so viele tierische Bewegungen, welche man früher als Kundgebungen des Seelenlebens zu verstehen glaubte, bei näherem Zusehen sich als Reflexbewegungen erwiesen, die Frage nahe, ob nicht vielleicht für alle tierischen Bewegungen eine solche Zurückführung möglich sei.

Zweifellos hat hier Edinger recht, wenn er sagt [2]):

„Dem unbefangenen Beobachter, der voraussetzungslos an das Studium der Erscheinungen herantritt, vor allem demjenigen, welcher sich bemüht, nicht mehr in das Gesehene zu legen, als unbedingt aus demselben erhellt, drängt sich auf Schritt und Tritt die Notwendigkeit

[1]) Leipzig 1899, S. 9.

[2]) „Hirnanatomie und Psychologie", Berlin 1900, S. 10.

auf, einmal zunächst zu untersuchen, wie weit er die Handlungen der Tiere versteht, wenn er diese rein als Automaten auffaßt."

Wir werden später die Grenze auffinden, an welcher dieser Versuch abprallt; und zwar nicht an Einzelschwierigkeiten, sondern an allgemeingültigen Gegengründen, und werden schließlich doch ein zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins finden, dessen Tauglichkeit sogar Löb und Bethe,[1]) diese skeptischen Anfechter des tierischen Seelenlebens, durchaus zugestehen.

Vorher aber müssen wir doch dieses Reflexprinzip etwas weiter in seine Konsequenzen verfolgen, um wenigstens in Umrissen ein Bild zu gewinnen, wie weit sich seine Gültigkeit ausdehnt und welches Gebiet tierischer Bewegungen also der psychologischen Deutung entzogen wird.

Hierzu zunächst noch eine Vorerwägung: Angenommen, wir könnten dieses Prinzip auf alle tierischen Bewegungen ausdehnen, bei welchen wir irgend einen Zusammenhang mit vorhergehenden physiologischen Reizen[2]) erkennen, so schiene doch ein Gebiet übrig zu bleiben, welches keinen solchen Zusammenhang aufweist; und man könnte meinen — und tut es auch —, gerade hier das zuverlässige Kriterium des Bewußtseins zu finden. Es handelt sich um das Gebiet der sog. spontanen oder impulsiven Bewegungen.

Da diese ohne wahrnehmbaren äußeren Anlaß erfolgen, so erwecken sie schon für die naive Betrachtung in ganz besonderem Maß den Eindruck der Beseeltheit, der Absichtlichkeit, der Willkür. Wenn nun aber auch bei genauer, methodischer Beobachtung keine Reizung sich konstatieren läßt, als deren Antwort solche Bewegungen aufgefaßt werden könnten — und dies ist nach Verworns Protisten-Studien bereits bei diesen niedersten Lebewesen vielfach der Fall[3]) —, dann kann auch ein vorsichtigeres Urteil hier mit der Annahme psychischer Bedingtheit einsetzen wollen. Aber abgesehen davon, daß dann die genauere Bestimmung der betreffenden psychischen Faktoren kaum möglich ist, und also doch keine rechte Erklärung gewonnen wird, müssen uns auch von vornherein gewichtige Gründe dagegen bedenklich machen, mit einem solchen negativen Kriterium des Bewußtseins zufrieden zu sein.

---

[1]) Vergl. S. 19, Anm. 1.

[2]) Bei dieser Gelegenheit sei auf die große Zweideutigkeit hingewiesen, welche im Begriffe des Reizes liegt, jenachdem man ihn physiologisch oder psychologisch faßt. Während nach Verworns „Allg. Physiologie" (3. Aufl., S. 363) „jede Veränderung der äußeren Faktoren, welche auf den Organismus einwirken", als Reiz betrachtet werden kann, wird der Psychologe meist die außerhalb des Bewußtseins liegenden Bedingungen der Sinnesempfindung so bezeichnen; vielleicht auch, wenn er von assoziativer Reizung spricht, den Terminus noch allgemeiner fassen.

[3]) „Psycho-physiologische Protisten-Studien", Jena 1889, S. 27 ff.

Der Umstand, daß wir keinen physiologischen Reiz beobachten können, beweist keineswegs, daß kein solcher vorhanden gewesen sei. Bei höheren Organismen entzieht sich schon die Menge derjenigen Reizungen, welche im Innern des Organismus stattfinden, fast ganz der Beobachtung; namentlich muß man, worauf Lotze aufmerksam macht, [1]) in den ersten Zeiten des Lebens infolge der lebhaften Prozesse des Wachstums eine Fülle von Innenreizen annehmen, welche ein gut Teil der besonderen Beweglichkeit junger Tiere erklären. Bei den niederen Organismen kommt hinzu, daß wir über Vorhandensein und Funktionsweise der äußeren Sinnesorgane bezw. Organoïde nur wenig orientiert sind. [2]) Außerdem können wir in vielen Fällen beobachten, daß Tiere auch auf solche Reize reagieren, deren Vorhandensein wir selbst nur indirekt festzustellen vermögen; so reagieren z. B. nach Lubbocks Feststellungen Ameisen auf ultraviolette Strahlen; bekannt ist ferner, wie verschieden oft die Lage der Reizschwelle und wie viel feiner die Unterschiedsempfindlichkeit der Tiere auf gewissen Sinnesgebieten ist; es sei hier nur an die Geruchsreaktionen der Hunde erinnert. Ein charakteristisches Beispiel der minutiösen Abhängigkeit seiner Reaktionen von Intensität und Wellenlänge der optischen Reize liefert auch ein primitives Lebewesen, welches daher seinen Namen: „Bacterium photometricum“ [3]) trägt.

Aus diesen und ähnlichen [4]) Gründen können wir niemals mit Bestimmtheit eine spontane Bewegung bei Tieren feststellen, und solche deshalb auch nicht als Kriterium des Bewußtseins verwerten.

Was nun die Mannigfaltigkeit der Reflexbewegungen selbst betrifft und das Gebiet ihrer Ausdehnung, so läßt sich dieses wohl am kürzesten und zweckmäßigsten durch folgendes Schema veranschaulichen:

I. Außenreiz — Bewegungen (Tropismen),
II. Innenreiz — Bewegungen,
III. Reizkomplexe { a. nebeneinander — modifizierte Bewegungsformen,
b. nacheinander $\frac{\text{unregelmäßige}}{\text{regelmäßige}}$ Bewegungsfolgen.

---

[1]) Rezension v. Ed. Pflügers: „D. sensor. Funktionen d. Rückenmarks usw.“ (Gött. Gel. Anz. 1853). Abgedr. in Lotzes „Kleinen Schriften“, Bd. III, 1 (Leipzig 1891). Vgl. hier S. 159.

[2]) Man vergl. hierzu nur etwa Lubbock (S. 33, Anm. 1), der fast nur von den Insekten handelt und bereits ein ganzes Kapitel, das achte, „über zweifelhafte Sinnesorgane“ gibt.

[3]) Vgl. Engelmann: „Bacterium photometricum. Ein Beitrag zur vergleichenden Physiologie des Licht- und Farbensinns.“ Pflügers Archiv, Bd. 30.

[4]) Vgl. Bickel: Beiträge zur Lehre von den Bewegungen der Wirbeltiere. Pflügers Archiv, Bd. 65.

Gerade die unter III angedeuteten Kombinationserscheinungen sind für uns von besonderer Bedeutung. Wenn z. B. auf denselben äußeren Reiz in verschiedenen Fällen verschiedene Bewegungen antworten, so ist nicht notwendig ein Hereinspielen psychischer Faktoren zu erschließen, sondern wir kommen vielfach auch mit der Annahme der Mitwirkung anderer, unkontrollierbarer Innen- oder Außenreize aus. Unter diese Kategorie lassen sich auch die sogenannten Mitbewegungen einordnen. — Oder, wenn auf einen einzigen beobachteten Reiz eine ganze Reihe von Bewegungen folgt, können wir diese als „Reflexkette" auffassen, indem wir annehmen, daß immer mit einer vorangehenden Reflexbewegung eine neue Reizung weiterer Bewegungsnerven verbunden war. Das alles kann hier nicht ins einzelne verfolgt werden; aber schon diese wenigen Andeutungen werden wohl einen Begriff geben, wie weit sich das Gebiet solcher Reduktionsmöglichkeiten ausdehnen läßt.

Damit wird auch jene etwas naive Ansicht zurückgewiesen, daß etwa die Kompliziertheit einer Reaktion ein Kriterium ihrer Bewußtheit sein könne, woraus besonders Spencer[1]) einen allmählichen Uebergang der automatischen Bewegungen in die „vernünftigen" ableiten will. Es ist nicht einzusehen, inwiefern „die fortschreitende Komplikation der Instinkte eine fortschreitende Verminderung ihres rein automatischen Charakters bedingen" sollte. Dann müßte schließlich auch eine recht komplizierte Maschine ein Bewußtsein bekommen.

Aber ganz so leicht und sicher, als wir bisher, um den Gedankengang nicht zu verwirren, annahmen, ist es doch nicht, bei diesem weiten Gebiet von Bewegungserscheinungen die psychische Bedingtheit abzuweisen. In der Tat haben wir uns ja nur klar gemacht, daß es wohl denkbar sei, an die Möglichkeit einer mechanischen Erklärung zu glauben. Davon, daß bewiesen werden könnte, die sog. Reflexbewegungen spielten sich ohne Bewußtsein ab, kann füglich nicht die Rede sein. Das war auch nicht unsere Absicht. Sondern wir suchen ein zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins und finden dasselbe, solange noch andere Erklärungsmöglichkeiten vorliegen, nicht hinreichend gegeben. Schließlich kann man ja auch nicht beweisen, daß ein Atom oder eine Maschine kein Bewußtsein habe; wir haben nur keinen Grund, es anzunehmen. Etwas mehr Grund kann man aber bei den besprochenen tierischen Bewegungsformen doch finden; und dies wird gerade durch die Reduktion derselben auf gewisse einfachere Grundformen, wie sie Löbs Tropismenlehre gibt, deutlich. Indem sich nämlich sämtliche Außenreiz-Be-

[1]) Vgl. „Prinzipien der Psychologie" (Deutsch, Stuttgart 1882) S. 474.

wegungen in zwei große Gruppen zusammenfassen, die man nach ihrer Bewegungsrichtung in bezug auf die Reizstelle als positive und negative Reizantworten bezeichnen kann. Löb glaubt nun allerdings auch für diese Orientierung, diesen „geordneten Charakter" der Tropismen eine mechanische Ableitung geben zu können, nämlich aus der bestimmten Anordnung gewisser Elemente des Zentralnervensystems und den Symmetrieverhältnissen des Körpers. Was sich aber daraus erklärt, ist meist nur die Lage der Richtungslinie zur Reizquelle im allgemeinen, nicht aber die positive oder negative Bewegung auf derselben. Hierfür ist eigentlich nur auf einem Gebiet, dem des Galvanotropismus mit Hilfe der Jonentheorie eine physikalisch-chemische Erklärung angebahnt.[1]) Nun scheinen aber gerade die Erscheinungen des Galvanotropismus insofern mit den übrigen Tropismen nicht auf eine Stufe gestellt werden zu können, als es sich bei ihnen gar nicht um eine Reizung spezifischer Oberflächenteile, sondern um einen allgemeinen Stromdurchgang durch den Körper handelt. Das gerade Gegenstück hierzu bilden die optischen Reflexe der Tiere, von deren Gleichsetzung mit den Heliotropismen der Pflanzen die Löb'sche Anschauungsweise ihren Ausgang genommen zu haben scheint. Hier handelt es sich um lokalisierte Reizungen[2]) und der Hauptunterschied ist, daß hier nicht eine so einfache Entsprechung der positiven bezw. negativen Bewegungsrichtung zu den Reizunterschieden auffindbar ist, als beim Galvanotropismus gemäß den beiden Arten der Elektrizität; sondern daß in einer unerklärten Weise die Bewegungsrichtung gegenüber derselben Reizqualität wechselt, je nach dem Intensitätsgrade derselben. Dergleichen berichtet auch schon für die Protisten Verworn,[3]) teilweise im Anschluß an Straßburger,[4]) der die Tatsache, daß gewisse Schwärmsporen auf eine genaue Lichtintensität „gestimmt" sind, so ausdrückt, daß er sie bei höherer Intensität „photophob" (= lichtscheu), bei niederer „photophil" (= lichtliebend) nennt. In dieser Namengebung kommt es zum Ausdruck, wie sehr solcher Umschlag der Reaktionsrichtung an entsprechende psychologische Gesetzmäßigkeiten erinnert, nämlich an den Wechsel der Lust- mit der Unlustbetonung bei gleichförmiger Aenderung der Empfindungsintensität.

---

[1]) Vgl. Löb a. a. O. Abschnitt XI und die dort gegebene Literatur.

[2]) Gewisse Ausnahmen (vgl. Löb a. a. O. S. 54 ff.) der Lichtreaktionen ohne Augen beweisen, sofern rein optischen Charakters, nur unsere unvollkommenen Kenntnisse der lichtempfindlichen Organe.

[3]) A. a. O. S. 43, S. 105 u. ö.

[4]) „Wirkung des Lichts und der Wärme auf Schwärmsporen." Jenaische Zeitschr. für Naturwissenschaft, Bd. 12.

Diese Parallele hat denn auch fast überall zu der Annahme geführt, daß in diesem **Umschlag der Reaktionsrichtung** ein zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins zu finden sei, daß den positiven, d. h. reizerhaltenden Reaktionen der Lebewesen lustbetonte, den negativen unlustbetonte Empfindungen entsprechen. Verhängnisvoll wirkt freilich auch hier wieder die Hereinziehung des Zweckmäßigkeitsbegriffs, indem man [1]) die Tiere im Gefühl des Angenehmen bezw. Unangenehmen Nutzen und Schaden unterscheiden läßt, eine Annahme, die auch wohl mit dem Namen des biologischen Lust-Unlustgesetzes bezeichnet wird. Demgegenüber ist nicht nur auf die Menge der entgegenstehenden Tatsachen hinzuweisen, auf alle die „süßen Gifte" und die „bitteren Arzneien"; auf Fälle wie den von **Verworn** [2]) erzählten, daß sich die Protisten durch gewisse schädliche Stoffe sogar aus der Nährlösung herauslocken lassen; sondern vor allem vergißt man, daß mit der Annahme der Lustbetonung einer Empfindung nicht das Eintreten der reizerhaltenden Reaktion, noch durch die Annahme der Unlust das Eintreten der reizhemmenden Bewegung erklärt werden kann.

Hätte diese Anschauung Recht, dann müßte es z. B. der süße Geschmack der Milch sein, welcher beim kleinen Kinde die ersten Saugbewegungen zur Folge hat. Dem ist aber nicht so; denn erstlich saugt das Kind bereits bei der Berührung der Lippen mit dem Pfropfen, wenn es noch gar keine Milch geschmeckt hat, und außerdem könnte man ihm sehr wohl den süßen Milchgeschmack etwa durch Einträufelung zu empfinden geben, ohne daß es sich zum Saugen anschickt. Wohl aber läßt sich beobachten, daß, wenn erst einmal das Kind durch seine Saugbewegungen die Annehmlichkeit des Milchgeschmacks in erhöhtem Maße empfunden hat, daß dann diese Bewegungen unmittelbar daraufhin (l'appétit vient en mangeant) und in späteren Wiederholungsfällen um so rascher und ausgiebiger eintreten.

Dieses Beispiel illustriert uns aber ein anderes allgemeines Gesetz, wonach **relative Lustbetonung einer Bewegungsempfindung eine Vervollkommnung der entsprechenden Bewegungen zur Folge hat, während einer Steigerung der Unlust das Absterben der betreffenden Reaktion entspricht.**

Dabei ist zu bedenken, daß Lust- wie Unluststeigerung sich sowohl bei reizerhaltenden als reizhemmenden Bewegungen einstellen, wie dies aus folgendem Schema erhellt:

---

[1]) Z. B. **Spencer**, „Prinzipien der Psychologie", Bd. 1, S. 297, und **Schneider**, „Der tierische Wille", S. 50.

[2]) Psych.-phys. Protistenstudien, S. 105—106.

I. Steigerung der Lust bei
- a. reizerhaltender Reaktion nach lustvoller Empfindung;[1])
- b. reizhemmender Reaktion nach unlustvoller Empfindung.

II. Steigerung der Unlust bei
- a. reizerhaltender Reaktion nach unlustvoller Empfindung;
- b. reizhemmender Reaktion nach lustvoller Empfindung.

Nur für die Entwicklung bestimmter Bewegungsweisen ist also eine Mitwirkung psychischer Faktoren nachweislich, nicht aber für das erste und ursprüngliche Auftreten einer Bewegung, sondern hierfür liegt die Annahme einer physiologischen Bedingtheit in allen Fällen am nächsten. Sollten wir nämlich an eine ursprüngliche psychische Bedingtheit solcher ersten Bewegungen glauben, so müßten wir annehmen, daß die betreffenden Bewegungsvorstellungen angeboren seien, also neben den angeborenen Reflexbahnen auch angeborene Ideen statuieren. Dagegen entscheidet neben allen sachlichen Einwänden schon der methodische, daß immer diejenige Erklärung den Vorzug verdient, die mit einer minderen Zahl hypothetischer Faktoren auskommt. Diese unsere Anschauung deckt sich im wesentlichen mit der Hermann Lotzes, der sie einmal in folgender Weise klassisch formuliert hat:[2])

„Eben hierin wird der Vorteil dieser Reflexwirkungen für die Entwicklung der Seele in den ersten Abschnitten des Lebens bestehen, daß sie nun nicht genötigt ist, die Bewegung, die einem Reize zweckmäßig entsprechen würde, entweder selbst zu erfinden, wozu ihr jede Befähigung abginge, oder abzuwarten, bis zufällig einmal von selbst die nützliche Bewegung im Augenblick der Reizung eintrete und so die Möglichkeit entstände, die drei Vorstellungen des Reizes, dieser Bewegung und der damit verknüpften Milderung der Reizung zu künftigem Gebrauch in ähnlichen Fällen zu assoziieren. In dem Augenblick vielmehr, in welchem der Reiz die Empfindung erzeugt, regt er mit mechanischer Sicherheit zugleich auch die Bewegung an, die nach dem Plane der Organisation eine zweckmäßige Rückwirkung auf ihn selbst bildet, und so wird vor allem die erste Erfindung einer zweckmäßigen Reaktion für die Seele in die einfachere Aufgabe verwandelt, sie zu beobachten, indem sie von selbst geschieht."

---

[1]) Es handelt sich um primitive Stadien, wo noch keine Uebersättigung eingetreten, die „psychische Abflußtendenz" (wie Lipps glücklich sagt) noch nicht wirksam ist.

[2]) In der Rezension Pflügers (vgl. S. 38, Anm. 2). „Kleine Schriften", Bd. III, 1, S. 149—150.

Diese Auffassung geht also von der bekannten Tatsache aus, daß zu den Folgeerscheinungen vieler Bewegungen die entsprechenden Bewegungsvorstellungen gehören. Dann ist später eine Vorstellung der Bewegung auch da möglich, wo diese selbst nicht stattfindet. Und je nachdem die Bewegung von einer Lust- oder Unluststeigerung begleitet war, erweist sich die ihr entsprechende Vorstellung als fördernd oder hemmend für den späteren Vollzug.

Wie groß der Einfluß solcher assoziativ auftretenden Bewegungsvorstellungen auf die Wandlung des äußeren Verhaltens ist, tritt besonders da hervor, wo sich die assoziativen Verknüpfungen über mehr als zwei Glieder ausdehnen.

Unser Beispiel hatte nur zwei: Milchgeschmack — Bewegungsempfindung. Nun kann es aber geschehen, daß späterhin der Milchgeschmack nicht mehr als Sinnesempfindung auftritt, sondern nur als Vorstellung, und auch diese löst ebenso die Saugvorstellung und damit das Saugen aus. Damit dieses möglich sei, muß eine weitere assoziative Verknüpfung mit irgend welcher vorhergehenden Sinnesempfindung erfolgt sein, z. B. mit dem Gesichtsbild der Milchflasche. Auf solche Weise tritt also die luststeigernde Reaktionsbewegung nicht nur im Anschluß an denjenigen Reiz auf, dessen reflektorische Antwort sie ursprünglich war, sondern bereits nach solchen Reizen, die diesem Weckreiz vorangingen: das Kind führt die Saugbewegungen bereits beim Anblick der Milchflasche aus. Auf der anderen Seite tragen solche mehrgliedrige Assoziationen zur rascheren Abgewöhnung unluststeigernder Reaktionen bei: das gebrannte Kind scheut das Feuer, d. h. bereits den Anblick der Flamme, und langt nicht mehr mit dem Finger hinein.

Schließlich freilich reduzieren sich solche mehrgliedrige Assoziationen oft wieder auf zweigliedrige; indem z. B. das Kind beim Saugen die Flasche stets vor Augen hat und sich so eine unmittelbare Assoziation knüpft.

Auf solche Weise bleibt unser Verhalten gegenüber denselben Reizen keineswegs unser Leben lang dasselbe, sondern ändert sich auf die verschiedenste Art. Die Vergangenheit beeinflußt unser Verhalten, indem sie zur Erfahrung wird: wir lernen.

Nur wo wir ein *Lernen* auch bei den Tieren konstatieren können, bietet sich damit ein sicheres, und zwar *das einzig sichere Kriterium des Bewußtseins*. Um es zu finden, *genügt es* aber freilich *nicht, einzelne Bewegungen der Tiere zu beobachten*, sondern *es bedarf der Vertrautheit mit ihrer gesamten Lebensweise*. Nur wo eine *Tierart bereits Gegenstand umfassender biologischer Erforschung* war — und daran fehlt es

meist noch weit —, kann die psychologische Ausdeutung ihres Lebensganges zuversichtlich einsetzen und das Material einer vergleichenden Psychologie gewinnen.

In der Aufstellung des Lernens der Tiere als psychologischen Kriteriums finden wir uns auch in Uebereinstimmung mit Löb und Bethe. Nach letzterem [1]) ist „der Nachweis, ob ein Wesen imstande ist, modifiziert zu handeln, der einzige Prüfstein, um auf psychische Qualitäten zu schließen", und dasselbe meint Löb, wenn er sagt,[2]) daß wir Bewußtsein nur da erwarten können, wo assoziatives Gedächtnis nachweisbar ist.

Wir werden in den folgenden beiden Kapiteln sehen, wie sehr diese Begriffe noch der näheren Bestimmung bedürfen; es gibt sehr verschiedene Formen des Lernens, und darauf gerade in diesem Zusammenhang nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst Erich Wasmanns.[3]) Hier aber ist zunächst eine kurze Auseinandersetzung mit dessen Polemik gegen Bethe[4]) und Löb[5]) nötig, soweit sie unsere eben ausgesprochene Anschauung vom Lernen als einzigem Bewußtseinskriterium betrifft. Nicht dieses leugnet Wasmann, aber er will daneben noch ein weiteres, von uns vorhin preisgegebenes aufrechterhalten. Zwischen Reflextätigkeit und erlernter Tätigkeit setzt er noch „das ganze Gebiet der einfachen Instinkte", „das Vermögen der Tiere, auf bestimmte Empfindungen und Sinneswahrnehmungen unmittelbar in zweckmäßiger Weise zu reagieren, infolge der Lust- und Unlustgefühle, welche durch die betreffenden Objekte in ihnen erregt werden." [6])

Diese Ansicht wurde oben schon im allgemeinen widerlegt durch die Ausschaltung des Zweckmäßigkeitsproblems (welches auch Bethes Argumentation verwirrt) und den Hinweis, daß die Lustbetonung einer Empfindung nicht das Eintreten einer bestimmten Bewegungsantwort erklärt. Wir können unsere Meinung nun, da wir zugleich damit in anderer Hinsicht weiterkommen, noch durch ein weiteres Beispiel verdeutlichen,

---

[1]) A. a. O. S. 17. — [2]) A. a. O. S. 140.

[3]) „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" (Stuttgart 1899) S. 82 ff. und „Instinkt und Intelligenz im Tierreich" (Freiburg i. B. 1899), 2. Aufl., S. 105 ff.

[4]) „Die psychischen Fähigkeiten" ꝛc. S. 4 ff.; Biolog. Zentralblatt, Bd. 18, S. 578 ff. Bethes Erwiderung in Pflügers Archiv, Bd. 79, S. 39 ff. — Beachtenswert ist, daß Bethe im Gegensatz zu seiner Apostrophe in Pfl. Archiv, Bd. 70, S. 70: „Dies (das Modifikationsvermögen) soll Wasmann von den Ameisen nachweisen, es wird ihm nicht gelingen!" nunmehr (Bd. 79, S. 52) doch schon einlenkt: „Immerhin mag zugestanden werden, daß in einigen Fällen das Vorliegen einer Reizremanenz und von Modifikationsvermögen nicht unwahrscheinlich ist."

[5]) Biolog. Zentralblatt, Bd. 20, S. 342 ff.; im gleichen Bande befindet sich eine Erwiderung von J. v. Uexküll.

[6]) „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen", S. 5.

welches der Bethe-Wasmannschen Auseinandersetzung [1]) entnommen ist. Bethe hatte ungefähr gesagt:

Wenn ein Hund, den ich mit der Zange kneife, quiekt und davonläuft, so ist dieses kein hinreichendes Zeichen dafür, daß er den Schmerz empfunden hat. Erst wenn er später einmal beim Anblick der Zange davonläuft, kann ich nicht mehr zweifeln, daß er damals den Schmerz gespürt haben muß.

Wasmann ist demgegenüber der Ansicht, daß schon durch das Quieken und Davonlaufen des Hundes diese Schmerzempfindung bewiesen sei; denn diese Schmerzempfindung sei die psychische Ursache, welche den Hund zum Quieken und Davonlaufen bringt.

Nun muß aber Wasmann zugeben, daß ähnliche Reaktionen auch bei enthirnten Tieren eintreten, wenigstens nach Ueberwindung des Operations-Shoks, und dann sind sie auch nach seiner Meinung rein reflektorischer Natur.

„Ja," hält Wasman dem etwa entgegen, „daraus folgt aber doch nicht, daß diese Bewegungen auch beim normalen Tier reflektorisch sind."

Aber gewiß! Man muß es sogar schließen, so lange nämlich Wasmann keine unterscheidenden Merkmale aufweist, welche diese Bewegungsvorgänge beim normalen Tier von den entsprechenden beim enthirnten unterscheiden und deshalb zur Einführung des neuen Erklärungsfaktors berechtigen. Dieses kann aber auch auf gar keine Weise geschehen; denn alle diese Argumentationen ruhen auf der Voraussetzung, daß sich die Bewegungsvorgänge in beiden Fällen genau ebenso abspielen und auf dieselben Reize hin.

Schließlich sei zur Widerlegung Wasmanns noch darauf hingewiesen, daß sich auch bei narkotisierten Personen nach entsprechenden Eingriffen vielfach heftige „Schmerzens"schreie und Abwehrbewegungen beobachten lassen, wo doch von einer bewußten Schmerzempfindung nicht geredet werden kann. Und schließlich sei aus zoologischem Gebiet an die auch von Löb und Edinger herangezogenen Beobachtungen Normans [2]) erinnert, wonach die Krümmungen des Wurmes keinen Schluß auf Schmerzempfindungen gestatten.

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß unter allen einzelnen Bewegungen der Tiere diejenigen, welche man mangels eines sonstigen auf-

---

[1]) „Die psychischen Fähigkeiten" ꝛc., S. 6—7. Das Beispiel ist freilich insofern nicht ganz zweckmäßig, weil das Davonlaufen in seiner komplizierten Bewegungsfolge erlernt sein will; aber nicht darum handelt es sich hier, sondern um das Eintreten der ersten Fluchtbewegungen, des ersten „negativen Tropismus".

[2]) „Dürfen wir aus den Reaktionen niederer Tiere auf Schmerzempfindungen schließen?" Pflügers Archiv, Bd. 67.

weisbaren Zweckes (!) als Ausdrucksbewegungen zu bezeichnen pflegt, am ersten zur Annahme einer psychischen Bedingtheit verführen; zumal wenn man sie im einzelnen beobachtet und mit entsprechenden menschlichen Verhaltungsweisen zusammenhält. Aber wenn man die verschiedenen Formen, in denen etwa ein Hund seine Freude oder seinen Kummer äußert, im ganzen mit denen des Menschen vergleicht, so ergibt sich doch auch schon der Zahl nach ein großer Abstand. Die meisten typischen Ausdrucksbewegungen lassen sich wohl aus jenem Erklärungsprinzip ableiten, welches Darwin in seinem Werk über den „Ausdruck der Gemütsbewegungen" als drittes aufführt, nämlich aus der starken Allgemeinerregung des Nervensystems, welche zu besonders vielfachen und komplizierten Mitbewegungen führt. Und in den weitaus wenigeren Fällen, wo es sich um spezialisierte Ausdrucksbewegungen handelt, wie beim Schweifwedeln des Hundes, bleibt entweder die Erklärungsmöglichkeit, daß es sich um ursprüngliche Reflexbewegungen handle oder um erlernte, d. h. durch Berührungsassoziation übertragene Reaktionen.

So bleibt es denn dabei, daß nur die Modifikation des Verhaltens durch die Erfahrung ein zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins bildet. Und dieses Argument hat denn auch selbst der Skepsis Humes standgehalten, welcher sagt:[1])

„Tiere so gut wie Menschen lernen viele Dinge aus Erfahrung."

Kapitel 3.

Das Lernen der Tiere durch Gedächtnis, Uebung und Nachahmung.

Ehe wir nun aber mit Hilfe dieses Kriteriums zu weiteren Einsichten vordringen, ist es nötig, dasselbe noch gegen eine Auffassungsweise zu sichern, welche ihm allen Erkenntniswert zu nehmen droht; die Auffassung nämlich, daß die bei jedem Lernen zutage tretenden Gesetzmäßigkeiten des Gedächtnisses und der Uebung durch physiologische Hypothesen verständlich zu machen seien; es dürfte ohne weiteres erhellen, daß, wenn dies zuträfe, auch das Lernen der Tiere kein zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins wäre.

Zur Widerlegung ist es nötig, die beiden Begriffe des Gedächtnisses und der Uebung etwas schärfer zu fassen.

Zuerst den des Gedächtnisses: Da dasselbe in deszendenztheoretischen Erörterungen so oft mit demjenigen der Vererbung zusammengebracht

[1]) „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand" (Deutsch, Lpz. 1893) S. 126.

wird[1]), soll uns deren Scheidung zur Klärung dienen. Wir nehmen dazu ein Beispiel der Verwechslung vor: Ernst Häckel charakterisiert die Plastidule, die den Organismus konstituierenden Moleküle, folgendermaßen:[2]) „Alle Plastidule besitzen Gedächtnis; diese Fähigkeit fehlt allen anderen Molekülen.“ Dadurch glaubt Häckel außer vielem anderen zu erklären,[3]) daß jede der mehr als 4000 Radiolarienarten trotz ihrer höchst einfach gestalteten Zelle doch ein oft recht kompliziertes Kalkskelett baut, und zwar jede Generation dasselbe.

Analog sagt Mach[4]): „Gedächtnis und Vererbung fallen ... fast in einen Begriff zusammen, wenn wir bedenken, daß Organismen, welche Teile des Elternleibes sind, auswandern und die Grundlage der neuen Individuen werden.“ Und als Beispiel führt er u. a. an: Wenn Pflanzen der südlichen Hemisphäre bei uns zu der Zeit blühen, wo es in der Heimat Frühling ist, „so kann man an eine Art Gedächtnis der Pflanzen denken.“[5])

Daß der hier verwandte Begriff des Gedächtnisses nicht mit dem psychologischen übereinstimmen kann, geht schon aus folgenden Wendungen der beiden Autoren hervor. Häckel betont,[6]) daß es sich um die Annahme eines unbewußten Gedächtnisses handle, dessen Tätigkeit überhaupt viel wichtiger sei als die des bewußten, und ähnlich spricht Mach[7]) von den Reflexbewegungen als „Gedächtniserscheinungen außerhalb des Bewußtseinslebens“.

Hat nun diese Unterscheidung von bewußtem und unbewußtem Gedächtnis einen haltbaren Sinn? In keinem Falle. „Das Gedächtnis“ als solches ist niemals bewußt; es ist — wir zitieren absichtlich einen Physiologen Verworn[8]), — „die Fähigkeit, Empfindungen ꝛc. reproduzieren zu können, ohne daß der äußere Reiz noch einwirkt.“ Während aber eine solche „Fähigkeit“ niemals bewußt sein kann, ist es das aktuelle Geschehen, aus dem wir diese Fähigkeit erschließen, allemal; denn es besteht eben im bewußten Sichabspielen von Vorstellungs- bezw. Empfin-

---

[1]) Die vieldeutige Verwendung des Gedächtnisbegriffs tadelt auch Du Bois-Reymond in seiner Festrede „Ueber die Uebung“ (Berlin 1881) S. 38 ff.; Löb a. a. O. S. 140 ff.

[2]) „Ueber die Wellenzeugung der Lebensteilchen“ ꝛc. Ges. populäre Vorträge (Bonn 1879), Zweites Heft, S. 51.

[3]) „Welträtsel“ Kap. VII.

[4]) „Die Analyse der Empfindungen“ ꝛc. (Jena 1900), 2. Aufl., S. 55 ff.

[5]) Sowohl Mach als Häckel knüpfen an eine Festrede von Hering aus dem Jahre 1870: „Ueber das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie“ an.

[6]) A. a. O. S. 51. — [7]) A. a. O. S. 56.

[8]) Psycho-physiologische Protisten-Studien, S. 132.

bungs-(Halluzinations-)Vorgängen. Weil sich diese Vorgänge unter neuen Bedingungen abspielen, nämlich nicht infolge der entsprechenden Außenreize, deshalb müssen wir auch eine besondere Art ihrer gesetzmäßigen Bedingtheit, die assoziative, annehmen; und dann mag man wohl, freilich nicht ohne bedenkliche Annäherung an eine Vermögenspsychologie, von einer besonderen Fähigkeit, dem Gedächtnis, reden. Aber ehe diese Fähigkeit irgend jemandem zugeschrieben werden kann, muß erst mit Sicherheit festgestellt werden, daß sein Benehmen solche Eigentümlichkeiten zeigt, die nur durch das Vorhandensein bewußter Gedächtniserscheinungen erklärt werden können.

Gehören nun hierzu die oben angeführten Beispiele? Ist wirklich keine außerpsychische Wirksamkeit imstande, das Blühen der Pflanze in einem bestimmten Entwicklungsstadium oder den Aufbau des Radiolarienskeletts mit seiner geometrischen Gesetzmäßigkeit zu erklären?

Von Vererbung spricht man bei gleichmäßigem Verhalten verschiedener Generationen. Nun haben wir aber oben gesehen, daß beim einzelnen Individuum eine gleichmäßig wiederholte Verhaltungsweise nicht zur Annahme psychischer Bedingtheit berechtigt, sondern die Veränderung des Verhaltens, die Modifikation durch die Erfahrung ist es, welche nur aus dem Assoziationsgesetz verständlich wird; dann kann auch das gleiche Verhalten verschiedener Generationen bei aller Kontinuität des Keimplasmas nicht eine Gedächtnissache sein.

Wir finden vielmehr auch in der menschlichen Erfahrung häufig ein solch gleichmäßiges Verhalten verschiedener Generationen, typische Fälle der Vererbung, ohne daß irgend bewußte Gedächtnisvorstellungen im Spiele wären. Ein nachgeborenes Kind zeigt oft in seinem Verhalten überraschende Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater. Aber diese ererbten Betätigungsweisen spielen sich rein reflektorisch ab, ohne jede psychische Bedingtheit. Es fehlt ihnen gerade das Merkmal, an dem wir alle durch das Gedächtnis bedingten Verhaltungsweisen erkennen, das Auftreten in ganz bestimmtem, durch die Erfahrung gestiftetem Zusammenhang.

Wie mit dem Worte Gedächtnis, so findet man auch mit dem Namen Uebung oft sehr Verschiedenes bezeichnet. Nur ist hier die Verwechslung noch viel allgemeiner, weil der Sprachgebrauch keine Handhabe zur Unterscheidung mit kurzen Schlagworten darbietet. So erinnere ich mich denn, nur bei zwei Autoren den Unterschied hinreichend betont gefunden zu haben, bei Lipps in den „Grundtatsachen des Seelenlebens“ [1]) und besonders in Du Bois-Reymonds Festrede „Ueber die Uebung“. [2])

[1]) Bonn 1883, S. 231. — [2]) Berlin 1881, S. 20.

Auch hier spielt die Verwechslung wieder besonders in deszendenztheoretischen Erörterungen eine Rolle. Man unterscheidet nicht deutlich genug die Abänderung der Struktur durch Gebrauch und Nichtgebrauch, die „funktionell erzeugte Abänderung", von der Abänderung der Verhaltungsweise, der Gewöhnung und Uebung im eigentlichsten Sinn; oder, wie es sich am kürzesten sagen läßt, die passive von der aktiven Anpassung. Im folgenden ist daher unter „Uebung" stets die aktive Anpassung zu verstehen.

Zur Klarlegung diene ein Lippssches Beispiel[1]): Der geübte Botaniker sieht Pflanzen am Wege auf den ersten Blick, die dem Laien, auch wenn er guten Willen hat, zu sehen, völlig entgehen.

Läßt sich nun dieses so erklären, daß der Botaniker eine größere physiologische Sehschärfe hat als der Laie? Gewiß nicht; dieselbe kann bei beiden genau die gleiche sein; vielleicht ist sogar der Laie scharfsichtiger. Aber der Botaniker ist reicher an Erfahrungsassoziationen; er weiß etwa: dieses Pflänzchen wächst in der Nähe schattenspendender Gräser, an feuchten Stellen; und ohne daß er sich dies ausdrücklich ins Gedächtnis rufen müßte, fesseln diese Standortmerkmale seinen Blick und leiten ihn zu dem Gesuchten. Weil früher an ihre Wahrnehmung sich das Finden der Pflanze schloß, haben diese Standortmerkmale für den Botaniker einen besonderen lustbetonten Charakter gewonnen, ähnlich wie in unserem früheren Beispiel die Zange für den Hund einen unlustbetonten.

Doch mit der Aufweisung solches größeren Reichtums an einschlägigen Erfahrungsassoziationen ist das Eigentümliche der Uebung noch nicht hinreichend bezeichnet; das wäre noch eine reine Gedächtnissache. Vielmehr kommt bei der Uebung hinzu die besondere Art und Weise, in der sich bestimmte Gedächtniszusammenhänge entwickeln. Eine solche Entwicklung ist dadurch bedingt, daß jeder psychische Vorgang nach den verschiedensten Seiten hin assoziative Verbindungen eingeht und daß daher gemäß der Begrenztheit der psychischen Kraft und der Eindeutigkeit des Bewußtseinsverlaufs die verschiedenen Reproduktionstendenzen in Widerstreit mit einander, in Konkurrenz geraten. Nun ist der Sieg in diesem Daseinskampf, die Stärke einer Reproduktionstendenz nicht nur abhängig von ursprünglichen psychischen Dispositionen, sondern auch von der Häufigkeit der Wiederholung eines Erfahrungszusammenhanges. Mit letzterem ist das Uebungsgesetz bezeichnet. Der Botaniker weiß nicht nur deshalb so gut mit Pflanzen Bescheid, weil alle einschlägigen Erfahrungen infolge ursprünglicher Interessen besonders fest

[1]) „Grundtatsachen des Seelenlebens", S. 194 u. 231.

bei ihm haften, sondern auch deshalb, weil er sich mit diesem Gegenstand immer und immer wieder beschäftigt hat. Stetiger Fleiß vermag die ursprüngliche Begabung in weitem Umfange zu ersetzen.

Soweit nun die zweiten Glieder eingeübter Assoziationen in Bewegungsvorstellungen bestehen, äußert sich der Erfolg der Uebung für den außenstehenden Beobachter in einer besonderen Angemessenheit der betreffenden Bewegungen an die gegebenen Situationen, in einem besonders raschen und leichten Ablauf der Bewegungen, mit einem Wort: in der Geschicklichkeit des Geübten.

Diese Geschicklichkeit hat eine positive und eine negative Seite. Nicht nur hat sich der Botaniker durch immer neue Erfolge die zweckentsprechenden Verhaltungsweisen immer fester und sicherer angewöhnt, sondern auch durch häufige Mißerfolge die gar nicht oder minder entsprechenden abgelegt. [1])

Aber die so erzielte Ordnung in den Bewegungen ist immer nur eine Folge der Ordnung in den Bewegungsvorstellungen. Daß diese bei eingeübten Handlungen immer anzunehmen seien, wenn schon nicht immer in der Erinnerung aufweislich, haben wir schon S. 22—23 erörtert.

Während der Pflanzensucher auf derlei Weise seiner wachsenden Geschicklichkeit bessere Erfolge dankt, können solche ihm aber auch noch auf einem anderen Wege zuteil werden. Es könnte sein, daß er durch seine häufige Tätigkeit auch eine größere Sehschärfe erlangt hätte. Dann werden wir aber hierfür gewiß eine ganz andere Erklärung suchen, als die obige. Wir werden annehmen, daß die Linse oder der zugehörige Muskelapparat auf eine rein mechanische (wenn auch vielleicht noch nicht in allen Teilen verständliche) Weise eine bleibende Formveränderung erfahren hat. In solchen oder ähnlichen Fällen sollte man nur von einer passiven Anpassung reden, aber nicht von einer Uebung. Der Sprachgebrauch freilich redet anstandslos von einer Uebung der Muskeln, Drüsen, Nerven einerseits und des Gedächtnisses anderseits, und verdeckt damit die Verschiedenheit der Tatsachen. Alle jene erstgenannten Fälle lassen sich so zusammenfassen, daß sich mit der Häufigkeit der Funktion eine wachsende Veränderung der Struktur ergeben hat. Oft ist mit dieser Strukturveränderung dann wieder eine Erleichterung der Funktion verbunden; diese wird um so eher vollzogen und so potenziert sich die Wirkung. Doch ist zu beachten, daß funktionell erzeugte Abän-

---

[1]) Du Bois-Reymond weist (a. a. O. 22—23) im Anschluß an Johannes Müller besonders darauf hin, daß die Vervollkommnung einer Bewegungsart besonders aus der Unterdrückung überflüssiger Mitbewegungen entspringt.

derungen keineswegs **immer** eine Erleichterung der Funktion bedeuten; neben der förderlichen Schwiele steht das hinderliche Hühnerauge.

Auch diese Art der Abänderung kann zur Folge haben, daß der Botaniker die Pflanzen leichter findet. (Er könnte sich aber auch die Augen verderben.) Man wird aber nicht sagen, er danke dies seiner vermehrten Geschicklichkeit; eine gute Brille täte ihm dieselben Dienste. Aber kein noch so feines Instrument vermöchte ihm die Uebung im eigentlichen Sinne zu ersetzen.

Unser Beispiel zeigt auch recht deutlich, wie mannigfach sich aktive und passive Anpassung durchkreuzen können. Während auf der einen Seite die bereicherte und gefestigte Erfahrung den Botaniker zu schärferem Zusehen veranlaßt, bringt ihm auf der anderen die gesteigerte Sehschärfe neue Erfahrungen. Noch deutlicher zeigt diese Wechselwirkung ein anderes Beispiel: der Klavierspieler mit der gegenseitigen Förderung seiner Kunstfertigkeit und Fingergelenkigkeit.

Unsere Meinung ist also, daß sich Uebung und passive Anpassung zwar bei derselben Gelegenheit zu entwickeln pflegen und sich in ihren Wirkungen kreuzen können, aber in ihrem Wesen verschiedenartig und unabhängig sind.

Die passive Anpassung ist zu vergleichen mit den Veränderungen, welche eine Maschine durch ihre Arbeit erfährt, indem sich die Unebenheiten abschleifen, und anderseits mit dem Einrosten beim Stillstand.[1]) Aber hier muß man sich erinnern, daß das Abschleifen der Unebenheiten in späteren Stadien wieder zu einer Herabsetzung der Funktionsfähigkeit, zu einem „Ausleiern" führt.

Die durch Uebung ausgeprägten Verhaltungsweisen aber sind gleichen Ursprungs und gleicher Art wie die Gewohnheiten des Denkens, die Schärfe der Begriffe und die Verfeinerung des Geschmacks. Ihre Ausbildungsfähigkeit ist unbegrenzt.

Wie die passive Anpassung auch ohne allen Zusammenhang mit dem Fortschritt der Geschicklichkeit sich ausbilden könne, zeigt die Tatsache, daß man ihrer natürlichen Innervation beraubte Muskeln dadurch leistungs-

---

[1]) Wem dieses Gleichnis plump erscheint, der setze an Stelle der Maschine etwa eine Geige, die durch häufiges Musizieren an Klangschönheit gewinnt, oder des vielgebrauchten Magneten wachsende Stärke und sonstige Beispiele innerer Umlagerungen. Dies alles sind freilich nur **Zukunftsbilder** für eine mechanistische Auffassung der Lebensvorgänge. Wie man ja auch die Reflexvorgänge maschinell aufzufassen pflegt, ohne im einzelnen die Berechtigung dazu (vorerst wenigstens) nachweisen zu können. Aber mag auch schließlich eine vitalistische Auffassung wieder die Oberhand gewinnen, für unsere obige Beweisführung ist dies ohne wesentliche Bedeutung; denn auch der Vitalismus kann die Kluft zwischen physiologischem und psychischem Geschehen nicht überbrücken.

fähig erhalten kann, daß man sie zweckentsprechend elektrisch reizt, so daß man sich mit Du Bois-Reymond[1]) einen passiv trainierten Herkules denken mag, ungeschickter als ein Kind.

Nachdem wir so die psychologischen Begriffe des Gedächtnisses und der Uebung von ihren physiologischen Nachbarbegriffen geschieden haben, sind wir damit fast schon zur Antwort auf unsere Frage gelangt, ob diese psychologischen Gesetzmäßigkeiten durch physiologische Hypothesen verständlich zu machen seien. Eine wirkliche Kenntnis besitzen wir ja von jenen physiologischen Prozessen, welche manche als Grundlage der Assoziation und Uebung aufstellen, in keinem Fall.[2]) So lange man sich damit begnügt, psychologische Vorstellungen in die Sprache der Physiologie zu übersetzen, so gut und schlecht dies eben gehen will, gewinnt man in keinem Falle eine Förderung der wissenschaftlichen Einsicht, im besten eine größere Anschaulichkeit, die dann aber so oft verführt, das Bild für die Sache zu nehmen. Noch schlimmer wird dies, wenn man bis zu physikalischen Gleichnissen geht. Ein solches schlechtes Bild an Stelle der Erklärung ist das von der Gedächtnis„spur". Das eigentliche Problem liegt hier in der Reaktivierung der Spur, in ihrem Wiederbegangenwerden, welches nicht dadurch hinreichend erklärt wird, daß sie da ist.

Ganz entsprechend steht es mit der Uebungs„bahnung". Immer wieder findet sich zur Veranschaulichung der dabei angenommenen Hirnmechanik das Gleichnis von dem Strom, der sein Bett aushöhlt, von der Maschine, welche die Rauhigkeiten ihres Ganges ausgleicht. Wir haben schon unter Bezugnahme auf das Ausleiern der Maschine darauf hingewiesen, daß in diesen physikalischen Fällen der steten Strukturände-

---

[1]) Vgl. Du Bois-Reymond a. a. O. S. 10.

[2]) Die Ausfallserscheinungen bei Geisteskranken und Gehirnoperationen beweisen nur, daß die betreffenden Gehirnpartien beim Zustandekommen gewisser Bewußtseinsvorgänge, und besonders bei deren Manifestation nach außen, eine Rolle spielen, nicht aber daß sie deren Grundlage, ihr „Organ" sind. Eine große Maschinenanlage kann zum Stillstand kommen, weil irgendwo eine kleine Schraube los ist; deshalb wird man nicht sagen wollen, diese Schraube leiste die ganze Arbeit. — Dasselbe Argument, wie wir hier, verwertet auch Loeb (a. a. O. S. 166), freilich zu einem anderen Endzweck. Er sagt nach einer Besprechung der Versuche von Schrader und Goltz: „Alle Versuche beweisen, daß das Großhirn bei Wirbeltieren unumgänglich nötig ist für die Vorgänge des assoziativen Gedächtnisses und des Bewußtseins. Aber ich fürchte, daß wir über das Erlaubte hinausgehen, wenn wir sagen, das Großhirn sei »das Organ« des Bewußtseins. Organ des Bewußtseins könnte sehr wohl das ganze Gehirn oder Zentralnervensystem sein, so lange es mit dem Großhirn verbunden ist, und das Großhirn könnte nur ein absolut notwendiger Teil des Ganzen für die eine Tätigkeit der Gedächtnisassoziation sein. Nichtbeachtung dieses Umstandes könnte möglicherweise für die weitere Entwicklung der Gehirnphysiologie gefährlich werden."

rung gar keine ständige Funktionserleichterung entspricht. Auch ein Flußlauf gewinnt keineswegs immer durch die weitere Aushöhlung seines Bettes. Selbst Du Bois-Reymond, der die Uebung durch Annahme eines „leichteren Abrollens einer häufig wiederholten Molekularbewegung in den Ganglienzellen" verständlicher zu machen glaubt, legt über die besagten Bilder das Geständnis ab:[1])

„Das Lehrreiche dieser Gleichnisse liegt in ihrer Armseligkeit. Sie zeigt uns ganz das hoffnungslos Unzureichende unserer Einsicht gegenüber solchen Geheimnissen "

Wir aber finden die Armseligkeit dieser Gleichnisse nicht sowohl darin, daß sie unzureichend sind — das sind alle Gleichnisse —, sondern darin, daß sie falsch sind; denn sie ersetzen den Begriff der Uebung gerade durch denjenigen, welcher, wie wir oben sahen, nicht scharf genug von ihm geschieden werden kann, nämlich durch den der passiven Anpassung.[2])

So lange also, abgesehen von solchen unangemessenen Bildern, noch keine Möglichkeit aufgewiesen worden ist, wie man sich eine physiologische Erklärung von Gedächtnis und Uebung etwa auch nur vorstellen könne, bleibt das Lernen als zuverlässiges Kriterium des Bewußtseins aufrecht.

Aber dieses Kriterium noch etwas schärfer zu fassen, mahnen uns die eben angestellten Ueberlegungen. Wir haben gesehen, daß eine Veränderung der Funktion ohne alle assoziativen Einflüsse sich daraus ergeben kann, daß die funktionell erzeugten Abänderungen der Struktur wieder den Ablauf der Funktion erleichtern. Wenn aber nur auf diesem Wege eine Abänderung von Bewegungsformen sich ergibt, ist sie leicht daran zu erkennen, daß sie nur sehr langsam und in feinen Abstufungen erfolgt. Im Gegensatz dazu bringt das Eingreifen psychischer Faktoren oft eine völlige und plötzliche Umwälzung, wie uns das Beispiel vom Hund und der Zange deutlich zeigt, oder auch die Beobachtung Morgans[3]), daß ein Hühnchen ein einziges Mal nach einer Biene pickte, und niemals wieder. Wie will man es sich denken, daß hierbei im Gehirn eine der Assoziation entsprechende Neubildung förmlich hervorgeschossen sei? Auf psychologischem Gebiet ist es dagegen gar nichts Ungewöhnliches, daß einmal vereinigte psychische Vorgänge in Zukunft eines bleiben.

Außer den durch ihr langsames Fortschreiten leicht kenntlichen, physiologisch bedingten Abänderungen der Bewegungen gibt es nun aber

---

[1]) A. a. O. S. 31.

[2]) Denn hier hat man es doch mit physiologischen, also räumlichen Vorgängen zu tun, während es gar keinen Sinn hat, die unräumlichen Bewußtseinsvorgänge durch räumliche Gleichnisse verdeutlichen zu wollen. (Vgl. auch S. 55, Anm. 1.)

[3]) „An Introduction to Comparative Psychology", S. 86.

auch noch plötzlich auftretende, welche nicht psychisch bedingt sind: diejenigen, welche auf erst im Lebenslauf ausgebildeten neuen Reflexbahnen beruhen. Daß solche auftreten, unterliegt keinem Zweifel. Das deutlichste Beispiel bildet die Geschlechtsreife.

Gerade diese Tatsache der spätgebildeten Reflexbahnen aber, welche so oft zu Gunsten des psychophysischen Parallelismus ins Feld geführt wird,[1]) spricht bei genauerem Zusehen gegen denselben. Denn wo solche neue Reflexbahnen sich zahlreich bilden, wie im Entwicklungsalter, da geht ihnen nicht notwendig die entsprechende seelische Umwälzung parallel, sondern diese findet oft erst viel später statt, dann nämlich, wenn der neue physiologische Mechanismus auch einen entsprechenden Erfahrungszuwachs veranlaßt hat. Der Grad der psychischen Bedeutung, welche diese neu auftretenden Reflexe durch ihre Bewußtwerdung erlangen, hängt, wie wir oben sahen, von dem Maße ihrer Gefühlsbetonung ab; gerade an unserem Beispiel ist auch dieses besonders deutlich und wirft manches Licht auf die ähnliche Rolle des Hungers in den ersten, der Beobachtung weniger zugänglichen Lebenszeiten.

(Es ist sehr bedauerlich, daß, während die Abnormitäten des Sexuallebens in einer meist pseudowissenschaftlichen Literatur breitgetreten werden, die ernsthafte Behandlung der entsprechenden normalen Erscheinungen oft durch eine viel weniger angebrachte Schamhaftigkeit hintangehalten wird; denn hier bietet die Erfahrung ein Bild primitiver psychischer Entwicklung, wie es sonst nur Ausnahmsfälle, z. B. die Operation Blindgeborener, ermöglichen.)

Dieses Prinzip der spätentwickelten Reflexbahnen ist nun aber vielfach auch auf solche Fälle ausgedehnt worden, in denen nach unserer bisherigen Begriffsbestimmung ein Erlernen anzunehmen wäre. Und es ist nötig, auch noch dieser letzten Gefährdung unseres Kriteriums kurz zu begegnen. Dazu ist um so mehr Anlaß, als gerade Löb und Bethe, die doch im allgemeinen selbst unser Kriterium aufstellen, ihm durch die allzu ausgiebige Anwendung des Prinzips der spätentwickelten Reflexbahnen wieder ein gut Teil Boden entziehen. Auf solche Weise hat Bethe den Ameisen und Bienen, die sonst als besonders geistig begabt gelten, in seinem S. 20 erwähnten Aufsatz alle psychischen Qualitäten abgesprochen. Doch dürfte seine Auffassung durch die detaillierten Erwiderungen des Ameisenspezialisten Wasmann[2]) und des Bienenspezia-

[1]) Vgl. Hans Cornelius, „Psychologie als Erfahrungswissenschaft" (Lpz. 1897). S. 403—405.

[2]) Vgl. S. 40, Anm. 4.

listen v. Buttel-Reepen[1]), die beide mit weit ausgiebigerem Material arbeiten, widerlegt sein. Wir können hier nicht auf die Einzelheiten eingehen; im ganzen aber bestätigt gerade diese Auseinandersetzung die Richtigkeit unserer Bemerkung auf S. 39, daß zur erfolgreichen Anwendung des Lern-Kriteriums die völlige Vertrautheit mit der gesamten Lebensweise des betreffenden Tieres erforderlich ist.

Besser als Beispiel geeignet, weil dem anthropologischen Gebiete angehörig, sind die Fälle, in denen Löb das Prinzip der spätentwickelten Reflexbahnen übertreibt. Er sagt:[2])

„Das Kind erlernt nicht das Gehen, sondern es geht »von selbst«, sobald die Nerven, Muskeln etc. den für diese Leistung nötigen Entwicklungsgrad erreicht haben."

(Um die Widerspruchsfülle der vergleichend-psychologischen Untersuchungen einmal an einem schlagenden Beispiel zu zeigen, sei eine Aeußerung Bethes danebengestellt:[3])

„Die Ameise bringt alles, was sie im Leben tut, als angeboren mit zur Welt; der Hund und der Affe müssen alles erst lernen, genau wie der Mensch. Sie lernen gehen, sie lernen fressen" etc.)

Ebensowenig wie das Gehen braucht der Säugling nach Löbs Meinung die Raumreaktionen oder auch nur das räumliche (dreidimensionale) Sehen zu lernen. Löb kennt nun wohl die Tatsachen, welche man zur Widerlegung solcher Meinung sofort anführen wird; aber er hält sie für keinen stichhaltigen Einwand. Er sagt:[4])

„Daß die Raumreaktionen durch das Gedächtnis modifiziert werden können, daß wir z. B. »lernen« können, uns vor dem Spiegel zu rasieren, oder »lernen« können, trotz prismatischer Gläser vor den Augen richtig zu greifen, widerspricht dieser Auffassung nicht mehr, wie die angelernten Leistungen des Tänzers der Tatsache widersprechen, daß das Gehen und die geordneten Wischbewegungen des dekapitierten Frosches keine Gedächtnissache sind."

Daß Löb auch beim Sehen durch prismatische Gläser das „Lernen" in Anführungszeichen stellt, erweckt den Anschein, als wolle er auch die Rasierbewegungen für spätentwickelte Reflexe erklären. Diese wären dann wohl in der Regel gerade zu der Zeit ausgebildet, wo der Bart sproßt, und vielleicht auch manchmal schon etwas früher.

Doch widerlegen wir ernsthaft: Die Löbsche Ansicht, daß das dreidimensionale Sehen und die entsprechenden Greif- etc. Reaktionen angeboren seien, scheitert völlig an den Erfahrungen bei Blindgeborenen,

---

[1]) „Sind die Bienen »Reflexmaschinen«?" Experimentelle Beiträge zur Biologie der Honigbiene. Biologisches Zentralblatt, Bd. 20.

[2]) A. a. O. S. 156. — [3]) A. a. O. S. 69. — [4]) A. a. O. S. 156—157.

welche, obwohl längst über die kindliche Entwicklungsstufe hinaus, doch das dreidimensionale Sehen und die Ineinssetzung des Gesichts- mit dem Tastraum ebenso gut lernen müssen, wie kleine Kinder. Auch beim Erlernen von Bewegungen vor dem Spiegel ist die Wirksamkeit einzelner Assoziationspaare und deren allmähliche Verflechtung so deutlich, daß an ein Lernen im eigentlichsten Sinne gar nicht gezweifelt werden kann. Ich verweise hierzu auf die interessanten Spiegelversuche von G. M. Stratton.[1])

Einer derartigen Ausschaltung des Lernens steht auch eine große Zahl von Beobachtungen an kleinen Kindern entgegen, welche beweisen, daß dieselben schon im ersten Halbjahre ihres Lebens sehr vieles lernen. Nach Kußmauls[2]) Beobachtungen blinzeln z. B. die Kinder in den ersten vierzehn Wochen nur bei unmittelbarer Berührung des Auges; später aber auch schon bei der Annäherung an dasselbe. Wie sollte sich hier eine neue Reflexbahn entwickelt haben?

Wir können also gegenüber solch unhaltbarer Ueberspannung des Prinzips spätentwickelter Reflexbahnen durchaus an unserer Auffassung festhalten, wonach zwar alle Bewegungen, auch die Trieb- und Willenshandlungen, im Laufe des Lebens aus ursprünglichen Reflexbewegungen sich entwickeln, nämlich durch eine immer weiter greifende psychische Bedingtheit. Nicht aber geht diese Entwicklung so vor sich, daß die Reflexe sich gegenseitig verdrängen; diese Meinung vertritt Bethe, wenn er den Fall, daß eine Ameise Wasmann schließlich aus der Hand fraß, damit zu erklären meint, daß er sagt: „Der Futterreflex gewinnt allmählich die Oberhand über den Fluchtreflex“[3]). Damit ein solches Spiel der Kräfte möglich wäre, müßten diese doch erst einen gemeinsamen Ansatzpunkt besitzen, und auch dann könnte die resultierende Bewegung nur in der Diagonale liegen. Hier aber findet, um einen anschaulichen Ausdruck von Lipps zu gebrauchen, Absorption statt, und der Treffpunkt beider Tendenzen liegt nicht im physiologischen (wo sollte er sein?), sondern im psychischen.[4])

---

[1]) Psych. Review III, S. 361 ff.; ebenda IV, S. 341 ff. u. 463 ff. Mind N. S. Vol. VIII, S. 492 ff. (Orientierende Referate in der Zeitschrift für Psychologie, Bd. 18, S. 252 ff., u. Bd. 23, S. 139.)

[2]) „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen“ (Leipzig 1859).

[3]) Pflügers Archiv, Bd. 70, S. 23.

[4]) Eine Auffassung wie die Bethes tritt auch in dem bekannten Meynertschen Schema des Beispiels: „Das gebrannte Kind scheut das Feuer“ zutage; doch scheint mir dasselbe nur eine sehr unvollkommene Veranschaulichung des psychologischen Sachverhaltes zu geben und physiologisch unbegreiflich, da die Entstehung der abkürzenden Leitungsbahn unerklärlich; ich habe mich vom Gegenteil nicht überzeugen können trotz der Ausführungen von Hans Cornelius in seiner „Psychologie als Erfahrungswissenschaft“ S. 405. Auch James (vgl. Cornelius' Anm. 152) scheint im Gegensatz zu seinen „Principles“ nicht mehr an die Haltbarkeit des Schemas zu glauben; wenigstens gibt er es in „Psychologie und Erziehung“ (Deutsch Lpz. 1900) S. 33 nur noch mit dem Bemerken: „Ein solches Schema kann freilich kaum mehr sein, als eine symbolische Uebertragung der unmittelbaren Erfahrung in räumliche Formen“ (vgl. oben S. 49 und unsere Anm. ebenda).

Unsere Auffassung vom wachsenden Einfluß psychischer Vorgänge auf das praktische Verhalten hat auch dadurch vor der rein physiologischen Auffassung den Vorzug, daß sie allein im stande ist, jenes Lernen der Tiere zu erklären, welches nicht auf unmittelbarer, sondern vermittelter Erfahrungsentwickelung beruht. Ich meine das Lernen durch Nachahmung. Es ist besonders lehrreich, zu sehen, wie Karl Groos, der noch in seinem Buche „Spiele der Tiere“ [1]) mit dem rein physiologischen Instinktbegriff Zieglers [2]) auszukommen suchte, und auch von einem Nachahmungsinstinkt reden zu können glaubte, in seinem späteren Werke „Spiele der Menschen“ [3]) zu der Ansicht durchgedrungen ist, daß die Nachahmung nicht unter den Instinkt- (wir würden sagen Reflex-) begriff zu bringen ist, „dessen herkömmliche Bedeutung die einer ererbten Verbindung zwischen Reizen und bestimmten körperlichen Bewegungen ist“. In der Tat ist nicht einzusehen, wie etwa bei einem jungen Singvogel die ganze Folge der beim Gesang der Alten auftretenden Gehörsempfindungen ursprünglich reflektorisch verbunden sein sollte mit der Folge von Kehlkopfinnervationen, welche zur Wiederholung des Gesanges führen; oder wie das Gesichtsbild einer körnerpickenden Henne beim Kücken unmittelbar alle die Bewegungen auslösen sollte, vermöge deren es das gleiche Gebaren einschlägt.

Gerade an diesen beiden Fällen können wir vielmehr die beiden Erklärungsweisen kennen lernen, auf welche sich die meisten Fälle scheinbar angeborener Nachahmung zurückführen lassen.[4]) Beide Erklärungsweisen beruhen, wie wir sehen werden, auf der Annahme erworbener Erfahrungsassoziationen.

Was erstlich den jungen Singvogel betrifft, so ahmt er den Gesang der Alten nicht eher nach, als bis er die Tätigkeit des Singens bereits aus eigener Erfahrung kennt.[5]) Aus den zahlreichen, zunächst reflektorisch auftretenden Pieptönen und kleinen Tonfolgen gewinnt er die Assoziationen zwischen Gehörs- und Bewegungsvorstellungen und vermöge dieser löst der fremde Ton zunächst auch nur die eigenen primitiven Laute aus. Erst allmählich setzt sich dann daraus die ganze Weise zusammen. Daß

---

[1]) Jena 1896, S. 71 ff. — [2]) Vgl. S. 22, Anm. 1. — [3]) Jena 1899, S. 364 ff.

[4]) Diese Bemerkungen sollen nur den diagnostischen Wert der Nachahmungserscheinungen hervorheben; eine eigentliche Erörterung des Nachahmungs problems soll damit nicht gegeben sein. Ich hoffe, eine solche bald gesondert zu bringen. Hier verweise ich nur noch auf die kurzen Bemerkungen über einsichtige Nachahmung, welche im fünften Kapitel folgen.

[5]) Daß auch beim Menschenkind das Nachahmen gegebener Laute erst auf das spontane Sprechen folgt, konstatiert Meumann (Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kind. Leipzig 1902. S. 12) und zwar unter ausdrücklicher Betonung seiner diesbezüglichen Uebereinstimmung mit fast allen Kinderpsychologen.

dem so ist, beweist der Umstand, daß bei frühzeitiger Trennung von den Alten der Gesang unvollkommen bleibt; daß anderseits vielfach der Gesang einer andersartigen Umgebung angenommen wird.

Anders müssen Fälle wie der des pickenden Kückens erklärt werden. Eine Assoziation zwischen dem Gesichtsbild des eigenen Verhaltens und den entsprechenden Bewegungsvorstellungen kann hier nicht gebildet und übertragen werden; denn das Kücken sieht seine eigenen Bewegungen nicht. In diesem Falle ist des Rätsels Lösung einfach. Schon Darwin[1]) berichtet sie und Morgan[2]) hat sie durch systematische Beobachtung gesichert: Das Kücken ahmt gar nicht die Bewegungen der Henne nach, sondern nur die gehörten Picktöne. Dies erhellt aus folgenden Tatsachen: Junge, im Brütapparat aufgezogene Hühner nehmen fast keine Notiz von der Henne, welche man mit ihnen zusammenbringt. Anderseits aber kann man sie, indem man das Geräusch des Pickens mit dem Fingernagel oder einem Bleistift nachahmt, dazu bringen, sonst unberührte Dinge aufzupicken. Nun könnte man annehmen, daß dieses eigentümliche Geräusch die Pickbewegung reflektorisch auslöst. Aber viel näher liegt es, daß die Hühnchen das Geräusch bereits vom eigenen Picken kennen und also auch hier eine Berührungsassoziation wirksam ist. Erst wenn das Hühnchen während des eigenen Pickens auch die anderen öfters hat picken sehen, wird ihm dieser Anblick zum erfahrungsmäßigen Anlaß entsprechender eigener Tätigkeit.

Besonders deutlich spricht letzteres Beispiel auch gegen die Annahme irgend eines mystischen Einfühlungsvermögens, vermöge dessen junge Tiere in angeborener Sympathie jede Bewegung ihrer Artgenossen und besonders ihrer Mutter nachzuahmen suchten. Die Annahme derartiger angeborener seelischer Beziehungen zwischen Mutter und Kind entstammt, sagt Baldwin einmal,[3]) gewiß dem Gemüte eines Dichters; aber vor einer schärferen Beobachtung der Tatsachen hält sie nicht stand. Baldwin gibt dafür einen hübschen Beleg: Das erste Entgegenlächeln des Kindes, so glücklich es die Mutter macht, ist gewiß zunächst kein Spiegelbild des mütterlichen Lächelns. Vielmehr gehört es ursprünglich als Reflex zu angenehmen Geschmacksempfindungen[4]) und dann überhaupt

---

[1]) „Ausdruck der Gemütsbewegungen." (Deutsch, Ges. Werke. Bd. 7.)

[2]) „Introduction to Comparative Psychology", S. 203.

[3]) „Die Entwickelung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse" (Deutsch Berlin 1898, S. 111).

[4]) Nach Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.) S. 442 besteht der süße Gesichtsausdruck, aus welchem sich das Lächeln entwickelt (ebend. S. 444) in einer saugenden Bewegung, bei der die Zungenspitze vorzugsweise mit dem Geschmacksstoff in Berührung kommt.

zu angenehmen Allgemeinempfindungen und wird weiterhin auch mit dem Gesicht der Mutter assoziiert, welche die Bringerin jener ersten Freuden zu sein pflegt. Und wenn Baldwins Kind (wie er doch nicht ohne Vaterstolz berichtet) den Vater bereits am siebenten Tage deutlich anlächelte, die Mutter aber erst am neunten, so erntete er damit den natürlichen Dank des Kinderpsychologen, der sich mehr um sein Baby bemühte, als die meisten anderen Väter.

Wenn also auch nicht solche mystische Sympathien, so ergibt doch die genauere Beobachtung der Nachahmungserscheinungen die Wirksamkeit einer Reihe meist unterschätzter natürlicher Faktoren, von denen hier nur noch einer herangezogen sei, weil er ebenfalls erkennen läßt, ein wie gutes Kriterium der Assoziation die Nachahmungserscheinungen sind. Es ist dieses die Tendenz einer großen Zahl der angeborenen Reflexbewegungen zu unmittelbarer häufiger Wiederholung. Diese tritt beim Piepen des jungen Singvogels hervor, beim Picken des Hühnchens, beim Saugen des Kindes und läßt sich verfolgen bis in die ersten Bildungen der Kindersprache. Aus dieser Wiederholungstendenz nun ergibt sich, wie wir bereits am Beispiel von der Milchflasche sahen, eine besonders vielfältige Möglichkeit zur Knüpfung neuer Assoziationen. Am leichtesten und festesten knüpfen sich diese Assoziationen naturgemäß mit denjenigen Elementen, welche mit den Reflextätigkeiten am häufigsten zusammentreffen; und das ist normalerweise der Anblick, das Gehörbild und bei Tieren besonders oft auch das Geruchbild der Eltern und Artgenossen. Nachdem auf solche Weise aus der Selbstnachahmung, wie man jene Tendenz nennen könnte, die Nachahmung der Nächsten geworden ist, dient auch diese wieder in besonderem Maße zur Anknüpfung neuer Assoziationen. Das junge Tier lernt zwar auf solche Weise von seinen Vorbildern nicht neue Betätigungsweisen, aber das Beispiel veranlaßt zur Ausführung der bekannten Bewegungen unter neuen Umständen und zu neuen Bewegungskombinationen; und so wächst immermehr der Reichtum der Erfahrungen, die Breite des psychischen Stroms.[1])

Ebensowenig wie ein unbekannter Ton reproduziert werden kann, den das Tier von anderen hört, kann eine wahrgenommene Affektäußerung einen unbekannten Affekt auslösen. Darin kann es nicht irre

---

[1]) Thorndikes „Animal Intelligence" (Psych. Review. Monograph Supplement. June 1898.) unterschätzt nach seinen Experimenten an jungen Katzen, Hunden und Vögeln den Einfluß der Nachahmung. (S. 47 ff.) Aber erstlich schließt er eine Reihe von Fällen „mysteriöser Nachahmung" aus; und ferner ist seiner Methode entgegenzuhalten, daß die umfassende Beobachtung der Tiere unter ihren natürlichen Lebensbedingungen doch gar manche Erscheinungen zeigen wird, welche bei der inadäquaten experimentellen Beschränkung ausbleiben. (Dies wirft der sonst hochinteressanten Schrift auch Mills [Psych. Review VI, S. 262 ff.] vor.

machen, wenn das Einfühlungsvermögen des Menschen seine selbständigen Gefühlserlebnisse weit überragen kann; denn bei ihm entwickelt sich durch eine bei den Tieren unnachweisliche Reflexion und schöpferische Fantasietätigkeit ein sympathisches Einfühlungsvermögen, welches nicht nur den Tieren fehlt, sondern auch den „grausamen" Kindern lange Zeit fremd ist. Ja, man wird wohl annehmen müssen, daß die Sympathie, dieser imitative Affekt par excellence, wie ihn Baldwin[1]) nennt, sich erst entwickelt, wenn zu der angeborenen Gleichförmigkeit der Verhaltungsweisen durch vielfache Nachahmung die bedeutsamere Angleichung hinzugetreten ist.

Daß aber die Nachahmung sich erst auf Grund eines eigenen unabhängigen Erfahrungsmaterials entwickeln kann, dafür spricht es auch, daß sie Baldwin, der ihr so grundlegende Bedeutung beimißt, beim Kind erst im neunten Monat beginnen läßt, und nicht wie der unzuverlässige Beobachter Preyer, bereits im dritten bis vierten.

Damit steht die Tatsache, daß sich äußere Nachahmung beim Tier und Kind weit häufiger beobachten läßt, als beim Erwachsenen, durchaus nicht im Widerspruch; denn wenn auch beim Erwachsenen der gesamte Vorstellungsreichtum, und also auch der Besitz von Bewegungsvorstellungen, ein ungleich größerer ist, so ist doch auch zugleich die Konkurrenz der Vorstellungen zu lebhaft und ihr vielverflochtenes Beziehungsnetz zu dicht, um häufig einer Bewegungsvorstellung das isolierte Heraustreten, die Konzentration der „psychischen Kraft" zu gestatten.

Zu erkennen, in welchem Maße ein Tier durch Nachahmung zu lernen vermag, ist von größter Wichtigkeit für die Beurteilung seines Seelenlebens und der Entwickelungsstufe derselben; denn erstlich hat man es hier ganz sicher mit einer erworbenen Assoziation zu tun und ferner kann man gerade hieran deutlich den Umfang des geistigen Besitzes eines Tieres erkennen; denn je mannigfaltiger derselbe an Bewegungsvorstellungen ist, desto mehr findet das Tier auch Gelegenheit, dieselben mit neuen Situationen zu verknüpfen und durch Nachahmung zu lernen.

Außerdem aber, und das ist in deszendenztheoretischer Beziehung noch wichtiger, zieht das junge Tier, indem es in ungewohnten Situationen der Verhaltungsweise der Alten folgt, Nutzen aus deren Erfahrungen und ersetzt so die Mängel der eigenen. Auf solche Weise ergibt sich also eine Vererbung des geistigen Besitzes ohne irgendwelche unverständliche Uebertragung erworbener Assoziationsbahnen durch das Keimplasma, und ferner zeigt sich, daß die individuelle Entwickelung, die „Ontogenese" auf psychischem Gebiete wenigstens keineswegs die Wieder-

[1]) „Die Entwickelung des Geistes beim Kind und bei der Rasse." Berlin 1898, S. 311.

holung einer etwa konstruierten und nur graduell fortschreitenden generellen Entwickelung, einer „Phylogenese“ wäre, sondern daß man hier, wenn überhaupt mit Häckel von einem „biogenetischen Grundgesetz“ geredet werden sollte, einen recht typischen Ausnahmefall derselben, eine ausgeprägte „Kenogenese“ konstatieren müßte.

Kapitel 4.

Die Eigenart des tierischen Seelenlebens. — Ichbewußtsein und Individualitätsproblem.

Fragen wir uns nun, welches Bild wir auf Grund des gewonnenen und behaupteten Kriteriums von dem Seelenleben der Tiere zu gewinnen vermögen, so fällt sofort auf, wie viel Aehnlichkeit dies Bild mit jenen Vorstellungen zeigt, welche einst eine einseitige Assoziationspsychologie vom menschlichen Seelenleben gegeben hat.

Wir vermissen in beiden Bildern alle eigenartig intellektuellen Züge, die Begriffe, Urteile und Schlüsse und außerdem die bunte Mannigfaltigkeit des über sinnliche Lust und Unlust weit hinausreichenden Gefühlslebens.

Aber eine Verschiedenheit in beiden Bildern zeigt sich doch. Wir haben das Seelenleben der Tiere nicht etwa als ein unzusammenhängendes Aneinander- und Auseinandergehen von Vorstellungen, als ein sporadisches Auf- und Niedertauchen von einzelnen getrennten Partikeln oder Elementen dargestellt, sondern einen wachsenden Zusammenhang derselben betont, ein stetes Bedingtsein des folgenden durch das vorhergehende und ein immer neues Zuströmen von Erfahrungen, durch die der psychische Strom sich immer mehr ausbreitet und an Mannigfaltigkeit des Laufes und an Kraft gewinnt, wir haben das Wundtsche Prinzip der „schöpferischen Synthese“ [1]) bewährt gefunden und dessen Satz belegt: „Die Erfahrung lehrt, daß in jeder geistigen Entwickelung, die der Bedingung der Kontinuität entspricht, ein Prinzip des Wachstums der psychischen Energie zur Geltung kommt, das zu dem Prinzip der Konstanz der physischen Energie den vollen Gegensatz bildet.“ [2])

Fragen wir uns aber, worin eigentlich der innere Zusammenhang der wechselnden Vorstellungsmassen besteht, so finden wir denselben im Gefühlsleben. Bereits bei der ersten Bewegungsempfindung mußten wir eine bestimmte Gefühlsbetonung annehmen, um ihr späteres bewegungs-

---

[1]) Vgl. Wundt: Logik. Band II, 2, S. 267 ff.
[2]) Ebenda S. 276.

förderndes oder hemmendes Wiederauftreten zu verstehen; wir sahen, wie sich die allmähliche Ordnung der Assoziationen in der Uebung auf Grund der abgestuften Gefühlsbetonung vollzieht.

Ja, in gewissem Sinn wird man sich die Rolle der Gefühle im tierischen Seelenleben weit umfangreicher zu denken haben, als in dem unseren; denn gerade das, was für uns den eigentlichen Gegensatz zur Gefühlsseite und insbesondere zur gefühlsmäßigen Bedingtheit des Verhaltens bildet, die verstandesmäßige, die kühle Reflexion, ist bei Tieren nirgends nachzuweisen.

Wenn wir uns daher in die Seele der Tiere hineinversetzen wollen, müssen wir nicht nur alle sentimentale Vermenschlichung unterdrücken, sondern auch von allen weitläufigen Gedankengängen absehen. Immer wieder haben die Tierpsychologen, und dies mit verhältnismäßiger Einstimmigkeit, gegen eine Auffassung angekämpft, welche sich etwa beim Beispiel des Hundes mit der Peitsche dessen seelische Vorgänge so vorstellt, als sage sich das Tier: „Diese Peitsche habe ich schon einmal gesehen. Damals knüpfte sich an den Anblick eine schmerzliche Erfahrung, deren weiterer Ausdehnung ich mich nur durch die Flucht entziehen konnte. Daraus ziehe ich den Schluß, daß ich diesmal lieber gleich davonlaufen werde, um mir die Hiebe zu sparen."

Solche Schlüsse sind weder zur Erklärung des tierischen Verhaltens nötig, noch dürfen wir sie auf Grund der menschlichen Erfahrungen in den Hund hineininterpretieren; denn auch wir werden uns meist in ähnlichen Situationen — man denke nur an das Ausbrechen einer Panik — ganz triebartig verhalten.

In der Tat müssen wir, um eine angemessene Vorstellung des tierischen Seelenzustandes zu gewinnen, an solche beim normalen Erwachsenen und zumal beim geistigen Arbeiter seltene Fälle denken, wo uns alle Reflexion im Stiche läßt.

Nicht umsonst redet man dann wohl davon, daß der Mensch zum Tier werde, von rein animalischen Daseinsmomenten. Damit sind aber nicht etwa nur Zustände höherer Erregtheit gemeint, in denen wir „uns selbst vergessen", sondern auch solche, in denen wir gerade jeder besonderen Erregung entbehren, uns rein mechanisch verhalten, nur durch die liebe Gewohnheit leiten lassen. Bereits Cuvier hat vom traumhaften Ideenleben der Tiere gesprochen und eine ähnliche Auffassung bekundet Lotze in seiner Abhandlung über den Instinkt.[1])

---

[1]) In Wagners Handwörterbuch der Physiologie, Bd. II (Braunschweig 1844) abgedruckt in Lotzes Kleinen Schriften, Bd. I. (Leipzig 1885.) Vgl. hier S. 234.

Ein Tierpsychologe (ich weiß nicht mehr, welcher) erinnert sehr treffend an die seelische Verfassung eines Schwimmers, der sich gemächlich vom Strome treiben läßt, ohne jede Ueberlegung nur die notwendigsten Bewegungen macht, von der Sonne wohlig beschienen. Auch hier spricht man bedeutsamer Weise wieder von einer seligen „Selbstvergessenheit“. Aber wie diese beiden Arten der Selbstvergessenheit ineinander übergehen können, dafür ist mir das Erlebnis eines Bekannten typisch, der beim Schwimmen im Adriatischen Meer plötzlich an seinem Bein scharfe Zähne spürte und so gar hurtig aus der regungslosen Selbstvergessenheit in die erregteste überging.

Auch solche plötzliche Stimmungsübergänge sind beim Erwachsenen, abgesehen von Ausnahmeerlebnissen, ausgeglichen. Im Benehmen der Tiere aber und der Kinder lassen sie sich weit häufiger beobachten. Man denke etwa an den Säugling, dem man auf sein Schreien die Flasche gibt, und dann wieder nimmt.

Wenn wir uns so die wichtige Rolle der Gefühle im tierischen Seelenleben zu verdeutlichen suchen,[1]) erkennen wir, daß ebenso, wie beim Menschen, kein Stadium psychischen Geschehens denkbar ist, in dem nicht den unterscheidbaren Vorstellungs- und Empfindungselementen eine bestimmte Gemütslage zur Seite ginge. Wundt bezeichnet dies so, daß er bei jedem psychischen Vorgang zwei „Seiten“ unterscheidet und von einer Vorstellungs- und einer Gefühlsseite spricht. Wenn wir diesen Ausdruck der Kürze wegen annehmen, so erinnern wir uns doch, daß der kontinuierliche Zusammenhang der Vorstellungsseite gerade auf der Gefühlsseite beruht. Diese aber zeigt in sich eine weit höhere und mit nichts anderem vergleichbare Kontinuität, in welcher die Wurzel alles psychischen Geschehens liegt; denn die höchste Eigenart des Bewußtseins ist seine durchgängige Einheit: jedes Bewußtsein ist ein individuelles, ein Ich-Bewußtsein.

Die Einheit des Ich-Bewußtseins aber liegt nicht etwa in einer erst durch Erfahrung und Reflexion gebildeten Ich-Vorstellung, sondern ist unmittelbar und immer in unseren Gefühlen gegeben. Theodor Lipps sagt in seiner wertvollen Schrift über „das Selbstbewußtsein“:[2])

„Das Ich-Bewußtsein fehlt uns in keinem Momente unseres Bewußtseinslebens. Was ich auch wahrnehme, vorstelle, denke, immer weiß

---

[1]) Diese Auffassung des tierischen Seelenlebens deckt sich in allem Wesentlichen mit derjenigen Wasmanns; doch kleidet dieser seine Meinung in eine scholastische Ausdrucksweise, deren Zweckmäßigkeit nicht zugegeben werden kann. Mit der modernen psychologischen Terminologie steht es freilich auch nicht zum besten und nicht ohne Absicht suche ich oft durch vulgäre Ausdrücke deutlicher zu sein.

[2]) Wiesbaden 1901. S. 3, 4.

ich mich als den Wahrnehmenden, Vorstellenden, Denkenden. Alles, wovon ich ein Bewußtsein habe, finde ich irgendwie auf mich bezogen. Nur etwas, das mir immer gegenwärtig ist, kann danach das ursprüngliche Ich und damit den letzten Sinn des Ich-Begriffs ausmachen."

Mit unserer ersten Empfindung bereits werden wir in dem sie begleitenden Gefühl unserer selbst bewußt und dieses Ich-Bewußtsein begleitet uns fortan bei allem Wechsel seiner Färbungen identisch durch alle Erlebnisse hindurch, solange überhaupt von einem Bewußtsein geredet werden kann.

Absolute Unteilbarkeit, also eigentlichste Einheit und die eben darauf beruhende Kontinuität sind die Merkmale des Ich-Bewußtseins; nur sie geben dem Begriff der Individualität einen klaren und aller Relativität entkleideten Sinn. So kann denn nur hier eine Klärung der verschiedenartigen und so widersprechenden Individualitätsbegriffe einsetzen, wie auch Wundt[1]) sagt:

„Wenn jemand dazu berufen ist, diese Begriffe nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu bestimmen, so ist es der Psychologe."

Erst aus dem psychologischen Begriff des Individuums fällt auch helles Licht auf denjenigen des organischen Individuums und damit zugleich der Species, in welchem das größte und deshalb auch von den Theoretikern meist umstrittene Problem der Biologie liegt.[2])

Wenn wir uns im Anschluß an Lipps über das unmittelbare Gegebensein des Ich in den Gefühlen klar geworden sind und insbesondere auch darüber, daß ich auch meinen Körper nur deshalb als den individuellen meinen bezeichnen kann, weil die Körperempfindungen in ganz eigenartiger Weise an das unmittelbar erlebte Ich gebunden sind (nicht aber etwa, weil er aus einer Zelle hervorgegangen ist), dann ergibt sich auch für die Wesensbestimmung des organischen Individuums, wo sich nur immer ein Bewußtseinsleben nachweisen läßt, ein festeres Fundament, als es morphologische und physiologische Beziehungen jemals bieten können. Wenn also Lange[3]) unter Beschränkung auf die letzteren Individualitätsbestimmungen sagt: Die absolute Einheit des Selbstbewußtseins fährt zwar schlecht dabei; allein es ist kein Uebelstand, wenn eine Lieblingsvorstellung einiger Jahrtausende beseitigt wird," so halten wir dem getrost entgegen, daß es sich hier nicht um eine Lieblings-

---

[1]) „Essays" S. 191.

[2]) Vgl. hierzu die bei Lange: „Geschichte des Materialismus" 1898, Bd. II, S. 249 ff., bei Häckel: Generelle Morphologie" Bd. I, S. 241 ff. und Verworn: „Allgemeine Physiologie" 1895, S. 60 ff. gegebene Literatur.

[3]) „Geschichte des Materialismus" 1898, Bd. II, S. 249.

vorstellung handelt, sondern um keine Tatsache, und zwar die fundamentalste von allen. Tatsachen aber altern nie.

Ebenso leicht ist es, die Meinung Rudolf Virchows in seinem Vortrag über „Atome und Individuen" [1]) zu widerlegen, daß das „Ich" des Philosophen erst eine Folge von dem „Wir" des Biologen sei; denn was will der Biologe unter dem „Wir" verstehen, wenn nicht eine Summe der „Ich"?!

Und nur noch eine charakteristische Stelle erlaube man anzuführen. Häckel sagt in seiner „Generellen Morphologie", [2]) Individuum bedeute wörtlich etwas Unteilbares. „Im strengsten Sinne unteilbar können wir uns aber nur die Massenatome vorstellen." Beneidenswert, wer sich das wirklich vorstellen kann! Die unteilbare Einheit des Ich aber brauchen wir uns gar nicht erst vorzustellen, sondern wir erleben sie jederzeit unmittelbar.

Nur wo wir mit dem Kriterium des Bewußtseins einen durch mannigfache Assoziationen einheitlich geschlossenen Erfahrungszusammenhang finden, da kann das betreffende organische Gebilde mit Sicherheit als ein individuelles bezeichnet werden; denn nur dann ist sein Lebenskreis zuversichtlich ein geschlossener. So wird es denn auch wohl der vergleichenden Psychologie vorbehalten bleiben, durch ihre Kriterien so manche strittige Individualitätsfrage zu lösen, wie etwa diejenige der Siphonophoren, jener eigentümlichen schwimmenden Tierstöcke (vgl. Vogt, Spencer, Häckel u. a.), oder der Pflanzen. Wo die Bewußtseinsfrage endgültig negativ beantwortet werden sollte, da wird man sich fragen müssen, ob es überhaupt einen Sinn hat, von Individuen anders als bildlich zu reden, so, wie man es ja auch bei den Kristallen tut.

Die Rolle des Selbstbewußtseins bleibt bei den meisten Tierpsychologen völlig unklar. Das ist freilich nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wie stiefmütterlich lange Zeit die Gefühlslehre auch in der Psychologie des Menschen behandelt worden ist. Dazu sind noch von verhängnisvollem Einfluß solche psychologische Anschauungen atomistischen Charakters geworden, welche die Gefühle als Komplexe von Empfindungen analysieren zu können glauben, eine Ansicht, als deren Vertreter hier nur Münsterberg und Mach genannt seien. Es kann hier natürlich nicht unternommen werden, eine so umfassende Auffassung zu widerlegen. Ihr Grundfehler läßt sich kaum besser bezeichnen, als es Sigwart in seiner „Logik" [3]) getan hat, wo er warnend von der Neigung spricht,

[1]) „Vier Reden über Leben und Kranksein" (Berlin 1862), S. 71—72.

[2]) Bd. I, S. 343.

[3]) Zweite Auflage (Freiburg 1893), Bd. II, S. 184.

„mit der Analyse der Vorstellungen unseres inneren Geschehens die Angabe der Bedingungen zu verwechseln, unter denen sie entstehen, und so z. B. Gefühle und Willensakte als Verhältnisse der Vorstellungen zu bezeichnen, aus denen sie hervorgehen, statt als Zustände und Tätigkeiten unseres Ich". [1])

Derartige Lehren haben auf die psychologische Begriffsbildung vieler einschlägiger Autoren einen maßgebenden Einfluß geübt, vor allem wohl deshalb, weil sie von vornherein auf eine physiologische Interpretation zugeschnitten sind.

So beruft sich Löb [2]) für seine Auffassung des Ichbewußtseins durchaus auf Mach. Dieser aber hat die Kontinuität des Ich auf langsame Veränderung und seine Einheit auf das „ziemlich stetige Gegebensein" gewisser Vorstellungen und Empfindungen, zumal der allgemeinen Körperempfindungen, zurückführen wollen. [3]) Auf solche Weise wird für Löb die „assoziative Gedächtnistätigkeit" nicht nur zur Grundlage des Lernens, sondern des Bewußtseins überhaupt; ja, er sagt schließlich sogar: [4]) „Ich glaube, wir dürfen es als eine sichere Tatsache ansehen, daß nur da und insoweit Empfindungen vorhanden sind, als assoziatives Gedächtnis vorhanden ist." Löb vergißt dabei ganz, daß das Dasein von Empfindungen die notwendige Voraussetzung für die Betätigung des assoziativen Gedächtnisses ist.

Ist bei Löb schon ein sehr begreifliches Hereinspielen intellektualistischer Auffassungen zu bemerken, so treten solche völlig klar in der Verwornschen Bestimmung des Ichbewußtseins zutage. Seine Anschauung ist schon deshalb bemerkenswert, weil er fast der einzige unter den vergleichenden Psychologen zu sein scheint, welcher erkennt, von wie grundlegender Bedeutung die Stellung zum Ich-Problem für jede psychologische Untersuchung sei. Er spricht in seinen „psychophysiologischen Protisten-Studien" [5]) davon, daß es ohne Ich kein Bewußtsein gibt, und antwortet auf die Frage: „Was bezeichnet nun die Sprache als bewußt im Gegensatz zu unbewußt?" mit den Worten: „Der Ausdruck »bewußt« bezieht sich stets nur auf das individuelle Bewußtsein." Alle Bewußtseinsvorgänge müssen nach ihm notwendig auf die „einheitliche Ich-Vorstellung" bezogen sein. Anstatt nun aber diese als ur-

---

[1]) Außerdem verweise ich wiederholt auf die Lippssche Schrift über das „Selbstbewußtsein; Empfindung und Gefühl" (Wiesbaden 1901).

[2]) „Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie" rc., S. 139.

[3]) „Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen." 2. Aufl. (Jena 1900), S. 3.

[4]) A. a. O. S. 149.

[5]) S. 132 ff.

sprünglich anzunehmen, soll sie sich allmählich entwickeln durch einen eigentümlichen „induktiven Prozeß", durch die Subordination der zunächst getrennten Empfindungen und Vorstellungen unter diejenigen eines einzigen Sinnesorgans. Wir brauchen auf die Einzelheiten dieses Prozesses gar nicht einzugehen, um zu erkennen, daß Verworn hier die Ausbildung des Körper-Ichs hereinbringt, welches aber, wie Lipps nachweist,[1]) das Gefühls-Ich durchaus zur Voraussetzung hat. Indem Verworn außerdem davon spricht, für die Entstehung des individuellen Bewußtseins sei Voraussetzung „die Unterscheidung des eigenen Ich von der Umgebung",[2]) tritt deutlich zutage, daß Verworn unter seine „einheitliche Ich-Vorstellung" auch noch den weiteren psychischen Tatbestand mit einbegreift, welchen man als die Vorstellung des realen Ich im Gegensatz zur objektiven Außenwelt bezeichnen kann; denn diese Vorstellung hat nicht nur einen großen Reichtum von Erfahrungsassoziationen zur Voraussetzung, sondern ein entwickeltes System von Begriffen.

Daß die Ich-Vorstellung in diesem Sinne sich bei den Tieren fände und ein besonders kluges Exemplar demzufolge etwa gar Betrachtungen darüber anstellte, ob die Welt da draußen unabhängig von der Wahrnehmung existiere u. dgl., das haben nun freilich selbst die größten Verehrer der tierischen Intelligenz kaum angenommen. Dies gibt selbst Darwin „willig zu". „Aber," fährt er fort, „wie könnte man mit Sicherheit annehmen, daß ein alter Hund mit vorzüglichem Gedächtnis und auch, wie seine Träume zeigen, mit einiger Einbildungskraft niemals über die vergangenen Freuden und Leiden der Jagd nachdenken sollte? Auch das wäre doch eine Form des Selbstbewußtseins",[3]) des reflektierten nämlich.

Wir aber wollen nicht darüber streiten, ob das Nachdenken der Tiere, wenn es einmal zugegeben wird, sie auch bis zu solch hoher Stufe führen könne, sondern nur die allgemeinere und wesentlichere Frage stellen, ob auch bei den Tieren jene eigentümliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geisteslebens sich finde, welche der Vermögenspsychologie zur Statuierung einer besonderen Intelligenzfähigkeit Anlaß gibt. Mit der Entscheidung dieser Frage erledigt sich vielleicht die nach der reflektierten Ich-Vorstellung von selbst.

---

[1]) Vgl. Lipps, „Das Selbstbewußtsein", S. 33 ff.

[2]) Vor welcher Verwechslung u. a. Wundt, „Grundriß der Psychologie" (2. Aufl.), S. 337, warnt.

[3]) „Abstammung des Menschen", Bd. I, S. 125.

Kapitel 5.

Die Eigenart des menschlichen Seelenlebens. — Das Lernen des Menschen durch Einsicht und Belehrung.

Damit sind wir zu demjenigen Problem gelangt, welches in vergleichend-psychologischen Erörterungen die zentrale Stelle einzunehmen pflegt, zu dem Verhältnis des tierischen und menschlichen Seelenlebens. Wir haben nun freilich diese Frage mehr in den Hintergrund geschoben, und gebührendermaßen; denn ehe man sich über dieses Verhältnis eine Meinung bilden kann, muß man doch wohl erst eine selbständige Vorstellung vom tierischen Seelenleben zu gewinnen suchen. Tut man dieses nicht, so begegnet es leicht, daß man sich zuerst eine bestimmte Meinung über besagtes Verhältnis bildet, sei es nun der prinzipiellen Verschiedenheit, oder der nur graduellen, und je nachdem sich dann das tierische Seelenleben konstruiert. Und diese Gefahr ist um so größer, als, wie wir sahen, die Erlangung einer wirklich zuverlässigen Kenntnis vom tierischen Seelenleben eine sehr mühsame ist.

Seit Darwin[1]) die Parole ausgegeben hat, daß es unberechtigt sei, zur Sicherung der Sonderstellung des Menschen auf den Mangel der Intelligenz bei den Tieren hinzuweisen, hat man sich auf der einen Seite, Romanes voran, bemüht, allmähliche Uebergänge vom rein assoziativ bedingten Vorstellungsverlauf zur geistigen Eigentätigkeit nachzuweisen, und anderseits haben sich Forscher wie Wasmann zur Aufgabe gemacht, die prinzipielle Verschiedenheit von Instinkt und Intelligenz darzutun.

Eine besondere Bedeutung in diesem Streit kommt den Wundtschen „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" zu; denn während die erste Auflage derselben (1862) ganz auf Darwins Seite stand, gab W. diese erste Auflage im Vorwort zur zweiten (1892) fast völlig preis und bezeichnete sie als eine „Jugendsünde". Unbeirrt durch die persönlichen Angriffe Häckels[2]) wird man das Gewicht dieser Meinungsänderung zu schätzen haben. In der dritten Auflage (1897)[3]) sagt Wundt nunmehr: „Wenn man überall mit der möglichst einfachen Erklärungsweise auszukommen sucht, so läßt sich, wie ich glaube, das gesamte intellektuelle Leben der Tiere vollständig auf die ein-

---

[1]) „Abstammung des Menschen", Bd. I, S. 112.

[2]) „Welträtsel" S. 118 spricht H. gegenüber Wundt, Virchow, K. E. v. Bär und anderen von „Rückbildung des Gehirns". So lautet also das „Ihr seid nicht klug" des Schillerschen Fischers (vgl. S. 20) in der Sprache der „Wissenschaft".

[3]) S. 396.

fachen Assoziationsgesetze zurückführen, während überall da, wo die entscheidenden Merkmale einer wirklichen Reflexion oder einer aktiven Verstandes- oder Phantasietätigkeit eintreten müßten, solche Merkmale fehlen."

Genau dasselbe betont außer Wasmann besonders auch Thorndike, der gleich zu Beginn seiner Schrift über „Animal Intelligence"[1]) darauf hinweist, daß die besten Beobachter das tierische Verhalten völlig durch assoziative Prozesse erklären ohne Zuhilfenahme begrifflichen Denkens, und er selbst findet bei allen seinen Experimenten diese Ansicht bestätigt. Und doch ist Th. ein Anhänger der Deszendenztheorie und formuliert schließlich die beiden Hauptaufgaben der vergleichenden Psychologie dahin:

1. in der Kindesseele den Uebergang von der unmittelbaren praktischen Assoziation zum Leben der freien Ideen zu studieren;
2. bei den Menschenaffen nach ähnlichem zu suchen, wobei man aber bedenken müsse, daß die gegenwärtigen Vertreter dieser Klasse geistig degeneriert seien.

Woher letzteres Thorndike nur wissen mag?! Gerade der Umstand, daß die triebartige Nachahmung, in welcher wir die deutlichste Manifestation tierischen Seelenlebens erkannten, bei den Affen am meisten ausgebildet ist[2]), spricht dafür, daß wir in ihnen die höchste Stufe der tierischen Entwicklungsreihe auch in psychischer Hinsicht zu erblicken haben.

Seit diese Zeilen im Jahre 1901 niedergeschrieben wurden, hat die wissenschaftliche Forschung begonnen, jenen beiden von Thorndike formulierten Hauptforderungen in beachtenswerter Weise näherzutreten. Aber die bisherigen Ergebnisse entsprechen durchaus nicht den Thorndikeschen, von der Deszendenztheorie geweckten Erwartungen; dagegen passen sie sehr gut zu den hier von uns vertretenen Anschauungen.

---

[1]) Vgl. S. 63, Anm. 1.

[2]) Es will mir nach manchen eigenen Beobachtungen freilich so scheinen, als ob man vielfach die Ueberlegenheit des Nachahmungsvermögens bei den Affen im Vergleich zu dem anderer Tiere zu überschätzen geneigt ist. Uns Menschen sind nun einmal naturgemäß diejenigen Nachahmungen am auffälligsten, bei denen wir selbst als Modell dienen. Daß wir diesen Dienst aber den Affen eher erweisen als anderen Geschöpfen, erklärt sich leicht aus der Aehnlichkeit der äußeren Gestalt. Auch halten wir eben wegen dieser Aehnlichkeit gerne manches Verhalten der Affen für eine Nachahmung, zu dem sie ganz von selbst, namentlich durch den Gebrauch ihrer Hände, gekommen sind. Kinnamann, welcher das Verhalten zweier Macacus Rhesus-Affen in der Gefangenschaft systematisch beobachtete (vgl. Americ. Journal of Psychol., Bd. XIII), berichtet sogar, daß er niemals unzweifelhaft feststellen konnte, daß sein Verhalten von den Affen nachgeahmt wurde, sondern nur eine Nachahmung der Tiere unter sich. Bezeichnend ist auch, daß nirgends in der Literatur eine Sprachnachahmung durch Affen erwähnt wird, was auch Karl Groos („Spiele der Tiere", S. 198, Anm.) feststellt.

Was zunächst Thorndikes zweite Forderung bezüglich des Seelenlebens der Affen betrifft, so hat er selbst die Erforschung dieses Gebietes aufgenommen[1]) und gibt in seiner Schrift „The mental life of the monkeys“ („Das Seelenleben der Affen“)[2]) seine vorläufigen Resultate. Fortgesetzt hat seine Untersuchungen sein Schüler Kinnamann[3]), und mit dem gleichen Gegenstande beschäftigte sich auch Hobhouse[4]), der auch mit einem Schimpansen experimentierte. Zwar entsprechen diese Untersuchungen sämtlich mit ihrer viel zu geringen Ausdehnung und ungenügenden biologischen Grundlage keineswegs den früher von uns formulierten methodischen Anforderungen, aber ihr Ergebnis ist doch charakteristisch genug, um hier festgestellt zu werden. Tun wir dies in der Zusammenfassung, die der gewiß unparteiische Morgan gelegentlich gibt[5]): „Bei sämtlichen Beobachtungen der drei Forscher ist kein Fall aufgetreten, der durch Annahme einer schließenden Ueberlegung im höheren Sinne des Wortes erklärt werden könnte.“ Und während Thorndike in der erstgenannten Schrift ausdrücklich feststellt, daß sich die Affen in der Art und Weise ihres Lernens nicht viel über den allgemeinen Säugetiertypus erheben, muß er auch, sehr im Gegensatz zu der angeblichen „Dekadenz“, konstatieren, daß sie in allen einzelnen Grundlagen desselben: in der Ausbildung einiger Sinneswerkzeuge, in der Zusammenordnung von Auge und Hand, in der Zahl der ererbten Reflexbahnen wie in der Zahl und Komplikationsfähigkeit der erworbenen Assoziationen einen beträchtlichen Vorsprung haben.

Weit wichtiger noch als diese Ergebnisse, die einer weitläufigen Nachprüfung bedürfen, sind die Resultate, welche sich da ergeben haben, wo Thorndikes erste Hauptforderung, die Uebergänge im kindlichen Seelenleben betreffend, eine Verwirklichung gefunden hat, und zwar eine solche, die auch hohen methodischen Anforderungen entspricht. Wir meinen die Untersuchung Ernst Meumanns über „die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde“, die zuerst in der Festschrift zu Wundts

---

[1]) Einer Notiz Wasmanns („Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen“, S. 92, Anm. 1) entnehme ich, daß Thorndike schon früher mit Affen experimentierte, dabei aber keine Ueberlegenheit derselben über Hunde, Katzen u. dgl. feststellen konnte.

[2]) Psychol. Review. Monograph Supplement Nr. 15, 1901.

[3]) „The mental life of two Macaeus Rhesus monkeys in captivity“, Americ. Journ. of Psychol., Bd. XIII.

[4]) „Mind in Evolution“ 1901.

[5]) In einem Referat über Hobhouse (Mind, N. S. Vol. XII. S. 107): „In these experiments (von Hobhouse und Kinnamann) as in Dr. Thorndike's there appeared no case that could be interpreted as reasoning in the higher senses of the term.“

siebzigstem Geburtstag und dann auch im Sonderabdruck[1]) erschienen ist. In ihr finden sich für unsere Fragen so wichtige Ergebnisse, daß eine ausführlichere Bezugnahme am Platze scheint.

Meumann stellt beim Sprechenlernen des Kindes zwei wesentlich verschiedene Stadien fest, von denen das erste sich völlig aus den Assoziationsgesetzen begreifen läßt, während bei dem zweiten deutlich davon getrennten ein neuer, ganz andersartiger Faktor in Wirksamkeit tritt. Danach trennt er scharf die ursprüngliche „emotionell-volitionale Sprache" (die nur der Gefühlsäußerung dient) von der späteren intellektuellen Sprache, die sich verhältnismäßig spät durch den Einfluß der Verstandestätigkeit, durch „Intellektualisierung der emotionellen Sprache ausbildet". Er sagt[2]):

„Entscheidend ist, daß den ersten Wortbedeutungen des Kindes der Charakter jener Tätigkeit fehlt, die mehr ist als ein bloß mechanisches Spiel assoziativer Prozesse, die außer dem, was die Assoziationsgesetze durch bloße Simultaneität und Kontinuität oder durch sukzessive Uebertragung mit dem Wort verknüpfen, noch eine Tätigkeit der Zusammenfassung des Zusammengehörigen und der Ausscheidung dessen, was nicht in den Zusammenhang paßt, verraten."

Erst wenn diese Tätigkeit der begrifflichen Zusammenfassung und Trennung, diese Wirksamkeit des Intellekts im engeren und eigentlichen Sinne auch bei den Tieren nachgewiesen worden ist, fällt jene grundlegende Unterscheidung menschlichen und tierischen Seelenlebens, die von jeher den Haupteinwand gegen die Geltung der Deszendenzlehre auf psychischem Gebiet und namentlich gegen die tierische Herkunft des Menschen gebildet hat. Erst dann wäre, wie Morgan sagt[3]), „der Schlüssel zu der evolutionistischen Position gewonnen". Die Aussichten zu dieser Eroberung sind freilich, das darf hier zur rein tatsächlichen Feststellung gesagt werden, so schlecht, wie nur möglich. Auch heute noch gilt, was vor mehr als 80 Jahren ein so viel belesener und unverdächtiger Zeuge wie Schopenhauer aussprach[4]), daß „die Ansicht von der besonderen Geisteskraft, Vernunft . . . genannt, die den Mensch vor dem Tier voraus hat, die einstimmige Meinung aller Zeiten und Völker ist". In der Tat, wenn man die lange Reihe von Vertretern dieser Meinung, von den griechischen Denkern bis herab zu Wundt und Morgan überblickt, begreift man nur schwer, daß es Leute gibt, die diese Ansicht mit dem Vorwurf „theologischer Voreinge-

[1]) Leipzig 1902.
[2]) A. a. O. S. 42.
[3]) „Introduction to comparative psychology", S. 243.
[4]) „Die Welt als Wille und Vorstellung" (bei Reclam), Bd. I, S. 75.

nommenheit" abtun wollten. Viel eher erscheint Anlaß gegeben, wenn man die diesbezüglichen Debatten verfolgt hat, von einer „deszendenztheoretischen Voreingenommenheit" zu reden; hat doch selbst ein so erstklassiger Darwinschüler wie Romanes vom „Dogmatismus" und der „Intoleranz" vieler Darwinisten reden müssen [1]).

Kehren wir lieber zum kindlichen und tierischen Seelenleben zurück!

Im kindlichen Seelenleben stellt Meumann, wie wir sahen, zwei wesentlich verschiedene Stufen fest. Zur Beantwortung der Frage, ob auch die zweite Stufe bei Tieren zu finden sei, müssen wir zunächst zusehen, welches Kriterium Meumann hierfür bei den Kindern benutzt und ob dieses auch bei den Tieren anwendbar ist. Wir erhalten die Auskunft [2]):

„Es ist unmöglich, zu zeigen, daß das Kind Vorstellungen von Eigenschaften oder Beziehungen (also Begriffe) besitzt, bevor die Sprache beginnt."

Da nun die Frage der Tiersprache (wir kommen bald wieder darauf zurück) zum mindesten noch eine umstrittene ist und dieses Kriterium daher auf keinen Fall unzweifelhafte Resultate erwarten läßt, müssen wir uns hier die weitere Frage stellen, ob es nicht doch auch im außersprachlichen Verhalten des Menschen Merkmale gibt, die einen sicheren Rückschluß auf seine intellektuellen Fähigkeiten gestatten.

Um auf diese Frage eine Antwort zu erlangen, ist es notwendig, die Besonderheit der intellektuellen Vorgänge in möglichster Kürze darzutun.

In jedem Falle steht es fest, daß das menschliche Seelenleben nicht durch die Gesetze der Erfahrungsassoziation und Uebung völlig verständlich zu machen ist, sondern daß die Bildungsgesetze der Erkenntnisvorgänge hinzukommen müssen. Wir erleben nicht nur allerlei Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle in dem mannigfaltigen Nach- und Nebeneinander, wie es die Erfahrung liefert, sondern wir denken darüber nach („think about"), wir verknüpfen und ordnen unsere Erlebnisse nach ihren inneren Beziehungen und erkennen zuvörderst ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit.

Auch unsere von keiner psychologischen Schulmeinung getrübte deutsche Sprache hat diesen Unterschied in bezeichnenden Bildern dargestellt. Im Gegensatz zum „Erfahren", dem gleichsam untätigen Dahinkutschieren durch die mannigfaltigen Erlebnisse, redet sie mit Ausdrücken wie „Erfassen" und „Begreifen" von der selbständigen Regsamkeit des Geistes [3]).

---

[1]) „Darwin und nach Darwin." Deutsch Leipzig 1892, S. 24.

[2]) A. a. O. S. 18.

[3]) Auch Sigwarts „Logik" S. 2 bezeichnet das Denken, anknüpfend an den Sinn der Alltagssprache, als „rein innere Lebendigkeit des Vorstellens".

Das einfachste und fundamentalste Beispiel dieser eigenartigen psychischen Betätigungsweise und in diesem Sinne das einfachste Urteil bieten uns die Fälle des Wiedererkennens, des Bekanntheits„gefühls". Jeder kennt diese nicht weiter analysierbare Tatsache aus vielfältiger, eigener Erfahrung: Wir haben etwa ein charakteristisches Gesicht einmal flüchtig gesehen und seitdem nie daran gedacht, aber sobald uns nun die betreffende Person wieder vor Augen kommt, erwecken ihre Züge in uns den eigenartigen Eindruck der Bekanntheit und Vertrautheit. Es ist nicht mehr nur dieses einzelne vorliegende Bewußtseinsgeschehnis schlechtweg, sondern es weist uns auf ein anderes hin, es deutet; zu dem Inhalt ist die „Bedeutung", der „stellvertretende Wert" hinzugekommen.

Ein anderer Fall: Wir erkennen einen langanhaltenden Ton in seinen späteren Stadien als denselben, wie zu Beginn. Das ist offenbar etwas ganz Neues gegenüber dem Tatbestande, daß die Tonempfindung nur stetig fortdauert.

Man spricht deshalb, zumal wenn es sich um zeitlich getrennte Erlebnisse handelt, im Gegensatz zur einfachen Empfindung von einer „Wahrnehmung" des Tons. Dieser durch vieldeutige Verwendung abgenutzte Ausdruck ist ursprünglich bezeichnend genug. Wieder ein Bild des Sich-Regens: Ein Nehmen, und nicht nur ein Empfangen. Und zudem ein Wahr-nehmen. Hier beginnt der Unterschied von wahr und falsch. Jene lang anhaltende Tonempfindung hat sich vielleicht tatsächlich sehr verändert; trotzdem können wir zu dem Urteil kommen, sie sei dieselbe. Wahr und falsch gibt es nur, wo eine bewußte Beziehung zwischen zwei Erlebnissen geknüpft wird, nicht aber bei der einzelnen Empfindung, auch nicht bei der rein assoziativen Vorstellungsfolge. Oft bewirkt diese ein „falsches" Verhalten, d. h. ein den Verhältnissen unangemessenes, ohne daß bei der handelnden Person ein falsches Urteil vorliegt; welche Annahme man so gerne macht.

Wenn z. B. die Vögel auf die gemalten Trauben des Zeuxis einpicken, so gibt uns dies noch nicht das Recht, von einem Irrtum der Vögel zu reden. Die betreffende Bewegungsvorstellung kann durch den Anblick rein assoziativ ausgelöst sein; ebenso wenn nach Romanes[1]) Insekten durch Tapetenblumen, Kattunmuster, Damenhüte und dergleichen „getäuscht" werden. Eine eigentliche Täuschung, die Erregung eines Irrtums ist nur dem Parrhasios zweifellos gelungen[2]), da ihn sein

[1]) „Die geistige Entwickelung im Tierreich", S. 179; ähnliche Beispiele in seinem Buch: „Die geistige Entwickelung beim Menschen", S. 188. Anm.

[2]) Die kunsthistorische Interpretation dieser Anekdote bei Brunn: „Geschichte der griechischen Künstler" (2. Aufl., Stuttgart 1885), Bd. II, S. 73, paßt sehr gut zu unserer Auffassung.

Kollege auffordert, den (gemalten) Vorhang wegzuziehen. Hier muß das Wiedererkennen: „Das ist ein Vorhang" inzwischenliegen. Man könnte nun sagen, auch bei den Vögeln müsse ein bewußtes Wiedererkennen der Trauben stattgefunden haben, um die Bewegungsvorstellung und damit die Bewegung auszulösen. Aber zahlreiche eigene Erfahrungen beweisen, daß es zum Eintreten des zweiten Gliedes einer Vorstellungsassoziation nicht nötig ist, daß das erste wiedererkannt wurde; denn dieses Wiedererkennen unterbleibt ja bei allen unbeachteten Bewußtseinsvorgängen und trotzdem üben sie assoziative Wirkung. Hierfür ein Beispiel:

Das leise Parfum einer vorüberrauschenden Dame, die wir, in Gedanken vertieft, gar nicht bemerkten, pflanzt mitten in unsere Ueberlegungen das störende Bild eines vergangenen Ballabends. Wir fragen uns vergeblich, woher dieser Störenfried kommt — bis wir der Dame wieder begegnen und nun, weniger konzentriert, den Parfumgeruch bemerken und auch wiedererkennen.

Wie in diesem Fall, so ist überall das Wiedererkennen gegenüber assoziativem Vorstellungsverlauf ein neues und eigenartiges Erlebnis und übt daher im Maße seines Auftretens auf die weitere Entwickelung des Seelenlebens einen immer durchgreifenderen Einfluß. Wir erkennen immer mehr Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten nach dieser und jener Hinsicht und unsere Vorstellungen ordnen sich danach in Klassen. Neben dem „unzusammenhängenden" („desultory"[1]) Gedächtnis gewinnen wir das „systematische". Zu dem Inhalt unserer Vorstellungen gesellt sich ihre Bedeutung und gewisse unter ihnen erhalten einen ganz besonderen Bedeutungsreichtum. Bei ihnen tritt schließlich der Inhalt hinter der Bedeutung ganz zurück und sie dienen nur noch dazu, uns auf die ganze hinter ihnen liegende Klasse hinzuweisen, die sie in sich begreifen, sie werden zu einem bloßen „Begriff". Der Unterschied zwischen einem solchen „verbum mentis" und dem sprachlichen Namen ist kein prinzipieller, und fälschlich lassen daher Romanes u. a. das eigentlich begriffliche Denken erst mit der sprachlichen Namengebung beginnen. Die Begriffsbildung als solche bedarf nicht der Sprache, sondern sie bedient sich derselben nur, da dieselbe ein hochdifferenziertes und zugleich praktikables System von Zeichen an die Hand gibt, so daß sich die Begriffe rascher und höher ausbilden können; denn die sprachlichen Zeichen sind, ganz abgesehen von ihrer sozialen Brauchbarkeit, für uns selbst zweckmäßige Marksteine der gewonnenen Erkenntnisse. Dies zeigt sich deutlich bei jedem Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis in der Schöpfung neuer Fach-

[1]) So James: „Psychologie und Erziehung" (Deutsch, Leipzig 1900), S. 95 und, ihm folgend, Morgan: „Introduction to comparative Psychology", S. 108.

ausdrücke, deren Sinn, zunächst nur dem Forscher bekannt, von anderen erst dann und insoweit erfaßt wird, als sie ebenfalls Einsicht in die neuerschlossenen Zusammenhänge gewinnen können.

Der Gang unserer Begriffsbildung ist hier nicht genauer zu schildern[1]); es genügt, wenn die Eigenart dieser Sphäre deutlich geworden ist. Nur unter dieser Voraussetzung können wir zu unserer eigentlichen Frage zurückkehren: Läßt sich ein Beurteilen der Erfahrungen, ein Besitz von Begriffen auch bei den Tieren nachweisen? Eignet ihnen die „Fähigkeit" zu vergleichen, „Intelligenz" oder „Einsicht"?

Aber bevor hierauf die Antwort gesucht werden kann, ist doch noch einer wesentlich abweichenden Auffassung der Erkenntnisvorgänge Rechnung zu tragen, welche die Möglichkeit einer solchen Abgrenzung, wie der unseren, leugnet. Ihr Vertreter ist vornehmlich G. J. Romanes. Es ist an und für sich schon charakteristisch genug, daß unsere Frage in seinem Werk über „die geistige Entwickelung im Tierreich" gegenüber den Instinktproblemen eine nebensächliche Rolle spielt — sie tritt fast nur in den Kapiteln: 8—10, 14, 19—20 hervor — in dem späteren Werke dagegen über „die geistige Entwickelung beim Menschen" von Anfang an alles beherrscht, so daß daneben nur das Problem der Sprachentwickelung aufkommen kann. Wir halten uns deshalb an das zweite Werk. Es kommt Romanes darauf an, eine allmähliche Entwickelung der Begriffe aus den einzelnen Empfindungen und Vorstellungen nachzuweisen. Nun haben wir eine allmähliche Entwickelung der Begriffe gewiß nicht geleugnet; sondern oben kurz angedeutet, wie sie zu denken sei. Aber eben doch immer eine Entwickelung aus Begriffen, jenen zunächst ganz primitiven Wahrnehmungsbegriffen, die sich bei den ersten Fällen des Wiedererkennens bilden. Indem wir aber gerade die Eigenart dieser einfachsten und ursprünglichsten Stadien zu verdeutlichen suchten, trat hervor, daß es sich um einen prinzipiellen Unterschied handelt und nicht nur um einen graduellen. Um nun letzteren zu behaupten, wählt Romanes den einzigen Kunstgriff, mit dem man Uebergänge herstellen kann, wo es keine gibt: er konstruiert[2]) das „fehlende Zwischenglied" und nennt es (unter Berufung auf Locke): „zusammengesetzte, gemischte, generische Idee", „recept" im Gegensatz zum „concept"[3]).

[1]) Für die späteren Stadien dient Sigwarts klassische „Logik"; für die früheren nenne ich dankbar, doch mit Vorbehalt: H. Cornelius „Psychologie als Erfahrungswissenschaft". Leipzig 1897.

[2]) Eine Bestätigung dieser Beurteilung finde ich bei Meumann, a. a. O. S. 3, der ausdrücklich sagt: Romanes sei „durch allgemeine evolutionistische Ideen zu einer mehr konstruktiven als beobachtenden Behandlung der Kindersprache gekommen".

[3]) Der Uebersetzer gibt wenig glücklich „recept" mit: „Erkenntnis" als Gegensatz zu „concept" = „Begriff".

Wir sehen davon ab, daß dann noch einmal bei den recepts wie concepts eine höhere und niedere Stufe unterschieden wird, und fragen, was unter ersteren verstanden sei. Uns antwortet ein Gleichnis[1]: „Gerade wie Galtons Methode durch Aufnahme einer Anzahl individueller Bilder auf derselben sensitiven Platte eine zusammengesetzte Photographie entstehen läßt, in der ein jedes der teilnehmenden Individuen teilweise und nach Verhältnis dargestellt ist, so werden auf der sensitiven Platte des Gedächtnisses zahlreiche Bilder früherer Wahrnehmungen zusammen in einen einzigen Begriff verschmolzen, der dann als ein zusammengesetztes Gemälde oder eine Klassendarstellung der es zusammensetzenden Bilder dasteht.“ Eine solche generische Idee entstehe „sozusagen unwillkürlich oder automatisch durch die lediglich auf Wahrnehmung beruhenden Assoziationsprinzipien“.

Auf solche Weise sollen z. B. alle höheren Tiere Ideen von „eßbar“ und „nicht eßbar“ haben[2]; so sollen sich, wenn ein Kind verschiedene Hunde gesehen hat, deren Umrisse zu einem „typischen Hundebild“ decken[3]). Wenn das bei Tieren und Kindern so wäre, müßte es sich auch in unseren Erfahrungen nachweisen lassen. Und wir fragen: Ist es wirklich so, daß, wenn wir eine Anzahl großer und kleiner Menschen gesehen haben, in uns ganz unwillkürlich die Vorstellung von einem mittelgroßen Menschen entsteht? Und wenn wirklich, wäre uns dieser damit auch ein typisches Menschenbild, d. h. würde er uns alle jene großen und kleinen bedeuten? Oder wäre es nicht im besten Falle wieder ein einzelnes Menschenbild, ebenso wie jene übereinandergelegten Photographien im besten Fall ein einziges neues Bild ergeben, falls nicht ein gänzlich verschwommenes Durcheinander? Und wenn wirklich ein deutliches neues Bild, dann kommt dieses keinesfalls automatisch zu stande; sondern der Photograph hat die homologen Teile aufeinandergepaßt. Das will sagen: diese angeblichen recepts setzen bereits umfassende Prozesse conceptualer Natur voraus; erst wenn durch eine ganze Reihe von Aehnlichkeitserkenntnissen Mensch zum Menschen geordnet ist, kann auch eine Vorstellung des Durchschnittsmenschen gebildet werden; und dieser stellt uns nur dann alle anderen Menschen vor, wenn wir ihm diese Bedeutung ausdrücklich beilegen.

Wenn daher Romanes versucht, diese angeblichen Mittelglieder aus den Handlungen von Tieren und Kindern zu erweisen, so werden wir diese Fälle entweder durch Assoziationswirkungen erklären können,

---

[1]) „Die geistige Entwickelung beim Menschen“, S. 24.

[2]) Ebenda S. 28.

[3]) Ebenda S. 43.

oder bereits eigentlich begriffliches Denken annehmen müssen. Zudem befolgt Romanes bei diesen Nachweisen ein höchst unkritisches Verfahren; dies haben Wundt[1]) und Thorndike[2]) an einzelnen Beispielen bereits genügend gekennzeichnet. Für die Fragen der Kinderpsychologie hat neuerdings Meumann[3]) die Fehlerhaftigkeit der Romanes-Preyerschen Begriffe besonders glänzend dargetan. Romanes beschränkt sich fast überall auf das Zusammenhäufen einzelner, dazu manchmal wenig zuverlässiger Einzelbeobachtungen. Nun haben wir schon für den Nachweis von Bewußtseinsvorgängen im allgemeinen die Regel aufstellen müssen, daß solche nur aus der gesamten Entwickelungsweise tierischer Handlungen, nicht aber aus einzelnen, augenblicklichen Verhaltungsweisen erschlossen werden können. Besonders sei auch hier nochmals betont, daß die noch so auffällige Zweckmäßigkeit einer einzelnen Handlung nicht den Schluß auf eine psychische Bedingtheit derselben gestattet; geschweige denn, daß aus ihr eine Einsicht des betreffenden Wesens in die Beziehung von Zweck und Mittel erschlossen werden könnte.

Eine solche Einsicht ist dagegen in beträchtlichem Umfang wirksam bei der Ausbildung derjenigen Betätigungsweise, welche bei ihrer allein dem Menschen gegebenen Einzigartigkeit stets als das beste Kriterium der Intelligenz angesehen worden ist: die Sprache. Nun redet man wohl auch von einer Tiersprache. Von einem Sprechen im eigentlichen Sinn aber, sei es in Lauten oder Gebärden, kann nicht schon dann geredet werden, wenn gewisse Laute und Gebärden der Tiere einen Einfluß auf die Verhaltungsweise ihrer Artgenossen üben, wie etwa gewisse Warnungs- oder Paarungslaute: sondern es muß der Beweis erbracht werden, daß denjenigen, welcher die Verlautbarungen oder Gebärden ausführt, hierbei mehr als nur angeborene Reflexe oder rein assoziativ erworbene Bewegungsvorstellungen leiten. Daß letztere insbesondere vielfach durch triebartige Nachahmung erworben werden, zeigten Papageienworte und Affengebärden[4]). Nicht der Besitz einiger Laute und Gebärden beweist etwas für die Intelligenz der Tiere, sondern die einsichtige Verwendung dieses Besitzes. Auch auf diesem Gebiet können nur die allgemeinen Kriterien entscheiden, welche überhaupt für jedes durch Einsicht bedingte

---

[1]) „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele", S. 388 ff., S. 401 ff.

[2]) „Animal Intelligence" S. 40 ff.

[3]) A. a. O., S. 43 ff.

[4]) Wundt weist in seiner „Völkerpsychologie" (Leipzig 1900), Bd. I, 1. S. 125—26 u. 219 darauf hin, daß kein Tier, auch die Affen nicht, zur Entwickelung von Deutbewegungen aus Greifbewegungen fortgeschritten ist. Gerade aber aus den Deutbewegungen erst lernt das Menschenkind (vgl. Meumann, a. a. O. S. 27) „die für seinen Geist anfangs unendlich schwierige Bedeutung des Zeichens oder der Bezeichnung verstehen".

Verhalten gelten. Diese werden sich aber viel leichter an den differenziertesten Betätigungsweisen der Tiere erkennen lassen, und nicht an den wenig mannigfaltigen Formen, die von einigen als Mitteilungsmittel der Tiere angesprochen werden.

Die sehr beschränkte Zahl dieser Formen und ihr Auftreten in Zuständen sehr hoher Erregtheit sind vielmehr gerade die beiden Umstände, welche wir (S. 42) für die „Ausdrucksbewegungen" charakteristisch fanden, und welche, wie wir sahen, besonders für eine reflektorische bezw. assoziative Bedingtheit sprechen. So hat denn auch der Bienenkenner v. Buttel-Reepen[1]) die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Tiere kein Mitteilungsvermögen besitzen, wohl aber ausgesprochene Freude- und Klagetöne, welche die Genossen in Aufregung bringen.

Es überrascht, wenn demgegenüber der Ameisenforscher Wasmann von einem „Mitteilungsvermögen" der Ameisen spricht[2]). Freilich sieht Wasmann darin kein Zeichen der Intelligenz, sondern betont, es handle sich nur um ein „sinnliches Mitteilungsvermögen", eine „instinktive Zeichensprache". Eine genauere Analyse des Begriffes Zeichen[3]) ergibt aber, daß es dergleichen nur im Gebiete der Intelligenz, der Wahrnehmung von Beziehungen geben kann, also die scholastische Bezeichnung „sinnlich" unangebracht ist[4]). Dieselbe kann nicht etwa daraus ihre Berechtigung ziehen, daß diese „sinnliche Mitteilung" „vermittelst gewisser Fühlerschläge und ähnlicher sinnlicher Zeichen"[5]) erfolgt; denn das hat sie offenbar mit den allerintelligentesten Mitteilungen gemein. Auch wenn man sich über noch so abstrakte Fragen verständigen will, kann dies nur durch „sinnliche Zeichen" geschehen. Was nun aber die Erscheinungen selbst betrifft, die Wasmann so interpretiert und so übersichtlich zusammenstellt[6]), so glaube ich mit Wundt[7]), daß diese alle sich zwanglos auf eine Weise interpretieren lassen, bei der von einer Zeichengebung, einer Mitteilung im eigentlichen Sinne nicht die Rede ist. Sondern nur in dem uneigentlichen, daß durch solches Verhalten bestimmte Bewegungs-

---

[1]) Vgl. S. 27, Anm. 3.

[2]) Vgl. „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen", S. 59 ff.

[3]) Vgl. S. 48 Anm. 4.

[4]) Weit sonderbarer ist es noch, wenn Forel in seiner erwähnten Broschüre von „instinktiven Analogieschlüssen" redet.

[5]) „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen", S. 61. Gegen den Mitteilungscharakter der Fühlerschläge spricht auch ihre die Ameisen befriedigende Nachahmung durch den „Ameisenaffen" Atemeles Vgl. ebenda S. 100, 101.

[6]) Ebenda S. 69—71.

[7]) „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele", S. 390 weist Wundt es zurück, daß man aus solchen Tatsachen auf eine Sprache der Ameisen schließen könne. „Bei alledem handelt es sich nur um naheliegende Assoziationen."

vorstellungen und allgemeine Erregungsweisen des einen Individuums sich dem anderen mitteilen, auf dasselbe übertragen. Besonders angesichts der Tatsache, daß sich bei diesen Fühlerschlägen Geruchsstoffe direkt auf die Geruchsorgane übertragen. Von der Feinheit des tierischen Geruchssinns und dem dadurch ermöglichten Assoziationsreichtum kann sich freilich der Mensch keine direkte Vorstellung machen; und deshalb ist man gerade in den einschlägigen Fällen, so beim Jagdhund, leicht zu einer Erklärung durch Intelligenz geneigt. Zudem üben gerade Gerüche leicht mancherlei allgemein erregende Wirkungen, wie auch aus manchen menschlichen Erfahrungen erhellt.

Wie die Feinheit des Geruchs, so ist es überhaupt die Schärfe der tierischen Sinne, welche den Tieren eine uns schwer faßliche Genauigkeit der Anpassung an ihre Umgebung erlaubt. Hat sie doch sogar Anlaß gegeben, von einem „Gedankenlesen" der Tiere zu reden, d. h. von einem Verstehen unserer Absichten, ohne daß wir diese irgend äußern wollten. Es handelt sich dabei natürlich ebenso wie bei menschlichen „Gedankenlesern" um die Wahrnehmung geringfügiger, unwillkürlicher Bewegungen. Mit ähnlichen kleinen Bewegungen erhalten solche Tiere vom Dresseur ihre Winke, die scheinbar selbständig rechnen, Karten spielen oder dergleichen.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ist es nicht möglich, in den Erscheinungen einer angeblichen Tiersprache ein zuverlässiges Kriterium der Einsicht zu finden, und es bleibt bei der allgemeinen Frage, welches die wesentlichen Merkmale sind, aus denen bei der Entwicklung einer Handlung der Einfluß der Einsicht zu ersehen ist, wie sich im Gegensatz zum Lernen durch Erfahrung und Uebung das Lernen durch Einsicht kennzeichnet.

Das wesentlichste Merkmal des Lernens durch Einsicht tritt darin hervor, daß der Mensch, nachdem er einige in derselben Aehnlichkeitsreihe liegende Reaktionsweisen durch Erfahrung erlernt hat, in ähnlichen, aber noch nicht erlebten Fällen selbständig das entsprechende Verhalten zu finden vermag, was nur so zu erklären ist, daß er aus den bisherigen Fällen das allgemeine Beziehungsgesetz zu entnehmen wußte.

Wohlgemerkt: für unseren diagnostischen Zweck ist es durchaus notwendig, daß das Verhalten im neuen Falle eine der Aenderung der äußeren Umstände entsprechende eigene Abänderung zeigt, und es genügt nicht etwa schon zu einer Diagnose auf Aehnlichkeitserkenntnis, wenn unter neuen nur ähnlichen, aber nicht gleichen Fällen wie früher ein gleiches Verhalten wie damals eingeschlagen wird. Dieser unzulässigen Schlußweise, die namentlich bei Kinderpsychologen wie Sigismund, Preyer u. a. eine verhängnisvolle Rolle spielt, ist

neuerdings Meumann[1]) in überzeugender Weise entgegengetreten. Ein Beispiel aus seiner Schrift soll unsere Meinung verdeutlichen:

„Der Vater zeigte dem noch nicht ein Jahr alten Kinde einen ausgestopften Auerhahn und sprach dabei das Wort: »Vogel«. Das Kind blickte darauf nach einer auf dem Ofen stehenden Eule." Aus diesem Tatbestand haben nun manche gefolgert, daß das Kind bereits den Begriff Vogel haben müsse, andere, daß es doch wenigstens die Aehnlichkeit zwischen Auerhahn und Eule erkennen müsse. Faßt man nur diesen einzelnen Fall ins Auge, so scheint er ja allerdings auf den ersten Blick recht sehr zu einer solchen Annahme zu verlocken. Meumann aber, der die ersten kindlichen Sprachanfänge im Zusammenhang beobachtet hat, weist nach, daß in dieser Zeit der kindlichen Entwicklung von einer Abstraktion noch nicht die Rede sein kann, und gibt für den vorliegenden Tatbestand eine viel einfachere Erklärung: „Der ganze Vorgang ist wahrscheinlich so zu denken, daß die Wahrnehmung des ausgestopften Vogels, den der Vater dem Kinde zeigt, weil sie objektiv und faktisch der des auf dem Ofen stehenden Vogels ähnlich ist (eine Aehnlichkeit, die aber nicht als solche aufgefaßt zu werden braucht), die mit diesem bekannten Anblick assoziierten aufsuchenden Bewegungen auslöst. . . . Ob das Aussprechen des Wortes »Vogel« überhaupt für den Hergang etwas zu bedeuten hat, ist sehr zweifelhaft. (!) Höchstens kann es in sekundärer Weise als auslösender akustischer Reiz in Betracht kommen, wenn das Kind dieses Wort etwa beim Anblick der Eule öfter vernommen hat. Für diese rein faktische Wirkung der objektiv übereinstimmenden Bestandteile der Wahrnehmungsobjekte (Auerhahn und Eule) verweise ich auf die allbekannte Tatsache, daß ähnliche Reize ähnliche reproduzierende Wirkungen haben, auch wenn die Aehnlichkeit subjektiv nicht erkannt wird." So Meumann.

Gerade die späteren Stadien des Sprechenlernens sind es dann, welche die zahlreichsten und deutlichsten Beispiele für die Wirksamkeit der Aehnlichkeitserkenntnis liefern; denn gerade in der Handhabung der Sprache treten mit der Zeit eine solche Fülle ganz neuer, selbständiger und den Umständen angemessener Abänderungen auf, daß es unmöglich ist, sie als reine Gedächtniswirkungen der früheren Erfahrungen zu begreifen. Es ist undenkbar, daß uns alle die unendlich mannigfaltigen Möglichkeiten der Wortverbindung bereits von früher her bekannt und gar eingeübt sein könnten. Genau so aber, wie wir beim Sprechen immer neue und passende Wortverbindungen zu finden wissen, so regeln wir auch selbsttätig unsere außersprachlichen Verhaltungsweisen. Nach

---

[1]) A. a. O. S. 22 ff.

Maßgabe nämlich unserer Einsicht, die wir auf den verschiedenen Gebieten in die Abhängigkeitsbeziehung der Erfolge von den Mitteln zu erlangen vermögen.

Die praktische Folgerung aus dieser Besonderheit des menschlichen Lernens gibt bekanntlich die Erziehungslehre, wenn sie nicht die Ausbildung von gut dressierten Gewohnheits„tieren“, sondern die Heranbildung von Persönlichkeiten fordert, welche sich selbständig zurechtzufinden und zu handeln wissen.

Ein dressiertes Tier versagt alle seine Kunststücke, sobald man einen ihm auffälligen, wenn auch noch so unwesentlichen Faktor der gewohnten Umstände ändert; ganz ähnlich ein Kind, das dressiert ist statt erzogen. Ein drastisches Beispiel erzählt James in seinen Vorträgen über „Psychologie und Erziehung“ [1]):

Eine Dame will Schulkinder in der Geographie prüfen und fragt nach einem Blick ins Lehrbuch: „Wenn ihr in den Boden ein Loch graben würdet, das Hunderte von Fuß tief wäre, wie würdet ihr es dort unten finden, wärmer oder kälter als hier oben?“ Als hierauf keine Antwort erfolgte, bemerkte die Klassenlehrerin, daß die Kinder die Frage nicht beantworteten, weil sie nicht richtig gestellt sei. Sie nahm sodann selbst das Buch und las aus demselben die Frage: „In welchem Zustande befindet sich das Innere des Erdballs?“ Sofort antwortete mindestens die Hälfte der Kinder: „Das Innere der Erde befindet sich in einem feurig-flüssigen Zustande.“

Es ist nun beachtenswert, daß ein solches Verhalten normalerweise nur ein mehr oder minder sporadisches ist, daß es dagegen unter besonderen Umständen zur Regel wird und dann dem tierischen auffällig gleicht. So sollte man, anstatt für den „Rapport“ in der Hypnose nach allerlei mystischen Medien zu suchen, lieber bedenken, wie völlig die Abhängigkeit der Versuchsperson vom Hypnotiseur derjenigen des Hundes von seinem Herrn gleicht. Bei einem wohlerzogenen Hunde ist diese Abhängigkeit bis ins kleinste geregelt. Ein wohlerzogener Mensch dagegen wird mit dem Maße seiner Wohlerzogenheit zum Herrn seiner Umgebung. Unabhängig in seinem Tun vom Wechsel unwesentlicher Verhältnisse, ändert er bei Verschiebung maßgebender Umstände seine Reaktionen in entsprechender Weise.

Diese proportionellen Reaktionsverschiebungen werden oft irrtümlich gleichgesetzt mit den Erscheinungen erworbener Geschicklichkeiten, wie solche etwa beim Radfahren oder Tennisspielen [2]) zu beobachten sind. Man

---

[1]) Deutsch, Leipzig 1900, S. 117.

[2]) Letzteres Beispiel interpretiert Thorndike („Animal Intelligence“, S. 84) ganz in unserem Sinne.

sagt, auch hier können nicht alle die verschiedenen Möglichkeiten der Abweichung von der Gleichgewichtslage, alle die verschiedenen Flugbahnen der Bälle nebst den entsprechenden Reaktionen bereits erfahren und eingeübt sein, sondern es werden auch ganz neue Schwierigkeiten sofort „entsprechend" pariert, und dies gewiß ohne Ueberlegung. Dies letztere gewiß; aber eben deshalb ist auch, wenn es sich um wirklich neue Lagen handelt, das Parieren kein völlig entsprechendes, sondern nur ein ungefähres, wie es bereits aus früheren benachbarten Fällen geläufig ist. Und ferner stellt sich auch doch diese ungefähre Sicherheit nur ganz allmählich heraus — und kann allerdings eine sehr hohe werden —, indem nach und nach ein immer dichteres Assoziationsnetz die Menge der Möglichkeiten bedeckt. Eine einsichtige Beurteilung dagegen vermag das Beziehungsgesetz bereits aus ganz wenigen Fällen zu erkennen und daraus neue Verhaltungsweisen zu gewinnen, die, falls kein technisches Hindernis im Wege steht, den Nagel auf den Kopf treffen. Freilich sind meistens die technischen Schwierigkeiten zu groß, um ohne Uebung überwunden werden zu können. Aber es sind doch auch Fälle denkbar, wo sich die Theorie direkt in die Praxis umsetzen kann. Ein Schütze etwa, der sein Gewehr beim Schießen anlehnt, habe zuerst zwei Zoll zu hoch, dann zwei Zoll zu tief getroffen, beide Mal aber ohne seitliche Abweichung. Wenn er nun die Stellen genau weiß, wo er das Gewehr anlehnte, und es genau in die Mitte davon rückt, wird er das dritte Mal ins Schwarze treffen. In den meisten Fällen aber wirken Lernen durch Assoziation und Uebung und Lernen durch Einsicht erst zu einem ganzen Erfolg zusammen.

Besonders charakteristisch tritt deshalb auch die Wirksamkeit des Lernens durch Einsicht dann hervor, wenn sie die Erfolge des anderen durchkreuzt. Wir vermögen auf Grund unserer Einsicht ohne allen Zwang vielfältiger neuer Erfahrungen alte Gewohnheiten abzulegen und neue Gewohnheiten anzunehmen. Wir werden nicht nur durch unsere Erfahrungen ohne unser Zutun eingeübt, sondern wir schaffen uns selbst diese Erfahrungen: wir üben uns. Daraus ergibt sich für die Entwicklung mancher Reaktionen folgendes charakteristische Bild. Zunächst haben wir uns etwa durch Erfahrungsassoziation und Uebung eine bestimmte positive Reaktionsweise angewöhnt. Nun kommt die — äußerlich natürlich nicht wahrnehmbare — Einsicht und lehrt uns, daß die negative Reaktionsweise die bessere sei. Das zeigt sich dann für die äußere Beobachtung darin, daß nun plötzlich ohne wahrnehmbaren Anlaß die negative Reaktion einsetzt, und zwar vielfach, wenn wir uns üben, in häufigen Wiederholungen unmittelbar nacheinander.

Diese merkwürdige Umgestaltung der Reaktionsweise ist bisher bei den Tieren noch nirgends nachgewiesen worden. Zwar haben wir

(S. 49) gefunden, und an dem Beispiel des Hundes und der Zange verdeutlicht, daß auch für das Eintreten der assoziativen Bedingtheit einer Reaktion das plötzliche Umschlagen derselben charakteristisch sein kann. Aber dasselbe ist von dem durch Einsicht bedingten deutlich dadurch geschieden, daß es nur in den frühen Entwickelungsstadien einer Reaktion auftritt, wo sich überhaupt noch keine festen Gewohnheiten gebildet haben, und besonders charakteristischer Weise, wie wir am Beispiel des Hühnchens und der Biene sahen, bereits beim zweiten Auftreten der Reaktion. Für die Umwandlung durch Einsicht aber sind gerade diejenigen Fälle am bezeichnendsten, wo die Einsicht spät kommt.

Für diese Einübung durch Einsicht ist noch ein weiteres, wenn schon der äußeren Beobachtung minder deutliches Moment charakteristisch, welches vielfach fälschlich unter den Begriff der Uebung mit einbezogen wird: Oft gelingt es erst durch lange Ueberlegungen und vielfaches Experimentieren, herauszubekommen, welches die angemessene Verhaltungsweise sei; dann ist es in Wiederholungsfällen durchaus nicht nötig, alle diese Ueberlegungen und Versuche von neuem anzustellen, sondern es tritt sofort das richtige Verhalten ein, und zwar dadurch, daß sich dasselbe mit der Situation unmittelbar verknüpft hat.

Abgesehen von der charakteristischen Umgestaltung der Uebungserscheinung zeigt das Lernen durch Einsicht seine Eigenart auch besonders deutlich und bedeutsam im Gebiete der Nachahmung und macht es durchaus notwendig, einsichtige und assoziative Nachahmung scharf von einander zu scheiden. Wir haben schon gesehen, daß die Wahrnehmung bekannter Bewegungen bei anderen Individuen das Tier zur Wiederholung derselben veranlassen kann, in Fällen, wo es sie auf Grund eigener Erfahrung nicht vollziehen würde.

Dieses gilt nun natürlich nicht nur gegenüber solchen Verhaltungsweisen, welche das Vorbild durch Assoziation und Uebung erworben hat, sondern auch gegenüber denen, welche ihre Entstehung der Einsicht danken: So vermögen etwa Kinder das Benehmen Erwachsener, welches bei diesen erst die Frucht eines langwierigen Studiums gesellschaftlicher Formen ist, mit bemerkenswerter Sicherheit nachzuäffen. Aber man darf sich durch den belustigenden Charakter dieser Kopie nicht über ihre Unvollkommenheit hinwegtäuschen lassen. Diese wird sofort offenbar, sobald irgend eine Situation eintritt, welche beim Original nicht beobachtet worden war. Wir haben es hier also zwar mit der Nachahmung von durch Einsicht erworbenen Verhaltungsweisen zu tun, aber nicht mit einer einsichtigen Nachahmung derselben. Diese aber tritt, wo sie möglich ist, gerade dann in ihr Recht, wenn die rein mechanische Nachahmung nicht mehr weiter hilft. Während das Gewohnheits„tier“

in solchen Fällen seine Ratlosigkeit durch den Rückfall in die ursprüngliche Formlosigkeit zu erkennen gibt (wie das Hauffs Erzählung von dem Affen als Engländer ergötzlich schildert), wird der Einsichtige durch solche gesellschaftliche Blamagen gerade dazu geführt, sich über den Sinn der Formen Rechenschaft zu geben, die Beziehungen wahrzunehmen, und eben damit an Stelle der mechanischen die einsichtige Nachahmung zu setzen. Ein sehr schönes Beispiel für das plötzliche Umschlagen mechanischer Nachahmung in die einsichtige gibt Baldwin[1]), wo er schildert, wie die Malversuche seines Kindes bis zum 27. Monat „eine sehr unbestimmte und allgemeine Nachahmung der Bewegungen des Lehrers" waren. Dann aber „schien ihm plötzlich die Idee, jeden Teil (des vorgezeichneten Männchens) einzeln zu zeichnen, zu kommen." Das Kind blickt von nun an viel mehr auf das Bild und weniger auf die Zeichenbewegungen seines Lehrers. Es bildet sich zum „Männchenmalen" ein Zeichnungs„schema" aus. Das ist es eben, was wir oben die Einsicht in das Beziehungsgesetz zwischen Zweck und Mitteln nannten.

Auf der allseitigen Betätigung solcher einsichtigen Nachahmung ruht eigentlich der stete Fortschritt menschlicher Kultur; denn nur durch einsichtige und nicht durch mechanische Nachahmung wird die geistige Errungenschaft der Vergangenheit für die Nachkommen zu einem lebendigen und neue Früchte tragenden Besitz.

Gerade in der richtigen Ausnützung dieses Vermögens der einsichtigen Nachahmung besteht auch die Kunst des Erziehers, dessen Aufgabe es nicht ist, seinen Zögling vor schlimmen Erfahrungen sorgsam zu behüten, sondern vielmehr gerade, ihn auch solche machen zu lassen, insoweit sie zur Erlangung derjenigen Einsicht dienen, welche vor schlimmeren Erfahrungen bewahrt. Gerade die Erziehungskunst ist wohl die bezeichnendste und höchste praktische Erscheinungsform der menschlichen Einsicht, weil ihre Vollkommenheit die Vertrautheit mit denjenigen Beziehungsgesetzen verrät, welche am schwersten zu erkennen sind, mit denen des menschlichen Geistes selbst.

Und wenn uns das Lernen als das zuverlässigste Kriterium für das Seelenleben der Tiere erschienen ist, so bildet das Fehlen des Lehrens, des absichtlichen, zweckbewußten Erziehens bei den Tieren das bezeichnendste Merkmal für den Mangel der Intelligenz.

Schon bei der Besprechung der instinktiven Nachahmung der Tiere wurde darauf hingewiesen, wie sehr deren Erfolge der Auffassung des „biogenetischen Grundgesetzes" widersprechen. In noch viel höherem Maße gilt dieses aber für die Resultate der einsichtigen Nachahmung,

[1]) A. a. O. S. 80 ff.

insbesondere bei deren Zusammenhang mit der Belehrung; denn diese macht es in noch viel weiterem Umfang möglich, daß der jüngeren Generation die Wiederholung der geistigen Entwickelung ihrer Lehrer in allen Einzelphasen erspart bleibt und anderseits erhöht sie ganz beträchlich die Zahl der Mittel, durch welche diese Lehren übertragen werden können, ohne mechanisiert und physiologisch vererbt worden zu sein. Ganz besonders wichtig ist dabei auch die Belehrung durch die Sprache, deren Bedeutung freilich nicht überschätzt werden darf.

Kapitel 6.

Deszendenztheorie und Psychologie.

Unsere Untersuchungen sind nun wohl hinreichend weit vorgeschritten, um die Meinung begründen zu können, daß durch die Anwendung der Deszendenztheorie die psychologische Einsicht nicht gefördert wird, wie es Romanes in den am Ende unserer Einleitung zitierten Worten behauptet, sondern vielmehr dürften einige Belege dafür erbracht sein, daß das Hereinbringen deszendenztheoretischer Begriffe meist nur geeignet ist, die psychologische Einsicht zu hemmen und zu verwirren.

Was zunächst die Behauptung betrifft, daß das menschliche Seelenleben nur durch das einfachere tierische verständlich werden könne, so finden wir dies dadurch widerlegt, daß wir uns ja nur auf Grund des menschlichen Seelenlebens eine Vorstellung von dem tierischen bilden können, und ferner dadurch, daß sich im Gegensatz zu Forels Thesen herausstellte, es könne für ein weites Gebiet menschlicher Geistestätigkeit ein entsprechendes Erscheinungsgebiet bei den Tieren überhaupt nicht nachgewiesen werden, also erst recht nicht eine Vergleichung das Verständnis fördern.

Außerdem ergab sich uns aber, daß die seelische Entwickelung von Tier und Mensch, welche uns durch eigenartige, rein psychologisch gewonnene Gesetze verständlich wird, keineswegs eine Parallele zu der ganz graduellen organischen Entwickelung bietet, wie sie die Deszendenztheorie lehrt, sondern daß, je mehr die seelischen Entwickelungsfaktoren wirksam sind, desto mehr auch eine eigenartige individuelle Entwickelung hervortritt, welche keineswegs ein Ebenbild der generellen ist noch irgend in die Grenzen derselben gebannt.

Daraus ist zu entnehmen, daß die vergleichende Psychologie nicht sowohl die Verfolgung einzelner psychischer Elemente oder Tätigkeiten bei verschiedenen Individuen zur Aufgabe hat, als vielmehr die unter-

scheidende Abwägung geschlossener Individualitäten. Daher werden sich tierpsychologische Untersuchungen nur dann fruchtbar erweisen, wenn sie von biologischen Spezialforschern an ganz bestimmten Tierklassen unternommen werden. Erst wenn dies in weit erheblicherem Umfang als bisher geschehen ist, kann die Frage endgiltig erledigt werden, ob es zwischen dem Seelenleben der höheren und niederen Tiere wesentliche oder nur gradweise Unterschiede gibt. Vorerst ist man ja, das zeigt die endlose Polemik der Ameisen- und Bienenspezialisten, nicht einmal auf diesen meist durchforschten Sondergebieten zur Einigung der Ansichten gekommen. Allerdings liegt gerade bei diesen Streitigkeiten die Schwierigkeit weniger im unzureichenden Beobachtungsmaterial, als in der Unzulänglichkeit der psychologischen Hilfsbegriffe. Klären werden sie sich — und dazu möchte auch die vorliegende Untersuchung bescheidentlich beitragen — nur durch weit ausgiebigere Berücksichtigung der menschenpsychologischen Forschungen.

Gerade in diesem engeren Rahmen der Menschenpsychologie gibt es ja heute bereits positive Ansätze zur vergleichenden Psychologie. Und zwar namentlich auf zwei Gebieten:

Erstlich in der Vergleichung der Kindesseele mit der des erwachsenen Menschen. Je schärfer die Methode und je allseitiger das Beobachtungsmaterial der Kinderpsychologie sich ausbildet, desto reicher werden auch die Aufschlüsse sein, die von hier für die Probleme der Tierpsychologie zu holen sind. Das hat uns die Berücksichtigung der Meumannschen Untersuchungen gelehrt.

Ein zweites fruchtbares Gebiet kann diejenige vergleichende Menschenpsychologie werden, die sich mit der Vergleichung erwachsener Individuen beschäftigt. Soweit es sich dabei um die psychischen Differenzen normaler Individuen handelt, sind erst in den letzten Jahren Ansätze zur Ausbildung wissenschaftlicher Methoden gemacht worden. Es sei hier nur auf die Zusammenfassung bei Stern: „Ueber Psychologie der individuellen Differenzen“ [1]) verwiesen. Doch dürften vorerst noch weit ergiebigere Aufschlüsse aus der vergleichenden Psychologie anormaler Individuen, aus der Psychiatrie als Wissenschaft zu holen sein. Freilich ist dieses Gebiet noch vorwiegend aus praktisch-medizinischen Rücksichten angebaut worden. Trotzdem werfen auch heute schon psychiatrische Beobachtungen manches Licht auf tierpsychologische Probleme. An zwei Stellen der vorliegenden Untersuchung ist dies angedeutet worden: da, wo von den Fällen der „Selbstvergessenheit“ (S. 58—59), und wo vom Abhängigkeitsverhältnis des Hypnotisierten (S. 77) die Rede war.

---

[1]) Leipzig 1900.

Zwar bleibt es auch bei ergiebigster Verwendung aller dieser Hilfsmittel vorerst noch unmöglich, einen der organischen Entwickelungsreihe entprechenden psychologischen Stammbaum der Tierwelt zu entwerfen, — daß aber eine gewisse Abhängigkeit der psychologischen Rangstufe von der physiologischen Entwickelungsstufe bestehen muß, so viel läßt sich bereits aus unseren allgemeineren Erwägungen erschließen.

Zwar nicht für die Fortschreitungsmöglichkeit des psychischen Lebens in sich selbst, für die Vielfältigkeit der Assoziationen und gar für die Ausbildung der Erkenntnisbeziehungen, wohl aber für den Umfang des psychischen Materials, an dem sich erst diese Entwicklungsfaktoren betätigen; denn je differenzierter die nervösen Strukturen, die sensorischen und die motorischen, sind, desto vielgestaltiger sind auch die Sinnes- und Bewegungsempfindungen; je zahlreicher die angeborenen Reflexbahnen, ein desto weiteres Feld findet die psychische Entwicklung für die Beeinflussung des praktischen Verhaltens. Wir haben es aber abgelehnt, daß diese organische Differenzierung im wesentlichen psychologisch verständlich gemacht werden könne und mit Wundt die Vermehrung der Reflexbahnen auf die Mechanisierung von Willenshandlungen zurückführbar sei.

Was dagegen die Differenzierung der Sinnesorgane betrifft, so bedarf es in dieser Hinsicht noch einer kleinen Ergänzung:[1])

Wenn wir die Entwicklung der spezifischen Sinnesorgane aus einer einfachen Hautzelle als richtig annehmen, so etwa, wie sie Häckel in seinem Vortrag „Ueber Ursprung und Entwicklung der Sinneswerkzeuge“ [2]) schildert, so ergibt sich damit keineswegs für das psychische Gebiet eine entsprechende Entwicklung aller spezifischen Sinnesempfindungen aus einer einzigen Art derselben. Ja, es fehlt uns jede Möglichkeit, uns eine solche Entwicklung nur annähernd irgendwie vorzustellen und uns etwa die Gesichts- und Gehörsempfindungen als aus Druck- und Temperaturempfindungen allmählich hervorgehend zu denken; denn dazu müßten wir uns eine kontinuierliche Reihe von Zwischenstufen denken können, wie es sie bei so disparaten Dingen nicht gibt. Und wir haben auch gar keinen Anlaß, uns diese phylogenetische Reihe auszudenken, da wir wissen, daß es in der Ontogenese, welche doch wenigstens ein entferntes Abbild jener erkennen lassen müßte, eine solche Entwicklung in keiner Beziehung gibt. Da wir über die entsprechenden Erlebnisse der Kinder fast ebensowenig wissen und wissen können, als der Tiere, wenden wir uns zu den Erfahrungen operierter Blindgeborener. Diese müßten

---

[1]) Vgl. hierzu Stumpf, Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie (Leipzig 1900), S. 18 ff.

[2]) Ges. populäre Vorträge, Heft 2, S. 123 ff.

doch bei dem ersten Gebrauch ihres Sehorgans irgendwelche Erfahrungen machen, welche auf den Uebergang von einer Sinnesqualität in die andere hindeuten. Nun hören wir von solchen außer den Aeußerungen ihres Staunens freilich auch manchmal Redewendungen wie die, es käme ihnen zuerst so vor, als berührten die Dinge ihre Augen. Aber dieses erklärt sich sehr einfach daraus, daß sie in ihrer Gesichtsvorstellung noch der dritten Dimension ermangeln, und ferner aus den naturgemäß auftretenden außeroptischen Reizungen am Auge, besonders auch aus reflektorisch bedingten Bewegungsempfindungen, welche auch wir bei entsprechender Beachtung leicht konstatieren. Wenn daher Häckel in genanntem Vortrag[1]) sagt: die Lehre von der spezifischen Sinnesenergie „erleidet durch unsere neuere Entwicklungslehre eine wichtige Einschränkung", so mußte er doch irgendwelche Erklärung dafür beibringen, daß diese Lehre, die sich in den Erfahrungen des entwickelten Individuums so durchaus bewahrheitet, für frühere Entwicklungsstadien nicht gültig sei. Auch bei den bescheidensten Ansprüchen aber kann man eine solche Erklärung nicht darin finden, wenn Häckel sagt, alle Empfindungsnerven seien ursprünglich nur fähig, einfache Veränderungen des Druckes und der Temperatur wahrzunehmen, und daß sie erst allmählich auch die anderen Einwirkungen „verstehen lernen". Wir haben gesehen, daß das Lernen, mag es nun rein assoziativ oder durch Einsicht geschehen, niemals neue psychische Elemente schafft, sondern nur neue Verbindungen von solchen. Da also die Lehre von der spezifischen Sinnesenergie keinerlei theoretischen Charakter hat, sondern nur ein festes Tatsachengebiet bezeichnet, so läßt sich schwer daran glauben, sie erleide durch die Deszendenztheorie eine Einschränkung; vielmehr ist sie eine der unüberbrückbarsten Tatsachenschranken gegen die Deszendenztheorie, wenigstens gegen ihre Ausdehnung auf psychologisches Gebiet.

Während es möglich zu sein scheint, die Differenzen der organischen Strukturen auf graduelle Abweichungen von einer gemeinsamen, einfacheren Urform zurückzuführen und deshalb auch von einer Differenzierung in der Zeit zu reden, erlaubt das Gebiet der Psychologie solche Reduktionen nicht. Die Eigenart der letzten psychischen Elementarvorgänge, der Empfindungen sowohl wie der Gefühle, spottet trotz ihrer Vielartigkeit jeder weiteren Ineinssetzung. Und wo eine reduzierende Analyse mit Erfolg arbeitet, da handelt es sich immer um Komplikationen dieser Elemente. Wenn man daher in der psychischen Entwicklung von fortschreitender Differenzierung reden will, so kann man darunter immer nur die Neubildung eigenartiger Verbindungen jener

---

[1]) S. 131.

Elemente verstehen. So handelt es sich z. B. bei der Verfeinerung des musikalischen Gehörs nicht etwa um das Auftreten von neuartigen Tonempfindungen, welche nur auf Grund einer physiologischen Neubildung eintreten könnten, sondern um die Verfeinerung des Tongedächtnisses,[1]) die Uebung.

Der einzige mir bekannte Versuch, auf einem Sinnesgebiet elementare Weiterbildung in historischer Zeit nachzuweisen, wie ihn für den Farbensinn Magnus und der berühmte Gladstone unternommen hatten, ist sogar auch nach Romanes[2]) und Mach[3]) völlig unhaltbar.

Wir wissen nur, daß, wenn die Sinnesorgane eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht haben, eigenartige Sinnesempfindungen im Bewußtsein auftreten; wie dieses aber geschieht, ist ebenso unerklärlich als die Entstehung des Bewußtseins überhaupt, und wird in jedem Falle durch die Deszendenztheorie um nichts verständlicher.

Wenn wir also dieser Lehre in keiner Beziehung eine wesentliche Förderung der psychologischen Einsicht abgewinnen konnten, so ist wohl auch die Gegenfrage einer kurzen Schlußbetrachtung wert, ob etwa psychologische Einsichten zur Erklärung der Deszendenz beitragen können. In der Tat ziehen ja viele, wie wir in der Einleitung erwähnten, nach Lamarcks Vorgang („sentiment intérieur") psychologische Begriffe zur Erklärung der Deszendenz heran.

Anknüpfend an die Besprechung der Uebung im dritten Kapitel scheint nun allerdings die Verwertung einer psychologischen Erklärungsweise in einem beschränkten Umfange möglich zu sein (wie man ja auch der Selektionstheorie einen beschränkten Erklärungswert nicht absprechen kann).

Dieser Erklärungswert liegt darin, daß es uns aus dem psychologischen Begriff der Uebung verständlich wird, warum gewisse Tiere, wenn sie in neue Lebensverhältnisse geraten, ihre Bewegungsformen allmählich entsprechend umgestalten, und so z. B. Landtiere im Wasser die Schwimmbewegungen erlernen und einüben. Indem sich auf solche Weise die wachsende Bevorzugung einer bestimmten Funktion und ihre häufige Ausübung erklärt, ist dann auch das Entstehen der entsprechenden funktionellen Abänderungen, z. B. in unserem Falle der Schwimmhaut, weniger rätselhaft, und leichter denkbar, daß diese Abänderung bereits beim einzelnen Individuum einen solchen Umfang erreicht, um im Kampf ums Dasein eine Rolle zu spielen.

---

[1]) Vgl. Cornelius, „Psychologie als Erfahrungswissenschaft", S. 230 ff., und Anm. 86.

[2]) „Die geistige Entwicklung im Tierreich", S. 102 ff

[3]) „Analyse der Empfindungen", S. 75.

Freilich, damit dieses Erklärungsprinzip wirklich für die Deszendenzfrage von größerer Bedeutung sei, ist die weitere Annahme nötig, daß sich erworbene Eigenschaften vererben.

In noch weit größerem Umfange würde die Psychologie Beiträge zur Erklärung organischer Variationen liefern, wenn der Wundtsche Gedanke von der Mechanisierung von Willenshandlungen sich halten ließe. Aber auch dieses nur, wenn die Vererbung erworbener Eigenschaften hinzukäme.

Ob nun die Vererbung erworbener Eigenschaften auf physiologischem Gebiet nachweislich sei, darüber steht dem Psychologen kein Urteil zu; im Gebiete der psychischen Entwicklung jedenfalls spielt Vererbung erworbenen Besitzes, nämlich die Tradition der Erfahrung von Generation zu Generation eine äußerst wichtige Rolle. Das hat uns die Besprechung der triebartigen Nachahmung gezeigt, und erst recht diejenige der einsichtigen Nachahmung und der Belehrung. Auf dieser Grundlage steht eine über das Individuum hinausreichende psychische Entwicklung, eine geistige Phylogenese fest, für die sich zahlreiche Belege in jedem Kapitel der menschlichen Geistesgeschichte finden. Um die Vererbung der Erfahrung zu verstehen, hatten wir aber nur diejenigen Gesetze nötig, welche auch die psychische Entwicklung des Individuums beherrschen, und konnten die Annahme einer physiologischen Vererbung entbehren.

Und so können wir denn, nachdem der erste Satz dieser Abhandlung sagte, daß das Verständnis der geistigen Entwicklung des Menschen die Aufgabe der Psychologie ist, nun mit der bestärkten Zuversicht schließen, daß die Psychologie dieser Aufgabe mit ihren eigenen Mitteln gerecht zu werden vermag.

II. **Dr. Albert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. M. 1.50.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** M. 1.80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe u. Tagebuchblätter.** M. 1.80.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** M. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** M. 1 20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** M. 2.25.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** M. 1.80.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. M. 2.—.

III. **Julius Bachem, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** M. 1 80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** M. 1.80.

III. **Zurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume“.** M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** M. 1.50.

II. **Prof. Dr. Heinr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildnis des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. Mit Abbildungen. Geh. M. 2.—.

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** M. 1.50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** M. 2.25.

1900. I. **P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** M. 1.80.

II. **Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** Mit Abbildungen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** M. 1.80.

1901. I. **Dr. Herm. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876—1901.** Denkschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. M. 1.80.

II. **Dr. Wilhelm Loffen, Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. M. 2,50.

III. **Dr. Jos. Mausbach, Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze u. Aufgaben.** Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Auflage. M. 2,50.

1902. I. **Dr. H. J. Wurm, Die Papstwahl.** Ihre Geschichte u. Gebräuche. M. 2,—.

II. **Prof. J. Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart.** Historisch-geographische Skizzen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres.** Zweite Folge. M. 1.80.

1903. I. u. II. **Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann,** Oberbürgermeister von Bonn (1821—1898). M. 4.—.

III. **Dr. Max Ettlinger, Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie.** M. 1.50.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** z. Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewid. v. d. Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt M. 3,60. (Für Vereinsmitgl. u. Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlg. Preis: brochirt M. 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten u. Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt M. 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Wehman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—24. Band, 1880—1903, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausgegeben von Dr. H. Grauert. I Band, 1 Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900). 114 S. M. 2,—. 2. u. 3 Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—. II. Band. 1. Heft: Dr. Rob. Reichenberger, Wolfgang von Salm, Bischof von Passau. 84 S. M. 1,50. 2. u. 3. Heft: Dr. Franz Fastlinger, Die wirthschaftliche Bedeutung der Bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger. 182 S. M. 3,40. — III. Band, 1. u. 2. Heft: G. Schnürer, Die ursprüngliche Templerregel. 165 S. M. 2.80.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 u. 108 Seiten groß 8°. Preis: je M. 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage. Band I, II, III, IV, V, Heft 1—2 (1900—1903).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1.—16. Band. 8°. Fulda 1888—1903. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. v. der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8 I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte d. Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14 Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses u. Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth 1895. — V. Prof. Kirsch. Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth 1900 — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900. — IX. J. Schlecht, Andrea Zamometic und der Basler Concilsversuch vom Jahre 1482, Erster Theil. — X. Kirsch, Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des 14. Jahrhdts. 1. Bd

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV Collegit, edidit, illustr. Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901.

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstr. 35—43, zu adressieren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die **Teilnehmer** nur den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die sämtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon** und das **Concilium Tridentinum**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Dritteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**

„ der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Jahresbericht für das Jahr 1903.

Köln, 1904.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

(Die vergriffenen Schriften sind nicht aufgeführt.)

Komm.-Verlag von J. P. Bachem, Köln. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** 2. Aufl. M. 1.20.

1878. III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. M. 2.25.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** M. 1.80.

1880. III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** M. 1.80.

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. M. 1.20.

1883. II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** M. 1.80.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703–1709. M. 1.80.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga** i. p. i., **apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709–1728.** M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellungen der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. M. 1.80.

1889. II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hautinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** M. 1.20.

1890. II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. M. 1.80.

III. **A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. M. 2.—.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildnis des Malers Veit. M. 2.—.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1903.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereinsstatuts.

Köln 1904.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

474

I. Die Straßburger Generalversammlung.

Als der Vorstand im Sommer 1903 beschloß, die Generalversammlung in Straßburg, zum ersten Mal auf reichsländischem Boden, abzuhalten, waren Zweifel an dem Gelingen begreiflich. Die Versammlung fiel zeitlich fast zusammen mit der Konstituierung der neuen katholisch-theologischen Fakultät an der Straßburger Hochschule. Gewiß war damit ein Anlaß geboten, gerade jetzt die Mitglieder und Freunde der Gesellschaft nach Straßburg einzuladen; anderseits aber standen die mitunter erregten Auseinandersetzungen über die Zweckmäßigkeit der Errichtung der Fakultät noch in frischer Erinnerung, und die Besorgnis, der Nachklang dieser Diskussion könne einen Mißton in die Vorbereitungen und Verhandlungen hineintragen, war nicht ohne weiteres abzuweisen. Dazu kam der Umstand, daß noch im Jahre vorher scharfe Erörterungen politischer Natur stattgefunden hatten, an welchen einerseits Mitglieder des Vorstandes, anderseits eine Reihe von Herren beteiligt waren, die im katholischen Leben des Reichslandes eine führende Stellung einnehmen.

Bald stellte sich heraus, daß alle damaligen Befürchtungen grundlos waren; immer deutlicher trat hervor, daß die Wahl Straßburgs als Ort der Versammlung von allen Seiten freundlich aufgenommen und als ein sehr geeignetes Mittel begrüßt wurde, Mißverständnisse zu beseitigen und unter Männern gleicher Richtung, die einander bisher fremd geblieben waren, eine fruchtbare Annäherung herbeizuführen. Im Laufe des Sommers traf ein in bester Eintracht zusammenwirkendes Zentralkomitee die Vorbereitungen; mehrere führende Mitglieder desselben nahmen an einer von zahlreichen Vorstandsmitgliedern besuchten zwanglosen Besprechung teil, die Ende August anläßlich der Jubiläums-Versammlung der deutschen Katholiken in Köln abgehalten wurde, und nach einigen Wochen wurde das Programm bekannt gegeben. Dann er-

schien eine von zahlreichen reichsländischen Katholiken unterzeichnete Einladung, in der es hieß:

Immer dringender tritt an uns Katholiken die Aufgabe heran, auf allen Gebieten wissenschaftlicher Forschung tatkräftig mitzuarbeiten und mit Anspannung aller Kräfte dahin zu wirken, daß in der Geistesbewegung unserer Zeit, in dem friedlichen Wettstreite der Ideen, dem christlichen Gedanken, der einst den genialsten Männern der Wissenschaft als Leitstern vorleuchtete, die ihm gebührende Machtstellung gesichert werde. Dazu ist aber vor allem notwendig, daß die vorhandenen, der Vereinzelung ausgesetzten geistigen Arbeiter gesammelt und in nähere Beziehung zu einander gebracht werden, daß durch regen Ideenaustausch, durch gegenseitige Anregung und Ermunterung, durch Gewinnung, Heranziehung, Unterstützung neuer Kräfte, durch Organisation der Arbeit das Feld unserer wissenschaftlichen Betätigung befruchtet und bereichert werde. Mit diesem Ziele ist die Görresgesellschaft ins Leben getreten. Vielfache und allseitige Anregung ist insbesondere von ihren jährlichen Generalversammlungen ausgegangen. Die programmatischen Ausführungen ihres Vorsitzenden haben zur Weckung des Geistes mächtig beigetragen. Neue Ziele wurden gesteckt, neue Hilfsmittel zur Verfügung gestellt. Auf manche noch vorhandene Lücken wurde hingewiesen. Das Band zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen den Vertretern der Theorie und den Männern der Praxis wurde enger geknüpft. Freunde und Förderer der katholischen Wissenschaft bezeugten dieser ihr lebhaftes Interesse, boten ihr ihre wirksame Unterstützung, und neu gekräftigt und ermuntert konnten die katholischen Gelehrten zu ihrem Arbeitsfelde zurückkehren.

Dort harrt ihrer noch viele Arbeit. Vieles, was einst auf den Versammlungen des Vereins geplant und begonnen war, ist noch unerfüllt und unvollendet geblieben. Was gegenüber den stets wachsenden Anforderungen die Görresgesellschaft in der Zukunft leisten, was sie insbesondere unserer engern Heimat sein wird, wo sie bereits eine Anzahl warmer Anhänger besitzt, das wird wesentlich davon abhängen, ob sie in den Kreisen unserer Gebildeten, unter Geistlichen und Laien einen noch festeren Boden fassen, eine noch größere Zahl Mitglieder und Teilnehmer gewinnen wird. Die nächste Generalversammlung wird vielen Gelegenheit bieten, Ziel und Wirken der Görresgesellschaft näher kennen zu lernen. Alle Freunde ihrer Bestrebungen sind als Gäste herzlich willkommen, und wir geben uns der Erwartung hin, daß sie dadurch dauernd für die Sache gewonnen werden.

Ein Blick in die Liste der Unterzeichner bot die volle Gewähr des Gelingens: das g a n z e katholische Reichsland war hier vereinigt, Elsaß und Lothringen waren vertreten, Stadt und Land, Klerus und Laien, Reichsländer und Altdeutsche, Politik und Wissenschaft, Seminar und Universität.

Der ganze Verlauf der Generalversammlung hat den guten Vorzeichen entsprochen. Sie zeichnete sich aus durch sehr starke Teilnahme, namentlich aus dem Reichslande, hat der Gesellschaft eine ungewöhnlich große Zahl neuer Mitglieder und Teilnehmer zugeführt und reichste Gelegenheit zu Anknüpfung persönlicher Beziehungen geboten. Ueber die gute Vorbereitung und die liebenswürdige Gastlichkeit, mit der man den auswärtigen Besuchern entgegenkam, herrschte nur eine Stimme der Anerkennung. Den bequemen Mittelpunkt bildete das mit gutem Hotel und

großer Restauration verbundene stattliche Vereinshaus am Kellermannstaden.

Der Nachmittag des 6. Oktober wurde großenteils durch eine Vorstandssitzung ausgefüllt, welcher an den beiden folgenden Tagen zwei weitere folgten (vgl. das Protokoll unter II).

Abends 9 Uhr fand im Saale des Roten Hauses am Kleberplatz — wer Straßburg längere Zeit nicht besucht hat, wird das ehemalige einfache Haus nach dem Umbau nicht wiedererkannt haben — die Begrüßungsversammlung statt, zu der stark 200 Mitglieder und Teilnehmer, auch einige Damen, erschienen. Prof. Müller (Straßburg) eröffnete dieselbe im Namen des Lokalkomitees mit einer formvollendeten Ansprache an die Gäste. Er erinnerte an die so vielen entschwundene Tatsache, daß Josef Görres, als Leiter des Merkur in der rheinischen Heimat politisch verdächtig, in Straßburg eine Zuflucht gefunden und im Elisabethengäßchen jahrelang gewohnt habe. Von dem Patron der Gesellschaft ging er über zu den glänzenden Vertretern des Humanismus und der literarischen Gesellschaft, Geiler von Kaisersberg und Wimpheling und Sturm und Brant, ihre Verbindungen mit Tübingen, Paris usw., auf die älteren Vertreter der Mystik und Scholastik, Tauler, Thomas und Hugo von Straßburg, Ulrich von Straßburg, den Schüler Alberts des Großen, Johannes von Tambach, weiter rückwärts auf Viktor von St. Gallen und den großen Straßburger Bischof Werinharius, dann die Meister der Kunst: Erwin von Steinbach und den großen Schöpfer des Langschiffes des Straßburger Münsters. Die Gedanken jener Männer der Vorzeit sind die Gedanken der Görresgesellschaft: die Begeisterung für die Wissenschaft, welche fließt aus dem Born des Glaubens und der Quelle ernster Forschung, für jene Wissenschaft, deren letzter und höchster Ursprung Er ist, der selbst ist die Wahrheit. Mit herzlicher Anerkennung und gemütlichem Humor gedachte Redner einzelner anwesender Mitglieder des Vorstandes, der beiden Vorsitzenden, des Generalsekretärs, des Prälaten Hülskamp und Prof. Bäumker, mit besonderer Wärme des Präsidenten Frhrn. v. Hertling, der so nachdrücklich für die deutschen Katholiken das Recht der wissenschaftlichen Mitarbeit reklamierte, aber auch die heilige Verpflichtung zu derselben einprägte, der uns das Bewußtsein und die Zuversicht einflößte, daß wir können, was wir sollen. Dem Hoch auf die Gesellschaft antwortete Professor Grauert mit schwungvollen Ausführungen auf die wunderschöne Stadt, mit der ihn persönlich Erinnerungen an die eigene Studienzeit verbinden. Anknüpfend an die vom Vorredner geschilderte geistige Bedeutung Straßburgs in früherer Zeit, schilderte er die Bedeutung, welche die verschiedenen geistigen Richtungen der Jetztzeit dieser hervorragenden Stätte geistigen Leben

beimessen, und erinnerte als Adoptivbayer an die Tatsache, daß hier am 25. August 1826 Ludwig I. das Licht der Welt erblickte, welcher der Geburtsstadt stets eine warme Anhänglichkeit bewahrte. Als dritter Redner begrüßte unter lebhaftem Beifall Professor Ehrhard die Korona namens der zielverwandten österreichischen Leogesellschaft und regte den Gedanken an, ob nicht die literarischen Abende derselben in Straßburg eine Nachahmung finden könnten.

Der erste Tag der eigentlichen Generalversammlung (7. Oktober) wurde eingeleitet durch ein Pontifikalamt, das in Anwesenheit des Hrn. Bischofs Fritzen Hr. Weihbischof Zorn v. Bulach zelebrierte. Während desselben wurde unter Leitung des Hrn. Domkapellmeisters Victori die Missa sexta von Haller für vierstimmigen gemischten Chor ausgeführt; nach demselben sang der Chor noch in vollendeter Tonreinheit Hallers liebliches Lied: O unbefleckt empfangenes Herz (aus den Maiengrüßen).

Gegen 10 Uhr begann die Eröffnungssitzung, die diesmal von der ersten allgemeinen Sitzung getrennt worden war. Der Vorsitzende widmete die erste Begrüßung dem anwesenden Herrn Bischof von Straßburg, der seit den ersten Zeiten der Gesellschaft Freund und Gönner gewesen ist, und dem Vertreter der Stadt, Herrn Beigeordneten Jehl. Schmerzlich vermißte er einen alten Freund und Besucher, den im Frühjahr in seinem parlamentarischen Berufe zu Berlin gestorbenen Frhrn. Klemens v. Heereman, den feinsinnigen, kunstverständigen Mann, der sich so rege an den Generalversammlungen und den Geschäften der Gesellschaft beteiligte. Ein weiteres Wort dankbarer Erinnerung widmete Redner dem verstorbenen Vorstandsmitglied und Münsterpfarrer Brugier von Konstanz, der die dortige Versammlung (1896) so eifrig vorbereitet hat und in weiten Kreisen durch seine Literaturgeschichte bekannt geworden ist.

Hr. Bischof Fritzen rief der Versammlung ein „freudiges Willkommen" zu. In der Tat habe er die Gründung der Gesellschaft mit großer Freude begrüßt, sich beeilt, derselben beizutreten und ihren Entwickelungsgang mit stetigem Interesse verfolgt. Die Schwächen der katholischen Wissenschaft, auf die Frhr. v. Hertling in seiner letzten Kölner Rede hinwies, wären wahrscheinlich noch größer ohne die Gesellschaft, die so manchem tüchtigen Manne den Weg geebnet, so zahlreiche Publikationen möglich gemacht. Aufs dringendste ist die weitere Ausbreitung und Unterstützung der Gesellschaft zu wünschen, und dem Redner würde es eine besondere Freude sein, wenn dieses Wort in seiner lieben Diözese einen fruchtbaren Boden fände. Am Schlusse erteilte der Herr Bischof der Versammlung den bischöflichen Segen.

Hierauf erstattete Dr. Cardauns als Generalsekretär den üblichen Bericht über die Finanzlage, den Mitgliederbestand und die letzten Publikationen der Gesellschaft.

Die Finanzlage kann auf Grund einer bis Anfang September d. J. reichenden Uebersicht und eines allerdings unsicheren und jedenfalls in einem einzelnen Punkte zu ungünstigen Voranschlages bis Ende d. J. nicht als erfreulich bezeichnet werden. Die Einnahmen beliefen sich bis 31. August auf M. 30 894,54, die Ausgaben bereits auf M. 32 693,54, die voraussichtlichen Einnahmen und Ausgaben bis Ende d. J. belaufen sich auf M. 8684,76 bzw. M. 16 595, in Summa auf M. 39 579,30 bzw. M. 49 288,54, mithin voraussichtliche Mehrausgabe für 1903 nicht weniger als M. 9709,24. Gegenüber 1902 ist angenommen ein Einnahmeminus von M. 4064,94, dagegen ein Ausgabeplus von M. 2164,44, und da bereits 1902 eine Vermögensabnahme von M. 3479,86 festgestellt werden mußte, ergibt sich das angegebene Defizit von M. 9709,24 [1]).

An der Mindereinnahme ist erheblich beteiligt der Rückgang der Mitglieder und Teilnehmerbeiträge (einschließlich der Beiträge der neuen Ehren- und lebenslänglichen Mitglieder) um 1776 M. Der Mitgliederbestand ist um 92 zurückgegangen, und außerordentliche Zuwendungen (1902: 1153 M.) sind im laufenden Jahre nicht zu verzeichnen.

Bei den Ausgaben zeigen die Konti für Vereinsschriften, Historisches Jahrbuch und allgemeine Unkosten kleine Ermäßigungen, das Römische Institut hat fast 1000 M. weniger erfordert. Anderseits erfordert das Staatslexikon infolge seines raschen Fortganges und der dadurch bedingten höheren Honorare über 800 M. mehr, die Privatdozentenstipendien stiegen von 1200 M. auf 2700 M., die Unterstützungen für sonstige wissenschaftliche Unternehmungen um stark 1200 M.

Nun ist ja nicht ausgeschlossen, daß, wie auch im Vorjahre, das tatsächliche Defizit hinter dem Voranschlage zurückbleiben wird. Eine Reihe von Posten ist nur schätzungsweise angesetzt, und bei einem Einnahmeposten hat sich nachträglich bereits ein sehr erfreuliches Plus herausgestellt. Für abgesetzte Vereinsschriften sind nämlich (statt 600 M.) M. 2478,88 eingekommen, da die erste und zweite Auflage der Schrift von Prof. Mausbach, Die katholische Moral, schon Ende 1902 bis auf stark 500 Exemplare verkauft war. Dadurch geht das Defizit schon um fast 1900 M., also auf etwa 7800 M. herab. Ferner darf mit Sicherheit, wie stets noch, die Gewinnung einer größeren Zahl neuer Mitglieder anläßlich der Generalversammlung erwartet werden [was denn auch diesmal besonders stark eingetreten ist], und namentlich ist zu beachten, daß die zweite Auflage des Staatslexikons bisher nur gekostet und nichts gebracht hat. Sobald der Schlußband vorliegt — und das wird bestimmt im nächsten Jahre der Fall sein — wird laut Vertrag mit der Firma Herder die Vergütung von 3000 M. für den Band fällig, und außerdem fällt von 1905 ab der ganze Ausgabeposten (1902 M. 4563,40, im laufenden Jahre rund 5300 M.) fort. Das Defizit der letzten Jahre ist also zum guten Teil nur ein buchmäßiges. Immerhin aber liegt die Notwendigkeit zu tage, nicht sowohl die Ausgaben zu beschränken, als durch kräftige Agitation für Gewinnung neuer Mitglieder und außerordentliche Zuwendungen die gesunkenen Einnahmen zu erhöhen.

Diese Notwendigkeit ergibt sich auch aus der Tatsache, daß das Defizit, abgesehen von der außerordentlichen Jubiläumsspende von 1901, seit mehreren Jahren chronisch ist. Zum letzten Male konnte Ende 1898, bei einem Vermögensstand von M. 45 289,09, eine Vermögensvermehrung von M. 2755,80 festgestellt werden. Die Defizits der folgenden Jahre betragen 1899: M. 5 147,68, 1900: M. 6276,41, 1901: M. 5081,17, 1902:

[1]) Wie sich diese ausdrücklich als hypothetisch bezeichnete Schätzung in erfreulicher Weise modifiziert hat, ist aus der Bilanz für 1903 (unten V) zu ersehen.

M. 3479,86; das würde einen Gesamtrückgang von M. 19985,12 ausmachen, der sich indessen durch den Jubiläumsfonds (nebst Zinsen 22334,44) in einen Zuwachs von M. 2349,32 verwandelt. Zweifellos wird Ende d. J. nicht bloß dieser Zuwachs verbraucht, sondern die Vermögenslage noch erheblich unter den Stand von Ende 1897 gesunken sein.

Weiter berichtet der Vortragende über die Veröffentlichungen des letzten Jahres. Die beiden Jahrbücher der Gesellschaft sind in üblicher Weise erschienen. Sehr rasch wurde die zweite Auflage des Staatslexikons gefördert. Der vierte Band wurde abgeschlossen, vom fünften liegt das erste Heft vor, bis gegen Mitte des nächsten Jahres dürfte das große Unternehmen abgeschlossen sein. Bearbeitung und Druck der zweiten Auflage — die ersten Vorarbeiten begannen am 1. Juni 1899 — würden dann nur fünf Jahre in Anspruch genommen haben. Der vierte Band des größten Unternehmens des römischen Instituts, Concilium Tridentinum, ist vollendet. Unter den Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte erschienen nach mehrjähriger Unterbrechung der achte und neunte Band: J. Schlecht, Andrea Zamometic und der Basler Konzilsversuch vom Jahre 1482, erster Teil (Paderborn, F. Schöningh), und Prof. Kirsch, Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des vierzehnten Jahrhunderts, I. Band (ebendaselbst); unter den Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte das erste und zweite Heft des dritten Bandes: G. Schnürer, Die ursprüngliche Templerregel (Freiburg, Herder); als erste und zweite Vereinsschrift für 1903: Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann. Ein Zeit- und Lebensbild. Die dritte Vereinsschrift: Dr. Max Ettlinger, Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie, ist im Satz und wird am Schluß des Jahres in den Händen der Mitglieder sein (mittlerweile erschienen).

Auf Antrag des Vorsitzenden wurde dem Generalsekretär Decharge erteilt. Als neues Mitglied des Vorstandes wurde vorgeschlagen und unter lebhafter Zustimmung aufgenommen Hr. Prof. Dr. Schäfer, der erste Dekan der neuen katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg.

Prof. Dr. Leitschuh (Straßburg) entbot der Versammlung den Willkomm des Kunsthistorikers durch Einführung in die reiche Kunstgeschichte der Stadt Straßburg. Jeder Freund der mittelalterlichen Kunst bleibt andächtig vor Straßburg stehen, vor dem wunderbaren Parallelismus der künstlerischen Kräfte, vor dem selbstbewußten Streben nach künstlerischer Vervollkommung. Ueberall zeigt sich Kontinuität; noch aus der römischen Zeit führen Brücken zu der mittelalterlichen Kunst hinüber, und wundervolle Holzschnitzereien aus der letzten vorreformatorischen Zeit sind der Legende des h. Maternus, also den ältesten Zeiten der Christianisierung, gewidmet. Besonders betonte Redner hier die Bedeutung des Holzschnitzers Konrad Witz von Rottweil, der zweifellos in Straßburg gewirkt hat. Traurige Schicksale hat die Stephanskirche durchgemacht durch Profanierung der schlimmsten Art; aber ein Teil der alten Schönheit ist erhalten, und gerade über diese so schlecht behandelte Kirche sind so viele Dokumente erhalten, daß es nicht allzu schwer sein würde, sie vollständig zu rekonstruieren. Verwandt ist die Thomaskirche, in der noch der Sarkophag des h. Adeloch mit der ganzen Feinheit mittelalter-

licher Symbolik steht, aber auch Pigalles Denkmal des Marschalls von Sachsen und die Schöpfungen des merkwürdigen Meisters Ohmacht. Das Münster vollends ist ein Stück Straßburger Geschichte, mit der Krypta beginnend, durch eine Reihe von Jahrhunderten laufend. Redner führte das im einzelnen aus, unter besonderer Berücksichtigung des Ostbaues, der von den ersten Regungen eines freiern Stils bis zur Frühgotik führt, und des Turmoktogons Ulrichs von Ensingen, in ihrer Art eine der wunderbarsten technischen Leistungen der ganzen Welt — es ist die Grenze, wo Künstlertum und Virtuosentum sich begegnen, und in der Laterne hat dann Meister Johann Hültz von Köln schon des Guten zu viel getan. Dann kamen die wichtigeren Skulpturen des Münsters zur Sprache, am Südportal (Kirche und Synagoge) mehr selbständig auftretend, am Hochportal mehr architektonisch eingeordnet, aber zweifellos Original und nach dem Leben gearbeitet. Den Schluß bildeten einführende Bemerkungen über einige Kirchen, die bei der Besichtigung der Straßburger Sehenswürdigkeiten besucht werden sollen (Jung St. Peter, Magdalenen).

Es war 11 Uhr geworden, als Prof. Leitschuh seinen sehr freundlich aufgenommenen Vortrag beendete und die Sektionssitzungen beginnen konnten. In der historischen Sektion, in welcher Prälat Dr. Hülskamp den Vorsitz führte, berichtete Prälat Dr. Ehses eingehend über die Tätigkeit des von ihm geleiteten römischen Instituts. Der Bericht ist mit Ergänzungen weiter unten (IV) abgedruckt.

Prälat Dr. Franz nahm Anlaß, unter lebhafter Zustimmung Hrn. Ehses den Dank für die ebenso großen, wie mit geringen Mitteln erreichten Erfolge des römischen Instituts auszusprechen.

Dann sprach Prof. Dr. Wagner (Freiburg, Schweiz) über die Choralforschung, die systematisch nach wissenschaftlichen Grundsätzen vorgehende Erforschung der zahlreichen Denkmäler des liturgischen Gesanges aus alter und neuer Zeit. Diese wissenschaftliche Disziplin, die ehemals in Deutschland blühte, ist heute fast vergessen, besitzt aber das Recht, im Kreise der historischen Wissenschaften genannt und gepflegt zu werden. Das Kunstwerk der ersten mittelalterlichen Musikentwickelung ist bisher nicht so sehr Gegenstand historischer Forschung gewesen, als die spätmittelalterliche, allerdings unserem Empfinden näher stehende mehrstimmige Vokalmusik. Nur zum Teil läßt sich die Zurücksetzung aus inneren Gründen erklären. In dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts blühte die Choralforschung überall, auch in Deutschland. Vater dieser Disziplin war der Fürstabt Gerbert von St. Blasien im Schwarzwald, der Herausgeber der alten Autoren über Musik (Scriptores ecclesiastici de musica

sacra potissimum 1784). An diesem Werk haben sich in Deutschland und Frankreich die Choralstudien entzündet, die namentlich in Frankreich zu hochbedeutsamen Resultaten führten. Auch die Engländer beteiligten sich mit Erfolg an dieser Wissenschaft. Deutschland hat in gleicher Weise sich der liturgisch wie musikgeschichtlich so bedeutsamen Wissenschaft zunächst sehr angenommen. Vortragender rühmt die großen Verdienste der Altmeister deutscher Choralforschung, wie Hermesdorff, Schubiger u. a. Um 1880 trat eine Stockung in diesen Bemühungen ein, die es den Franzosen erleichterte, die Führung in der Choralforschung zu übernehmen. Als Aufgaben für die Zukunft bezeichnete Vortragender unter dem Beifall der Versammlung die organisierte Inangriffnahme der wissenschaftlichen Herausgabe und Behandlung der alten Dokumente, die zahlreich in den Bibliotheken Deutschlands vorhanden sind; er machte die Versammlung mit den Arbeiten bekannt, die er selbst unternommen, um den Deutschen ihren Anteil an der Choralforschung wieder zu sichern, und mit der Gregorianischen Akademie, die er zur Heranziehung eines Nachwuchses katholischer Choralforscher gegründet, deren Programm von Rom ausdrücklich approbiert werde und die jetzt auch mit wissenschaftlichen Publikationen hervortritt (1. Heft der Veröffentlichungen der Gregorianischen Akademie). Er schloß mit einem warmen Appell an die Versammlung, der Choralforschung und den Arbeiten, die unternommen und noch zu unternehmen sind, ihre Sympathie zuzuwenden.

Stadtpfarrer Dr. Jos. Gény (Schlettstadt) sprach über elsässische Geschichtsforschung im vorigen Jahrhundert. Der auf einem ganz kolossalen Material beruhende Vortrag [1]) mündete aus in die Mahnung an die elsässischen Katholiken, „nicht beiseite zu stehen, nicht mit unzureichenden Mitteln zu arbeiten, sondern auch auf diesem Gebiete dem Beispiele der Görresgesellschaft zu folgen. Er schloß unter stürmischem Beifall. Prof. Dr. Spahn regte sofort eine zwanglose Besprechung der sich für elsässische Geschichte interessierenden Herren für den Nachmittag an.

Am Mittwoch-Nachmittag war den Besuchern der Generalversammlung Gelegenheit gegeben, dem Vortrag von Prof. Leitschuh praktischen Anschauungsunterricht auf dem Kunstgebiete folgen zu lassen. In dankenswertester Weise übernahmen die Führung der gebildeten drei Gruppen die Herren Architekt Knauth, gegenwärtiger Leiter des Dombauamts, für das Aeußere des Münsters, Domkapitular Prälat Keller (Straßburg) und Vikar Clauß (Kaysersberg), ein geborener Straßburger, für das

[1]) Er ist bald darauf unter dem Titel „Die elsässische Geschichtsforschung im 19. Jahrhundert“ in Nr. 10 u. 11 des Straßburger Diözesanblattes (1903) erschienen. Auch als Sonderabdruck (Straßburg, Le Roux u. Co. 1903). 15 S.

Innere des Domes sowie die Sammlungen im Frauenhaus und Schloß. Alle drei Herren fanden dankbare Zuhörer ihrer eingehenden, anregenden Erklärungen, die vielfach neues Verständnis für die überraschenden Einzelheiten des Wunderbaues des Straßburger Münsters sowohl in baugeschichtlicher als künstlerischer Beziehung erschlossen.

Die erste allgemeine Sitzung, an der wieder Bischof Fritzen, Weihbischof Zorn v. Bulach und der Trappistenabt von Oelenberg teilnahmen, wurde großenteils ausgefüllt durch programmatische Erörterungen des Vorsitzenden, Frhrn. v. Hertling, die bekannte Vorgänge der letzten Zeit (Prof. Ziegler, Prof. Ladenburg) wiederholt streiften. Der an zahlreichen Stellen von Zustimmungskundgebungen und namentlich am Schluß von stürmischem Beifall begleitete Vortrag ist unten (III.) vollständig wiedergegeben.

Prof. Dr. Beyerle (Breslau) sprach dann über ein neuentdecktes oberrheinisches Stadtrecht von 1255. Weit ausgreifend hat das Freiburger Stadtrecht freiheitlichem Bürgertum Bahn gebrochen; die Aufhellung der Rezeption des Freiburger Rechtes ist eine hochinteressante Aufgabe, auch auf das linke Rheinufer dringt es hinüber. Ein anderer Ausstrahlungspunkt ist Konstanz, wie sich bis an das Ende des 10. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt. Von hier ist auch das Stadtrecht von Arbon am Bodensee ausgegangen. Das Weistum, in welchem die Bürger von Arbon die Rechte des Bischofs, des Vogtes, des Villikus usw. weisen, stammt aus dem Jahre 1255. Es sind teilweise Marktrechte, aber teilweise auch Ausflüsse eines städtischen Selbstbestimmungsrechtes. Es ist das älteste datierte Stadtrecht am Bodensee. Eingehend erörterte Prof. B. dann Inhalt und Bedeutung des Weistums im einzelnen. Der Arboner Stadtbrief wird unsere Erkenntnis der mittelalterlichen Städteordnung in wesentlichen Punkten erweitern.[1])

In der ersten Sitzung der philosophischen Sektion, bei welcher Professor Bäumker (Straßburg) den Vorsitz führte, berichtete Prof. Dr. Pohle (Breslau) über das Philosophische Jahrbuch. Während des 15. Jahrganges (1903) wurden von demselben an Mitglieder und Teilnehmer rund 200 Exemplare abgesetzt, im Buchhandel 163. Dazu kommen an Frei-, Pflicht-, Tausch- und Rezensions-Exemplaren 60—70, zusammen 432 gegen 435 des Vorjahres. Die Görresgesellschaft identifiziert sich nicht mit dem Jahrbuch, sondern gibt nur

---

[1]) Vgl. Beyerle, Grundherrschaft und Hoheitsrechte des Bischofs von Konstanz in Arbon. (Sonderabdruck aus Heft 32 der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees. Frauenfeld, Huber u. Cie. in Kommiss. 86 S. mit Karte.)

einen Zuschuß an die Redaktion. Die Gesellschaft will nicht eine einzelne philosophische Richtung vertreten, die von einem Teil der Mitglieder mißbilligt werden könnte. Die Verantwortlichkeit für den Standpunkt des Jahrbuchs trägt ausschließlich die Redaktion. Grundprinzip für die Arbeit am Jahrbuch ist, daß Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung, Religion und Philosophie keine Widersprüche sind, wie dies von der Görresgesellschaft stets hervorgehoben wird.

Prof. Bäumker zollt der Arbeit des Prof. Pohle für das Philosophische Jahrbuch warme Anerkennung.

Dr. Baur (Tübingen) sprach über: „Substanzbegriff und Aktualitätsphilosophie“ [1]). Um in dem Widerstreit der Meinungen über den Substanzbegriff festen Boden zu gewinnen, ist notwendig: eine klare Formulierung des Substanzbegriffs und eine Untersuchung der Motive, die uns zur Bildung dieses Begriffs führen und berechtigen. 1. Die klare Formulierung des Substanzbegriffs ergibt nach der rein formal-abstrakten Seite, daß das Charakteristikum dieses Begriffs im „Insichsein“ und „Fernsichsein“ gegeben ist. Alle Anschuldigungen der Aktualisten, die von den falsch formulierten Substanzbegriffen eines Kant (Beharrung) oder der Empiristen (Körperlichsein) ausgehen, berühren unseren Substanzbegriff nicht. Sachlich betrachtet, ist zu diesem Begriff erforderlich: Sein, Einheit, Individualität. Wundt hebt das erstere richtig hervor, will aber daraus einen inneren Widerspruch konstruieren: mit Unrecht; denn die substanzielle Einheit ist eine elastische, beziehungsvolle, welche eine akzidentelle Veränderung ermöglicht. 2. Die Frage nach den Motiven für Bildung dieses Begriffs ist nicht im nativistischen, auch nicht im extrem empiristisch-sensualistischen Sinne zu lösen. Sie schließt ein Zweifaches in sich: a) Wie bilden wir im speziellen Fall den Substanzbegriff? Dies geschieht durch eine auf einen zwingenden logischen Schluß zurückgehende Denkoperation. Es ist Willkür, diese Schlußfolgerung mit den Aktualisten auf das kosmologische Gebiet einzuschränken. b) Wie entstehen die mit dem Substanzbegriff zusammenhängenden Begriffe psychologisch in uns? Dies geschieht in einem dreifach abgestuften Prozeß: thetisch, antithetisch und synthetisch.

Prof. Bäumker knüpfte daran die folgenden Ausführungen: Der Vortrag führte uns hinein in eine Streitfrage, die mehr wie eine andere die Gegenwart beschäftigt. Sie haben gelesen, wie kürzlich bei einer anderen Versammlung ein Vortrag gehalten wurde, worin die Begriffe

---

[1]) Eingehend sind die Straßburger Verhandlungen besprochen im Stuttgarter Deutschen Volksblatt, Nr. 231 ff. (13. Okt. 1903 ff.).

Gott, Seele und Unsterblichkeit für Illusionen, für Chimäre, für Träume einer zurückgebliebenen Zeit erklärt wurden. Es gibt ja noch immer solche, die in den Brunnen hineinsteigen und dann behaupten: es gibt keine grünen Wälder und keinen blauen Himmel und keine Sterne über uns. Es gibt solche, die meinen, wenn sie mit dem Fernrohr den Schöpfer der Welt nicht sehen, dann gebe es keinen, und andere, die sagen, es gebe keine sittlichen Werte, wenn man sie mit der chemischen Wage nicht werten könne, es gebe keine Seele, wenn man sie nicht mit dem Seziermesser nachweisen oder in der chemischen Retorte in diese oder jene Teile zerlegen könne. Bei der Mehrzahl unserer Naturforscher — vor allem bei den Biologen — ist diese grobe Form zurückgetreten. Dies beweist die Abwehr, die jenem Vortrag in den allerweitesten Kreisen nachher zuteil geworden ist. Freilich sind es andere Formen, die in der Gegenwart uns Schwierigkeiten bereiten und mit denen wir uns fortwährend auseinanderzusetzen haben, und auf diese ist der Vorredner eingegangen. Man anerkennt jetzt die Seelenfunktionen in ihrer Eigenart. Man gibt zu, daß unser Empfinden, unser Fühlen und Denken nicht als Bewegung eines Räderwerkes, nicht als mechanische Bewegung angesehen werden kann, sondern daß es eigene Erscheinungen sind; aber man sagt dann: Mit diesen Vorgängen, diesen Akten ist nun das Seelische auch erschöpft. Es gibt nicht eine Seele als eine besondere Substanz, die der Träger, der Urheber dieser Erscheinungen ist, sondern die Seele ist nichts anderes als ein Bündel von Bewußtseinsvorstellungen, als eine Summe von Akten ohne eine Substanz, und darum nennt man diese Theorie in der Gegenwart die Aktualitätstheorie — mit dem alten aristotelischen Begriff der Seele als Aktion hat das gar nichts zu tun: es sind die Akte in dem Sinne der Tätigkeit gemeint. Man ist von jener Anschauung aus dann dazu gekommen, zu sagen: Wohl auf dem Gebiete der äußeren Natur haben wir Veranlassung, eine Materie als Substanz anzunehmen, dagegen nicht auf dem Gebiete des inneren Seelenlebens. Der Vorredner hat gezeigt, welche Motive uns dahin führen, auch auf dem Gebiete dessen, was wir in unserem Bewußtsein erfassen, eine Substanz festzuhalten, die dann nicht sterblich sein kann, die gegenüber dem Leibe ihre bedeutsame Macht ausübt und in uns die Hoffnung auf das Fortleben nach dem Tode begründet. Die Vertreter der Aktualitätstheorie werfen unserem Substanzbegriff Widersprüche vor, die Seele könne nicht gleichzeitig etwas Beharrliches und doch sich fortwährend Aendernbdes, etwas Ruhendes und doch stets sich Betätigendes sein. Der Vorredner hat uns gezeigt, wie die einen aus dieser Erwägung heraus zu einem Seelenbegriff ohne Kraft und Energie kommen und die anderen die Seele ganz

fallen lassen. Er hat uns in lichtvoller Weise dargetan, wie diese Widersprüche in unserem Seelenbegriff nur vermeintliche sind, und daß die Einwendungen gegen die Seelensubstanz nur auf Mißverständnissen und unrichtiger Fassung des Substanzbegriffes beruhen, und wie auf der anderen Seite die zwingendsten Motive für uns vorliegen, wie wir eine körperliche Substanz annehmen, auch an der geistigen festzuhalten. Es ist eine eigentümliche Wandlung in der philosophischen Auffassung zu konstatieren. Als die Seelensubstanz bei den Herren geschwunden war, stellte man uns den Materialismus entgegen, und in der Gegenwart ist die energetische Theorie in den weitesten Kreisen der Naturforscher herrschend. Davon war in jenem Vortrage, auf den ich hinwies, nicht die Rede, aber ebendort trat jener große englische Chemiker auf, der eine Reihe neuer Elemente entdeckt hat, und hob hervor, je weiter die Chemie voranschreite, um so größer würden die Rätsel.

Am Abend des 7. Oktober fand eine zweite, zweistündige Vorstandssitzung statt, am folgenden Tage noch eine dritte (vgl. unten II).

Dann folgte ein Kommers der vereinigten katholischen Studentenkorporationen. Es ist schon oft darüber geklagt worden, daß bei den großen Katholikenversammlungen die verschiedenen Verbände der akademischen Korporationen jeder seinen Extrakommers hält, wobei die Ausübung der Repräsentationspflicht durch das Präsidium wirklich an die Grenze der Möglichkeit geht. In Straßburg war das anders. Der Verein Frankonia, die Verbindung Badenia und die Unitas haben sich zusammengetan, wechseln im Präsidium ab, und die drei Vertreter sitzen am Präsidialtisch einträchtig beisammen. So war es auch diesmal. Der Saal des Vereinshauses war dicht gefüllt von jungen und alten Herren, oben saß eine Menge von Straßburger Damen, und die Stimmung bei Rede und Lied ließ nichts zu wünschen übrig. Cand. iur. Wernert begrüßte die Korona und widmete Papst und Kaiser den studentischen Salamander, Rechtsanwalt Zenner (Straßburg) hielt die Prinzipienrede, verbunden mit einer warmen Huldigung für die Bestrebungen der Görresgesellschaft, und Dr. Cardauns antwortete namens des Vorstandes der letzteren, indem er die sämtlichen Aktiven als zukünftige Mitglieder der Gesellschaft in Beschlag nahm, seiner besonderen Genugtuung über das einträchtige Zusammenwirken der Straßburger Kommilitonen Ausdruck gab und auch die Damen nicht vergaß. Gegen 11 Uhr war der offizielle Teil des sehr animierten Kommerses vorüber, und Gymnasialdirektor Dr. Bach übernahm die Leitung der „Fidulitas".

Am folgenden Tage (8. Oktober) legte in der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft, deren Vorsitzender, Justizrat Dr.

Porsch, im letzten Augenblick zu erscheinen verhindert wurde, zunächst Prof. Beyerle (Breslau) einen Bericht des Hrn. Justizrat Dr. Jul. Bachem über den Stand der Arbeiten an der zweiten Auflage des Staatslexikons vor.

Seit Anfang August d. J. ist der vierte Band vollendet, welcher mit dem Artikel Sismondi abschließt und, wie die drei ersten Bände, neun Hefte (45 Druckbogen) umfaßt. Der noch ausstehende fünfte Band wird die durchgreifendste Umarbeitung erfahren und von besonderer Wichtigkeit sein. Ganz neu bearbeitet sind gleich im ersten Hefte die Artikel Sozialpolitik und Soziologie. Dasselbe gilt von dem Artikel Staat und von verschiedenen Artikeln, die sich um diesen fundamentalen Artikel gruppieren. Von besonders wichtigen Artikeln des fünften Bandes sind noch zu nennen: Steuern, Strafgesetzgebung, Syllabus, Toleranz (neu), Universitäten, Unterrichtswesen, Wahlrecht und Wahlfähigkeit, Weltwirtschaft (neu), Wohlfahrtspflege (neu), Windthorst (neu), Zölle. Mit der Abfassung des Artikels Staat und der damit zusammenhängenden Artikel hat die Redaktion geglaubt vorzugsweise solche Gelehrte betrauen zu sollen, welche nicht nur die Materie rechtsphilosophisch und staatsrechtlich beherrschen, sondern auch, weil im politischen Leben stehend, einen geschärften Blick für die in Betracht kommenden politischen Gesichtspunkte haben. Etwa bis Mitte nächsten Jahres dürfte, wenn kein störender Zwischenfall eintritt, die zweite Auflage fertiggestellt sein. (Bis jetzt sind vom fünften Band vier Hefte erschienen.)

Von beachtenswerten Seiten ist bereits jetzt die Herausgabe eines Nachtrages zur zweiten Auflage angeregt und namentlich geltend gemacht worden, daß die nachträgliche Aufnahme eines Artikels Leo XIII. erwünscht sei. Die Redaktion liebt die Nachträge nicht. Sie stören die Einheitlichkeit des Werkes und erschweren das Zustandekommen einer neuen Auflage. Und dann: wie weit soll man mit den Nachträgen gehen? Was speziell eine Biographie Leos XIII. anlangt, so steht das Bild des verewigten großen Papstes, der auch in die politischen und sozialen Fragen der Gegenwart machtvoll eingegriffen, den Zeitgenossen noch so lebendig vor der Seele, daß ein eigentliches Bedürfnis zu einem Artikel schon in der zweiten Auflage des Staatslexikons nicht anerkannt werden kann. Dazu kommt, daß die gewissermaßen offizielle Biographie aus der Feder des Grafen Soderini, welche viel bisher unbekanntes Material enthalten soll, erst für das nächste Jahr angekündigt ist, also für die Benutzung in dem Nachtrag vielleicht zu spät käme. Nach Ansicht der Redaktion sollte daher von einem Nachtrag abgesehen und die dritte Auflage abgewartet werden, die hoffentlich in nicht zu ferner Zeit notwendig wird.

Die Frage, ob nicht der zweiten Auflage ein ausführliches Sachregister beizugeben wäre, ist im Vorstand verneint worden. Für die erste Auflage wurde bekanntlich ein Register nicht angefertigt. An sich erscheint die Beigabe nicht unnütz. Wenn auch das Werk selbst zahlreiche Verweisungen enthält, so werden doch in den Artikeln noch eine Menge Dinge behandelt, welche mit Hülfe der Verweisungen nicht gleich aufzufinden sind. Die praktische Brauchbarkeit des Lexikons als Nachschlagewerk würde also durch das Register zweifellos erhöht. Die Anfertigung eines solchen erfordert aber ein nicht geringes Maß von Arbeit, welches die Redaktion zu leisten nicht in der Lage wäre. Es müßte also eventuell hierfür eine neue Kraft gewonnen werden. Unter Berücksichtigung aller Umstände erschien es dem Vorstand zweckmäßiger, lieber

auf das Sachregister zu verzichten, als den Abschluß des Werkes möglicherweise erheblich zu verzögern.

Hieran schloß sich eine anregende Besprechung verschiedener aktueller Fragen aus dem Gebiete des Rechts, z. B. Rechtsschutz am eigenen Bilde gegen unbefugtes Photographieren, Erbbaurecht, Bau von Wohnungen auf fremdem Boden gegen Bezahlung einer Rente und Anheimfallen an den Eigentümer nach einer Reihe von Jahren, Schutz der Bauhandwerker gegen Bauschwindel. Zu letzterem Punkte wurde der lebhafte Wunsch ausgesprochen, daß baldigst eine gesetzliche Regelung erfolge zur Abstellung der zu tage getretenen Mißstände. Der Vorsitzende schloß die Sitzung mit dem Hinweis, daß fortan neben der historischen und philosophischen Sektion von der Görresgesellschaft besonderer Wert auf die juristisch-nationalökonomische Sektion gelegt werden wird.

In der zweiten Sitzung der historischen Sektion (Vorsitzender Prälat Dr. Hülskamp) berichtete Prof. Dr. Grauert über das Historische Jahrbuch und die in Verbindung mit demselben erscheinenden Studien und Darstellungen, von denen seit der Versammlung in Breslau die Arbeiten von Fastlinger und Schnürer erschienen sind. In Druck ist gegenwärtig ein Doppelheft von Dr. Max Jansen über die Beziehungen Bonifaz' IX. zur deutschen Kirche zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts.

An den Bericht schloß sich eine Diskussion, an der sich die Herren Dr. Postina, der Vorsitzende, Prof. Grauert, Dr. Gaß, Dr. Ehses, Rechtsanwalt Stieve, Oberlehrer Reumont, Prof. Büchi, Prälat Dr. Franz beteiligten. U. a. kamen zum Ausdruck Wünsche für das regelmäßige Erscheinen der Hefte des Jahrbuches und das pünktliche Erscheinen der Zeitschriftenschau. Unter lebhaftester Zustimmung dankte Dr. Gaß der Görresgesellschaft, speziell den Herren Prof. Grauert und Dr. Ehses, für die vielfache Förderung und das Entgegenkommen, das die elsässischen Historiker bei denselben gefunden haben. Empfohlen wurde eine Beschränkung der Novitätenschau, bei der durch strengere Auswahl des Wichtigen und Unwichtigen erheblicher Raum erspart werden könne. Letzteres sei auch insofern wünschenswert, als das Historische Jahrbuch dann die Gesellschaftskasse weniger als bisher belasten werde. Auch die Redaktion äußerte sich in diesem Punkte im wesentlichen zustimmend.

Dann sprach Prälat Dr. Ehses über einen Zwischenfall aus dem Inquisitionsprozeß gegen den Nuntius Morone, der mit Contarini auf dem Regensburger Reichstag (1541) erschien und über denselben berichtete. Diese Berichte benutzte zuerst Raynald; dazwischen

treten eingehende Berichte eines Internuntius Claudius auf, von dem man sonst nichts wußte. Brieger fand, daß diese lateinischen Berichte sich mit italienischen Texten bei Lämmer mit der Unterschrift Morones deckten. Dittrich nahm Identität des Claudius mit Morone an, der ein Pseudonym gewählt habe. Das ist irrig. Redner fand Autographe Morones, denen der Name Claudius von anderer Hand beigefügt war. Die Sache hängt zusammen mit dem Prozeß, den Papst Paul IV. gegen Morone wegen seines Auftretens in Hagenau unter dem Verdachte der Ketzerei anstrengte. 1560 nahm Pius V. auf Wunsch Morones den Prozeß wieder auf, der mit Morones Rechtfertigung endete. Nach handschriftlichen Feststellungen des Redners handelt es sich um Claudius de Valle, Notar der Inquisition, der im Prozeß gegen Morone das Beweismaterial auf seine Authentizität zu prüfen hatte. Damit erklärt sich auch, daß Schriftstücke, die Morone selbst geschrieben und unterschrieben hat, niemals die Unterschrift des Claudius tragen.

Den zweiten Vortrag hielt Prof. Dr. Spahn über die Kartause, die einst vor den Toren Straßburgs lag und in der Reformationszeit nach siebzigjährigem Kampf (1520—92) der Mönche unterlag. Ulrich v. Hutten gab den ersten Anlaß zum Eingreifen der Stadt gegen die Kartause; er klagte, daß die Mönche ihn als Ketzer bezeichnet hätten, und verlangte die Kleinigkeit von 10000 Gulden. (Große Heiterkeit.) Die Mönche wandten sich an den Straßburger Magistrat, und Hutten scheint sich mit einer ziemlich gleichgültigen Erklärung begnügt zu haben. Aber die Kartause kam dadurch in Abhängigkeit von der Stadt, die bei ihrem weiteren Vorgehen auch durch die reichen Güter der Kartause beeinflußt wurde und religiöse Zerwürfnisse innerhalb des Klosters benutzen konnte. Der der Kirche treu gebliebene Rest der Mönche wehrte sich nach Kräften, 1533 konnte nach dem Tode Martins v. Galitzin ein neuer Prior, Johann Zwingeisen, gewählt werden, und der katholische Gottesdienst wurde heimlich aufrecht erhalten. 1540 wurde das Kloster schon sequestiert, aber der Sequester wieder aufgehoben. Es kam zu einer Priordoppelwahl, zu einem Prozeß am Kammergericht, diplomatischen Verwickelungen, zur Zeit des Interims anscheinend zur Wiederherstellung des Gottesdienstes, aber das Kloster siechte dahin, die Stadt wartete, und endlich zur definitiven Aufhebung des Klosters. Ein Teil der Güter wurde für die neue Kartause in Molsheim gerettet.

In der zweiten Sitzung der philosophischen Sektion stand das Thema Kant und die Gottesbeweise zur Besprechung. Prof. Alb. Lang (Straßburg) gab einen allgemeinen Ueberblick über die theoretischen Gottesbeweise und die Kritik, die Kant daran übt. Er kam zu

dem Resultat, daß Kants Subjektivismus eine unhaltbare Weltanschauung sei, 1. weil die Begründung weit über das Ziel hinausschieße, welches erreicht werden solle, 2. weil die Konsequenz der Kantschen Lehren zum Skeptizismus und absoluten Illusionismus hinführe, und 3. weil Kant selbst sehr häufig seinen Prinzipien untreu geworden sei. Nachdem der Redner eingehend dargetan hatte, daß die Kritik Kants viele offene Stellen zeige, zog er folgende Schlußfolgerungen: 1. Eine Kritik, die auf so schwachem Fundament beruht, kann nicht das letzte Wort der Wissenschaft sein. Ich kann es deshalb nicht billigen und begreifen, wenn die neuere Philosophie die alten Gottesbeweise deshalb für abgetan hält, weil Kant, wie man sage, ein- für allemal nachgewiesen habe, daß es nichts sei mit diesen Gottesbeweisen, weil sie nicht wissenschaftlich gehalten seien. 2. Eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Wissenschaft, ist nur möglich auf dem Boden der Metaphysik. In Frankreich ist man bekanntlich zur Zeit bestrebt, die Apologetik auf einen neuen Boden zu stellen. Man macht dabei nur allzu viel Konzessionen der Kantschen Philosophie, indem man geneigt ist, die Metaphysik preiszugeben und die Apologetik auf den Boden des Voluntarismus zu stellen. Kant hat bekanntlich nicht alle Gottesbeweise verworfen, sondern den moralischen Gottesbeweis beibehalten, ja zum Grundpfeiler seiner Weltanschauung gemacht. Aber wo sind die Neukantianer, die noch den moralischen Gottesbeweis Kants verteidigen? Ich kenne deren sehr wenige. Vom geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, ist der moralische Gottesbeweis das Vergänglichste von der Kantschen Philosophie. Man hat alles mögliche daraus übernommen, aber nicht das, woraus die französische moderne Apologie den Grundpfeiler der Apologie machen will. Eine Versöhnung kann in der Tat nicht erstrebt werden, wenn nicht auf dem Boden der Metaphysik, und deshalb darf die christliche Philosophie nicht in den Ruf einstimmen, der in den fünfziger Jahren laut wurde: Zurück zu Kant! sondern es muß heißen: Zurück über Kant hinaus! Zurück zu jenen Denkern, ohne welche auch die Kantsche Philosophie nicht möglich wäre: Plato und Aristoteles, Augustinus und Thomas von Aquin. Nur dann hat die Philosophie eine Grundlage, auf der sie sich weiter entwickeln und das schöne Wort sich erfüllen kann: Ganzes Wissen führt zu Gott, nur halbes Wissen entfernt von Gott.

An diesen Vortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, knüpfte sich eine lebhafte Diskussion. Einer Anregung aus der Versammlung entsprechend, entwickelte Prof. Lang den Unterschied zwischen dem Kantschen moralischen Gottesbeweis und seiner Auffassung. Wir schließen auf die Existenz Gottes auf Grund von sittlichen Tatsachen: aus dem Be-

griff des sittlichen Gesetzes, das befolgt sein will und das einen sittlichen Gesetzgeber verlangt. Kant, der die Metaphysik über Bord geworfen hatte, mußte eine andere Formulierung suchen. Er postuliert nicht unmittelbar die Existenz Gottes, sondern bloß indirekt. Er sagt: Wir befolgen das sittliche Gesetz um deswillen, weil es ein absolut kategorisches Gesetz ist. Ferner verlangt unser Gemüt und das Billigkeitsgefühl, daß die Tugend von uns angestrebt wird ohne Rücksicht auf unseren eigenen Nutzen. Kant sagt: Es muß eine sittliche Weltordnung geben, obschon wir die Belohnung nicht als Motiv unserer Handlungen benutzen dürfen, und weiter: Wenn es keinen sittlichen Gesetzgeber gäbe, wäre eine Disharmonie in der moralischen Welt. Die Kantsche Lehre hat einen Widerspruch in sich. Wenn Kant sagt: Der Gottesglaube ist wissenschaftlich ein reiner Mumpitz, dann darf er nicht sagen: Im Herzen glaube ich an Gott. Der Mensch hat nicht zwei. sondern nur eine, einheitliche Natur, und der Konflikt zwischen Verstand und Herz kann nur gelöst werden, indem der eine Teil nachgibt. Die Geschichte der neuen Philosophie beweist, wohin der Kantsche Moralismus führt. Schleiermacher hat für den positiven Aufbau der Theologie nicht nur nichts getan, sondern er hat das Fundament zertrümmert. Ohne Metaphysik gibt es keinen Gottesglauben. Er konzentriert die Religion auf das Gefühl, und wo das Gefühl das Wort hat, da hört das Wissen auf.

Prof. v. Schanz (Tübingen) weist darauf hin, daß die neue französische Apologetik die metaphysischen Gottesbeweise keineswegs in die Rumpelkammer werfe. Man sage sich nur: der psychologische, moralische Beweis empfehle sich bei dem heute vielfach herrschenden Geiste viel mehr dazu, die Menschen zu Gott zurückzuführen, als der logisch strenge Beweisgang, den die Metaphysik geht. Wenn die Apologetik auf diesem Wege so weit komme, daß man die Menschheit wieder zum Glauben bringe, könne man nicht sagen: Weil Gott nicht vollständig nach den richtigen metaphysischen Beweisen erkannt wird, ist es auch mit dem Glauben nichts. Warum wolle man den Glauben notwendig auf die Konstruktion der Metaphysik bannen?

Auch Prof. Bäumker (Straßburg) glaubt, daß der Referent die französische Apologetik zu scharf beurteile. Er wisse, daß Blondel und andere den moralischen Gottesbeweis nur deshalb hervorhöben, weil sie sich an Kreise wenden müßten, die unter dem Einfluß des modernen Positivismus von vornherein auf Beweise, die das Metaphysische streiften, nichts geben. Es gelte hier nun Anknüpfungspunkte zu finden und ihnen zu zeigen, daß auch ihren Ansichten gegenüber die alte Wahrheit ihren alten Glanz behalte. Man werde nicht sagen können, daß dieser Weg

nicht einen zeitgeschichtlichen Wert und nicht lokale Berechtigung und daß auf diesem Wege nicht Seelen zum Gottesglauben zurück[illegible] seien, denen man auf anderem Wege nicht beikommen könne. (B[illegible]

Professor Lang betonte demgegenüber, er zweifle nicht an guten Absichten Blondels und mancher anderen, aber er habe einer neueren Broschüre den Eindruck gewonnen, daß neuere, radi[illegible] Elemente nicht bloß vom apologetischen Standpunkt aus dem Kanti[illegible] mus Konzessionen machten, sondern daß sie die Metaphysik direkt [illegible] lassen.

Die Diskussion erstreckte sich noch auf weitere Punkte des Vortra[illegible] mußte schließlich aber abgebrochen werden. Prof. Bäumker schloß mit der Feststellung, daß die heutige Beratung dartue, wie die katholi[illegible] Wissenschaft die großen Probleme scharf und tief studiere. Die Gör[illegible] gesellschaft werde weiter dahin wirken, daß das ernste Studium ei[illegible] stets breiteren Boden gewinne. Sie wünsche nichts sehnlicher, als [illegible] regungen hierzu auszustreuen. (Lebhafter Beifall.)

Um elf Uhr begann die Schlußsitzung, zu der wiederum Her[illegible] Bischof Fritzen erschien, wie er auch zu dem Requiem, das morgens Herr Dompropst Dr. Scheuffgen in der Jung-St. Peterskirche zelebrierte, erschienen war. Prof. Grauert hielt dann einen längeren Vortrag vo[illegible] spannender Momente über Dantes Stellungnahme gegen die Bestrebungen des französischen Königshauses, die Vorherrschaft über die christliche Welt zu erhalten, und zu Gunsten des Hauses Habsburg. Der Redner führt zunächst aus, daß der Gegensatz zwischen der Habsburgischen, aus dem Elsaß stammenden Dynastie und dem französischen Königsgeschlecht nicht von allem Anfang an bestanden habe, wie dann die französischen Herrschgelüste gewachsen sind und wie Gregor X. den Gedanken vertrat, alle Kräfte der Christenheit zusammenzufassen gegen den Islam, und zwar unter der Führung der zu wählenden römisch-deutschen Könige. Schließlich verbreitete er sich über die Tätigkeit Dantes und Bonifaz' VIII. für die Fortdauer des universellen, alle übrigen Staaten, auch Frankreich, umfassenden römischen Kaiserreiches. In unseren Tagen, schloß der Redner, sind die Ansprüche auf das alte universelle Kaisertum längst erloschen; in die Erbschaft haben sich große, koordinierte, gleichmächtige Staaten geteilt. Ob sich die Vereinigung dieser Staaten zu einem mitteleuropäischen oder gar europäischen Bunde im zwanzigsten Jahrhundert verwirklicht, das wissen wir nicht; aber wir wissen, daß die Sache der Zivilisation nur gewinnen kann, wenn Deutschland mit Frankreich, England und Rußland sich friedlich verständigt. Und ebenso würde dies dem Bestande von Oesterreich-Ungarn dienen.

Desgleichen auch wünschen wir die Aussöhnung Italiens mit dem heiligen Stuhle. Indem ich Ihnen in Straßburg die historisch-politischen Betrachtungen in die Erinnerung rief, schließe ich mit dem Wort eines alten Straßburger Humanisten: Es blühe und wachse im Elsaß des Deutschen Reiches Freiheit und deutsche Tüchtigkeit! (Lebhafter Beifall.)

Prof. Dr. Wittmann (Eichstätt) hielt den zweiten Vortrag über das Pflichtproblem. Die Ermittelung einer höchsten sittlichen Norm löst das ethische Problem erst zur Hälfte. Das Sittliche erscheint nicht bloß als Norm, sondern auch als Pflicht; es begründet ein Sollen. Woher stammt der Pflichtcharakter? Das Altertum stellt diese Frage noch nicht. Die imperative Form des Sittlichen kommt zwar zur Geltung, wird aber nicht eigens untersucht. Die Stoiker geben dem Gesetzescharakter zum ersten Male einen rein wissenschaftlichen, wenn auch unvollkommenen Ausdruck. Im Christentum gilt die sittliche Ordnung nicht bloß als Erzeugnis einer göttlichen Vernunft, sondern zugleich als Kundgebung eines höchsten Willens. Immerhin ist der scholastische Gesetzesbegriff intellektualistisch. Im übrigen fällt die verpflichtende Kraft mit dem religiösen Ursprung eines Gebotes zusammen. Vasquez und Suarez trennen am Sittlichen Inhalt und Form. Man bemächtigt sich des Pflichtcharakters vor allem mit Hülfe des Gesetzesgedankens. Mit der religiös-theologischen Vorstellungsweise hat sich eine mehr juristische vereinigt. Die Neuzeit beseitigt den religiösen Gesichtspunkt. Die Erklärung der Pflicht wird dadurch erschwert, das Problem aber um so wirksamer hervorgekehrt. Die Deutungsversuche sind mannigfach. Nicht selten werden heterogene Gedankenelemente kombiniert. Typisch ist in dieser Beziehung die Haltung Kants. Auch die religiöse Auslegung ist nicht streng einheitlich. Der Zweckgedanke erweist sich nicht brauchbar; ein höchster Wille begründet den Pflichtcharakter.

Der Vorsitzende Frhr. v. Hertling fand es symbolisch, daß der letzte Vortrag dem Pflichtproblem gewidmet war: Mit Begeisterung fängt man an, aber nur das Pflichtbewußtsein sichert Fortgang und Ende. Dann entledigte er sich der Pflicht des Dankes gegenüber dem Herrn Bischof, dem Lokalkomitee, den Rednern, allen Erschienenen, und gab der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck, daß die Versammlung in Straßburg gute Früchte zeitige, daß die Gesellschaft im Elsaß viele neue Freunde gefunden habe.

Der letzten öffentlichen Versammlung folgte eine weitere Besichtigung der öffentlichen Baudenkmäler der Stadt, welche unter der sachkundigen Leitung der Herren Architekt Knauth, des stellvertretenden Dombaumeisters, Architekt Scholz, Architekt Müller und Bauinspektor

Timme stattfand. Nach einem festgelegten Programme wurden die Teilnehmer in drei Gruppen geführt. Die protestantische Thomaskirche, in der Hauptsache eine frühgotische Hallenkirche, mit bemerkenswerten Denkmälern, so das des französischen Marschalls Moritz von Sachsen, bildete den Anfang. Dann ging der Weg durch das „kleine Frankreich", ein Stadtviertel, das mit seinen Kanälen, Brücken und malerischen alten Häusern einigermaßen an Venedig erinnert. Von den „gedeckten Brücken" gelangte man nach Alt St. Peter, eine neue katholische Kirche mit reichen Kunstschätzen, darunter vier Reliefs von Veit Wagner und Tafelgemälde aus der Schule Schongauers. Die neue romanische Synagoge am Johannesstaden, wie auch das Ministerialdienstgebäude in edlem Barock, erbaut von Prof. Levy, ist eine Zierde der Stadt. Von hier aus ging es zu der jüngst restaurierten protestantischen Jung St. Peterskirche, deren farbige Bemalung geteilte Beurteilung gefunden hat. Die neue katholische Jung St. Peterskirche, von dem Kölner Hartel erbaut, ist ein spätromanischer Kuppelbau, der, an einer Biegung der Ill gelegen, gerade dort prächtig zur Geltung kommt. Weiter statteten die Herren dem Gerichtsgebäude einen Besuch ab; es ist von Neckelmann erbaut, und der in edlem, auf der Antike beruhendem Renaissancestil errichtete Bau reiht sich würdig in die Reihe der großartigen öffentlichen Bauten des neuen Straßburg ein. In der Nähe fesselte der von Eggerth erbaute Kaiserpalast die Aufmerksamkeit, der, in reichem Barockstil errichtet, zum Teil wegen seiner vielen Zierquadern die für seine Bestimmung nötige vornehme Ruhe vermissen läßt. Nunmehr ging's zur Bibliothek, der gleich dem Landesausschußgebäude und dem Gerichtsgebäude Neckelmann das geistige Gepräge gegeben hat, einem großartigen Bau in edlem italienischen Renaissancestil. Ihre reichen Schätze, von Fachleuten erklärt, fesselten in hohem Grade die Mitglieder der Görresgesellschaft. In ganz anderem Stile, in strenger Frühgotik, ist der mächtige Postbau errichtet. In gleichem Stile prangt die zwischen zwei Armen der Ill gelegene evangelische Garnisonkirche, die in breiter Spannung als Hallenkirche von L. Müller erbaut wurde. Den Schluß der Besichtigung bildete der Prachtbau der Universität, gleich der Bibliothek in italienischer Renaissance gehalten. Der Plan stammt von Baumeister Warth. Hier wurde u. a. die in der oberen Galerie des herrlichen Lichthofes untergebrachte große Sammlung von Gipsabgüssen antiker Meisterwerke besichtigt.

Zu dem Festmahl, das um 5 Uhr im Unionssaal stattfand, vereinigten sich etwa 80 Herren, darunter auch wieder der Herr Bischof von Straßburg, der überhaupt an fast allen Veranstaltungen der Generalversammlung sich beteiligt und tags vorher zahlreiche Mitglieder

zu sich geladen hatte. Sein Tischnachbar Frhr. v. Hertling gedachte zunächst des verstorbenen großen Papstes, welcher der Gesellschaft so manche Beweise seiner Wertschätzung gegeben, und widmete dann seinem Nachfolger und Kaiser Wilhelm den ersten Trinkspruch in feinster Abwägung des Gedankens wie des Ausdruckes. Allgemein bemerkt und lebhaft begrüßt wurde, daß er der Achtung vor den bedeutenden persönlichen Eigenschaften des Kaisers und der Dankbarkeit der deutschen Katholiken für seine Haltung in kirchlichen Fragen warmen Ausdruck gab, aber gegenüber gewissen Insinuationen nachdrücklich betonte: Wir drängen uns nicht an den Thron. Prof. Dr. Eugen Müller feierte dann die Görresgesellschaft. Er war der richtige Mann dazu, nachdem er sich als Vorsitzender des Lokalkomitees um die Vorbereitung der Versammlung, die ihn schon lange zu ihren einflußreichen Freunden zählt, die größten Verdienste erworben hat. Seiner Aufgabe entledigte er sich mit vollendetem Takt und wohltuender Wärme. Das war der richtige Ausdruck für das Hauptergebnis der Straßburger Tagung: die nunmehr auch äußerlich vollzogene Einigung des katholischen Gelehrtentums im Reichsland und in Altdeutschland; es war das Siegel auf den Geistes- und Freundschaftsbund, der in diesen Tagen geschlossen worden ist. Einen besonderen Ehrenplatz wies er dabei verdientermaßen Frhrn. v. Hertling an, auch anderer Mitglieder des Vorstandes freundlich gedenkend. Unter dem frischen Eindruck seiner schönen Worte brachte Dr. Cardauns das Hoch aus auf die Elsaß-Lothringer und die Stadt Straßburg, das Lokalkomitee und seine eifrigen Kommissionen. Er kleidete diese wohlverdiente Anerkennung in die Form einer absolut voraussetzungslosen wissenschaftlichen Untersuchung der Frage: Ist denn Straßburg wirklich eine wunderschöne Stadt? Daß er bei der Feststellung der hier anzuwendenden Methode — vom Standpunkt der anthropozentrischen Weltanschauung — und bei der kritischen Behandlung der Frage selbst mit Vorliebe sich in Wendungen bewegte, die in den Vorträgen der letzten Tage eine Rolle gespielt hatten, schien man ihm nicht übel zu nehmen. Den Schluß der Trinksprüche machte Rechtsanwalt Burguburu (Straßburg) mit einer herzlichen Huldigung für Hrn. Bischof Fritzen. Abends trafen sich zahlreiche Mitglieder noch bei verschiedenen Straßburger Herren zu zwanglosem Beisammensein. Ueberhaupt stand die Versammlung unter dem Zeichen weitgehender Gastfreundschaft.

Der Ausflug auf den Odilienberg, den am Freitag den 9. Oktober etwa 50 Besucher der Generalversammlung unternahmen, war von herrlichstem Wetter begünstigt. Am Morgen machte der Himmel kein freundliches Gesicht, und die Teilnehmer, großenteils auswärtige,

welche die Vogesen zum ersten Male besuchten, erschienen sämtlich mit Schirmen bewaffnet, zum Regnen kam es jedoch nicht. Die Fahrt ging über Rosheim nach Ottrott, wo der Aufstieg beginnt. Unter gemütlichem Plaudern wanderte man zu den Ottrotter Schlössern, die man hatte umgehen wollen. Die „Irrfahrt" wurde indes von niemand bedauert. Im Hof des Prachtschlosses Ratsamhausen scharte sich die Gesellschaft um den erklärenden Kunstgelehrten, nahm im einsamen Forsthaus eine Erfrischung und stieg dann über den Elsberg weiter. Etwas nach Mittag trafen auch die gemächlichsten Nachzügler auf Kloster Odilienberg ein. Die Schwestern hatten ein gutes Mahl bereitet, und der Wein mundete vortrefflich. Die gelehrtesten Häuser tauten jetzt auf, eine Anekdote folgte der anderen. Dazwischen gab es instruktive Intermezzi über Determinismus, Aesthetik, Astronomie, interessante Kapitel aus Reisebeschreibungen rc. Nach dem Mahle fand man sich auf der neuen Veranda, am bekannten Auslug auf die im paradiesischen Glanze dem Auge sich darbietende Ebene, zum Kaffee zusammen. Viel zu schnell schwanden die Stunden dahin, schweren Herzens trennten sich namentlich die auswärtigen Gäste von der Stätte, die ebenso sehr das Auge entzückt, als sie den Geist fesselt durch die Weihe einer zweitausendjährigen Geschichte, und das Gemüt belebt durch die Legende. Die Sänger des Mittelalters haben St. Odilien ihr Preislied gesungen, in der vaterländischen Dichtung der Neuzeit ist des Berges in Liebe gedacht. „Hier ist der Glanzpunkt aller Schönheiten des Wasgaus," schreibt Fritz Lienhard; „mit den Augen tiefster Verwunderung und Entzückens stand ich eines Abends auf dem heiligen Berge und staunte in den Glanz und Duft hinaus, der das Elsaß einhüllt." Und Hippolyte Taine machte aus seiner Studie über St. Odilien eine Apotheose von Licht und Erinnerung. Gruppenweise unternahm man den Abstieg. Ein Teil der Besucher ging zuerst nach dem Männelstein, der rätselhaften Heidenmauer entlang, ein anderer wanderte gleich den Ausgrabungen von Niedermünster zu. Die geistlichen Herren von St. Ottilien gaben den Scheidenden das Geleite. In Ottrott traf man wieder zusammen, um heimwärts zu fahren.

Die Tage in Straßburg dürften ein Markstein in der Entwickelung der Gesellschaft sein. Die erste Versammlung auf reichsländischem Boden ist über Erwarten erfolgreich gewesen. Der Verkehr war der denkbar herzlichste, die Beteiligung ungewöhnlich groß (über 400 Personen), und mit Genugtuung darf die Gesellschaft auf einen Zuwachs von etwa 200 Mitgliedern und Teilnehmern verweisen.

II. Vorstandssitzungen zu Straßburg. 1903.

1. Sitzung. 6. Oktober.

Anwesend: H. H. Reichsrat Frhr. v. Hertling, Prof. Dr. Grauert, Dr. Cardauns, Prof. Dr. Baeumker, Prof. Dr. v. Schanz, Prälat Dr. Ehses, Prälat Dr. Hülskamp, Prof. Dr. Kirsch, Prof. Dr. Hoberg, Prälat Dr. Franz, Prof. Dr. Ehrhard, Dompropst Dr. König, Dompropst Dr. Scheuffgen, Prof. Dr. Pohle, Prof. Dr. Schrörs, Prof. Dr. Schnürer, Prof. Dr. Krieg, Prof. Dr. Eugen Müller, später noch Prof. Dr. Schlecht.

Für die Generalversammlung werden folgende Beschlüsse gefaßt: Die früheren Rechnungsrevisoren sollen zur Wiederwahl, als neues Vorstandsmitglied Prof. Dr. Aloys Schäfer, Dekan der theol. Fakultät in Straßburg, vorgeschlagen werden.

Eine Adresse der Gesellschaft durch soll die Münchener Nuntiatur Papst Pius X. zugehen. Die Abfassung übernimmt Frhr. v. Hertling mit Unterstützung von Prof. Weyman. Prälat Ehses soll dem Papste den neuen Band der Mon. Tridentina überreichen.

Ueber das philosophische Jahrbuch wird ein kurzer Bericht der Redaktion vorgelegt. (Vergl. oben S. 11.)

Ueber den Stand der Arbeiten am Staatslexikon hat Justizrat Dr. Julius Bachem einen Bericht eingesandt. (Vergl. oben S. 15.) Die Frage der Redaktion, ob ein Sachregister der 2. Auflage beizugeben sei, wird verneint.

Generalsekretär Dr. Cardauns berichtet über die finanzielle Lage der Gesellschaft. (Vergl. oben S. 7.) Dem Generalsekretariat werden von neuem 500 Mark für die Agitation zur Anwerbung neuer Mitglieder zur Verfügung gestellt.

Ueber das Römische Institut berichtete mündlich Prälat Dr. Ehses. (Vergl. unten IV, S. 36.) Als neuer Stipendiat wird Herr Dr. Heinrich Schaefer auf zwei Jahre verpflichtet. Das Stipendium, einschließlich Reisekosten, beträgt pro Arbeitsjahr 2000 Mark. Tritt H. Schaefer erst am 1. November ein, so fällt eine Monatsrate von 200 Mark fort.

Der Vorsitzende verliest eine Anfrage des Direktors des preuß. Instituts in Rom, Prof. Kehr, ob der Stipendiat der Görres-Ges., Dr. Göller, auch als Stipendiat des preuß. Instituts arbeiten könne. Prälat Ehses beantragt, Hrn. Göller am 1. Oktober nach seinem Wunsche zu entlassen, ihn aber zu ersuchen, den von ihm zu veröffentlichenden Band bis zum 1. April 1904 fertig zu stellen und das von ihm gesammelte Material der Gesellschaft zu übergeben. Der Antrag wird angenommen. Für die frei werdende Stelle wird dem Vorsitzenden anheimgegeben, im Einverständnis mit Herrn Ehses noch eine geeignete Kraft anzustellen.

Herr Ehses beantragt weiter, für den 1. Band der von Prof. Kirsch veröffentlichten Annaten 600 Mark zu bewilligen. Herr Kirsch übernimmt dafür auch eine neue Reise nach Rom, um die Materialien weiter vorzubereiten und Herrn Schaefer einzuführen. Herr Ehses schlägt weiter vor, Herrn Prof. Dr. Schlecht für den Band der Quellen und Forschungen über Zamometic ebenfalls 600 Mark Honorar zu geben. Beide Anträge werden angenommen.

Herr Ehses verliest einen Bericht von Prälat Wilpert über die Abteilung für christl. Archäologie. (Vergl. unten IV, S. 38.) Herr Dr. Johnen erhält von neuem ein Stipendium von 750 Mark.

2. Sitzung. 7. Oktober.

Ein Privatdozenten-Stipendium wird von 1200 auf 1800 Mark erhöht, für ein weiteres 1200 Mark bewilligt.

Herr Prälat Hülskamp ersucht, einen dritten Herrn für ein Privatdozenten-Stipendium vorzumerken.

Zwei sonstige Stipendien von 1200 bezw. 600 Mark werden verlängert.

Für ein italienisches Reisestipendium werden 600 Mark bewilligt, ein zweites von 1000 Mark wird zur Auszahlung kommen, wenn die Promotion des betr. Herrn perfekt geworden ist.

Der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" beschließt man die in Breslau entzogene Unterstützung von 750 Mark, unter gewissen Bedingungen, auf drei Jahre wieder zu geben.

Ein Gesuch um ein Stipendium für einen stud. philos. wird abgelehnt, weil es eine reine Studienunterstützung sein würde; desgleichen ein Gesuch um ein Stipendium zur Vollendung eines Volks-Lexikons.

3. Sitzung. 8. Oktober.

Prälat Dr. Franz beantragt, die Novitätenschau des Historischen Jahrbuchs zu kürzen und eine Zusammenkunft der Redaktion mit zwei unbeteiligten Vorstandsmitgliedern zu veranlassen, welche sich über die bei der Kürzung maßgebenden Grundsätze einigen soll.

Prälat Dr. Hülskamp beantragt, den Abonnementspreis auf 10 Mark für Mitglieder, auf 15 Mark für den Buchhandel zu erhöhen. Diese Preiserhöhung vom 1. Januar 1904 ab wird angenommen, desgleichen der Antrag des Herr Prälaten Franz. Letzterer und Frhr. v. Hertling werden mit der Redaktion die Besprechung führen. Beschlossen wird ferner auf Antrag des Hrn. Prälaten Franz, die Redaktion des Jahrbuchs zu ersuchen, der neueren Geschichte, soweit als möglich, eine größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit Abschluß des 25. Bandes soll ein Sachregister des Jahrbuchs hergestellt werden mit Honorar von 60 Mark pro Bogen.

Ein auf 1200 Mark festgesetztes Stipendium wird nachträglich auf 1500 Mark erhöht.

III. Wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit und Katholizismus.

Rede des Dr. Frhr. v. Hertling auf der Straßburger Generalversammlung der Görresgesellschaft am 7. Oktober 1903.

Zum ersten Male ist die Görresgesellschaft in ihren Jahresversammlungen hierher nach Straßburg gekommen, in die seit Jahrhunderten vom Volkslied gefeierte und daher jedem Deutschen von Jugend auf ans Herz gewachsene Stadt; zum ersten Male tagen wir auf elsässischem Boden, wo wir alte Freunde zu finden, aber auch neue zu gewinnen hoffen. Möge es mir daher vergönnt sein, wie ich es wiederholt auf unseren Generalversammlungen getan habe, einige Worte über unsere Bestrebungen zu sagen. Der Natur der

Sache nach und nach Lage der Verhältnisse werden sich dieselben auch jetzt wieder zu einer grundsätzlichen Erörterung ausgestalten.

Ich sage zunächst, was wir nicht sind. Die Görresgesellschaft ist kein politischer Verein. Von Politik pflegen wir nicht zu sprechen, und wenn politische Gegensätze bestehen, in unseren Versammlungen werden sie keine Nahrung finden. Die Görresgesellschaft ist auch keine Kampfesorganisation. In einer Zeit heißen Kampfes gegründet, war doch von Anfang an nicht Angriff und Abwehr das, worauf sie ausging, sondern Sammlung der Gesinnungsgenossen zu gemeinsamer friedlicher Arbeit. Konfessionelle Polemik haben wir nie betrieben, und auch die Verteidigung der Glaubenswahrheiten gehört nicht eigentlich zum Programm unserer Gesellschaft. Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland ist die ihr vorgezeichnete Aufgabe.

Das hatte von Anfang an eine mehrfache Bedeutung. Es sollte im weitesten Umfange in katholischen Kreisen das Interesse an wissenschaftlicher Tätigkeit geweckt, es sollte katholischen Gelehrten die unentbehrliche materielle Förderung zu teil werden, und es sollten endlich diejenigen einen Vereinigungspunkt finden, die nicht nur theoretisch an der Vereinbarkeit von Glauben und Wissen festhalten, sondern dem auch in Tat und Leben Ausdruck geben wollen. Das erste wird niemand beanstanden; die Notwendigkeit des zweiten kann für die Vergangenheit nur der bezweifeln, der von den Erlebnissen jener früheren Jahre keine Kenntnis hat oder vor der damals beliebten systematischen Zurücksetzung der katholischen Gelehrten und ihrer Verdrängung von den Lehrstühlen absichtlich die Augen verschließt. Dankbar erkennen wir an, daß seitdem vieles besser geworden ist, daß fast überall in Deutschland die Regierungen sich mehr oder weniger vom Geiste der siebziger Jahre losgemacht haben und bestrebt gewesen sind, berechtigte Ansprüche der katholischen Staatsbürger zu erfüllen. Aber damit ist die Aufgabe der Görresgesellschaft nicht hinfällig geworden. Wir freuen uns, daß es wieder katholische Philosophen und Historiker an deutschen Universitäten gibt, und auch in anderen Fächern dem tüchtigen Gelehrten sein katholisches Bekenntnis — in den Ministerien wenigstens — keine Erschwerung der akademischen Karriere bildet. Aber worauf es ankommt, das ist, das Angebot zu vermehren und die wissenschaftliche Arbeit der Katholiken zu steigern. Denn noch immer besteht, wenn wir auf die offiziellen Vertreter der Wissenschaft in Deutschland, auf die Inhaber staatlicher Lehrstühle blicken, ein peinliches Mißverhältnis, befinden sich die Katholiken in einer beschämenden Minderzahl. Und zu dem gleichen Ergebnisse kommen wir, wenn wir den Büchermarkt mustern, wenn wir die wissenschaftliche Produktion verfolgen, wenn wir die Fachzeitschriften Revue passieren lassen. Wir sind zurückgeblieben, wir haben uns überflügeln lassen. Ob mit oder ohne unsere Schuld, ob äußerem Drucke unterliegend oder noch an den Folgen eines auf viele Generationen zurückgehenden Prozesses leidend, ob durch wirtschaftliche Verhältnisse beeinflußt, oder von anderen Interessen absorbiert — das alles untersuche ich heute nicht; hier mögen Probleme liegen, die den Historiker, den Nationalökonomen, den Ethnologen reizen können. Sicher ist, daß wir Versäumtes nachholen, daß wir danach streben müssen, auf allen Gebieten der Wissenschaft an Vertreterzahl wie an Leistungen ebenbürtig dazustehen. Und dazu möchte die Görresgesellschaft jetzt wie früher nach dem Maße ihrer Kräfte einen Beitrag leisten.

Aber warum überhaupt wissenschaftliche Tätigkeit mit dem religiösen Bekenntnisse zusammenbringen? Weshalb konfessionelle Schranken errichten, wo nur die eine, allen gemeinsame Wahrheit in Frage steht? Hier liegt in der Tat der Punkt, an dem sich die Existenzberechtigung unserer Gesellschaft zu entscheiden hat, und so darf ich es nicht unterlassen, auch jetzt wieder einige Augenblicke dabei zu verweilen.

Wenn man uns entgegenhält, daß es eine katholische Wissenschaft nicht gebe und daher die Absonderung unberechtigt und unser Streben töricht sei, so kann man ein

Doppeltes meinen. Entweder man glaubt uns darüber belehren zu müssen, daß da, wo es sich um Wissen, um die denkende Erfassung der gegebenen Wirklichkeit handelt, der religiöse Glaube des Forschers völlig aus dem Spiele bleibe, und es ja doch keine katholische Physik oder protestantische Botanik gebe. Nichts ist einleuchtender als das. Es ist eine Binsenwahrheit und darum vorzüglich geeignet, bei Halbgebildeten Eindruck zu machen. Auch hat niemals einer von uns etwas anderes behauptet. Aber seltsam! Wenn wir uns fest auf diesen Boden stellen, wenn wir unseren Freunden zurufen, sie sollten sich mit Eifer auf diesen Gebieten betätigen, auf denen ihr religiöser Standpunkt sich nicht geltend zu machen braucht, dann begegnet uns, dann ist mir selbst erst kürzlich der Vorwurf begegnet, wir gingen an vorhandenen Problemen vorüber und drückten darum unserer Mitarbeit den Stempel der Minderwertigkeit auf, welche auch durch positive Förderung des Wissens nicht beseitigt werde; dann behauptet ein Kritiker meiner Kölner Rede, indem er in eine grundsätzliche Behauptung umbiegt, was auf meiner Seite nur, ich möchte sagen: eine taktische Maßregel bedeutete, es gebe Gebiete, auf welche ein Katholik sich nicht begeben dürfe, wenn er sich als gleichwertig, ebenbürtig oder gar überlegen zeigen wolle; seine Religion verbiete ihm das. Bei dem Mißverständnis meiner Worte will ich mich nicht aufhalten, aber gegen die naive Ueberhebung, welche jenem Vorwurfe zugrunde liegt, muß ich Protest einlegen. Denn was besagt derselbe? Er besagt, daß die wissenschaftliche Betätigung des Katholiken auf alle Fälle und unter allen Umständen minderwertig bleibe. Ein Gelehrter mag durch seine Leistungen das positive Wissen fördern; dieselben mögen dazu auf einem Gebiete liegen, auf dem sein religiöser Standpunkt nicht in Frage kommt, aber das kann ihm nicht helfen, denn man weiß ja, daß er katholisch ist, und wenn er sich daher, wozu seine Arbeiten und Untersuchungen ihm zwar keinen Anlaß bieten, mit Problemen beschäftigen würde, welche über die bloße denkende Erfassung der gegebenen Wirklichkeit hinausliegen, Probleme, bei deren Erörterung noch andere Momente mitspielen, oder deren Lösung von weiter zurückgreifenden Erwägungen abhängig ist, so müßte sich alsbald die Rückständigkeit offenbaren, die nun einmal in den Köpfen vieler die stete Begleiterscheinung des katholischen Bekenntnisses ist.

Ich hatte als ein solches, jenseits der Grenze experimenteller Forschung liegendes Problem die Frage nach dem ersten Ursprunge des Lebens bezeichnet. Was ich damit sagen wollte, ist klar. Daß sich die Gesamtheit der Lebenserscheinungen rein mechanisch müsse erklären lassen, ist ein Postulat der naturwissenschaftlichen Methode; es bezeichnet ein Ziel, das wirklich zu erreichen bisher nicht gelungen ist. Selbstverständlich steht es dem katholischen Forscher vollkommen frei, seinen Untersuchungen die gleiche Vorstellungsweise zugrunde zu legen; er mag sogar dabei sich beruhigen, das Auftreten niederster Lebewesen auf ein nicht weiter abzuleitendes Zusammentreten bestimmt gruppierter Wasserstoff- und Kohlenstoffatome zurückzuführen. Wenn er sich dagegen mit dem Problem selbst eingehender beschäftigt, so ist es unmöglich, die Stellungnahme zu dem Gegensatze mechanischer und teleologischer Weltansicht zu vermeiden. Denn wie weit er auch in der mechanischen Begründung zurückgehen, wie festgeschlossen er sich die Kette der Mittelursachen denken mag, für den gläubigen Forscher steht zuletzt doch immer am Anfang der Dinge die Tat der schöpferischen Vernunft. Und weil es der Gegensatz der Weltanschauungen ist, welcher die Geister scheidet, und weil dieser Zwiespalt nicht mit den Mitteln der experimentellen Methode ausgetragen werden kann, darum riet ich den katholischen Forschern, sich mit Eifer auf Gebiete zu werfen, in welche jener Gegensatz nicht hineinreicht, und durch Förderung des positiven Wissens die Anerkennung auch der Andersdenkenden zu erringen.

Aber wir sind, so scheint es, in einen bösen Zirkel eingebannt. Klagt man darüber, daß die Lehrstühle an den Hochschulen nicht ausreichend mit Katholiken besetzt seien, so entgegnet man uns, nicht das religiöse Bekenntnis, sondern der Wert der Leistungen ent-

scheide bei der Berufung. Schicken wir uns aber an, durch wissenschaftliche Leistungen in erfolgreichen Wettbewerb einzutreten, so müssen wir hören, daß es nicht auf den Wert der letzteren ankomme, sondern sein kirchlicher Standpunkt den Katholiken aus der Reihe der qualifizierten Bewerber ausschließe.

Wir werden uns dadurch nicht irre machen lassen. In der Gegenwart besteht und wirkt so manches, was zu dem Geiste der modernen Welt, wie er von seinen lauten Stimmführern gepriesen wird, in schreiendem Gegensatze sich befindet. Die Kirche als Heilsanstalt, das unfehlbare Lehramt, der Papst und seine einzigartige Stellung — wie verträgt sich das alles mit einer Denkweise, welche vom Uebernatürlichen nichts wissen will, und es daher kurzerhand negiert? — Aber die Kirche lebt und betätigt ihre unversiegliche Kraft in den Herzen von Millionen von Gläubigen, und das Papsttum überdauert alle politischen Umwälzungen. Mit Erstaunen sehen es die einen, mit unverhohlenem Mißtrauen oder lautem Grimm die anderen, daß seine Autorität unvermindert ist. Wäre es nicht richtiger, statt im Namen der modernen Denkweise gegen solche Anachronismen zu protestieren, die eigene Denkweise einer Revision zu unterwerfen und wenigstens für einen Augenblick dem Gedanken Raum zu geben, daß, was lebt, schon darum weil es lebt, nicht ganz im Unrecht sein kann? Würde ein solches Verhalten einem Forscher nicht weit mehr zur Ehre gereichen, weit mehr echt wissenschaftlichen Geist verraten, als wenn, wie wir es erst kürzlich erleben mußten, ein Chemiker das Gebiet verläßt, auf dem er Autorität sein mag — ich weiß es nicht — um völlig unbeirrt von philosophischen Bedenken, unberührt von der Geistesarbeit der Jahrtausende, über die höchsten Probleme der Menschheit zu sprechen? Ich würde es im höchsten Grade bedauern, wenn wirklich, wie die Zeitungen berichteten, der stürmische Beifall zu wissenschaftlicher Arbeit zusammengekommener Männer ein so oberflächliches, jeder tieferen Sachkenntnis entbehrendes Pronunziamento begleitet haben sollte.

Und weshalb soll, um auf den Gegenstand dieser Erörterung zurückzukommen, der gläubige Katholik kein ebenbürtiger Vertreter der Wissenschaft sein können? Das Schlagwort ist bekannt, welches die jüngste Vergangenheit zwar nicht geprägt, aber mit besonderem Eifer in Umlauf gesetzt hat: Die Wissenschaft ist voraussetzungslos, den Katholiken aber binden die Dogmen seiner Kirche.

Das Wort, das schon in Gefahr war, der Lächerlichkeit zu verfallen, ist kürzlich nochmals mit allem Nachdruck ausgesprochen und der Sinn, in welchem es gegen uns verwertet werden soll, ernsthaft erläutert worden. „Auf dem Boden des Mittelalters," sagt man uns, „war die Wissenschaft als eine gegebene vorausgesetzt, und der einzelne Lehrer hatte sie nur zu erklären und zu begründen. Dabei konnte auch er irren, aber nur in der Art der Begründung, die Sache blieb davon unberührt. Heute erkennen wir die Wahrheit nicht als eine gegebene und feststehende an, sondern als eine immer nur zu suchende und zu fördernde; in diesem Sinne sind wir voraussetzungslos. Nicht eine gegebene Wahrheit zu begründen, sondern die Wahrheit selbst erst zu suchen und zu erforschen, das ist heute unsere Aufgabe. Natürlich brauchen auch wir dabei Voraussetzungen aller Art, die ganze Geschichte der Wissenschaft, des Suchens und Forschens nach Wahrheit; daraus entnehmen wir vieles auf Treue und Glauben hin und sind so im einzelnen voller Voraussetzungen. Allein im Hintergrund bleibt die Voraussetzungslosigkeit als Grundsatz und Regulativ, »das an allem Zweifelnkönnen und Zweifelndürfen«, bleibt das Bewußtsein, daß die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft doch immer etwas Hypothetisches an sich haben und falsch sein können. Dazu nehmen wir für uns das unveräußerliche Recht in Anspruch, alles immer wieder neu zu suchen und jeden Augenblick das bisher für wahr Angenommene über Bord zu werfen, das bisher Vorausgesetzte preiszugeben. So ist unser modernes Leben hineingezogen in den Wirbel des subjektiven Fürwahrhaltens."

Daß katholische Theologie somit keine Wissenschaft sein kann, ist das handgreifliche Ergebnis dieser Erwägung, und als Willkommgruß für die neue katholisch-theologische Fakultät in Straßburg war sie ja auch gedacht und angestellt worden. Ihre Tragweite geht indessen viel weiter. Wenn „das an allem Zweifelnkönnen" das charakteristische Merkmal der modernen Wissenschaft und das Lebenselement des Forschers und Lehrers ausmacht, wenn nur der zu ihren aufrichtigen Jüngern gehört, der jeden Augenblick bereit ist, was er bis dahin für Wahrheit hielt, als Irrtum über Bord zu werfen, und wenn dies ohne jede Einschränkung gilt, dann müssen freilich alle die auf den Ruhm wahrer Wissenschaftlichkeit verzichten, welche der Meinung sind, daß es Wahrheiten gebe, welche nicht bloß bis auf Widerruf gültig sind und daher auch nicht durch irgend welchen Fortschritt der Erkenntnis aufgehoben werden können. Aber ehe wir uns dem Verdikte fügen, wird es gestattet sein, die Begründung desselben etwas schärfer ins Auge zu fassen. Dabei muß freilich dahingestellt bleiben, ob diese Begründung von den öffentlichen Blättern so wiedergegeben wurde, wie sie im Munde des Redners lautete, und dieser wirklich keinerlei Vorbehalte gemacht habe.

Denn daß wir schlechterdings an allem zweifeln müssen, ist wohl das Bekenntnis des Skeptikers, sicherlich aber nicht die letzte Grundforderung aller Wissenschaft. Man kann ja freilich dem Zweifel den weitesten Raum verstatten, man kann sich immer wieder der Sorge hingeben: die Welt der äußeren Wirklichkeit, wenn es eine solche gibt, möge doch ganz anders geartet sein, als das Bild, das wir uns von ihr zu machen pflegen. Ein übermächtiger tückischer Dämon, meinte Descartes, könnte unser Erkennen ja so eingerichtet haben, daß wir auch da, wo wir die Wahrheit in voller Klarheit und Deutlichkeit zu erfassen glauben, uns dennoch im Irrtum befinden. Wird mit dieser skeptischen Stimmung Ernst gemacht, wird sie dauernd festgehalten, so bedeutet das nichts anderes, als den Verzicht auf jede Erkenntnis der Wahrheit. Wegdisputieren läßt sich eine solche Stimmung nicht; mit Vernunftgründen kann nicht widerlegt werden, was sich nicht auf Gründe stützt. Auch Descartes ist es bekanntlich nicht gelungen, durch die Berufung auf die Wahrhaftigkeit Gottes den Zweifel zu besiegen. So aber waren vermutlich auch die Ausführungen nicht gemeint, gegen welche ich mich wende. Verstehe ich sie recht, so drücken sie einen bestimmten erkenntnistheoretischen Standpunkt aus und sollen andeuten, wie nach der Meinung des Redners das zustande kommt, was man gemeinhin und ohne nähere Unterscheidung Wissenschaft nennt.

Wo die Wissenschaft aus Sätzen besteht, die der Erfahrung entnommen sind, trägt sie das Gepräge ihres Ursprunges an sich. Ihre Sätze können keinen Anspruch auf notwendige und allgemeine Geltung erheben. Eindringlicher als irgend ein anderer hat Kant uns dies eingeschärft. Nun ist ja hierbei nicht ausschließlich an die Erfahrung gedacht, welche der einzelne Forscher selbst für sich macht, und man verlangt nicht von ihm, daß er fremde Erfahrung erst nacherlebe, ehe er sich ihr Ergebnis aneignet. Wo man von der Erfahrung als der Quelle unseres Wissens spricht, meint man die Summe der Einzelerfahrungen, welche viele, welche sämtliche Forscher, welche alle Menschen bis heute gemacht haben. Auf Grund solcher Kollektiverfahrung sagen wir dann, daß dem Subjekte A das Prädikat B zukomme, oder daß S, wenn es durch die Merkmale a, b und c bestimmt ist, auch das Prädikat P aufweise. Wir behaupten es, weil in den bisher beobachteten Fällen dies sich so verhält, aber die Möglichkeit besteht, daß ein neuer Fall ein anderes Verhalten aufzeigt und somit der bis dahin gültige Satz, alle A sind B oder alle S sind P, aufgegeben werden muß. So galt, um das bekannte Beispiel Stuart Mills zu wiederholen, jahrhundertelang der Satz, daß alle Schwäne weiß seien, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die ersten schwarzen Schwäne aus Australien nach Europa kamen. Nun gilt er nicht mehr; es gibt auch schwarze Schwäne.

Sollen wir nun annehmen, daß ausnahmslos allen aus der Erfahrung stammenden Sätzen und somit sämtlichen Aufstellungen der empirischen Wissenschaften das gleiche Schicksal drohe? Soll es nur auf Widerruf gelten, daß bei Zuführung einer bestimmten Wärmemenge das Wasser sich in Dampf verwandelt, und daß die Zahl der Pendelschwingungen während einer Minute abhängig ist von der Länge des schwingenden Pendels? Ich glaube kaum, daß dies jemand als seine ernsthafte Behauptung aussprechen wird. Wenn sich herausstellt, daß das Wasser auf den Bergen schneller kocht als in der Ebene, und das gleiche Pendel in Cayenne anders schwingt als in Paris, so werden dadurch jene Sätze nicht unrichtig, sondern wir lernen, daß in dem einen Falle die Menge der aufzuwendenden Wärme beeinflußt wird durch die Höhe des Luftdrucks, der in der Niederung stärker ist als im Gebirge, und daß in dem anderen Falle, wegen der abgeplatteten Gestalt der Erde, die geographische Lage mit in Rechnung zu ziehen ist. Darin aber ist ein Doppeltes enthalten. Erstens die Annahme eines geregelten Verlaufs aller Naturerscheinungen, einer gesetzlichen Verknüpfung der Ereignisse, und sodann das Vertrauen, daß wir imstande sind, auf Grund dieser Annahme zu einer zuverlässigen Erkenntnis einzelner bestimmter Zusammenhänge zu gelangen, die wir nicht wieder aufzugeben gezwungen sind. Die Möglichkeit hierzu ist da gegeben, wo uns die sämtlichen Teilursachen einer Wirkung bekannt sind, wo wir diese Teilursachen, Umstände und Bedingungen willkürlich variieren können und den Erfolg an der veränderten Wirkung konstatieren, endlich, wo es gelingt, durch Einführung mathematisch bestimmbarer Maße den Zusammenhang zwischen einem gewissen Werte der Ursache und einem solchen der Wirkung festzustellen.

Sehen wir aber zu, so beruht das Vertrauen in die Festigkeit der gewonnenen Erkenntnis nicht auf der Erfahrung, sondern auf der unbedingten Zuverlässigkeit der logischen Operationen, welche der in Anwendung gebrachten Methode zugrunde liegen. Dies kann natürlich hier nicht im einzelnen erhärtet werden. Möge man darüber Sigwarts scharfsinnige Untersuchungen nachlesen. Aber die Anwendung der Methode ist in enge Grenzen gebannt. Sie versagt da, wo uns nicht alle Bedingungen bekannt sind, von deren Eintritt und Beschaffenheit eine Wirkung abhängt, oder wo wir die bekannten nicht isolieren und beliebig variieren können. Um nur eines zu nennen: Das weite Bereich der lebenden Natur mit seinen überaus verwickelten Erscheinungen ist der experimentellen Erforschung — ich habe das zuvor schon angedeutet — bisher nur in beschränktem Umfange zugänglich geworden. Alsdann hilft sich die Naturwissenschaft mit hypothetischen Aufstellungen. Eine bestimmte Vorstellungsweise über die mögliche Verursachung einer beobachteten Wirkung wird zum Ausgangspunkte genommen, und dann prüft man, ob die sämtlichen Tatsachen, aus denen die Wirkung sich zusammensetzt oder welche damit im Zusammenhang stehen, sich ohne Zwang und ohne Last aus der verursachten Annahme herleiten lassen. Die Geschichte der Naturforschung ist angefüllt mit hypothetischen Erklärungen solcher Art, welche für längere oder kürzere Zeit dem Bedürfnisse zu genügen schienen, dann aber aufgegeben werden mußten und durch andere ersetzt wurden, und in weitestem Umfange ist die Wissenschaft der Gegenwart mit solchen hypothetischen Elementen durchsetzt.

Die Wissenschaft des Mittelalters war stationär, weil sie Bücherwissenschaft war und die Autorität des Aristoteles, Theophrast oder des Ptolemäus jeden Zweifel niederschlug und nicht einmal den Wunsch einer Nachprüfung aufkommen ließ. Auch heute kann ein einzelner Forscher auf einem größeren oder geringeren Forschungsgebiete eine gewisse Autorität erwerben, weil ihm in hervorragendem Maße die Gabe scharfer Beobachtung, sicheren Experimentierens oder auch vorschauender Intuition eigen ist. Aber diese Autorität ist eine bedingte, die Beobachtungen werden nachgeprüft, die Experimente wiederholt, die Forschungsergebnisse mit anderen, auf benachbarten Gebieten gewonnenen verglichen und die aus den Tatsachen gezogenen Schlüsse oder auf sie aufgebauten Vermutungen in ein-

dringender Kritik auf ihre Haltbarkeit untersucht. Die Stütze, welche der berühmte Name ihres Urhebers einer Hypothese verleiht, wird wankend, sobald neue Tatsachen gefunden sind, welche der Hypothese sich nicht fügen wollen oder die vermeintlich sichergestellten, mit denen sie begründet wurde, einer erneuten Prüfung nicht stand halten oder ein sorgfältiges Nachgehen Lücken in der voreilig geknüpften Schlußkette erkennen läßt.

Versteht man das und nichts anderes unter dem Zweifelndürfen und Zweifelnmüssen und der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, so braucht darüber kein Streit zu sein, wenn auch das Wort nicht glücklich gewählt ist. Festgehalten aber muß werden, daß es bei alledem feste Punkte gibt, denen gegenüber der Zweifel, wenn es anders ein vernünftiger Zweifel sein soll, sein Recht verliert, und bestimmte Voraussetzungen, welche die Naturforschung nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Ich meine die Voraussetzung einer in der Natur bestehenden gesetzlichen Ordnung und die noch weiter zurückliegende von der Allgemeingültigkeit der Denkgesetze.

Bisher war allein von der Naturwissenschaft die Rede. Es entspricht dem Zeitgeschmack, an sie zuerst, wenn nicht ausschließlich zu denken, wo von den Anforderungen und Aussichten der Wissenschaft gehandelt wird. Auch kann auf die unterscheidende Eigenart der Geschichte in dem engen Rahmen dieses Vortrages nicht näher eingegangen werden. Aber es leuchtet ein, daß, obwohl in der geschichtlichen Forschung die experimentelle Methode überhaupt nicht in Anwendung gebracht werden kann, und keine Möglichkeit besteht, in der zuvor bezeichneten Weise kausale Zusammenhänge festzustellen, doch auch hier keineswegs alles unsicher ist. Würde nicht den Spott herausfordern, wer ohne Einschränkung von einem wissenschaftlichen Historiker verlangen wollte, daß er jederzeit bereit sei, alle bisherigen Annahmen über Bord zu werfen? Oder läßt sich etwa vernünftigerweise daran zweifeln, daß in der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts -- nach der üblichen Zeitrechnung — Perikles an der Spitze des athenischen Staatswesens stand, daß die Römer mehrere Jahrhunderte über Gallien herrschten und Luther seine Thesen an der Schloßkirche in Wittenberg anschlug? Daneben ist gewiß, daß über vieles Streit und Meinungsverschiedenheit besteht. Die Glaubwürdigkeit der von Livius überlieferten Königsgeschichte wurde von den italienischen Gelehrten anders gewertet als von den meisten ihrer deutschen Kollegen. Ueber das Aufkommen der großen Grundherrschaften in Deutschland gibt es oder gab es verschiedene Hypothesen. Mit der Spärlichkeit der Nachrichten, der Fremdartigkeit früherer Zustände und Verhältnisse wächst die Unsicherheit, und kaum jemals wird es möglich sein, über den Charakter einer bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit und die leitenden Triebfedern ihrer Handlungen zu einem abschließenden Urteile zu gelangen. Nicht also das verlangen wir von dem Historiker, daß er bereit sei, an allem zu zweifeln — selbstverständlich wollen wir auch nicht, daß er sich blindlings jeder Ueberlieferung anschließe —, sondern wir fordern, daß er zu sichten und zu unterscheiden verstehe und an der Hand seiner Methode zu erkennen imstande sei, wo es sich um unverrückbare Tatsachen und wo um mehr oder minder glaubhafte Vermutungen und wahrscheinliche Erklärungen handelt, daß er mit dem richtigen wissenschaftlichen Takt den Wert dieser letzteren abzuschätzen wisse. Das Entscheidende aber sind auch hier die Operationen des logischen Denkens und das Zeugnis, welches dieses Denken selbst der Gültigkeit und Zuverlässigkeit seiner Schlüsse ausstellt.

Damit ist der tiefste Punkt der Untersuchung bezeichnet. Alles Denken und Verstehen und Wissen, alles Zweifeln, Glauben und Fürwahrhalten ist nur und kann nur sein die eigene Tat des einzelnen denkenden Subjekts. Alles Sein erschließt sich uns nur im Bewußtsein, und eine Wahrheit gibt es überall nur für das denkende Wesen, welches sie erkannt und anerkannt hat. Der Redner, welcher auf der Kasseler Naturforscherversammlung den fast vergessenen Materialismus Büchner-Moleschottscher Observanz als den Inbegriff mo-

derner Weltweisheit zum Besten gab, hat auch von dem Gegensatze der alten geozentrischen und unserer heutigen heliozentrischen Weltansicht gesprochen. Gehörte es doch schon immer zu den Gepflogenheiten seines Ordens, den Gottesglauben mit der ersteren in untrennbare Verbindung zu bringen, um ihn sodann mit billigem Spotte zu bedecken und geringschätzig von der dünkelhaften Unwissenheit zu reden, welche den Menschen zum Mittelpunkte der Schöpfung mache. Vielleicht wird er noch einmal von einem philosophisch gebildeten Kollegen darüber belehrt, daß jede Weltansicht notwendig eine anthropozentrische und die Welt somit recht eigentlich für den Menschen da ist, in ihrer eigenen Beschaffenheit und darauf angelegt, von dem Menschen wahrnehmend und denkend erfaßt zu werden. Damit ist in keiner Weise dem subjektiven Idealismus das Wort geredet, es ist im Gegenteile der Standpunkt angedeutet, von dem aus allein die Ueberwindung des Idealismus möglich ist. Aber daneben bleibt bestehen, daß wir nur von dem wissen, was wir in irgend einer Form in uns erleben oder erlebt haben, und daß es immer wieder unsere eigenen Gedanken sind, die über die ersten Bewußtseinsvorgänge hinaus uns zu einer von uns unterschiedenen Welt der Objekte hinführen. Und es bleibt bestehen, daß jedes Fürwahrhalten, möge es auf unmittelbarer Evidenz und apodiktischer Beweisführung beruhen, möge es zuversichtlicher Glaube oder törichtes Meinen sein, unsere eigene Tat ist und nur unsere eigene Tat sein kann.

Weshalb ich dies so nachdrücklich hervorhebe? Um eine ebenso beliebte als unberechtigte Gegenüberstellung zurückzuweisen. In dem Streite um die Voraussetzungslosigkeit ist behauptet und alsbald bereitwilligst nachgesprochen worden: der Mann der freien Forschung bilde sich seine Ueberzeugung selbst, und darauf beruhe seine Wahrhaftigkeit; dem Katholiken dagegen werde sie durch eine äußere Autorität aufgenötigt. Ich weiß nicht, wie man sich eine von außen aufgenötigte Ueberzeugung denken soll, wiederhole vielmehr, daß unser Glaube unser eigenstes Eigentum ist und nichts anderes sein kann.

Folgendermaßen stellt sich hiernach der Sachverhalt. Alles Fürwahrhalten ist subjektiv, denn es geschieht im denkenden Subjekt und von demselben. Aber dabei ergeben sich Unterschiede. sowohl was den Grad der subjektiven Gewißheit, als was die Tragweite der Gültigkeit betrifft. Daß das Ganze größer ist als der Teil, daß Gleiches zu Gleichem hinzugefügt Gleiches ergibt, leuchtet nicht nur mir selbst unmittelbar ein, sondern ich muß es auch als eine für jedes denkende Subjekt gültige Wahrheit ansehen. Ich kann nicht anders denken, denn das Gegenteil ist unmöglich, und ich kann nicht denken, daß ein anders denkendes Subjekt anders denken könnte. Die doppelte Denknotwendigkeit verbürgt mir, daß es sich hier um zweifellos gewisse und allgemein gültige Wahrheiten handelt. Nur weil sich alle der gleichen Denknotwendigkeit fügen müssen, kann es gemeinsam anerkannte Wahrheiten geben, und besteht die Möglichkeit, einem anderen etwas zu beweisen. Unmittelbar einleuchtend und für alle gültig sind die obersten Denkgesetze, die einfachen Regeln der Logik, die Axiome der Mathematik. Nur mit ihrer Hülfe sind wir imstande, feste Beweisketten herzustellen. Ist es nicht unmittelbar einleuchtend, daß dem Subjekt S das Prädikat P zukommt, so fragt es sich, ob es gelingt, durch dazwischengeschobene Glieder die Zugehörigkeit zu erreichen. Wird es dann evident, daß S mit M, M mit N, N mit O, O mit P in gesichertem Zusammenhang steht, so muß anerkannt werden, daß auch P mit S durch einen festen Zusammenhang verbunden ist. Wenn den Schluß, S ist P, nicht das gleich stark empfundene Gefühl der Gewißheit begleitet, so liegt dies eben daran, daß er nicht intuitiv eingesehen, sondern deduktiv gewonnen ist und wir den hergestellten denknotwendigen Zusammenhang der Beweisglieder nicht in einem, sondern mittels mehrerer aufeinander folgender Bewußtseinsakte erfassen.

Nicht völlig so steht es mit der Erkenntnis des Tatsächlichen. Daß ich jetzt eine Farbe sehe, einen Ton höre, einen Schmerz fühle, behaupte ich mit völliger Gewißheit.

Die Gewißheit nimmt ab, wenn es sich um eigene Erlebnisse der Vergangenheit handelt, und eine solche besteht gar nicht gegenüber fremden Erlebnissen. Denn eine Vergleichung des eigenen Bewußtseinsinhaltes mit dem fremden kann es nicht geben. Ueber die Lücke indessen, die sich hier auftut, beruhigt uns das tägliche Leben mit seinen Bedürfnissen und Gewohnheiten. Weil jedermanns Hunger durch Speise gestillt wird und ein jeder Schmerz zu äußern pflegt, der glühendes Eisen anrührt, nehmen wir ohne weiteres an, daß jene gesetzliche Verknüpfung der Ereignisse, von der zuvor die Rede war, Anwendung finde auch bei der Aufnahme äußerer Eindrücke von seiten des Menschen, und somit gleichen äußeren Vorgängen gleiche innere Erlebnisse entsprechen. Auf Grund dieser Annahme verständigen wir uns über die einzelnen Tatsachen, auf die wir stoßen oder die wir willkürlich herbeiführen, und erkennen übereinstimmend ihre Realität und ihre Beschaffenheit. Wo es sich aber nicht darum handelt, eine der Wahrnehmung zugängliche Tatsache zu konstatieren, wo wir vielmehr die festen Begriffe aufsuchen, unter die wir eine Mehrheit von Objekten subsumieren, oder die Gesetze, welche die zeitlich verlaufenden Vorgänge regeln, und zuletzt die kausalen Zusammenhänge, deren Auffindung erst allen derartigen Untersuchungen den Abschluß gibt, da gilt das früher Gesagte.

Daneben gibt es freilich jederzeit ein weites Gebiet, auf dem nur größere oder geringere Wahrscheinlichkeit erreichbar ist und der Zweifel seine berechtigte Stelle hat, wo er dazu verhilft, den Irrtum als solchen zu erkennen und mangelhafte Vorstellungsweise durch bessere zu ersetzen. Die Aussicht, die sich dabei eröffnet, ist eine verschiedene. Innerhalb gewisser eng bemessener Grenzen kann man hoffen, dereinst das bloß Hypothetische in ein Gesichertes und für alle Gültiges zu verwandeln; weit häufiger aber sind die Probleme, bei denen eine solche Hoffnung von vornherein versperrt ist, weil die Lösung über die Tragweite der historischen Methode in der Naturwissenschaft und der kritischen Methode in der Geschichte hinausgeht.

Und nun die andere Seite. Wie steht es mit den Voraussetzungen, welche den Katholiken angeblich von außen aufgenötigt werden; was ist es mit den Dogmen der Kirche? Wiederum kann ein Mehrfaches für jene Gegenüberstellung und die daran geknüpften Vorwürfe bestimmend sein. Will man behaupten, daß unsere Dogmen uns nötigten, für wahr zu halten, was die Wissenschaft mit gutem Grunde verwirft, und zu verwerfen, was diese als sicher beglaubigt herausgestellt hat? Kein größeres Mißverständnis wäre denkbar! Gerade umgekehrt ist es unsere Ueberzeugung, ist es selbst ein Dogma der Kirche, daß es keinen Widerspruch zwischen Glauben und Wissen gibt. Es kann nichts Gegenstand unseres Glaubens sein, was den obersten, unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten und den aus diesen mit apodiktischer Sicherheit abgeleiteten Schlüssen widerspricht. Daß ebenso nichts geglaubt wird und geglaubt werden kann, was sich in direktem Widerspruch mit einer zweifellos festgestellten Tatsache befände.

Wer will behaupten, daß Widersprüche solcher Art vorhanden wären? Wären sie vorhanden, der christliche Glaube hätte längst von dem Erdboden verschwinden müssen! Von vornherein also lassen sich Konflikte nur im Bereiche der nicht unbedingt feststehenden, jener zahlreichen hypothetischen Elemente der Wissenschaft erwarten. Ich habe wiederholt bei anderen Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß auch hier der Berührungspunkte und somit der Reibungsflächen viel weniger sind, als die Gegner zu glauben scheinen, daß Konflikte früherer Zeiten in der Regel auf Mißverständnissen, voreiligen Schlüssen und eigensinnig festgehaltener Schulüberlieferung beruhten. Ja noch mehr! Solange sich der Naturforscher im Bereiche der Wissenschaft selbst bewegt, besteht eine Berührung und darum eine Konfliktsmöglichkeit überhaupt nicht. Sie beginnt, wenn der Chemiker seine Retorte und der Biologe das Mikroskop verläßt, um über Weltschöpfung und Wunder und die auszeichnenden Merkmale der Menschennatur zu reden. Und sollen wir denn vielleicht

vor Behauptungen, denen jede Möglichkeit der naturwissenschaftlichen Begründung fehlt, welche aus einer einseitigen Gewohnheit des Denkens hervorgegangen sind, welche weder den Tatsachen der Geschichte noch denen des einzelnen Seelenlebens gerecht werden, unseren Glauben, unser innerstes eigenstes Eigentum scheu zurücktreten lassen?

Oder will uns jener Vorwurf darum treffen, weil wir außer und neben den Resultaten der Wissenschaft auch noch anderes für wahr halten, was nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung erworben ist und insbesondere nicht der Erfahrung entstammt? Daß unser Wissen ausschließlich in die Grenzen der Erfahrung und des Erfahrbaren eingeschlossen sei, lehren übereinstimmend Empirismus und Kritizismus. Aber es ist längst nachgewiesen, daß das künstliche Gebäude dieses letzteren nicht standhält, wenn auch Kant, sein Begründer, vielen heute noch immer als Autorität gilt. Und ebenso ist den Vertretern des Empirismus immer wieder gezeigt worden, daß das erste und letzte nicht die Erfahrung ist, sondern das sich selbst und seine Wahrheit bezeugende Denken. Wer also im Gegensatze zu diesen beiden Schulen der alten Ansicht huldigt, daß sich allerdings an der Hand der Denkgesetze über das erfahrungsmäßig Gegebene hinauskommen lasse, und daß es ein Wissen von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt gebe und anderem, was damit zusammenhängt, den kann man wohl von einem bestimmten Standpunkte theoretischer Reflexion aus bekämpfen, nicht aber im Namen der allen bekannten und für alle gültigen Wahrheit.

Richtig aber ist, daß das Festhalten am Uebersinnlichen und Ueberirdischen seine stärkste Stütze, seine sicherste Gewähr nicht in theoretischer Beweisführung, sondern im religiösen Glauben, in der fides divina, findet, daß jene Wahrheit aufs tiefste verflochten ist mit den Erlebnissen und Bedürfnissen unseres Herzens, daß sie für uns nicht nur Bestandteile unserer Weltansicht, sondern auch Leiter und Führer des Lebens sind. Und es ist ferner richtig, daß zu den Wahrheiten, die der Vernunft zugänglich sind, für uns andere hinzukommen, welche darüber hinausliegen, und zu deren Auffindung die den Sinnen zugängliche Weltwirklichkeit keine Anhaltspunkte bietet. Wir halten sie für wahr, weil wir sie auf eine andere, höhere Quelle, auf göttliche Offenbarung zurückführen. Es schreckt uns nicht, wenn etwa ein Chemiker auf einer Naturforscherversammlung erklärt, daß es eine solche nicht gebe, und wir wissen, daß wir uns unseres Glaubens nicht zu schämen haben, sind vielmehr im Gegenteile der Meinung, daß durch denselben Probleme, zu denen die Wissenschaft hinführt, ohne sie lösen zu können, allein eine befriedigende Lösung finden. Probleme, die damit nicht aus der Welt geschafft sind, daß man sie verständnislos verkleinert oder hartnäckig ignoriert. Und wir verlangen, daß man diesen unseren Standpunkt respektiere. Wenn es ein Recht der Nationalität gibt, so gibt es nicht minder ein Recht des religiösen Bewußtseins. Wir protestieren gegen die Anmaßung, als ob nur der Unglaube in wissenschaftlichen Versammlungen das Wort führen dürfe, und treten ein für das Recht des katholischen Gelehrten. Dazu will die Görresgesellschaft mithelfen, hier liegt zugleich die letzte und entscheidende Rechtfertigung für ihre konfessionelle Abschließung. An dem Tage, an dem das Recht des katholischen Gelehrten überall und allgemein anerkannt sein wird, hat sie ihre Aufgabe erfüllt, dann mag sie sich auflösen, und ihre Mitglieder mögen nur noch Hand in Hand mit Fachgenossen, katholischen oder andersgläubigen, die Sache der Wissenschaft fördern.

Und nun noch ein letztes Wort über unsere Theologie und unsere theologischen Fakultäten. Bekanntlich gehören dazu auch die Kirchengeschichte mit Archäologie und Patrologie und christlicher Literaturgeschichte, und ebenso Bibelkunde und Exegese. Sie umschließen eine Fülle rein historischer wie philologischer Probleme, bei deren Bearbeitung der katholische Gelehrte und Forscher wie jeder andere nur den Regeln der wissenschaftlichen Methode zu folgen hat, und wo es für ihn andere Voraussetzungen als das ihm vorliegende Tat-

sachenmaterial und die Gesetze des logischen Denkens nicht gibt. Von dieser Disziplin unterscheidet sich die Theologie im engeren Sinne, die von den Vätern begonnene, von allen Jahrhunderten fortgesetzte denkende Ausschöpfung und systematische Entfaltung des Offenbarungsinhalts. Für sie gibt es Voraussetzungen, welche nicht in der allgemeinen Menschennatur begründet und nicht durch die natürliche Wissenschaft herausgestellt, sondern im Glauben gegeben sind. Daß es sich somit hier um eine andersartige Wissenschaft handelt, das wußten schon die alten Theologen sehr wohl, wenn sie darin auch keine Minderung, sondern eine Steigerung ihres Wertes, den Vorzug ihrer göttlichen Abkunft erblickten. Daß sie aber eben deswegen bei der veränderten Denkweise der modernen Welt keinen Platz mehr an den Universitäten finde, das ist ein Vorurteil und eine Anmaßung, gegen die wir gleichfalls nicht aufhören dürfen zu protestieren. Solange es in Deutschland Millionen katholischer Staatsbürger gibt, die sich in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem Glauben und der Geistesarbeit der vergangenen Jahrhunderte wissen bis in die Zeit der Väter und der Apostel zurück, haben sie ein Recht, zu verlangen, daß diese Geistesarbeit fortgesetzt und auserwählten Männern die Möglichkeit dazu gegeben werde. Und so lange es in Deutschland Millionen katholischer Staatsbürger gibt, denen ihre Religion keine äußere Etikette und kein bloßes Gewand, sondern das wertvollste Besitztum ist, haben sie das Recht, zu verlangen, daß den berufenen Verkündern des Gotteswortes alle diejenigen Bildungsmittel gewährt werden, welche der Staat den Kandidaten anderer Berufe zu Gebote stellt.

Und so glaube ich niemanden zu verletzen und keinerlei Empfindlichkeiten wachzurufen, wenn ich meine Erörterung damit schließe, daß ich der neuen katholisch-theologischen Fakultät an der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg den herzlichen Willkommgruß der Görresgesellschaft entbiete.

IV. Das römische Institut der Görresgesellschaft im Jahre 1903.

Die finanzwirtschaftlichen Arbeiten Dr. Göllers bewegten sich in diesem Jahre, nachdem die eigentlichen Kameralsachen erledigt waren, vornehmlich in den zwei parallelen Bullenregistern der Päpste zu Avignon: dem originalen avignonesischen Papierregister und dem abschriftlichen vatikanischen Pergamentregister. Es galt nämlich, die Stücke dieser Register, soweit sie kameralen Inhaltes sind, mit den Eintragungen des Kammerregisters zu vergleichen bezw. deren Identität nachzuweisen. Die Untersuchung ergab zunächst die große Zahl von über 300 Quittungen. Der Umstand sodann, daß die beiden Register sich nicht vollständig decken, daß namentlich die Gruppe der Sekretregister in beiden große Lücken enthält oder zu enthalten schien, machte es nötig, beide Reihen vollständig durchzuarbeiten, wobei sehr zahlreiche Stücke kameralen Charakters, die sich durch alle diese Bände zerstreut hatten, chronologisch wie sachlich zurecht gestellt werden konnten. Auch in diplomatischer Beziehung, namentlich für die Kenntnis des Geschäftsganges in Kammer und Kanzlei, erwies sich die Arbeit als äußerst lohnend, wie seinerzeit des näheren ausgeführt werden soll. Weitere zum Teil gleichfalls recht ergiebige Forschungen wurden in den Armarien 31—35 und den Instrumenta Miscellanea angestellt.

Die Gesamtpublikation wird den Titel führen: Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung im Mittelalter. Das Manuskript zum 1. Bde., der den Untertitel führt: Papst Johann XXII. Bd. 1:

Die Einnahmen der Camera Apostolica, 1315–34, ist bereits zum großen Teile an den Verlag von Schöningh abgegangen; das Fehlende folgt in Kürze, und mit dem 3. wird im Laufe des Monats November begonnen.

Vom Concilium Tridentinum ist nunmehr der 2. (bezw. 4.) Bd., durch Dr. Ehses bearbeitet, bis auf das Register fertiggestellt. Derselbe enthält auf 140 Seiten Einleitung die Vorgeschichte des Konzils bis zum Jahre 1539, sodann auf S. 1—448 Dokumente zur ferneren Vorgeschichte von 1536—45; S. 449–512 einen Abschnitt über die Reformarbeiten Pauls III. vor und zum teil während des Konzils; endlich S. 513—88 die Akten der drei ersten Sessionen, nämlich vom 13. Dezember 1545 bis 4. Februar 1546. Für alle Teile des Bandes konnte reichhaltiges, bisher gar nicht oder ungenügend bekanntes Material herangezogen werden, das u. a. auch für die deutschen Reichstage von Augsburg 1530, Regensburg 1532 und 1541 von ganz wesentlichem Belang ist. Um den Band nicht übermäßig zu belasten, wurde die darstellende Einleitung mit dem Jahre 1536 abgeschlossen; nur der letzte Abschnitt reicht in das Jahr 1537 hinüber, weil das Archiv von Mantua zu der Weigerung des Herzogs Federigo Gonzaga, seine Residenz zur freien Malstatt des Konzils zu überlassen, noch unerwartete Ausbeute gewährte. Der Abschluß mit der dritten Sessio wurde gewählt, weil die drei ersten Sessionen noch zur Vorbereitung des Konzils im engeren Sinne gehören und erst mit der vierten die entscheidenden dogmatischen wie reformatorischen Beratungen und Dekrete beginnen. Zu dem noch fehlenden Register ist schon ein beträchtlicher Anfang gemacht, so daß die Ausgabe des Bandes in Bälde erfolgen kann.

Für den nächsten Band, der die Konzilskorrespondenz bis zur Translation nach Bologna und darüber hinaus enthalten soll, hat Oberlehrer Dr. Buschbell in Krefeld die Vorarbeiten abgeschlossen; eine Studienreise an die Nationalbibliothek in Paris erwies sich allerdings für die späteren Konzilsperioden ergiebiger als für die ersten. Für die Drucklegung kann mit Rücksicht auf die Berufsstellung des Herausgebers ein ganz fester Termin nicht anberaumt werden; doch ist beste Aussicht vorhanden, daß dieselbe kurz nach Vollendung des ebengenannten Registers beginnen kann. Auch Prof. Dr. Merkle in Würzburg beschleunigt seine Arbeiten nach Möglichkeit und stellt den zweiten Diarienband in nächste Aussicht. Pfarrer Dr. Postina zu Münchhausen in N.-Elsaß arbeitet an den Akten der Periode von 1551/2 weiter und hat in mehreren belgischen und französischen Archiven, namentlich zu Brüssel, Forschungen angestellt.

Auf dem Gebiete der Nuntiaturberichte geht der Band von Dr. Reichenberger in Regensburg, welcher die kaiserliche Nuntiatur von Ende 1584 bis März 1587 umfaßt, seiner Vollendung entgegen, da der Herausgeber trotz vielfacher Behinderung durch andere Berufspflichten nunmehr auch die Einleitung fertig gestellt hat, so daß der Band binnen kurzem die Presse verlassen kann. Dadurch wird auch Hr. Mathaus-Voltolini zu Rom in die Lage versetzt, an die Fortsetzung dieser Nuntiatur, für die alle Vorarbeiten getroffen sind, die letzte Hand anzulegen. Auch die Kölner Nuntiatur nimmt unter der Hand von Privatdozent Dr. L. Schmitz in Münster ihren Fortgang; das Manuskript für die Jahre 1590 ff. ist soweit druckfertig, daß der Band in die nächste bei Schöningh frei werdende Stelle einrücken kann.

Zur Ausgabe gelangt sind zwei Bände der „Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte", nämlich Bd. 8 von Prof. Dr. Schlecht, Andrea Zamometic und der Basler Konzilsversuch vom Jahre 1482, 1. Bd., Darstellung und Dokumente, zusammen 350 Seiten, und Bd. 9 von Prof. Dr. J. P. Kirsch, Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des 14. Jahrh., 1. Bd. in Stärke von 400 Seiten. Im Druck steht noch das Chronicon actitatorum temporibus Benedicti XIII (Petri de Luna) des Martinus de Alpartil

von F. Ehrle S. J., dessen 1. Bd. mit nunmehr 400 Seiten baldiger Vollendung entgegensieht. Für die nächste Zeit sind sodann außer den genannten vorgesehen: Dr. M. v. Domarus in Wiesbaden: Regesten Papst Hadrians VI. zur deutschen Geschichte 1522—23 und Prof. Dr. Meister in Münster: Die päpstlichen Geheimschriften bis zum Ende des 16. Jahrh., beides Arbeiten, deren Druck zu jeder Zeit beginnen kann.

Die Tätigkeit des römischen Instituts der Görresgesellschaft hat bei der Anwesenheit des deutschen Kaisers in Rom im Mai dieses Jahres sowohl durch Se. Heiligkeit den hochseligen Papst Leo XIII. wie durch Se. Majestät eine sehr huldvolle Erwähnung und Auszeichnung erfahren.

Straßburg i. E., 6. Okt. 1903. **Msgr. Dr. Ehses.**

An Stelle des Hrn. Dr. Göller, welcher zum preußischen Institut in Rom überging trat Anfang November 1903 Hr. Dr. Heinrich Schäfer, bisher in Köln.

Am 30. November überreichte der Leiter des röm. Institutes, Prälat Ehses, Sr. Heiligkeit Papst Pius X. in Privataudienz den 2. (4.) Bd. des Concilium Tridentinum, den ersten Band der Aktenreihe, der die lange Vorbereitung des Konzils und die Akten der drei ersten Sessionen umfaßt. Papst Pius X. nahm den starken Band sehr huldvoll entgegen und sprach seine große Zufriedenheit darüber aus, daß dem Konzil von Trient seitens der Görresgesellschaft so große Aufmerksamkeit geschenkt und zu dessen Erforschung so große Opfer gebracht werden; denn in Trient wurde der katholischen Kirche in Haupt und Gliedern neues Leben eingegossen, und auch jetzt noch ist diese befruchtende, erneuernde Wirksamkeit der Trientiner Dekrete lange nicht erschöpft. Außer den dogmatischen Arbeiten des Konzils, aus denen Ehses besonders das mit der peinlichsten Sorgfalt redigierte und beratene Dekret de justificatione hervorhob, betonte Pius X. mit Nachdruck die Studien zur Bibelkritik, die durch das Konzil so außerordentliche Förderung erfahren haben. Aber hier wie bei den dogmatischen und reformatorischen Arbeiten der Konzilsväter müsse man nicht bei der bloßen Textkritik und der historischen Feststellung der Dinge stehen bleiben, sondern so tief wie möglich in Sinn und Gehalt, Bestimmung und Absicht der ehrwürdigen Dokumente eingehen; denn sonst trenne man die Seele vom Leibe und behalte nur den toten Körper in der Hand.

Ueber die Tätigkeit der archäologischen Abteilung des historischen Instituts wurde in Straßburg ein kurzer Bericht des Herrn Prälaten Dr. Wilpert (Rom) vorgelegt. Nach drei Vorträgen über die älteste Verfassung der römischen Kirche, ihr Verhältnis zum Staat und ihr Bestattungswesen wurden die wissenschaftlichen Ausflüge in die folgenden Katakomben gemacht: der hhl. Lucina, Kallistus, Prätextat, Markus und Marcellianus, Generosa und Nunziatella. Es beteiligten sich die Herren Dr. Göller, Libermann, Schmidlin und Baumstark vom Campo Santo, Dr. Johnen und der deutsche Reichsstipendiat. Dr. Johnen vollendete mit Herrn Palombi, dem Ingenieur der päpstlichen Ausgrabungskommission, den Plan der Katakomben der hhl. Priscilla und Domitilla und begann denjenigen von der Katakombe des Prätextat. Der Druck des vom Referenten verfaßten Werkes über die Malereien der römischen Katakomben wurde (in einer deutschen und italienischen Ausgabe) beendet und vom Verfasser in einer ³/₄ stündigen Audienz Papst Pius X. überreicht. Der hl. Vater ehrte das Werk dadurch, daß er den Verfasser beauftragt hat, ein Exemplar desselben mit einem eigenhändigen Schreiben dem deutschen Kaiser zu überbingen.

V. Vermögenslage und Mitgliederbestand.

Laut revidierter Rechnung schloß das Jahr 1902 ab wie folgt (vergl. den letzten Jahresbericht):

Effektenbestand	M. 44 641.—
Kassabestand bei der Geschäftsstelle J. P. Bachem, Köln, verzinslich zu 4½ %	„ 7 785.65
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	„ 68.80
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	M. 52 495.45
Diese Guthaben betrugen M. 4238.— und die Verpflichtungen M. 9095.04; letztere überstiegen sonach erstere um	„ 4 857.04
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1902	M. 47 638.41

Das Jahr 1903 schließt ab wie folgt:

Effektenbestand	M. 30 915.30
Kassabestand bei der Geschäftsstelle J. P. Bachem, Köln, verzinslich zu 4½ %	„ 2 551.20
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	„ 70.50
Guthaben bei der Geschäftsstelle J. P. Bachem, Köln, verzinslich zu 4½ %	„ 9 000. *)
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	M. 42 537.—

Die Guthaben sind:

Rückständige Beiträge von Mitgliedern (M. 300.—), Teilnehmern (M. 48.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 48.—)	M. 396.—
In 1902 und 1903 gezahlte Beträge betr. historisches Jahrbuch (M. 110.—) und Römisches Institut (M. 375.—), die zurückvergütet werden	„ 485.—
In 1903 gezahlte Privatdozenten-Stipendien, die erst in 1904 zu verrechnen sind	„ 900.—
Zinsen	„ 225.—
	M. 2006.—

Zu übertragen ..... M. 42 537.—

*) Die Höhe dieses Postens bei starker Verringerung des Effektenbestandes ist eine Folge des Defizits. Um beim Jahreswechsel bis zu Einlauf größerer Barmittel aus Mitgliederbeiträgen den laufenden Verpflichtungen nachkommen zu können, wurden 15000 Mk. 3 % Preuß. Konsols veräußert. Hoffentlich bringt das Jahr 1904 die Möglichkeit, einen Teil wieder anzulegen.

Uebertrag..... M. 42 537.—

Die Verpflichtungen sind:

Vorausbezahlte Beiträge von Mitgliedern (M. 760.—), Teilnehmern (M. 111.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 64.—)	M. 935.—	
Für 1903 zu verrechnende, aber erst in 1904 zur Auszahlung gelangende Beträge betreffend Vereinsschriften (M. 47.63) und historisches Jahrbuch (M. 2200)	„ 2247.63	
Die Verpflichtungen betragen somit im ganzen	M. 3182.63	
und übersteigen die vorstehend angeführten Guthaben von	„ 2006.—	
um		„ 1 176.63
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1903		M. 41 360.37
Vermögensbestand am 31. Dezember 1902		„ 47 638.41
Die Wertverminderung des Vermögens gegen den Abschluß von 1902 beträgt demnach		M. 6 278.04

Für 1903 zu verrechnende Einnahmen.

Mitglieder-Beiträge	M. 31 785.—
Teilnehmer-Beiträge	„ 2 406.—
Außerordentliche Zuwendungen [1])	„ 730.—
Für im Buchhandel abgesetzte Vereinsschriften	„ 2 478.88
Aus dem histor. Jahrbuche (Abonnements M. 2672.—, Absatz im Buchhandel und Anzeigen auf dem Umschlag M. 2283.41)	„ 4 955.41
Zinsen von Wertpapieren und Depositen	„ 1 783.15
Gesamt-Einnahme	M. 44 138.44

Für 1903 zu verrechnende Ausgaben.

Für Vereinsschriften (Redaktion M. 600.—; Honorare, Herstellung und Versendung der Vereinsschriften M. 6353.34)	M. 6 953.34
Zu übertragen	M. 6 953.34

[1]) Darunter M. 1000.— von einem ungenannten Freunde der Gesellschaft. In Abrechnung gebracht und bei den Mitglieder-Beiträgen berechnet wurde ein Betrag von M. 300.—, welcher in dem im letztjährigen Bericht angeführten Betrage der außerordentlichen Zuwendungen enthalten war, aber als Zahlung eines neuen Ehrenmitgliedes gelten sollte.

Uebertrag.....	M.	6 953.34
Für das historische Jahrbuch (Redaktion M. 3100.—; Honorare, Herstellung und Versendung des hist. Jahrbuches M. 8144.17; Vergütung für außergewöhnliche Arbeiten beim historischen Jahrbuche M. 120.—; Honorare betreffend „Studien und Darstellungen" M. 298.13; Miete des Bibliothekzimmers M. 50.—; Bureaukosten und Botenlöhne M. 250.—; Zeitschriften-Abonnements und -Einbände M. 155.35; Drucksachen für die Redaktion M. 8.40)............................	„	12 126.05
Für das philosophische Jahrbuch (Redaktion einschließlich der Honorare für die Mitarbeiter)............	„	2 500.—
Für das Staatslexikon (Redaktion und Schreibgebühr M. 2600.—; Honorare für Heft 30 bis 39 M. 2158.20; gestrichener Satz und Korrekturen M. 117.79)............................	„	4 875.99
Für das Römische Institut (Leitung M. 4000.—; Stipendien M. 1400.—; Beschaffung literarischer Hülfsmittel und Kopistengebühren M. 300.—; desgleichen noch für 1902 M. 200.—; für die archäologische Abteilung: Stipendien M. 2250.—; Kosten der Uebungen M. 250.—)............	„	8 400.—
Privatdozenten-Stipendien......................... ...	„	2 700.—
Unterstützung sonstiger wissenschaftlicher Unternehmungen	„	7 668.75
Allgemeine Unkosten (Herstellung und Versendung des Jahresberichtes 1902 M. 889.94; Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1902 M. 200.—; Vergütung an J. P. Bachem, Köln für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle, einschließlich Arbeiten für die Werbung neuer Mitglieder und Teilnehmer M. 2749.15; Auslagen Auswärtiger beim Einziehen von Beiträgen M. 8.60; Kosten der Vorstandssitzung und Generalversammlung in Straßburg i. E. vom 6.-8. Oktober 1903: Reisevergütungen M. 401.—, sowie Drucksachen und Sonstiges M. 383.13; Drucksachen (einschließlich derjenigen für Propagandazwecke) und Materialien M. 181.75; Porti, Kursdifferenzen, Ausgleichung kleiner Minder- bezw. Mehrzahlungen M. 351.38	„	5 164.95
Kursverlust an Effekten	„	27.40
	M.	50 416.48

Die für 1903 zu verrechnenden Ausgaben betragen also	M.	50 416.48
die Einnahmen dagegen, wie vorstehend	„	44 138.44
Es ergibt sich somit (übereinstimmend mit vorseitiger Nachweisung der Vermögenslage) eine Wertverminderung des Vermögens um	M.	6 278.04

Zu vorstehendem Abschlusse ist zu bemerken, daß die für Herstellung, Versendung und Honorare von Heft 4 des hist. Jahrbuches 1903 entfallenden Beträge schätzungsweise eingesetzt wurden, weil das Heft erst Ende Januar 1904 fertig wird. Nicht berücksichtigt sind ferner die Zahlungen, welche Herder & Co. für die zweite Auflage des Staatslexikons an die Gesellschaft leisten werden. Fällig werden dieselben erst nach Fertigstellung des ganzen Werkes, die etwa Mitte 1904 bestimmt zu erwarten ist.

*

Es traten durch Zahlung entsprechender Beiträge in 1903 der Görres-Gesellschaft bei:

als Ehrenmitglieder:

Hans Graf v. Oppersdorff, Oberglogau (O.-S.);

Pfarrer a. D. Zaun, Köln (M. 500);

als lebenslängliche Mitglieder:

Prinz Ludwig von Bayern, München;

Superior Guërber, Straßburg i. E.

Durch den Tod wurden der Gesellschaft u. a. entrissen:

das Ehrenmitglied Kaufmann Karl Walther in Erfurt;

das lebenslängliche Mitglied Kommerzienrat Friedrich Pustet in Regensburg.

Die Görres-Gesellschaft zählte Ende 1903: 32 Ehrenmitglieder, 40 lebenslängliche Mitglieder, 3037 Mitglieder, 807 Teilnehmer und 333 Abonnenten des historischen Jahrbuches; dagegen Ende 1902: 3044 Mitglieder, 783 Teilnehmer und 340 Abonnenten des historischen Jahrbuches.

Es hat sich hiernach vermehrt die Zahl der Teilnehmer um 24; dagegen verminderte sich die Zahl der Mitglieder um 7 und die der Abonnenten des historischen Jahrbuches um 7.

II. **Dr. Albert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. M. 1.50.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** M. 1.80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe u. Tagebuchblätter.** M. 1.80.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** M. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** M. 1 20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494–1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. M. 2.–.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** M. 2.25.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** M. 1.80.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. M. 2.–.

III. **Julius Bachem, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** M. 1 80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** M. 1.80.

III. **Zurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume“.** M. 1.80.

1898. I. **Prof. R. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts** M. 1.50.

II. **Prof. Dr. Heinr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildnis des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. M. 2.–.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. Mit Abbildungen. Geh. M. 2.–.

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** M. 1.50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** M. 2.25.

1900. I. **P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** M. 1.80.

II. **Dr Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** Mit Abbildungen. M. 1.80.

III. **Dr Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** M. 1.80.

1901. I. **Dr. Herm. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876–1901.** Denkschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. M. 1.80.

II. **Dr. Wilhelm Lossen, Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. M. 2,50.

III. **Dr. Jos. Mausbach, Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze u. Aufgaben.** Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Auflage. M. 2,50.

1902. I. **Dr. H. J. Wurm, Die Papstwahl.** Ihre Geschichte u. Gebräuche. M. 2,–.

II. **Prof. J. Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart.** Historisch-geographische Skizzen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres.** Zweite Folge. M. 1.80.

1903. I. u. II. **Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann,** Oberbürgermeister von Bonn (1821–1898). M. 4.–.

III. **Dr. Max Ettlinger, Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie.** M. 1 50.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). Festschrift z. Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewid. v. d. Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt M. 3,60. (Für Vereinsmitgl. u. Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. Festschrift zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlg. Preis: brochirt M. 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten u. Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Festschrift zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt M. 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—24. Band, 1880—1903, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausgegeben von Dr. H. Grauert. I Band, 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900). 114 S. M. 2,—. 2. u. 3. Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—. II. Band. 1. Heft: Dr. Rob. Reichenberger, Wolfgang von Salm, Bischof von Passau. 84 S. M. 1,50. 2. u. 3. Heft: Dr. Franz Fastlinger, Die wirthschaftliche Bedeutung der Bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger. 182 S. M. 3,40. — III. Band, 1. u. 2. Heft: G. Schnürer, Die ursprüngliche Templerregel. 165 S. M. 2 80. 3. u 4 Heft: M. Jansen, Papst Bonifatius IX. und seine Beziehungen zur deutschen Kirche

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 u. 108 Seiten groß 8°. Preis: je M. 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage, Band I, II, III, IV, V, Heft 1—4 (1900—1904).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1—16. Band. 8°. Fulda 1888—1903. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. v. der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte d. Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses u. Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI., von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900. — IX. J. Schlecht, Andrea Zamometic und der Basler Concilsversuch vom Jahre 1482, Erster Theil. — X. Kirsch, Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des 14. Jahrhdts. 1. Bd.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustr. Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901. — Tom. II, bearbeitet von Dr. Ehses, ebend. 1903 (Vorgeschichte bis 1539. Dokumente 1536—45. Reformarbeiten Pauls III. Akten der ersten drei Sessionen).

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstr. 35—43, zu adressieren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die **Teilnehmer** nur den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon**, das **Concilium Tridentinum**, die **Studien und Darstellungen** und die **Quellen und Forschungen**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Dritteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**

" der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.